



Spuren
des
Denkmals
für das
Vaterland
1871



Vaterländischer
Verlag
C. M. G. Müller
Berlin S W 68

**Sündenbekenntnis
Deutschlands
für das
deutsche Volk**



Verlag
von
W. G. Müller
in
Wiesbaden







Hindenburg-Denkmal
für das deutsche Volk





9/1320



Unser Hindenburg.

Nach einem Gemälde von Professor Walter Petersen.

Spindenburg-Denkmal

für das

Deutsche Volk

♦
Herausgegeben

von

Paul Lindenberg

♦

Mitarbeiter: General d. Inf. von Eisenhart Rothe · General d. Inf. von Falk · General d. Inf. Dr. h. c. von François · General Peter Santschew · Major Dr. George von Graevenitz · Dr. Sven Hedin · Generalleutnant Wilhelm Heye · Paul Lindenberg · General d. Inf. Erich Ludendorff · Generalmajor Maercker · Vizeadmiral Eberhard von Mantey · Wilhelm von Massow · Generalmajor Nicolai · Generalleutnant Georg Graf Waldersee · Hauptmann Adalbert von Wallenberg

Künstler: Karl Bauer · F. von Bayros · Arnold Busch · Fritz Grottemeyer · Prof. A. Hengeler · Prof. Anton Hoffmann · Prof. Walther Illner · Prof. Angelo Jank · Prof. Ludwig Koch · Prof. Ludwig Manzel · Prof. Walter Petersen · Prof. Max Rabes · Prof. Hans W. Schmidt · Felix Schwormstädt · W. Starcke · Prof. Karl Storch · Prof. Willy Stöwer · Eduard Thöny · Prof. Hugo Ungewitter · Prof. Hugo Vogel · P. G. Dove
Karl Wagner · Willy Werner

♦

Jubiläums-Ausgabe

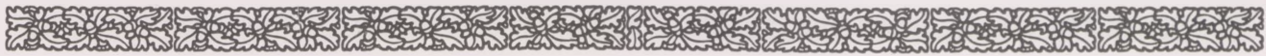
Siebenundsechzigstes bis hundertstes Tausend

Vaterländischer Verlag C. A. Weller / Berlin 1925

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by Vaterländischer Verlag C. U. Weller, Berlin



Druck von G. Kreyfing, Leipzig

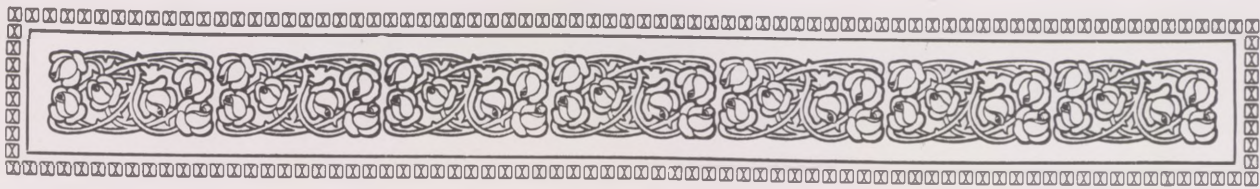


Inhaltsverzeichnis

	Seite
Paul Lindenberg	Unser Hindenburg! 1
Paul Lindenberg	Jugend, schöne Jugendzeit! 19
Oberst Karl Lindner	Vom Leutnant zum General 35
General d. Inf. v. François	Kommandierender General des IV. Armeekorps . . . 49
Wilhelm v. Massow	Wie es zum Kriege kam 57
Generalleutnant z. D. Graf Waldersee:	Vom deutschen Generalstab 69
Paul Lindenberg	Der Sturm bricht los 83
General d. Inf. v. François	Tannenberg 91
Paul Lindenberg	Beim Armee-Oberkommando Hindenburgs während der Schlacht bei Tannenberg 117
General d. Inf. v. François	Masurenschlacht 127
Generalmajor Wilhelm Heye	Das Landwehrkorps mit und unter Hindenburg . . 143
Generalmajor a. D. Maercker	Der Feldzug in Polen im Herbst 1914 159
General d. Inf. a. D. v. Falk	Die Winterschlacht in Masuren am 12. Februar 1915 . 179
Sven Hedin	Im Hauptquartier Ost bei Hindenburg 211
Generalmajor a. D. Maercker	Der Krieg an der Ostfront vom Durchbruch bei Gorlice bis zu ihrer Erstarrung im Winter 1915/16 . . . 221
General d. Inf. a. D. v. Eisenhart Rothe:	Hindenburg und Ludendorff 239
Paul Lindenberg	Chef des Generalstabes des Feldheeres 269
Generalmajor Nicolai	Der Kampf um Troja im Weltkriege 291
Vizeadmiral a. D. Eberhard v. Mantey:	Die Tätigkeit der Marine und Feldmarschall v. Hindenburg Heer, Heimat, Hindenburg 313
General d. Inf. Erich Ludendorff	Hindenburg und die Bulgaren 323
General Peter Gantschew	Die deutschen Angriffe von 1918 331
Hauptmann Adalbert v. Wallenberg	Größe im Unglück 353
Hauptmann Adalbert v. Wallenberg	Hindenburg und das Vaterland 391
Major Dr. George v. Graevenitz	Der getreue Eckart 401







Zur Einführung.

Hindenburg-Denkmal für das deutsche Volk“, das sagt klar und wahr, was dieses Buch sein will!

Es ist heute nicht die Zeit, jenen Helden, die unseres Volkes Söhne im gewaltigsten und blutigsten Ringen aller Zeiten zu Sieg und Ruhm geführt, Denkmäler in Marmor und Erz zu errichten, aber dem Helden, dessen Namen durch die Jahrhunderte leuchten wird, dem gilt dies literarische Denkmal, errichtet aus Dankbarkeit und Verehrung.

In schwerer, gefährvoller Stunde, als die russischen Heeresmassen sich über Ostpreußens fruchtbare Gluren ergossen, Jammer und Vernichtung im Gefolge, als des Reiches Hauptstadt gefährdet schien, als flehende Hilferufe immer dringender ertönten, leuchtete sein Stern auf. Retter ward er uns und Befreier! Tannenberg bildete den ersten Meilenstein seiner Taten, zahllose andere schlossen sich in langer, langer Reihe an!

Er ward der deutsche Heros, auf den Alle, Alle, ob sie in Wehr und Waffen waren oder daheim ihrer Arbeit nachgingen, mit Vertrauen und Hingebung blickten, für Millionen und Abermillionen ward er Zuversicht und Hoffnung, ein Symbol, daß uns aus dunklem Wettergewölk die Sonne wieder schimmern würde. Er hielt die Seelen und Herzen aufrecht, die bangten und litten, die verzweifelten und verzagten, an seiner schlichten Größe, an seiner treuen Pflichterfüllung, seiner nie entmutigten Aufopferung für das Vaterland rankten sie sich wieder empor: Feldherr draußen auf entscheidender Walsstatt, Führer jener zu Haus.

In erhebenden und bitteren Zeiten wurde er der Erzieher seines Volkes, erwarb er sich Volkstümlichkeit, wie sie kaum einem Anderen zuvor zu teil geworden, stand und steht er hoch über der Parteien Haß und Gunst. Williges Echo fanden seine mahnenden und sorgenden Worte, sie schärften das deutsche Gewissen, sie bildeten und bilden auch nach dem Zusammenbruch einen festen idealen Halt, an dem sich alles, was deutsch redet, fühlt und denkt, wieder aufrichten wird zu einer besseren Zukunft unseres teuren Vaterlandes! —

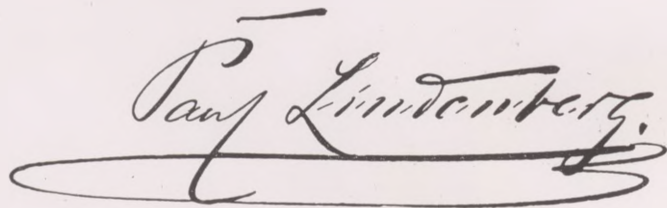
Diesem Manne gilt dieses Buch! Diesem Manne, der gesprochen: „Bis zu meinem letzten Atemzuge wird die Wiedergeburt Deutschlands meine einzige Sorge, der Inhalt meines Bangens und Betens sein!“

Sein Leben und Wirken zu schildern, gerade jetzt zu schildern, wo wir uns in tiefer Not befinden, uns mit ihm und seinem inneren Wesen zu beschäftigen, mit seiner Reinheit, Größe und Hilfsbereitschaft, seiner Bedeutung jetzt und einst, war ein sich aufzwingendes und gern erfülltes Gebot! Ein Vorbild heut und fernerhin!

Noch lebt dieser Mann, unser Hindenburg, — Gott sei es gedankt — unter uns; noch umgeben ihn jene getreuen Mitkämpfer und Mithelfer, von denen ein stattlicher Teil die Denksteine zu diesem literarischen Denkmal herbeigetragen. Dies ein wichtiges Merkmal des Werkes, das Namen von hellem Klang vereint, in enger Gemeinschaft mit einer Zahl hervorragender Künstler, die das Geschehen der großen Zeit mit Farbe und Stift eindringlich und meisterhaft festgehalten, nicht in den eigenen stillen vier Wänden, sondern inmitten unserer Kämpfer und Krieger, denen wie ihren Nachkommen dies Buch gleichfalls ein Denkmal sein soll und sein wird!

Und noch von etwas anderem kündet uns dies Buch: daß es möglich ward, trotz der Ungunst der Gegenwart, unter der das Buchgewerbe besonders schwer leidet, es so schön und stattlich herzustellen — ein Sieg deutscher Arbeit und Tatkraft!

So gehe es hinaus in volkstümlichem Geist — möchte es überall ein freundlich Willkommen finden als Gedenkwerk unseres Helden, als Wahrzeichen des machtvollen Völkerreingens, als Erinnerung für Alle, die mitgestritten und mitgelitten, als Denkmal aber auch für Jene, die ihr Blut gelassen für die Sicherheit des heimischen Herdes! — —

A handwritten signature in black ink, reading "Paul Lindenberg". The signature is written in a cursive style with a large, sweeping underline that extends across the width of the text.

Zur dritten Auflage.

In kaum erhofftem Maße hat das „Hindenburg-Denkmal“ Verbreitung im deutschen Volke gefunden. Die vielen Tausende von Exemplaren, die heute Kunde geben über Art und Wesen unseres großen Feldmarschalls, bedeuten in der Tat ein Denkmal, wie es würdiger und lebendiger kaum gedacht werden kann. Mit froher Genugtuung und mit stolzer Zuversicht auf die Wiedererstarkung unseres Volkes läßt der Verlag die dritte Auflage des Werkes hinausgehen mit dem Wunsche, daß jedes deutsche Haus sich ihr erschließen möge, zum Ruhme unseres Helden, zum Heile unseres Volkes.

Berlin, April 1924.

Vaterländischer Verlag C. U. Weller



Unser Hindenburg!

Von

Paul Hindenburg.

Es wallt aus allen deutschen Gauen
Ein ganzes Volk im Geist zu Dir,
Um Dir in Ehrfurcht und Vertrauen
Dankebar zu huld'gen für und für.
Es schlagen Millionen Herzen
Zu Dir voll Zuversicht hinan,
Und Liebe zündet ihre Kerzen
Für Dich auf Dolksaltären an!"

Na, so war es, an jenem unvergeßlichen 2. Oktober 1917, an dem unser Hindenburg seinen 70. Geburtstag gefeiert. „Unser Hindenburg“ — der Tag zeigte es so recht, wie sehr er unser war, unser Aller, im Felde wie in der Heimat, jenseits eisstarrer Gebirge und rauschender Weltmeere, überall dort, wo deutsche Herzen schlugen — schlugen in Verehrung und Dankbarkeit für jenen einen Mann, in dem ganz Deutschland den Helden verkörpert sah, der ihm Sieg und Frieden bringen sollte, zu dem Alle gläubig und vertrauensvoll hinblickten als zu dem festen Hort im ungeheuren Geschehen weltgeschichtlicher Ereignisse! —

Ja, dieser 2. Oktober, beschienen von goldener Herbstsonne, wer ihn miterlebt, dem ward er zum unvergänglichen Denkstein im nimmer modernden Schatze treuer, herrlicher Erinnerungen!

Ein Nationalfesttag war es, ein Feiertag im schönsten Sinne des Wortes für das gesamte deutsche Volk, das jeglichen inneren Zwist und Hader vergaß, das sich einte in neidloser Bewunderung und Anerkennung für den Feldmarschall, der den Stolz des Vaterlandes bildete und immerdar, was uns auch die verhängte Zukunft an Freud und Leid bringen mag, bilden wird! In diesem Gefühl fanden sich alle Kreise, alle Berufe, alle Parteien zusammen, da schloß sich keiner grollend aus, da waren Alle freudig bereit, ihm, unserem Hindenburg, Glück und Segen, Heil und Kraft zu wünschen, ihm, dem seltenen, dem großen Manne, dessen ganzes Fühlen und Denken, Wollen und Handeln nur dem Wohle des Vaterlandes galt!

Wie schön, daß ein Mensch einem ganzen Volke solchen Freudentag bescheren kann! Daß er alle Seelen zu erheben vermag aus drückender Sorge, aus den Lasten der Arbeit, aus Ungewißheit und Unrast, aus Hangen und Bangen, daß sie voll die Weihe und Bedeutung des Tages und jenes, der einst an ihm das Licht der Welt erblickt, erkennen und mit warmer Liebe teilnehmen an den Ehrungen, die ihm so froh und willig dargebracht wurden. Nicht nur dem Soldaten allein galten sie, nicht dem Offizier, der mit vorbildlicher Hingebung seine Pflicht erfüllte und das Größte, das er leistete, nur eben als seine Pflicht betrachtete, sondern auch seiner starken Persönlichkeit, von der soviel edle Menschlichkeit ausstrahlt, und an der Unzählige

sich erhoben, dem fernigen deutschen Manne voll Schlichtheit und Festigkeit, ohne Überhebung, ohne Eitelkeit und Herrschsucht, bescheiden und zurückhaltend, doch nie zaghaft und ungewiß, sich und seinen Zielen treu in ruhiger Würde und ernster Entschlossenheit. Selbst die Feinde, die sonst alles beieferten, erkannten Hindenburgs Größe an und neideten ihn uns.

Der Feldmarschall hatte gebeten, von allen ihm zugedachten Festlichkeiten und Glückwünschen Abstand zu nehmen, da die Zeit zu ernst sei für Feste, und er selbst durch drängende Arbeit gehindert sei, um persönliche Glückwünsche entgegenzunehmen oder zu beantworten.



Am 70. Geburtstage: Der Kaiser begibt sich früh zur Wohnung Hindenburgs.

Nach einer Aufnahme von Ph. Doest & Söhne, Bad Kreuznach.

Aber: wes das Herz voll ist, des geht es über! Und das deutsche Herz war voll und ging über! In Stadt und Land wehten Banner und Fahnen, wurden die Böller gelöst, erschollen vaterländische Gesänge, wurde in Wort und Bild, in Schulen und Vereinen, des Helden gedacht. In eindrucksvollster Weise am Eisernen Hindenburg im Berliner Tiergarten, auf den mit goldflimmernden Grüßen die Ruhmesgöttin der Siegessäule herabsah. Viele Tausende waren am Nachmittag hier versammelt, eine Militärkapelle spielte, in markigen Worten feierte Hofprediger Doehring den Feldmarschall als Heerführer und Menschen: „Hindenburg ist die Reckengestalt, die Ostpreußen uns wiedergab, der an den Westgrenzen den Feind zum Stehen brachte, und der Held, auf dem unsere Zuversicht auf den Endsieg beruht. Das deutsche Volk hat die Pflicht, sich das Bild dieses Mannes tief ins Herz zu schreiben, damit das Gottvertrauen Hindenburgs, seine innere Kraft und seine eiserne Manneszucht unserm Volke die Kraft verleihen, allen seinen Feinden zu trotzen.“ . . . Als der Redner das Hoch auf den Gefeierten ausbrachte, wurde es von der Menge begeistert aufgenommen. „Deutschland, Deutschland über alles“, sangen dann die Tausende mit freudiger Zuversicht. In diesem Augenblick kam vom Westen ein Fluggeschwader heran. Sechs Fahrzeuge zogen am Denkmal in Parade vorüber, umkreisten es, flogen ganz niedrig über den Scheitel Hindenburgs hin und erhoben sich dann, dem Auge kaum erkennbar, in die Lüfte.

Auch in den anderen deutschen Hauptstädten, in München, Stuttgart, Dresden, Karlsruhe usw. fanden erhebende Feierlichkeiten statt, in Hamburg sangen die Jungens auf der Straße nach einer gerade volkstümlichen Weise mit hellen Stimmen:

„Hindenburg, bist unser Hoffnungstern,
Hindenburg, wir haben dich bannig gern,
Hindenburg, bist ein schneid'ger Mann
Und schaffst, was kein anderer kann.
Hindenburg, schlag die Russen platt,
Hindenburg, mach uns alle satt.
Hindenburg, wir gratulieren schön,
Wünschen, du darfst bald zu Muttern
gehn.“

In all dem Jubel und Trubel vergaß man nicht der Armen und Ver-



Am 70. Geburtstage: Der Kaiser und Hindenburg.

Nach einer Photographie.

Hindenburgs Geburtstagsbitte.

Aus manchem ersehe ich, daß man in freundlicher Gesinnung besonderen Anteil an meinem bevorstehenden 70 jährigen Geburtstage nehmen will. Ich bitte, von allen Festlichkeiten und Glückwünschen, die mir zugegedacht werden, Abstand zu nehmen. Unser aller Zeit ist zu ernst für Feste, meine Zeit zu sehr durch Arbeit in Anspruch genommen, um persönliche Glückwünsche entgegenzunehmen oder zu beantworten. Wer an meinem Geburtstage für Verwundete und Hinterbliebene sorgt, in seinem Herzen das Gelübde zum zuverlässigen Durchhalten erneuert, und wer Kriegsanleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe.

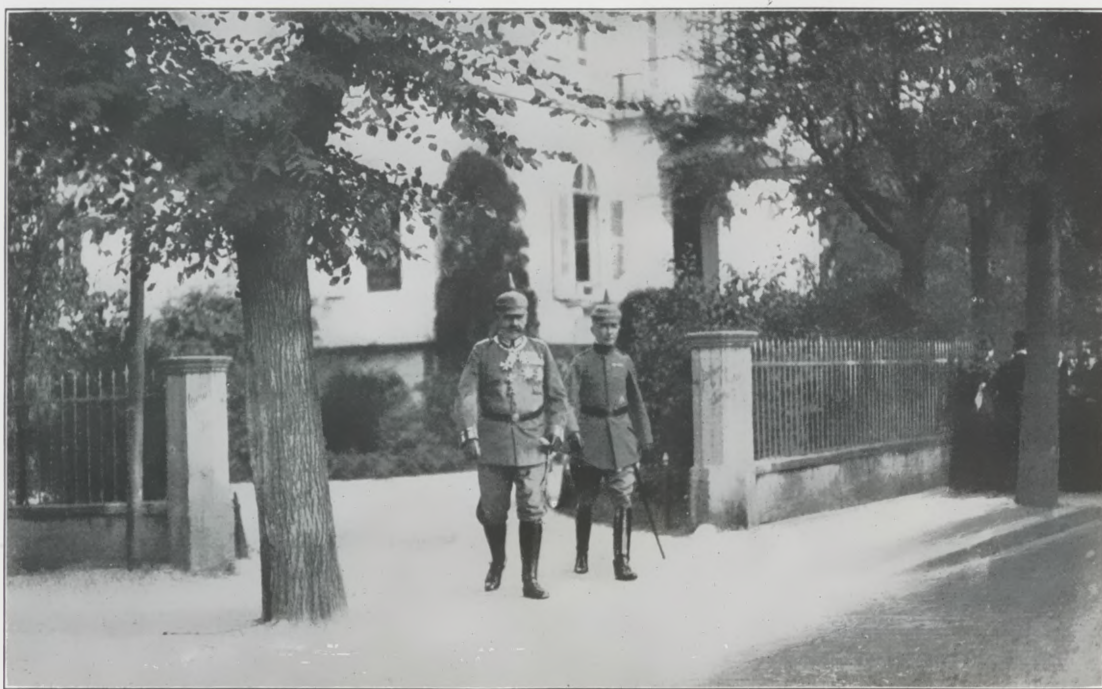
Großes Hauptquartier, den 9. Sept. 1917.

von Hindenburg

Generalfeldmarschall.

wundeten. Die Hindenburgspende der deutschen Städte, zu der Berlin allein 100 000 Mark beigesteuert, erfuhr willkommenste Vermehrung, nicht minder die Zeichnungen für die neue Kriegsanleihe.

Froh und freudig wurde der Tag in Kreuznach, dem von Weinbergen anmutig umrahmten Sitz des Großen Hauptquartiers, begangen! Buntfarbig flatterte es von Dächern, Balkonen und Fenstern, in den Schaufenstern Büsten und Bildern des Gefeierten, allerorts Blumen- gewinde und Tannenfränze, überall verklärte Gesichter und die Freude, den Ehrentag an dieser Stelle erleben zu können. Schon in aller Frühe herrschte auf den Straßen geschäftiges Treiben, von 7 Uhr an bereits strömten Tausende zu Hindenburgs Wohnung, einer in der König-, jetzt Hindenburgstraße gelegenen Villa, um nichts zu



Hindenburg verläßt mit seinem Schwiegersohn Rittmeister von Penz am Morgen des 70. Geburtstages seine Wohnung in Kreuznach.

Nach einer Aufnahme von Ph. Does & Söhne, Bad Kreuznach.

versäumen, und als eine Stunde später die Schulkinder erschienen, um von dem Heim des Feldmarschalls bis zum Sitz seiner Arbeitsstätte im Hauptquartier, dem gartenumfriedeten, ehemaligen Hotel Oranienhof, Spalier zu bilden, da war ein Durchkommen nur schwer möglich. Ein reizender Anblick, diese festlich gekleidete Jugend, sorgsam gewundene Girlanden und duftige Blumensträuße in den Händen, die Mienen spannungsvoll erregt, zappelnd vor ungeduldiger Erwartung.

Als erster erschien beglückwünschend im blumengeschmückten Heim, in denen die treue Gemahlin des Feldmarschalls und die beiden Töchter sowie der Sohn anwesend waren, der Kaiser, der seinem ruhmreichen Generalstabschef seine innigsten Wünsche ausdrückte, neben seinem tiefgefühlten Dank für all seine der Geschichte angehörenden Taten. Er überreichte zur Erinnerung seine in Marmor ausgeführte Büste und teilte dem Feldmarschall mit, daß er ihn à la suite des Oldenburgischen Infanterie-Regiments 91, mit dem Hindenburg sich stets besonders verbunden gefühlt, gestellt habe.

Gleich nach dem Kaiser verließ Hindenburg, von seinem Schwiegersohn, Rittmeister von Penz begleitet, seine Wohnung, um sich, wie an jedem anderen Tage, zur gewohnten Stunde nach dem Hauptquartier zu begeben. Kaum ward seine mächtige Gestalt vor der Tür sichtbar, da umbrauste ihn der Jubel, immer von neuem anschwellend, während Sieger niedrig kreisten und Kränze wie Lorbeerzweige abwarfen, nebst Glückwünschen in Gaben deutscher Dichter, von denen hier nur eine folgen mag:

„Heut müßten Deutschlands alte Eichen
Im Schmuck des jungen Lenzes stehn,
Und Jubellieder ohnegleichen
Erklingen über Deutschlands Höhn,
Und alle Büsche müßten tragen
Ihr farbenfrohestes Blütenkleid,
Weil heut Millionen Herzen schlagen
In unerschöpfter Dankbarkeit. — —

Und mag der finstre Kriegsgott dräuen
 Mit harter Saust der Heimatflur,
 Wir wollen heut vor dir erneuen
 Der alten Treue heil'gen Schwur:
 Wenn uns von allem nichts mehr bliebe, —
 Wir stehen fest im Kampf und Schmerz!
 Dir aber schlägt in heil'ger Liebe
 Zu aller Zeit Alldeutschlands Herz!"

Einen schier unerschöpflichen Blumenregen streuten dem Helden die Kinder auf den Weg, und Blumensträuße wurden ihm von den Auserwählten der einzelnen Schulen überreicht. In straffer Haltung, in nichts den Siebzigjährigen verratend, schritt er, auf einem wahren Blumenbeet, durch die Reihen, deren Jauchzen und Frohlocken kein Ende nahm; freundlich grüßte er nach allen Seiten, man sah ihm an, wie wohl ihm diese stürmisch-jugendliche Huldigung tat.

Vor dem Gebäude des Hauptquartiers hatten sich die Offiziere desselben unter Führung General Ludendorffs aufgestellt. Letzterer richtete an den Feldmarschall eine kurze militärische und doch von stärkstem Gefühle getragene Ansprache, auf die der Gefeierte mit schlichten Worten, die voll ergreifender Bescheidenheit waren, antwortete. Er wies auf General Ludendorff hin als auf den treuen Mitarbeiter, dem ein guter Teil all des Schönen gebühre, das man ihm darbrächte; er forderte den Kreis seiner Mitarbeiter auf, gemeinsam mit ihm treu weiter zu arbeiten bis zum letzten Siege, und er schloß mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser und obersten Kriegsherrn.

Dann wandte sich Hindenburg zu den unter schattigen Bäumen in einem großen Kreise aufgestellten Vertretern der städtischen Behörden, Abordnungen von Vereinen und verwundeten, ihrer Genesung entgegengehenden Soldaten aus den Lazaretten. Als Sprecher



Am 70. Geburtstag: Hindenburg begibt sich mit seinem Schwiegersohn Rittmeister von Penz zum Hauptquartier.

Nach einer Photographie.



Am 70. Geburtstage: Begrüßung Hindenburgs durch die Schuljugend.

Nach einer Aufnahme von Ph. Doos & Söhne, Bad Kreuznach.

dieser aller, die ihre Wünsche bringen wollten, redete der Landrat zu dem Generalfeldmarschall. Er sagte ihm, was Hindenburg dem deutschen Volke geworden sei, wie das deutsche Volk verehrungsvoll und gläubig auf ihn blicke. Und er sprach aus, daß er und alle hier Versammelten kein besseres Geschenk zu geben wüßten, als das heilige Gelöbniß treuer Gefolgschaft und unbedingten kampffreudigen Durchhaltens bis zum siegreichen Ende. Der Feldmarschall dankte mit warmen Worten für die Wünsche und für das schöne Versprechen der Männer, und er rief ihnen mit erhobener Stimme zu: „Tun Sie noch mehr, kämpfen Sie mit mir auch gegen jene Wenigen im Lande, die noch weichlich und flau sind, kein Mann im Reiche darf uns fehlen, wenn über die Zukunft des Reiches, über die Zukunft unser aller da vorne blutig entschieden wird.“ Und wieder hier wie vorher im Kreise seiner Offiziere wies er auf General Ludendorff als auf seinen besten Helfer und auf das Heer, ohne dessen wunderbare Tüchtigkeit kein Gedanke zur Tat, kein Plan zum Siege werden kann! Er schloß mit einem dreifachen Hoch auf den Kaiser, das, vielschallig aufgenommen, jubelnd wiederhallte. Dann umschritt er den Kreis der Festgäste, sprach mit vielen von ihnen und verweilte besonders lange bei den verwundeten Kriegern und den Veteranen aus den Jahren 70/71, ihnen die Hand reichend und von gemeinsamen Erlebnissen plaudernd.

Daran schloß sich im Hauptquartier selbst, während die Vereine mit Militärmusik abmarschierten, die Beglückwünschung der Militärbevollmächtigten der Verbündeten, der Empfang einzelner Abordnungen von Offizieren und Mannschaften jener Regimenter, zu denen der Feldmarschall als Chef oder à la suite Beziehungen hatte, und sonstiger Beglückwünschenden, auch einer Abordnung der Wahlstatter Kadettenanstalt. Als der Sprecher der

christlichen Gewerkschaften versprach, alles tun zu wollen zur möglichsten reibungslosen Aufrechterhaltung der inneren Wirtschaft, da äußerte Hindenburg, dies sei ihm mit das liebste Geburtstagsgeschenk. Aber auch an diesem bedeutsamen Tage fiel der gewohnte Vortrag über die Lage auf den Kriegsschauplätzen nicht aus und ging die Arbeit ihren Gang.

Die Mittagstafel beim Kaiser vereinte Hindenburg mit seinen Getreuen; auch der Reichszkanzler Dr. Michaelis war aus Berlin erschienen und hatte seine Glückwünsche und jene des Reichstages dargebracht. Bei der Tafel feierte der Kaiser den Feldmarschall als Feldherrn und Heroen des deutschen Volkes. Gleich König Wilhelm und seinen Paladinen sei es ihm vergönnt, in hohem Alter noch Taten weltgeschichtlicher Größe zu vollbringen. Der Kaiser dankte ihm dafür im Namen des ganzen Heeres und Volkes. Die geliebte und verehrte Gestalt des Feldmarschalls werde in kommenden Jahrhunderten sagenhaft umwoben werden. Er wünschte, daß Gott ihn für weitere Taten erhalte zum siegreichen Ende des Kampfes, aus dem ein starkes, gesundes und geachtetes Deutschland hervorgehen werde. — In seiner bewegten Antwort dankte Hindenburg dem Kaiser für das in ihn gesetzte Vertrauen, das er mit Heer und Volk rechtfertigen werde und brachte das Hoch auf den obersten Kriegsherrn aus.

Nachmittags fand ein großes Volksfest statt, von Tausenden besucht, mit Musik und Reden, und hoch gingen auch hier die Wogen der Begeisterung. Der Tag schloß übrigens mit ganz unvorhergesehenen und unerwünschten „Knalleffekten“; als man im „Oranienhof“ abends beim Glas Bier in kleinerem Kreise zusammensaß, erhob sich mit einem Male ein ungeheures Gefnattere und Gedonnere: feindlicher Sliederangriff! Die Adjutanten baten den Kaiser, den für diese Fälle vorbereiteten gesicherten Raum aufzusuchen, und als dies der Kaiser lächelnd abwehrte, wandten sie sich an General Ludendorff, damit er die Erfüllung ihrer Bitte veranlasse, was erst nach längerem Zögern geschah, nachdem auch Hindenburg den Kaiser darum gebeten. — —

Mit freudigen Gefühlen wird stets ein junger Mitbürger Kreuznachs, das damalige kleine Strißen, der sechsjährige Sohn des Obersteuerinspektors Kemper, an den Geburtstag zurückdenken. Ihm sandte Hindenburg sein Bild zu mit der Widmung: „Meinem treuen Ulanenposten



Am 70. Geburtstage: Hindenburg und Ludendorff vor dem Kurhause in Kreuznach.

Nach einer Aufnahme von Heinrich Schüttrumpf, Bad Kreuznach.



Am 70. Geburtstage: General Ludendorff hält an Hindenburg seine Ansprache.

Nach einer Photographie.

daß er ja nun nicht mehr Infanterist, sondern Kavallerist sei und anders präsentieren müsse, und zeigte es ihm. Fritschen hatte es schnell heraus. „Ja, jetzt klappt's fein,“ bemerkte Hindenburg lächelnd, der selbst an jenem ereignisreichen 2. Oktober seines „treuen Ulanenposten“ gedacht! —

Das Heim des Gefeierten konnte kaum die duftigen Blumenspenden und sonstigen Gaben der Liebe und Verehrung bergen. In ganzen Stößen waren Telegramme und zu tausenden Briefe und Karten aus allen Teilen Deutschlands eingetroffen, neben den Handschreiben und Drahtgrüßen der Herrscher, darunter Kaiser Karl von Österreich, König Ferdinand von Bulgarien, dem Sultan, den Königen von Bayern und Württemberg, den übrigen deutschen Bundesfürsten usw. Auch an neuen Ehrenbürgerbriefen fehlte es nicht, so von Hamburg, Bremen, Eisenach, Düsseldorf, Düren, Wesel, Stettin, Koblenz, Bochum, während die Universität Göttingen in einer Ehrenurkunde ihm mitteilte, daß seine Büste neben jener Bismarcks in der Aula aufgestellt würde. Der Magistrat von Hannover widmete als Geburtstagsgabe ein von Lenbachs Meisterhand gemaltes Bildnis Moltkes, der Generalstab ein Album mit Bildern der zu ihm gehörenden Offiziere, das Infanterieregiment von Hindenburg ein Gemälde, einen deutschen Sturmangriff auf französische Gräben darstellend, die Unteroffiziere und Mannschaften des großen Kreuzers „Hindenburg“ ein Bild des letzteren, die in der Schweiz internierten Angehörigen des 3. Garderegiments 3. S. die plastische Wiedergabe eines Kämpfers aus der Sommeschlacht, die Kreuznacher Behörden malerische Ansichten der Stadt, der Magistrat von Solingen einen Ehrensäbel mit der eingravierten Widmung:

„Dein Schwert ist gut,
 Stahlhart und scharf,
 Es schlug dem Feinde grimme Wunden.
 Schwer Deine Faust,
 Es spürt's der Feind,
 Daß er in Dir den Mann gefunden.

Kein andres Schwert
 Tut Dir drum not,
 Solange die Kanonen singen,
 Doch nachher trag
 Das Ehrenschwert
 Der Stadt der guten Klingen.“

zur Erinnerung an 1917. von Hindenburg, Generalfeldmarschall.“ Damit hatte es folgende Bewandnis: In einer Straße Kreuznachs, die der Feldherr täglich entlangschritt, stand vor der Tür eines Hauses ein Jüngelchen und präsentierte sein Holzgewehr. Hindenburg grüßte, trat heran und zeigte ihm, wie das Gewehr gehalten werden müsse, ihn nach seinem Namen fragend: „Fritschen.“ Und Fritschen war Tag für Tag zur Stelle. Einmal sagte ihm Hindenburg: „Morgen brauchst du noch nicht um 12¼ da zu sein, ich komme erst um 12¾.“ — Dann wurde Fritschen ein paar Tage krank, und als er wieder seinen Posten bezogen hatte, erkundigte sich der Feldherr nach seinem Befinden, ihm die Hand schüttelnd. Als dann bald danach der Kleine in einem Ulanenhelm präsentierte, machte ihn Hindenburg aufmerksam,

Neben diesen und zahllosen anderen wert- und gedenkvollen Gaben erblickte man solche schlichter Beschaffenheit, die in oft rührender Weise Zeugnis ablegten von tiefer Liebe und Dankbarkeit. Auch aus dem Felde, aus Nord, Süd, Ost und West, waren sie zahllos eingegangen, nach tausenden Karten und Briefe, oft von ungelener Soldatenhand geschrieben.

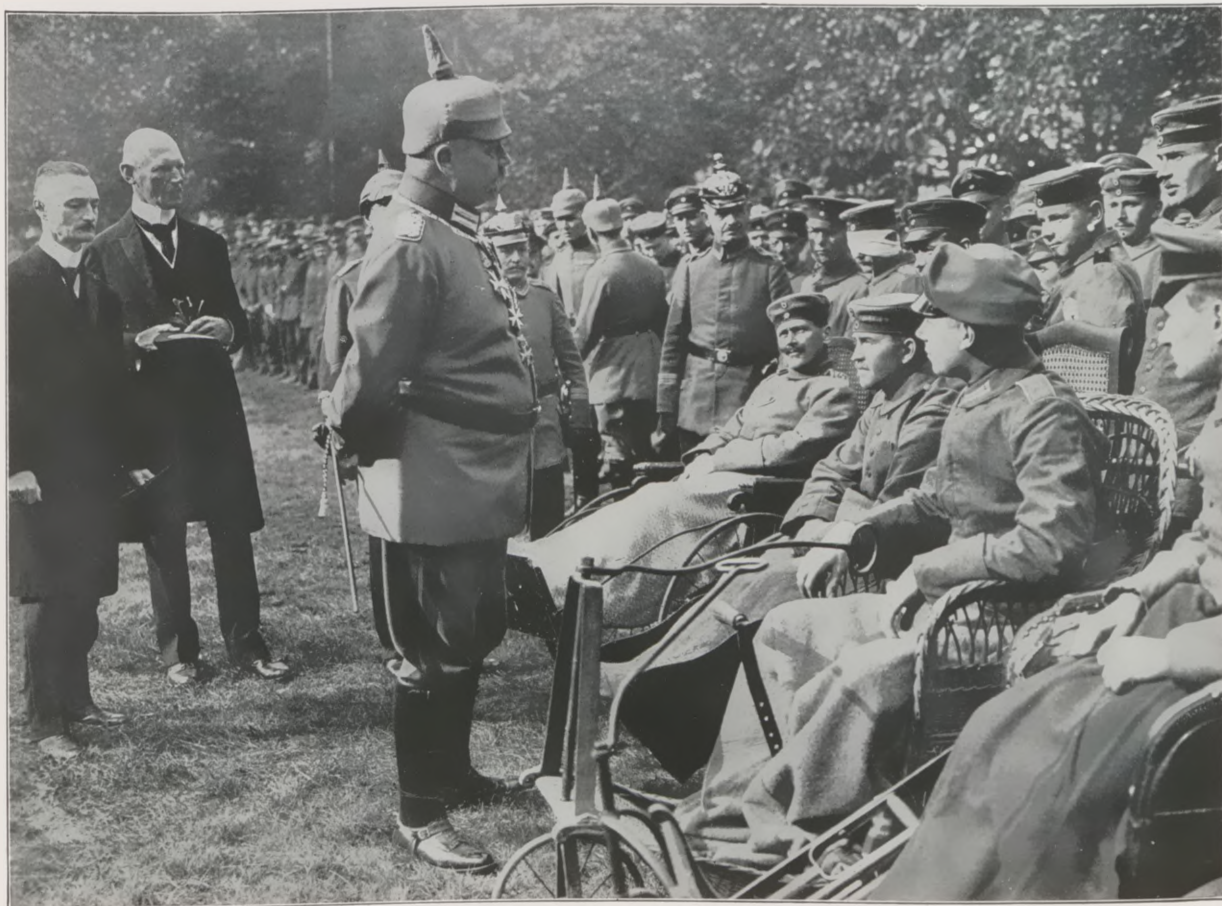
Denn in den äußersten Schützengraben gedachte man innigst des Feldmarschalls, wie er ja stets zuerst und überall seiner Soldaten gedachte.

„Alarm! Kamerad, was soll das Geläute? —
Achtung! Hindenburgs Geburtstag ist heute.
Er will keinen Glückwunsch auf Schreibpapier,
Auf dem Posten sein, durchhalten sollen wir.
Nichts Besseres können wir ihm schenken,
Er hat es gesagt. Drum, wenn wir gedenken
Des Feldmarschalls heut', so geloben wir:
Die Wacht an der Yser hält hoch ihr Panier!
Sie steht ihren Mann von Lille bis zur See,
Das ist das Geschenk der 4. Armee!“ —

So hieß es kraftvoll in der „Kriegszeitung der 4. Armee“.

Treue, echt soldatische Gesinnung durchwehte die Worte der „Kriegszeitung der 14. Infanterie-Division“:

„Lebten wir in friedlichen Tagen, dann würde der zweite Oktober, der Tag, an dem der Feldmarschall von Hindenburg sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, ein wirklicher Feiertag



Am 70. Geburtstage: Hindenburg begrüßt die Verwundeten.

Nach einer Photographie.



Am 70. Geburtstage: Hindenburg begrüßt die Vertreter der Kriegervereine.

Nach einer Photographie.

für das ganze deutsche Volk sein, ein festlicher Tag, dem auch der äußere Glanz nicht fehlen würde. Denn in ihren Großen ehrt die Nation sich selbst, und Hindenburg steht für uns heute schon, obwohl der Friede noch nicht erkämpft ist, in der Reihe der ganz Großen des Reiches, dem Liebe, Verehrung und Dankbarkeit ohnegleichen bis zur letzten Hütte im Land sicher sind. Er hat unsern Sieg über die feindlichen Millionen so fest verankert, daß den uns niemand mehr entreißen kann, ihm als dem Retter des Vaterlandes reicht das deutsche Volk in unbegrenztem Vertrauen heute schon den wohlverdienten Lorbeer.

Der Krieg, der alle Kräfte und jede Stunde in Anspruch nimmt, verbietet es uns, den großen Mann so zu ehren und zu feiern, wie es unser Herz gerne tun möchte. Er selbst ruft uns zu: „Unser aller Zeit ist zu ernst für Feste“. Aber schließlich kommt es auf die Form der Ehrung nicht an. Die Dankbarkeit bedarf nicht des lauten Schalls. Sie ist Sache des Herzens und zeigt sich am herrlichsten in der Tat. „Wer an meinem Geburtstage für Verwundete und Hinterbliebene sorgt, in seinem Herzen das Gelübde zum zuversichtlichen Durchhalten erneuert, und wer Kriegsanleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe,“ — in diesen schlichten Worten zeigt uns Hindenburg selbst, wie man in dieser ernsten Zeit ihn ehren soll: indem wir Zuversicht und Vertrauen haben und opferwillig sind bis zum Ende. Wir hier draußen nehmen diese Mahnung des Feldmarschalls freien Blicks und guten Gewissens entgegen. Seit den Tagen von Tannenberg leuchtet's aus jedem Soldatenaugen, schlägt's in jedem Soldatenherzen: der unbedingte Glaube an ihn, den Führer, dem jeder folgt. Schrecken und Grauen, Dreck und Blut, Not und Tod, sie werden ertragen und erlitten, weil jeder weiß, daß es so sein muß, wenn der Führer sein Ziel, unser aller Ziel, den Sieg, erreichen will. Unzähligemale, ob im unwiderstehlichen Angriff, ob in blutiger Abwehr, hat er uns zum Sieg geführt. — — Hindenburg selbst ist uns allen ein leuchtendes Vorbild im Glauben an unsere Unbesiegbarkeit und in der Hingabe der letzten Kräfte für das Vaterland. Wäre er ein Zweifler gewesen, hätte er nicht oft mit beispielloser Kühnheit den Wurf gewagt im Vertrauen auf seine Soldaten, stände heute vielleicht noch der Feind im Land. Und wie er schon in den deutschen Einigungskriegen auf den Schlachtfeldern in Böhmen und Frankreich gekämpft und geblutet hat, so gilt sein siebenzigjähriges Leben auch jetzt noch von früh bis spät einzig und allein dem Vaterland. Lassen wir seinen Geist, den echten Hindenburggeist, auf uns wirken. Das wird ihm Freude machen, und daraus

wird er auch wieder neuen Glauben und neue Kraft für seine schwere und verantwortungsreiche Arbeit schöpfen." —

Die „Kriegszeitung von Baranowitschi“ schrieb unter dem Titel: „Was schenken wir unserm Hindenburg zum 70. Geburtstage“:

„Wenn es wahr ist, was ein alter Philosoph sagt, daß jedes Tierlein, jede Pflanze, jedes Mineral, kurz jedes erschaffene Ding im Menschengeschlecht irgendeinen großen Mann sein eigen nennt, der als sein Vertreter, sein Dolmetscher auftritt, der sein Wesen ganz zu erschöpfen und zu nutzbringendem Leben zu erschließen vermag, so brauchen wir nach dem Manne, der es ureigens mit dem Soldatenherzen versteht, nicht lange zu suchen. Vater Hindenburg ist in diesem Sinne ein Herzspezialist, ein Erforscher der feldgrauen Seele, ein Er-



Überreichung von Geschenken am 70. Geburtstage.

Nach einer Photographie.

gründer des schlichten Soldatengemüts, wie man ihn auf keiner noch so gelehrten Hochschule, auf keiner noch so berühmten Kanzel findet. Was ist es, das uns in seine Gewalt gebracht hat, was ist es, daß wir zu ihm aufblicken wie zu einem geliebten Freunde? Ist es der Wille des Russensiegers, der uns zwingt, das Genie des Feldherrn, das uns fesselt, die Güte seines Auges, die uns lockt, sein ehrwürdiges Alter, das uns Achtung gebietet? Wie wenige von uns haben ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen; und doch spüren wir alle sein festes, ruhiges Wesen bis hinaus in den äußersten Sappenkopf. Wie wenig wissen wir von seiner eigentlichen stillen Arbeit; und doch würde keiner murren, dem er den Befehl gäbe: „Harre aus und stirb auf deinem Posten! Es muß sein.“ Welches jammervolle Kriegsknechtlein, es mag auf Gott und die Welt schimpfen, wäre so schlecht, daß es seinen Namen verunglimpfte, und welche Partei gäbe es, die nicht seinen Namen auf ihr Panier schreiben möchte? Daß dieser alte Mann der ganzen deutschen Jugend Meister geworden ist, liegt tiefer begründet als in der Achtung vor dem Erfolg oder dem Hunger nach Menschengröße, der Götter sucht. Vertrauen und Vertraulichkeit ist es wie zwischen Mann und Weib, was ihn mit der unvergleichlichen

deutschen Armee verbindet, der Drang nach Ergänzung zwischen zweien, die einander wert sind, die gegenseitige Achtung des Großen vor dem Großen, die liebende Anerkennung vollbewußter Kraft vor dem Gewaltigen, der den Mut fand, sie zu wecken. Daß er schonend und gütig gegen sie war, wenn er konnte, hart und fordernd, wenn er mußte, das danken ihrem Hindenburg die deutschen Soldaten. Wir wollen unseren großen Führer zu seinem siebenzigsten Geburtstage keine Telegramme aufsetzen und keine Liebesgaben schicken. Wir wollen ihm, jeder für sich, unsere Herzen schenken; denn er ist ihr fester Haushalter. Wenn Wünsche Ge-



Besuch des Kronprinzen bei Hindenburg im Großen Hauptquartier gelegentlich des 70. Geburtstages.

Nach einer Aufnahme von Heinrich Schürumpf, Bad Kreuznach.

walt und Gebete Kraft haben, so segnet der Himmel sein treues Wesen und unseren aufrichtigen Willen in fruchtbarer Wechselwirkung bis zum Siege."

Und das felsenfeste Vertrauen der Soldaten auf „ihren“ Hindenburg, es spricht bewegend und erhebend aus einem Geburtstagsaufsatz der „Liller Kriegszeitung“ über den „Generalstabschef“:

„Im Widerschein der fernen tobenden Schlacht, die ohne Ende Glanderns Nächte rötet, sammelt sich die Kompagnie. Eine grauweiße Schlange, bald halberleuchtet, bald tief im Dunkel liegend, je nachdem rote und gelbe Lichter die traurigen Reste des Dorfes überfluten oder ein braunschwarzes Dunkel aus den Löchern schleicht, welche ehemals Keller und Gassen waren. Dann schiebt sich der Heerwurm durchs nasse Land, das in tausend Flammen die Glut des Himmels widerspiegelt. Das Feuermeer vergoldet maßloses Grauen, wenn es dort drüben seine gesättigte Palette an die blauviolette Wand des Nachthimmels drückt.

Frage einen aus der Schar, die da an dir vorbeizieht, während das Horizontfeuer Lichter aus ihren dunklen Stahlhelmen schlägt, frage ihn: „Wohin marschieret ihr?“ Er wird dich erstaunt ansehen, du wirst ihm lächerlich vorkommen, vielleicht speißt er dich auch mit einem allgemeinen Spruch ab, mit einer erlernten Phrase, vielleicht mischt sich der Naseweis der

Kompagnie ein und bindet dir einen auf, dir, dem „Zeitungs-schreiber“, worüber die anderen mit wollüstigem Grunzen ihre Anerkennung ausdrücken. „Du mögst den ‚Alten‘ fragen“. Ein blutjunges Leutnants-gesicht wird von einem steifen Gaul hinter dem letzten schwer gepackten Tornister drein getragen, auch der „Alte“ wird die Achsel zucken. In seinem dreijährigen Kriegsleben hat er längst die Frage verlernt wohin, wozu, wieso? Dafür gibt's andere Leute. Leutnant K. hat damit genug zu tun, daß er seinen Haufen in Ordnung hält, daß alle nach Möglichkeit in der richtigen Verfassung und Stimmung sind.

Aus den Gräben, wo man wieder endlos lang im Trommelfeuer lag, ist man gestern, vorgestern herausgezogen worden, heute früh sammelt das Bataillon irgendwo weit hinten am Mörserwald, dann wird sich das Regiment einfädeln. Vielleicht geht's ins Ruhequartier, vielleicht auf Bahnfahrt, vielleicht auch nach Mazedonien oder Siebenbürgen? Darüber weiß hier kaum jemand etwas. Vielleicht weiß es der Divisionskommandeur, der Generalstabschef, gewiß aber weiß es einer. „Hindenburg wird's wissen.“ Unmerklich nickten viele sturmhelmbeschwerte Köpfe zu dieser Auskunft. Hindenburg weiß es, weshalb Meier und Müller hier im Schmutz der flandrischen Straße waten, wie er weiß, warum Meiers Bruder Karl in Polens Sümpfen eben sein Pferd aus der halbversunkenen Scheuer zieht.

Warm, wie ein heißer Blutstrom geht es manchem in der Kolonne durch den Kopf — nein durch das Herz. „Wir, die Kompagnie, sind nur ein Hunderttausendstel von alledem, was



Der kleine Ehrenposten (Fritz Kemper) in Kreuznach.
Nach einer Photographie.

*Hannover 12.8.20.
Meinem kleinen Bleinen
Museum & Popper vielen
dank für den freundlichen
Gruß, den ich herzlich
erwidere.
von Hindenburg.*

(Zu dem obigen Bilde.)



Der Geburtstagsreifen

Germania: „O weh, ich hab' mich verzählt — es sind nur 69 Lichte!“
Der Feldgrau: „Hier ist Nummer siebzig!“

(Nach einer Zeichnung von Carl v. Petersen in den „Lustigen Blättern“).

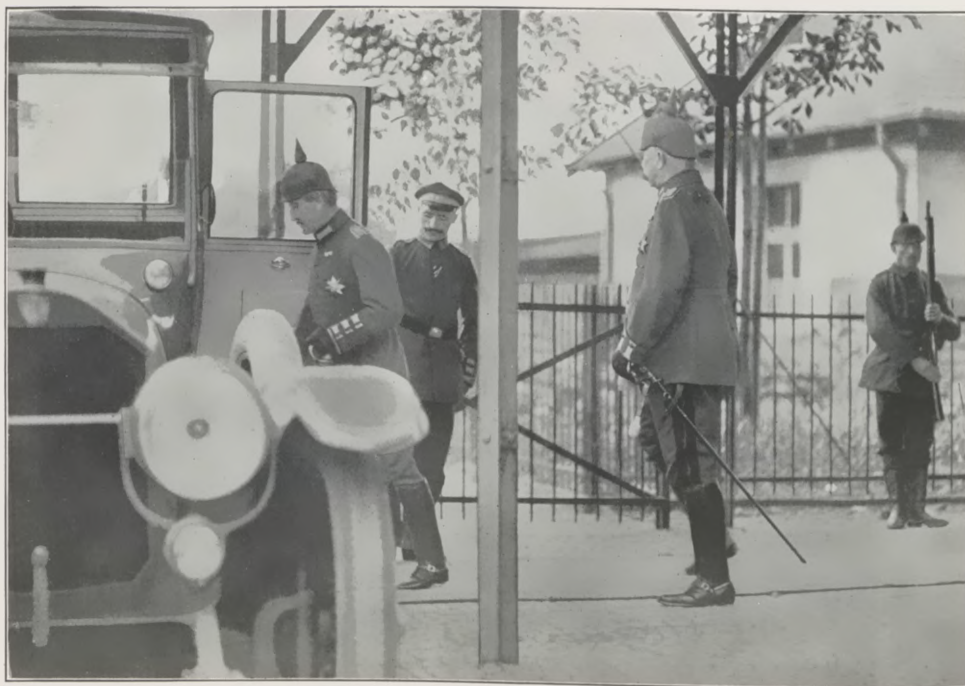
det, in dem alle Fäden zusammenlaufen. Noch liegt die „große Bude“ nach langer Nachtarbeit im Schlafe. Aber kaum zwei, drei Stunden später, da hat sich das Herz der gewaltigsten Organisationen, die jemals die Welt sah, mit Leben und Arbeit gefüllt und rastlos fragen die Federn, rastlos klingen die Fernsprechläutewerke, klappern die Schreibmaschinen, kurze Blicke nur sieht jeder auf von der Arbeit, die in engerem oder weiterem Rahmen seine Tage füllt, eintönig nüchtern oder von gewaltig erschütternder Wucht, je nach dem Rade, das der einzelne bedient. Auch hier die Arbeit vieler Köpfe. Auch hier sieht jeder nur bis zum Nächsthöheren, an den er das Ergebnis seiner Kopf- und Federarbeit weitergibt. Viele Räder surren in einem Betriebe. Nicht ein Haus allein umfaßt ihn, mehrere Städte bergen die Teile der geistigen Zentrale des Weltkrieges, und drunten an der blauen Donau, in Bulgariens Zarenstadt, am lachenden Ufer des Goldenen Hornes werden die Fäden weitergesponnen, die hier entstehen. Weithingebreitet liegt die Spinne im Sommer Sonnenschein, die mit Millionen von Fernsprech- und Fernschriftfäden heute Mitteleuropa überzieht und die Länder unseres Bundes schützen hilft vor des Krieges verzehrenden Greueln. Dort, wo alle diese Fäden zusammenlaufen, ist der Platz des Generalstabschefs, dort liegt die Kraftquelle, die letzten Endes das ungeheure Netz durchflutet und lenkt. Napoleon führte gleichzeitig in Rußland und Spanien Krieg. Heere und Entfernungen jener Zeit schrumpfen ins

zu dieser Stunde marschiert, rastet und kämpft auf dem weite Erdteile umspannenden Schauplatz des Weltkriegs. „Er“ wird wohl nicht alles wissen, so ins einzelne,“ meint einer und denkt des Veters, der in Mesopotamiens Blachfeld reitet, aber doch so im großen ganzen weiß Hindenburg von allem, ordnet alles an, lenkt alles zum Besten, und weder Karl noch Kaspar, auch der Leutnant nicht, haben Grund, sich in mühsamer Denkarbeit den Kopf zu zermartern, um auf die Fragen des neugierigen „Kriegsbummlers“ eine Antwort zu finden. „Hindenburg wird's schon machen“, das denkt jeder, fühlt jeder. Beschwingend fährt dieser wärmende Gedanke in die Süße, das erste Lied klingt dem erwachenden Morgen entgegen, dort, weit, weit liegt die Heimat, noch weiter drüben kämpfen Waffenbrüder in schwerer Schlacht. „Hindenburg ruft uns. Wir kommen. Jetzt gerade vielleicht denkt er darüber nach, was er mit uns machen soll.“

Noch rührt es sich kaum in dem weiten, weißen Bau, der die Arbeitsstätte des großen Mannes bil-

Puppenhafte, wenn man den Umfang des Schlachtfeldes dagegen hält, über dem Hindenburg wacht.

Steiler steht die Sonne am Himmel, da fährt ein Kraftwagen in den sonnendurchfluteten Garten. Hoch reckt sich eine graue Riesengestalt beim Aussteigen aus dem Wagen. Zwei warmblickende Augen von durchdringender Tiefe gleiten, gütig lächelnd, leise belustigt, dankbar über das Gittertor, wo die Spaziergänger tagtäglich auf „ihren“ Hindenburg warten. Es liegt eine ruhige, sichere Wucht in jeder Bewegung, mit der der Feldherr über eine Terrasse weg zu seinem Arbeitszimmer schreitet — einige Ordonnanzen bleiben stehen, einige Offiziere, die ein dienstlicher Auftrag ins Hauptquartier geführt hat, stehen in respektvoller Entfernung Hand am Helm. Sie suchen, wie alltäglich viele Tausende, einen Blick aus den ruhigen, von starkem Wulst überschatteten Augen des Mannes zu erhaschen, auf dessen Schultern



Besuch des Reichskanzlers Dr. Michaelis im Großen Hauptquartier gelegentlich des 70. Geburtstages.

Nach einer Aufnahme von Heinrich Schütrumpf, Bad Kreuznach.

das Geschick des Vaterlandes, das der Welt ruht. Wie ein ganz Großes greift dieser einfache Vorgang in deine Seele, ohne jede Aufmachung, ohne jeden Pomp.

Schneller klappern die Schreibmaschinen. Türen werden zugeschlagen, Offiziere mit Mappen laufen durch die Höfe, und hinter jenen hohen Fenstern im weißen Haus läuft all das zusammen, von hier geht all das aus, was auf gottverlassener polnischer Heide, im Wüstenland Arabiens, im zerklüfteten Karstrand, an der Steilküste Englands von Millionen braver Soldaten durchgeführt wird. Wenige nur von allen durften ihn sehen, ihren Hindenburg, alle kennen ihn, lieben ihn, alle vertrauen ihm, alle hoffen auf ihn, auf seinen Geist und seine Arbeit. —

Längst ist unsere Kompagnie am kleinen vlämischen Bahnhof verpflegt und in einem endlosen Zug verstaubt worden, alles hat geklappt, „das hat Hindenburg wieder gut arranschiert“, meint Jochen und klopft aus der Mühe einen Tornado von Staub heraus. Einige schmücken den Zug mit dürftigem Reisig. Vielleicht geht's durchs Vaterland, vielleicht — doch wozu sich den Kopf zertöppern, „Hindenburg wird's schon machen!“ —

An meinem 70 jährigen
Geburtsstage fand ich mein
Haterfucht, zu welcher ein
70 jährige große und weisse
Kriegszeit kommt in einem
Kriegsjahre geboren ist, und
brave und zierliche Gen.
zum kleinen Kind!

Gr. G. G. 2. Oktober 1917.

von Hindenburg
General-Lieutenant.

Hindenburgs Schreiben an den Magistrat von Posen.

aber in dem Geiste, wie Hindenburg selbst es gewünscht hat, in erneuter Einkehr in uns selbst.

Nicht nur als Schlachtendker und Feldherr lebt Hindenburg unvergänglich im Herzen des deutschen Volkes; unsere Liebe für ihn wurzelt nicht minder stark in seinem Wesen und in seinem Charakter. Dem Zauber seiner in sich geschlossenen, auf festem Gottvertrauen beruhenden Persönlichkeit vermag sich niemand zu entziehen. Vor allem ist es seine grundgütige, schlichte Art, die alle rühmen, die mit ihm in Berührung kommen. Wie tief ist der Eindruck für die, die sein von freundlicher Milde erfülltes Antlitz schauen durften! Darin lebt nichts von jener Menschenverachtung, die Führer ihre Truppen erbarmungslos in den Kampf treiben läßt, wie wir es bei unseren Gegnern in Ost und West so oft erleben. Die ärmste Frau daheim darf gewiß sein: das Leben ihres Mannes, ihres Sohnes, wird von Hindenburg nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt.

Ehren sondergleichen haben sich auf sein Haupt gehäuft, aber trotz allem ist er der einfache, schlichte Soldat geblieben. Es gibt kein schöneres Zeichen seines Wesens als sein Verhältnis zu seinem treuen Helfer Ludendorff. Die neidlose Anerkennung der großen Dienste Ludendorffs, die seltene Fähigkeit Hindenburgs, seinem Mitarbeiter an Erfolg und Ehre Anteil zu geben, bilden die Grundlage für das persönliche Verhältnis der beiden großen Männer. Und das deutsche Volk empfindet das auch. Es fragt nicht danach, ob Hindenburg oder Ludendorff diesen oder jenen genialen Plan entworfen hat. Es denkt mit Goethe, der, als man darüber stritt, wer größer sei, er oder Schiller, meinte, „die Deutschen sollten sich freuen, zwei solcher Kerle zu haben.“

Und endlich: auch ein Mahner und Warner, ein getreuer Eckart ist Hindenburg seinem Volke gewesen und ist's heute mehr denn je. In markigen, scharfgeprägten Worten hat er so oft nicht nur die militärischen und wirtschaftlichen, sondern auch die geistigen und sittlichen Kräfte seines Volkes aufgerufen und wachgerüttelt. Sie sind zum Teil schon geflügelte

In eindrucksvollen Worten würdigte der „Meldereiter“ das Wesen und Wirken des teuren Feldherrn:

„In Hoffen und Harren,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß, —
So riß er uns
Von Feinden los!

(Goethe auf Blücher.)

Siebzig Jahre ist Hindenburg nun alt. Diesen Tag zu feiern, sträubt sich fast unser Sinn. Denn wie könnte ein einzelner Tag, und sei er noch so bedeutungsvoll, das Gefühl grenzenloser Liebe und Hingebung irgend steigern, das wir Deutsche alle, welchen Alters und Standes wir seien, für ihn, den Einzigen, im Herzen tragen? Scheint eine hergebrachte, zeitlich bedingte Feier nicht fast zu wenig für einen Mann, der uns schon, ob er gleich noch mitten unter uns wirkt, schon unzeitlich, historisch, ein Symbol zu werden beginnt? Und doch, feiern wollen wir diesen zweiten Oktober,



Hinaus ins Feld!
Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.



Worte geworden, diese Aussprüche, wie z. B.: „den Krieg wird gewinnen, wer die besten Nerven hat“. Und wie herrlich waren die Antworten, die Hindenburg in diesen Tagen gab, als auch ihm aus allen Teilen des Vaterlandes die Entrüstung über die unerhörte Einmischung des Präsidenten Wilson in deutsche Angelegenheiten, über seinen dreisten Versuch, zwischen Kaiser und Volk einen Keil zu treiben, ausgesprochen wurde.

Es ist wie ein Symbol, daß Hindenburg gern eine Stute ritt, die den wenig kriegerischen Namen „Geduld“ führte. Geduld ist eine hervorragende Eigenschaft des Feldmarschalls. Er hat sie bewiesen in jenen drei Wochen im August 1914, ehe ihn das Vertrauen des Kaisers nach Ostpreußen rief, er hat sie bewiesen in allen Abschnitten seiner Führertätigkeit. Sie ist zugleich eine Mahnung an uns.

So wollen wir uns am heutigen Tage das Bild Hindenburgs, des Helden, des schlichten deutschen Mannes, des getreuen Eckart seines Volkes, recht eindringlich vor die Seele stellen und geloben, jeder nach seinen Gaben und Aufgaben, ihm nachzueifern. „Wer an meinem Geburtstage für Verwundete und Hinterbliebene sorgt, in seinem Herzen das Gelübde zum zuverlässlichen Durchhalten erneuert, und wer Kriegsanleihe zeichnet, macht mir die schönste Geburtstagsgabe.“ Dies hat Hindenburg selbst zu seinem 70. Geburtstage an Stelle von Festfeiern sich gewünscht. Nichts weiter aber verlangt er damit von uns, als wie er zu glauben! Zu glauben mit ihm an unsere gute Sache und die Hilfe des, der den Himmel lenkt; zu glauben an die unzerstörbare Kraft unseres Volkes, zu glauben an den endlichen Sieg, an die Ernte, die aus soviel Blut und Tränen einst für uns aufgehen soll.

Wir wollen glauben wie Hindenburg, und es durch die Tat beweisen, in werktätiger Liebe, durch die Hingabe der Person und den Einsatz von Hab und Gut. Denn was ist der Kampf fürs Vaterland, was ist die vertrauensvolle Hingabe der Mittel, deren das Reich zum Siege bedarf, anders als der Glaube, wie Hindenburg ihn im Herzen trägt?“

An der Spitze der deutschen Dichter aber, die den Feldmarschall und seinen Ehrentag besangen, da steht Paul Warnke, der die Gedanken von Millionen in hallende Verse gebannt, die nimmer verhallen werden:

Vieltausend Augen wenden
Auf einen sich im Land!
Es wird aus tausend Händen
Heut eine einzige Hand.

Vieltausend Herzen schlagen
Heut all den gleichen Schlag:
Vieltausend Lippen sagen
Ein Wort an diesem Tag.



Am Abend des 70. Geburtstages Hindenburgs.

Nach einer Photographie.



Ein Wort, ein hell Frohlocken,
Ein stürmender Gesang;
Es ist so wie der Glocken
Mit Erz gefüllter Klang.

Es ist ein Flammenzeichen
Wie Röte in der Nacht,
Daß alle Schatten weichen,
Und daß der Tag erwacht.

Und Tausend, aber Tausend
Denken es früh und spät;
Es klingt zum Himmel brausend
Und doch wie ein Gebet.

Und wer ihn spricht den Namen,
Die Hände faltet er,
In Dank und Flehn ein Amen
Zu sagen hinterher. —

Gebt Raum! O seht die holde
In Stahl gehüllte Frau;
Ihr Haar ist wie vom Golde,
Ihr Auge leuchtet blau.

Seht sie die Arme breiten,
Hört ihres Jubels Ton —
Sie schließt in Seligkeiten
Ans Herz den großen Sohn.



Am 70. Geburtstage: Der Kaiser im Gespräch mit Hindenburg und dem österreichischen Militärbevollmächtigten (General Freiherr von Klopsch).

Nach einer Photographie.



Jugend, schöne Jugendzeit!

Von

Paul Lindenbergl.

Von Karl dem Großen, dessen Gedenken noch so treu in den alten deutschen Gauen fortlebt, dessen machtvolle Gestalt uns immer wieder in Dichtung und Sage entgegentritt, hat einmal Gustav Freytag gesagt, daß er die ideale Verkörperung eines deutschen Bauern gewesen sei: „Er war keine stürmische Natur, die leidenschaftlich maßlos sich das Höchste beehrte oder in hohem Schwunge über die Seelen anderer erhob. Hart und dauerhaft wie ein Eichenstamm, wuchs er während des wildesten Kriegstreibens ruhig fort, bedächtig, nachdenklich, bei großem Tun von unerschütterlichem Willen; Fehlschlag und Niederlage entmutigten ihn nicht, der größte Erfolg berauschte ihn nicht, in der härtesten Arbeit blieb sein Geist klar und gesammelt.“ — Ist das nicht wie eine in knappen Worten so eindrucksvolle Schilderung des ganzen Wesens unseres Feldmarschalls? Und ist es nicht sehr merkwürdig, daß Geschichtsforscher den Stammbaum unseres Hindenburg auf jenen großen Herrscher zurückführen, der durch seine Töchter auch der Ahnherr vieler Familien aus dem Niederadel und dem Bürgerstande geworden?

Dies hier eingehender nachzuweisen, würde zu weit führen, es genügt hervorzuheben, daß die beiden, später zu einem Namen verschmolzenen Linien der Rittergeschlechter von Hindenburg und von Benedendorff sich urkundlich weit zurückverfolgen lassen. In einem kürzlich im bischöflichen Archiv zu Regensburg aufgefundenen Vertrage vom Jahre 1130, der einen Gütertausch zwischen dem damaligen Bischof Konrad I und Konrad von Meegelingen behandelt, wird in der Zeugenreihe auch ein Gebehardus de Hintenpurc angeführt. Danach scheint das Geschlecht in Süddeutschland ansässig gewesen zu sein. Aber schon im Juli 1208 werden in einer von Markgraf Albrecht II. von Brandenburg unterzeichneten Urkunde die Brüder Ritter Reinher und Friedrich von Hindenburg erwähnt. Ihr Stammsitz lag im altmärkischen Kreise Osterburg; das Dorf führt noch heute den Namen Hindenburg, man nimmt an, daß sich hier auch eine markgräfliche Burg erhoben, eine Befestigung, die ihre Rolle in den Kämpfen gegen die Slawen gespielt — die Burg der Hindin, die Hirschburg. Später finden wir einige Hindenburgs in Pommern, sie folgten dem Kolonisationsdrange nach Osten, dort ihre Heimstätten sich gründend. Ihre Nachkommen gerieten erst durch den Westfälischen Frieden, der 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendete, unter die Landeshoheit der Hohenzollern, mancherlei enge Familienbeziehungen mit alteingesessenen Geschlechtern, so jenem der Benedendorffs, anknüpfend. Hatte sich schon früher ein von Benedendorff mit einer

von Hindenburg vermählt, so wurde ein Jahrhundert später eine neue Verbindung zwischen den beiden Geschlechtern angeknüpft, indem der Besitzer von Alten-Klütten bei Arnswalde, Hans Heinrich von Benedendorff, sich mit Scholastika Katharine von Hindenburg verheiratete. Ihr Bruder Otto Friedrich war unvermählt geblieben; unter dem Alten Fritz hatte er tapfer gefochten und sich so ausgezeichnet, daß er den Orden Pour le mérite erhielt und Oberst eines Infanterie-Regiments wurde. Der Große König belohnte den treuen Offizier, der zwei Schlesiſche Kriege mitgemacht und wegen einer schweren Verwundung den Abschied hatte nehmen müssen, durch die Schenkung der beiden Dörfer Limbsee und Neudeck in Ostpreußen, jetzt im westpreußischen Kreise Rosenberg. „Ich hatte nicht mehr denn einen Stab, als ich über die Weichsel ging, und nun bin ich zweier Güter Herr worden,“ schrieb er kurz vor seinem am 2. Januar 1789 erfolgten Tode in seinem letzten Willen, in dem er seinen Besitz seinem

Königlich privilegirte Berlinische Zeitung

von Staats- und gelehrten Sachen.

N^o 238.
Dienstag

den 12. Oktober
1847.



Im Verlage Vossischer Erben. (Reballeur: G. J. Lessing.)

Vossische Zeitungs-Expedition in der breiten Straße No. 8.

Verspätet.

Die heute Nachmittag 3 Uhr erfolgte glückliche Entbindung seiner geliebten Frau Louise, geb. Schwickart, von einem muntern und kräftigen Söhnchen, beehrt sich, statt jeder besonderen Meldung, ganz ergebenst anzuzeigen.
Pojen, 2. Oktober 1847.

Benedendorff von Hindenburg,
Lieutenant und Adjutant

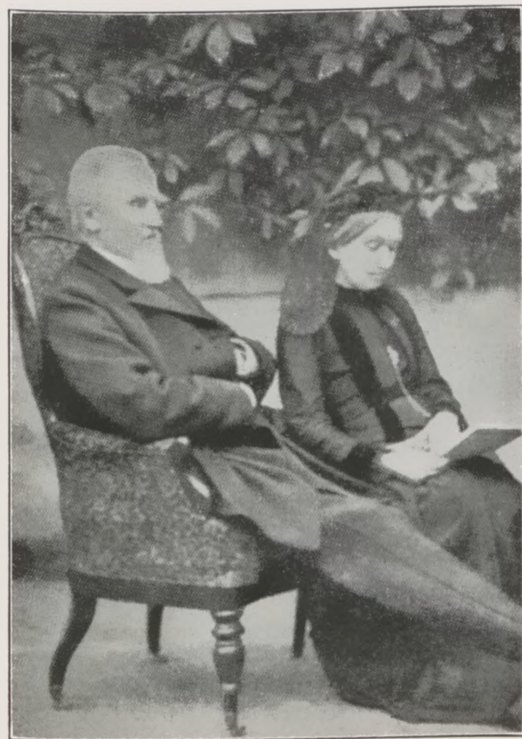
Großneffen, Johann Otto Gottfried, dem Enkel seiner Schwester, vermachte, den Wunsch damit verbindend, daß dieser zu seinem Namen jenen seines mit ihm aussterbenden Geschlechts führen möchte, was im Januar 1789 König Friedrich Wilhelm II. genehmigte.

Die von Benedendorff — Sprachforscher leiten, im Gegensatz zu anderen Deutungen, das Benecke von Benedict her — können gleichfalls ihren Ursprung jahrhundertlang zurückführen. Es gibt zwei Linien, eine alt- und neumärkische, der letzteren, jüngeren, von der urkundlich im Jahre 1402 zum ersten Male die Rede ist, gehört unser Feldmarschall an. Das alte, ritterliche Geschlecht brachte manch tüchtigen Sproß hervor; so war ein Johannes von Benedendorff „Geheimer Rat und Neumärkischer Kanzler“, er hatte durch 36 Jahre vier Kurfürsten unermüdet gedient. Auf vielen Kampfplätzen schwangen die von Benedendorff ihre Schwerter, auf deutschem, böhmischem, polnischem Boden, in den Niederlanden, Frankreich, Ungarn, Brabant, und so mancher von ihnen kehrte nicht heim zu den Seinen. Der Familienbesitz wechselte im Strudel der unruhigen Zeiten des öfteren, bis eben der oben erwähnte Johann Otto Gottfried die Hindenburgsche Erbschaft antrat. Während sein ältester Sohn Heinrich Wilhelm Ernst die soldatische Laufbahn einschlug, widmete sich der zweite,

Otto Ludwig, der Bewirtschaftung des väterlichen Gutes Neudeck, eine zahlreiche Familie begründend. Einer seiner Söhne, Robert, wurde Offizier, es ist der Vater unseres Feldmarschalls, der dem Namen Hindenburg hallenden Weltruf verschaffte. Denn der dem von Benedendorffs zugefügte Name wurde mehr und mehr zum Rufnamen, während das Wappen der beiden Geschlechter eine Vereinigung erfuhr: von den Benedendorffs erhielt es den schwarzen Büffelkopf auf blauem Grunde, von den Hindenburgs eine braune Hindin (Hirschkuh) vor einem grünen Baum. Der Stier galt von Urzeit her als Sinnbild der Kraft, die Hirschkuh als jenes der Sanftmut — — eine sich widersprechende und doch treffende Zusammenstellung für den berühmtesten Träger der Familie, der, wie dies auch aus seinem mächtigen Kopfe mit der kurzen massigen Stirn und dem granitnen Kinn spricht, von unbeugsamem Willen ist, während wiederum der offene Blick seiner blauen Augen und sein Mund von Güte des Herzens und dem Willen zum Frieden künden: ein offener Feind, ein treuer Freund!



Vereinigtes Wappen der Familien von Benedendorff und von Hindenburg.



Hindenburgs Eltern.
Nach einer Photographie.

Auch in seinem ganzen Wesen einen sich die Blutsüberlieferungen des altadligen väterlichen Geschlechts und der schlichten bürgerlichen mütterlichen Abstammung, wie dies auch bei Bismarck und Moltke der Fall gewesen. Es war erwähnt worden, daß der Vater des Feldmarschalls sich der militärischen Laufbahn gewidmet. Im Jahre 1832 war er als Fähnchenjunker im Ersten Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 zu seiner älteren Schwester Bernhardine gezogen, die, mit dem aus Holland stammenden Medizinalrat Johann Cohen van Baren verheiratet, in dem Wilhelmstraße 13 in Posen gelegenen, stattlichen (jetzt nicht mehr bestehenden) Hause wohnte. Dieses war 1795 nach den Plänen des Geheimen Oberbaurats David Gilly, eines in Berlin wohnenden, ganz hervorragenden Architekten, vom Regimentschirurgus, späteren Generalchirurgus A. Friedrich Mönnich erbaut worden, der einer kinderreichen Pastorfamilie zu Nizow an der Havel entstammte. Seine Tochter Luise ward die Frau des Generaldivisionsarztes Dr. Schwidart, der, am 2. August 1780 in Potsdam geboren, 1814 Regimentschirurgus beim 2. Leibhusarenregiment in Posen wurde, dann zum General-Divisionsarzt aufrückte und als Generalarzt am 3. Juni 1849 starb.

Seine Tochter Luise hatte schon als junges Mädchen im elterlichen Hause den schlanken Fähnchenjunker Robert von Hindenburg kennengelernt, und aus dieser freundschaftlich-harmlosen Bekanntschaft entwickelte sich allmählich eine gegenseitige innige Liebe. Am 17. Oktober 1845 fand in der Posener Garnisonkirche die Vermählung des jungen Paares statt, das zunächst noch im Elternhause der jungen



Hindenburgs Geburtshaus in Posen.

Frau wohnen blieb, um dann nach ihrem neuen Heim Berliner Straße 28 und von diesem nach der Bergstraße 7 übersiedeln, wo ihm als erstes Kind ihr Sohn Paul geboren wurde. Als Geschwister folgten dann noch am 24. August 1849 der zweite Sohn Otto, dem sich am 19. Dezember 1851 ein Schwesterchen Ida und am 17. Januar 1859 ein Bruder Bernhard anschlossen.

Goethe erwähnte einmal zu Edermann, daß man seine Abkunft ebenso wenig verleugnen könne, wie seinen höheren Geist: „denn beides, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Infognito verbergen läßt; es sind Gewalten, wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß sie höherer Art sind.“ — Auch bei unserem Feldmarschall erwiesen sich schon früh Abstammung väter- und mütterlicherseits; sie beeinflussten — im besten Sinne — sein Wesen und trugen

zur Entwicklung seines Charakters bei. Oft genug im Verlaufe seines Soldatenberufs mag der Jüngling wie später der Mann seiner Vorfahren und ihrer Tätigkeit gedacht haben, hatten doch viele von ihnen für ihr Vaterland gekämpft und im Dienste desselben ihr schönstes Lebensziel gefunden, auch sein Vater, den die militärische Pflicht des öfteren von seiner Familie fern hielt.

Denn unruhvolle Zeiten waren es, in denen die erste Jugendzeit des „munteren und kräftigen Söhnchens“ Paul verlief.

Die 1848er Revolution schlug ihre Wogen auch in der Provinz Posen und besonders in der Hauptstadt derselben; es gärte da gewaltig, hatten sich doch schon dort in den letzten Jahren großpolnische Bestrebungen sehr bemerkbar gemacht, die eine nationale Organisation des Großherzogtums Posen bezweckten. Ein polnischer Aufstand brach aus, sein militärischer Führer war Mieroslawski, aber schon Anfang Mai hatten die preussischen Truppen die Hauptmacht der Aufständischen umstellt, die sich, wollten sie nicht auf russisches Gebiet übertreten, ergeben mußten. „In meinem Geburtshause, Bergstraße 7,“ schrieb der Feldmarschall einem Bekannten aus dem Felde, „war unsere liebe Mutter am 22. März 1848 allein mit mir und einem Mädchen. Die Truppen waren ausgerückt, der liebe Vater also auch. Am Abend dieses Tages zog der Insurgentenführer Mieroslawski in Posen ein und verlangte, daß in allen Häusern Lichter aufgestellt sein sollten. Nebenbei ging auch das Gerücht, daß alle preussischen Offiziersfamilien ermordet werden sollten. Mütterchen hat es mir oft erzählt, wie sie klopfenden Herzens in der dunklen Hinterstube an meiner Wiege gesehnen habe. In betreff der unfreiwilligen Illumination tröstete sie sich damit, daß an diesem Tage der Geburtstag des damaligen Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I. war.“ —

Nach dem Tode des Generalarztes Dr. Schwidart siedelten die Eltern wieder in das alte Familienhaus über, in welchem sie bis zum Jahre 1850 verweilten. Dann hieß es Ab-

schied nehmen von Posen, denn der bisherige Premierlieutenant wurde vorübergehend nach Köln und Graudenz, dann als Landwehr-Kompagnieführer nach Pinne versetzt, einem mehr ländliche Verhältnisse aufweisenden Städtchen im Posenschen Kreise Samter, das damals noch nicht 2000 Einwohner zählte. Es war eine glückliche Zeit für die Familie, die ein recht bescheidenes Haus bewohnte, das ehemals ein Schmiede-, dann ein Schulhaus gewesen war und schließlich zu Wohnzwecken umgewandelt wurde. Ein kleiner Garten trennte es von der Straße, ein von einem Bach abgeschlossener, desto größerer mit zahlreichen Obstbäumen und -Sträuchern dehnte sich hinter ihm aus, das Paradies für Paul und sein um zwei Jahre jüngeres Brüderchen Otto, die hier in guter Jahreszeit ungehindert umhertollen konnten. Regler Verkehr wurde mit der Besitzerin des Hauses, Frau von Rappard, unterhalten, die ein an das Städtchen grenzendes Gut besaß; Sonntags weilte man dort meist zum Mittagessen, des öfteren ging es auch nach dem nahen Bialofoß, das dem Bruder der Frau von Rappard,



Haus Neudeck (Samiliengut derer von Benedendorff-Hindenburg) bei Freystadt in Westpreußen.

Atlantic-Photo-Co.

Herrn von Massenbach, gehörte, in dessen zahlreicher Kinderschar Paul und Otto ihre Spielfreunde fanden. Obwohl es recht gemessen in dem jungen Haushalt des Kompagnieführers zuzuging, vergaßen er und seine Frau, soweit dies nur irgend möglich war, nicht der Bedrängten und Kranken; „viel Segen und Wohlthat ging von der edlen Familie auf unsern armen Ort aus,“ heißt es in einem Rückblick auf das bisherige Bestehen des Johanniter-Ordens-Krankenhauses, in das später das Haus verwandelt worden. Und in einem Briefe des Hauptmanns vom 19. Dezember 1853 an seinen Vater in Neudeck lautet es: „Das schöne Weihnachtsfest naht auch schon schnell heran und verursacht bei den Kindern große Freude der Erwartung. Geschenke werden aber diesmal bei der teuren Zeit möglichst spärlich ausfallen, und es ist wohl besonders Pflicht der Bemittelten, sich der Armut anzunehmen.“

Der sechsjährige Paul hatte dem Schreiben einige Zeilen und eine kleine Zeichnung beigelegt, ein Ergebnis seines Unterrichts, den er jetzt täglich abends bei einem Lehrer im

Lesen, Schreiben und Rechnen erhielt, während der Vater ihn in Geographie und Französisch unterrichtete, die Mutter aber ihn in inniger Weise in die Religion einführte. Aus jener frühen Zeit stammt des Feldmarschalls Vorliebe für Geographie, die sein Vater durch die lebhafteste Darstellungs- und Erklärungsweise zu wecken verstand.

Schon früh ward diese glückliche Jugendzeit des Knaben durchrannt von allerhand Erinnerungen an große Männer, zu denen nahe Angehörige der geliebten Eltern in Beziehungen gestanden, und an mancherlei Taten, die jene für König und Vaterland ausgeübt. Des Alten Srik wurde noch häufig in mündlichen Berichten gedacht; an seiner Seite reitend, hatte ja der letzte Hindenburg, der Oberst, durch eine Kanonenkugel sein Bein verloren. Weit frischer noch waren die Erzählungen aus der Franzosenzeit und den Befreiungskriegen. Auf dem Stammgut Neudeck hatten die Franzosen bei ihrem Durchmarsch nach Rußland und ihrem jammervollen Rückzuge Raft gemacht, wobei Kranke und Verwundete bereitwillige Pflege gefunden. Dann kamen die Russen hinterher; noch heute führt eine Stelle am Eingang des Dorfes den Namen „Ruschkebad“, eine Verstümmelung von „Russenbad“, denn dort rasteten und badeten die russischen Truppen. Ein achtzigjähriger Gärtner in Neudeck, der als Tambour noch kurz unter dem Großen Friedrich gedient, berichtete dem begierig lauschenden Knaben von jenen Zeiten, auch vom Übergang über die Beresina, an dem er teilgenommen, von den furchtbaren Leiden auf den endlosen russischen Schneesteppen, von der Heimkehr und dem Einfall der Kosaken mit all ihren Schrecken.

Auch Großvater Schwidart hatte sich 1813 redlich sein Eisernes Kreuz verdient; nachdem in der Schlacht bei Kulm alle Offiziere seines Bataillons gefallen waren, hatte er als Arzt eine Kompagnie zum Sturm und Sieg geführt. Da war ferner Onkel Kniffka, der eine jüngere Tochter des Generalarztes Mönlich zur Frau hatte, dadurch also der Schwager Schwidarts



Die alte Familiengruft in Neudeck.

Atlantic Photo Co.

wurde. Er hatte als sechzehnjähriger freiwilliger Jäger gleich beim Ausbruch des Krieges 1813 dem Yorckschen Armeekorps angehört, an vielen Kämpfen, so auch an der Schlacht an der Katzbach, teilgenommen; in der Schlacht bei Leipzig sprengte sein Regiment zwei Dierecke der Marinegarde; der junge Offizier erhielt das Eisene Kreuz und den russischen St. Georgsorden. 1820 nahm er seinen Abschied und trat als Major zur Landwehr über; er starb am 24. Februar 1858 in Berlin, hatte jedoch verfügt, daß er in Posen beigesetzt werden sollte. In seinem Testament, in welchem mehrere wohltätige Posener Stiftungen bedacht wurden, hatte er auch, da er keine Kinder hinterlassen, seiner Lieblingsnichte Luise von Hindenburg, der Mutter des Feldmarschalls, und deren Schwester Auguste besonders gedacht.



Zimmer mit Ahnenbildern Hindenburgs in Neudeck.

Atlantic-Photo-Co.

Und nun die ragende Figur Gneisenaus, des großen Waffenschmiedes der preußischen Armee, der immer zur entscheidenden Tat und zur flugen raschen Ausnutzung derselben gedrängt. Als sich im März 1831 der polnische Aufstand der preußischen Grenze näherte, wurde Gneisenau der Befehl über die vier östlichen preußischen Armeekorps anvertraut. Kaiser Nikolaus I. von Rußland hatte seinen Generaladjutanten, Grafen Orlay, mit geheimen Vorschlägen, die einen Tausch großen polnischen Gebiets gegen einen Streifen preußischen betrafen, an die Ostgrenze gesandt, und der Graf verhandelte dort mit dem General von Benedendorff und von Hindenburg, der darüber seinem Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall von Gneisenau, berichtete. Dieser gab den Bericht nach Berlin weiter, dringend vor der Annahme warnend, und die Sache zerschlug sich dann auch von selbst. Der in Posen weilende Gneisenau erkrankte an choleraähnlichen Erscheinungen, und Generalarzt Schwidart suchte sein Leiden zu mildern, soweit dies in menschlichen Kräften stand. Alle Hilfe war jedoch vergebens. Gneisenau starb in der Nacht vom 23. zum 24. August im Hause Petriplatz 4.

Es läßt sich denken, wie sehr das empfindsame Gemüt des Knaben durch derartige mündliche Mitteilungen, die noch frisch im Gedächtnis der Erzählenden hafteten, beeinflusst und angeregt wurde, wie viele der Gestalten und Ereignisse Leben gewannen und im stillen nachwirkten. Der Samen, der von guter Hand in unsere Kindheit gestreut wird, geht ja erst später auf und trägt seine segensreichen Früchte.

Liebevoll waren die Eltern um die Erziehung ihrer Kinder bemüht, in tiefer Dankbarkeit schreibt darüber der Feldmarschall in seinen Erinnerungen: „Aus meinem Leben“*): „Das einfache, um nicht zu sagen harte Leben eines preußischen Landedelmannes oder

*) Leipzig, S. Hirzel. Wir werden öfter auf dies bedeutsame Werk, das in fesselnder Darstellung einen so reichen Inhalt birgt, zurückkommen.

Offiziers in bescheidenen Verhältnissen, das in der Arbeit und Pflichterfüllung seinen wesentlichsten Inhalt fand, gab naturgemäß unserm ganzen Geschlecht sein Gepräge. Auch mein Vater ging daher völlig in seinem Berufe auf. Aber er fand hierbei immer noch Zeit, sich Hand in Hand mit meiner Mutter der Erziehung seiner Kinder zu widmen. Das sittlich tief angelegte, aber auch auf das praktische Leben gerichtete Wesen meiner teuren Eltern zeigte auch nach außen hin eine vollendete Harmonie. In gegenseitiger Ergänzung der Charaktere stand neben der ernstesten, vielfach zu Sorgen geneigten Lebensauffassung meiner Mutter die ruhigere Anschauungsart meines Vaters. Beide vereinten sich in warmer Liebe zu uns, und so wirkten sie denn auf diese Weise in voller Übereinstimmung auf die geistige und sittliche Heranbildung ihrer Kinder ein. Es ist daher schwer zu sagen, wem ich dabei mehr zu danken habe, welche Richtung mehr vom Vater und welche mehr von der Mutter gefördert wurde. Beide Eltern bestrebten sich, uns einen gesunden Körper und einen kräftigen Willen zur Tat für die Erfüllung der Pflichten auf den Lebensweg mitzugeben. Sie bemühten sich aber auch, uns durch Anregung und Entwicklung der zarteren Seiten des menschlichen Empfindens das Beste zu bieten, was Eltern geben können: den vertrauensvollen Glauben an Gott, den Herrn, und eine grenzenlose Liebe zum Vaterlande und zu dem, was sie als die stärkste Stütze dieses Vaterlandes anerkannten, nämlich zu unserm preussischen Königstum. Der Vater führte uns zugleich von früher Jugend an in die Wirklichkeit des Lebens hinaus. Er weckte in uns im Garten und auf Spaziergängen die Liebe zur Natur, zeigte uns das Land und lehrte uns, die Menschen in ihrem Dasein und in ihrer Arbeit erkennen und schätzen.“

Das stille Pinne wurde 1855 mit dem lebhafteren Glogau vertauscht, wohin das 18. Infanterie-Regiment versetzt worden war. Die junge Hauptmannsfamilie bezog Topfstraße 70 — jetzt Mohrenstraße 29 — eine geräumigere Wohnung in einem alten, ansehn-



Kadettenanstalt in Wahlstatt.

Atlantic-Photo-Co.

lichen Hause mit breiter Treppe und hallenden Fluren, die oft vom Lärm munterer Kinderspiele wiedertönten. Großmutter Schwickart hatte nach dem Tode ihres Mannes ihren Wohnsitz bei ihrer Tochter und dem Schwiegersohn in Glogau genommen und betreute die Kinder, von denen Paul am liebsten und längsten ihren Kriegsgeschichten lauschte. Anderen Freude zu bereiten, gewährte ihm selbst die größte Freude. Sein jüngster Bruder Bernhard, der sich literarisch hervorgetan, erzählt davon mancherlei hübsche Geschichtchen in dem bis zum Kriegsausbruch gehenden Lebensbilde seines so schnell zur Weltberühmtheit gelangten Bruders: „Als die drei Geschwister Hindenburg in Glogau ihren Jahrmarktgrotschen bekamen — der Silbergrotschen hatte zwölf Pfennige — kaufte Paul für sich nichts; aber er kaufte für seine Großmutter für sechs Pfennige Pomeranzenschale, die sie gern aß, für seinen Bruder zwei Schokoladenzigarren für drei Pfennige und für seine kleine Schwester einen Gummiball, auch für drei Pfennige, kam strahlend nach Hause und teilte seine Geschenke aus. Wenn er als Siebenjähriger von der Mutter geschickt wurde, eine kleine Besorgung zu machen, und bei der Bezahlung Restgeld bekam, dachte er, der Kaufmann schenkte ihm auch dies. Da kaufte er dann gleich ein und brachte „Überraschungen“ mit nach Hause. So kam er eines schönen Tages, Anfang Mai, vorsichtig ein volles Glas Maistrank tragend, über die Straße, um diesen Einkauf seiner Mutter zu bringen, die kaum jemals ein Glas Wein trank.“

Der junge Paul hatte in Glogau erst zwei Jahre hindurch die evangelische Bürgerschule, dann, von Ostern 1857 an, das Gymnasium besucht, dies nach Vollendung der Quinta verlassend, um in das Kadettenhaus in Wahlstatt bei Liegnitz einzutreten, da er, dem Wunsche der Eltern und seinem eigenen folgend, Offizier werden wollte. „Soldat zu werden, war für mich kein Entschluß,“ bemerkt er in seinen Erinnerungen, „es war eine Selbstverständlichkeit. Solange ich mir im jugendlichen Spiel oder Denken einen Beruf wählte, war es stets der militärische gewesen. Der Waffendienst für König und Vaterland war in unserer Familie eine alte Überlieferung.“

Ehe der tränenreiche Abschied erfolgte, dessen Bedeutung der Zehnjährige wohl einsah, machte er höchst ernsthaft sein „Testament“. Sein Bruder berichtet darüber: „Es war vielleicht ein Zug der Vererbung, daß er, ähnlich wie der Vater als Kind, das Bedürfnis hatte, Gaben auszuteilen, bescheidene, den Verhältnissen entsprechend. Da saß er vor seiner großen Spielschublade auf dem Fußboden und las sein Testament vor und verschenkte die Spielsachen an Bruder und Schwester. Seine Mutter hatte auf seine Bitte ihm jeden Tag für einen unbemittelten Schulkameraden eine Frühstücksemmel mitgegeben; das sollte nun, wo er fortging, ja nicht vergessen werden. Deshalb schloß das Testament, ordnungsmäßig datiert, Glogau den 12. März 1859, mit: „Otto soll dem Schreiger alle Tage eine Semmel mitnehmen.“ Dieser Wunsch wurde pflichtmäßig erfüllt. Dann folgte die Beglaubigung: „Daß ich dies wahr und wahrhaftig geschrieben habe, bescheinige ich hiermit.“ In einer Ecke war unten noch hinzugefügt: „Frieden und Ruhe bitte ich mir für immer aus!“ Wie kennzeichnend ist diese Bemerkung für den späteren hervorragenden Offizier und Heerführer, der schon früh gelernt hatte, sich selbst zu beherrschen, mit sich, in strenger Pflichtbefolgung, in Frieden zu leben und auch in den ent-



Hindenburg als Kadett in Wahlstatt. 1860.
Nach einer Photographie.



Saldzopf.



Sinem Großvater
dem Kgl. Major und Kom.
mandant der Kübelkompanie
Herrn Graf von Schlieffen

Genesung!

Abwarten:

Genesung
Saldzopf
v. Hindenburg

Wahlstatt

bei Liegnitz
(Schlesien).

scheidendsten Lebenslagen seine Ruhe zu bewahren. Es bestätigt die Ansicht Friedrichs des Großen über das, was dem Menschen angeboren ist, die er in einem Briefe an d'Alembert geäußert: „Die Menschen haben bei ihrer Geburt einen unauslöschlichen Charakter an sich; die Erziehung kann Kenntnisse verschaffen, dem Zögling Scham über seine Fehler einflößen — nie wird sie die Natur der Dinge ändern. Die Grundlage bleibt, und jedes Individuum trägt den Urstoff seiner Handlungen in sich.“

Seltam auch, wie sich oft nach langen Zeiten die Glieder eines Menschenlebens wieder berühren und zusammenschließen, wie das scheinbar Unbedeutende dann seine Bedeutung erhält und Verständnis findet. Wahlstatt — der Name hat geschichtlichen Klang! Er erweckt große Erinnerungen an den verheerenden Mongoleneinfall, der hier heranbrandete und am 9. April 1241 so vernichtend zurückgeschlagen wurde, daß die Gefahr beseitigt ward. Deutsche Ordensritter kämpften todesmutig unter dem Schlesierherzog Heinrich II., der in der Schlacht fiel und dessen Mutter an dieser Stelle ein Benediktinerkloster gründete, in welchem später die Kadettenanstalt untergebracht wurde. Noch heute feiert man im Dorf jährlich am Sonntag nach Ostern das „Tatarenfest“ zum Gedächtnis an den siegreichen Kampf, der die blühende Heimat vor der Barbarei behütete. Sieben Jahrhunderte später fluteten abermals ungeheure fremdländische Massen mit zahlreichem Tatareneinschlag gegen diese Heimat heran, der ein Retter erstanden in Paul von Hindenburg, dem einstigen Wahlstatter Kadetten, der hier im Frühling 1859 seinen Einzug gehalten und als Sextaner — das Glogauer Schulzeugnis hatte keine Berücksichtigung gefunden — der Stube Nummer 6 zuerteilt wurde.

„Das Leben in dem preußischen Kadettenkorps war damals“, so berichtet der Feldmarschall in seinen Erinnerungen, „man kann wohl sagen, bewußt und gewollt rauh. Die Erziehung war neben der Schulbildung auf eine gesunde Entwicklung des Körpers und des Willens gestellt. Tatkraft und Verantwortungsfreudigkeit wurden ebenso hoch bewertet als Wissen. In dieser Art der Erziehung lag keine Einseitigkeit, sondern eine gewisse Stärke. Die einzelne Persönlichkeit sollte und konnte sich auch in ihren gesunden Besonderheiten frei entwickeln. Es war etwas von dem Yorckschen Geiste in jener Erziehung, ein Geist, der so oft von ober-

flächlichen Beurteilern falsch aufgefaßt worden ist. Gewiß war Yorck gegen sich wie gegen andere ein harter Soldat und Erzieher, aber er war es auch, der für jeden seiner Untergebenen das Recht und die Pflicht des freien selbständigen Handelns forderte, wie er selbst diese Selbständigkeit gegen jedermann zum Ausdruck brachte. Der Yorcksche Geist ist daher nicht nur in seiner militärischen Straffheit, sondern auch in seiner Freiheit einer der kostbarsten Züge unseres Heeres gewesen.“ — Und des weiteren: „Unter der harten Schulung des Kadettenlebens hat dieser Frohsinn nicht gelitten. Ich wage es zu bezweifeln, daß sich das frische jugendliche Toben, dem natürlicherweise die gelegentliche Steigerung bis zum vollen Übermut nicht fehlte, in irgendwelchen anderen Bildungsanstalten mehr geltend machte, als bei uns Kadetten. Wir fanden in unseren Erziehern meist verständnisvolle, milde Richter. Ich selbst war keineswegs das, was man im gewöhnlichen Leben einen Muster Schüler nennt. Anfangs hatte ich eine aus früheren Krankheiten zurückgebliebene körperliche Schwächlichkeit zu überwinden. Als ich dann dank der gesunden Erziehungsart allmählich erstarke, hatte ich anfänglich wenig



Hindenburgs Stube in der Kadettenanstalt zu Wahlstatt.

Atlantic-Photo-Co.

Neigung dazu, mich den Wissenschaften besonders zu widmen. Erst langsam erwachte in dieser Beziehung mein Ehrgeiz, der sich mit den Jahren bei gutem Erfolge immer mehr steigerte und mir schließlich unverdientermaßen den Ruf eines besonders begabten Schülers einbrachte.“

Schön war der Blick über rauschende Baumgipfel hinweg aus den Fenstern der Kadettenstuben auf die weiten, fruchtbaren Ebenen mit dem denkmalsgeschmückten Schlachtfelde an der Kaxbach, begrenzt von den waldigen Bergen des Bober und den in der Ferne ragenden mächtigen Kuppen des Riesengebirges. Uralte Kastanien setzen im Frühling ihre roten

und weißen Kerzen auf, und aus den blühenden Gliedergebüschern tönt der Sang der Nachtigallen; von dichtem Grün umhegt sind die beiden Gotteshäuser, die wundervolle Barockkirche mit den Mongolenfräzen am Portal und die kleinere evangelische Kirche, die noch mancherlei Erinnerungszeichen an die Helden der Befreiungskriege aufweist. Der Klosterhof war seit dem Jahre 1838 zum Übungsplatz umgewandelt, und statt der Mönche in ihren wallenden weißen Gewändern übten nun die Kadetten in ihren knappen blauen Uniformen nach scharfen Befehlsstimmen.

Es war eine strenge militärische Zucht, die den Zehnjährigen umging und der er sich willig fügte, wenngleich es ihm in der ersten Zeit wohl nicht so leicht gefallen sein mag, und die Gedanken oft genug im Elternhause weilten.

Von einem seiner damaligen Stubenkameraden wird uns erzählt, daß sich der junge Hindenburg schnell Beliebtheit erwarb durch sein ruhiges, zuverlässiges Wesen und durch seine echte Kameradschaftlichkeit, die sich auch im bereitwilligen Verteilen des lederen Inhalts der „Sutterkisten“ — der häuslichen Pakete — bewies. Schon damals hatte die Stimme einen tiefen

J. G. P. 4. 1. 15.

Mein lieber Bach!

Wieder dank für deine
kameradschaftliche
Hilfsbriefe, die ich
liebe annehme. Bleibe
gesund und sohalte mir
die alte Kameradschaft!

An Siercke möchte ich
ganz zu deinem 70. Geburtstag
einige Worte schreiben.
Aber ich muß leider dabei
nicht und ohne den Geist
abkennlich in Schrift
laut nicht. Willst
schick dir ich mir ein
her Bach mit. Ich habe

ist übrigens freilich
von Siercke mit und
auf Karte 6 lag, unklar.
Kettner, Schmidt, Siercke,
Sack, Carolin, Fagerman,
Steinacker, Monstberg
und wir beide = 10 Mann.
Ich habe übrigens auf einen
Glaubensbrief der Karte an
einf für jeden jungen
wenn keine Zeit gefehlt.
Ein gesund, das auf der
Karte einfügung werden
soll, folgt nach.

Mit freundlichen Grüßen
übrigens
dein
guter, alter Kamerad
von Spierdenberg

Und auch der Streuselkuchen fehlte wohl nie, den sich der „angehende Generalleutnant“ vorsorglich schriftlich gleich „meterweise“ zum Nachmittagskaffee bestellt hatte. Glogau wurde nur noch in der ersten Zeit besucht, dann ging's nach Kottbus, wohin der Vater mit seinem Regiment versetzt worden war, und im Sommer wiederholt nach Neudeck, dem Familiengut, das mit seinem erinnerungsvollen Herrenhause und dem friedlichen Betriebe, dem Obstgarten, mit Wald und Wasser doch den höchsten Reiz ausübte.

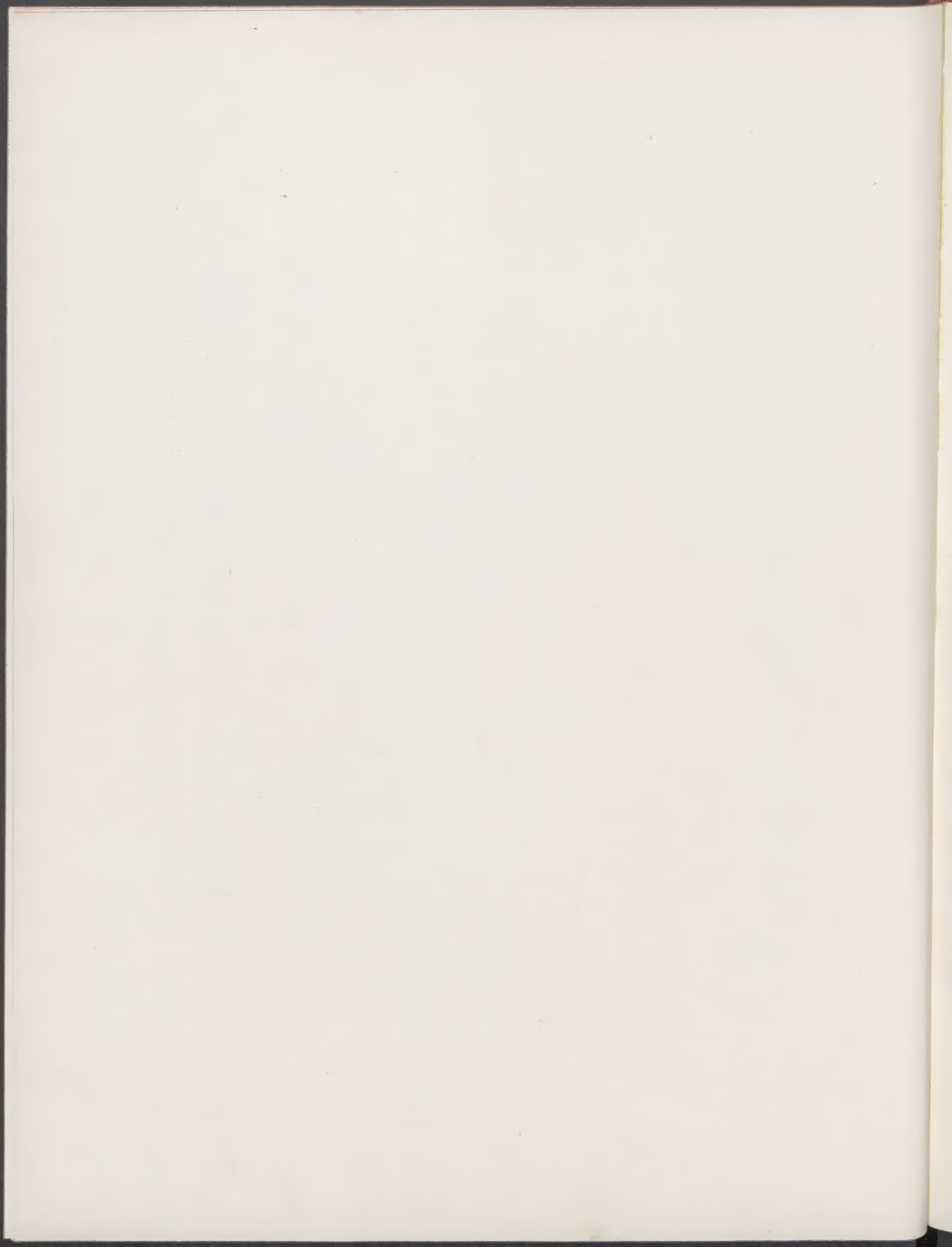
Schwer war stets der Abschied; auch bis zu ihm wurden die Stunden gezählt, aber in anderer Stimmung, als vor der Fahrt nach Haus. Als einmal die Mutter, die den Knaben schon fortgefahren wähnte, das Kinderzimmer betrat, fand sie zu ihrer Bestürzung den Kadetten dort in Tränen aufgelöst noch vor, der auf ihre Frage schließlich schluchzend hervorbrachte: „Nein, ich kann nicht von Haus fort, es wird mir zu schwer!“ Aber es ging dann doch, denn die sonst so sanfte Mutter konnte auch energisch werden. Wieder im Kadettenkorps, übten alsbald Gewohnheit und Kameradschaftlichkeit ihren zwingenden Einfluß aus; trotz der genauen Aufsicht drangen oft genug Jugendlust und Übermut durch, bis — der neue Urlaub winkte und schließlich der gänzliche Abschied von der gewohnten Stätte, die doch den meisten, trotz manchen kleinen Bitternissen und Leiden, zu einer zweiten Heimat geworden, verknüpft mit vielen schönen Erinnerungen fürs ganze Leben.

Auch unser Feldmarschall, der Wahlstatt im April 1863 nach seiner Einsegnung verließ, um, mit der Reise für Sekunda, die Hauptkadettenanstalt in Berlin zu besuchen, hat jenen Jugendjahren ein treues und dankbares Gedenden bewahrt. Das geht aus seiner Antwort an den damaligen Kommandeur des Kadettenhauses, Major Grafen von Schlieffen, auf die Wahlstatter Beglückwünschung zum Generalfeldmarschall hervor, die wir in ihrer Urschrift mitteilen.



Ostpreußen nach den russischen Schreckenstagen: Der erste Gottesdienst in der verwüsteten Kirche zu Lyck.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.



Wie dem Kadettenhause, bewahrte der Feldmarschall auch seinen ehemaligen Stubengenossen seine Freundschaft und bewies dies inmitten der Kriegswirren und seiner verantwortungsreichen Tätigkeit, wovon die mitgeteilten Briefe an Major Bach und Oberst Siercks, die uns gütigst zur Verfügung gestellt wurden, Zeugnis ablegen.

Das Jahr 1863 war für den jungen Paul ein bedeutungsvolles. Die teure Großmutter, mit der so viele Säden in die Vergangenheit zurückreichten, starb, der Vater nahm nach dreißig-

G. G. Op. 16. 1. 15.

Mein lieber Siercks!

Vielen Dank für den
freundlichen Brief und
den mir ersandten
Abzug der Expedition
die Bitte, es in der alten
Kammer zu bewahren
den ich zu behalten
zu lassen.

Zu weis nicht mehr
Zeit nicht, aber mir auf
beiliegende Brief den
Lieber

Paul, alter Kamerade
von Siercks

jähriger Dienstzeit als Major den Abschied und widmete sich der Bewirtschaftung des Gutes Neudeck, und Paul selbst bezog im April die Hauptkadettenanstalt in Berlin, die sich damals mit ihren grauen Gebäuden in der Neuen Friedrichstraße, also im ältesten Teile der Stadt, erhob, von wo sie später nach Lichterfelde verlegt wurde. Ostern 1865 kam er in die Selektta, was für seinen Fleiß und sein Können sprach, denn ihm wurde nun die Sähnrichszeit erspart, er erhielt das Portepee und nahm als Unteroffizier schon Dorgeseztenrang bei seinen Kameraden ein. Einer dieser, heut General der Infanterie 3. D. von Liebert, der kenntnisreiche Militärschriftsteller, plaudert sehr anschaulich von jener Zeit: „Dom Frühjahr 1865 bis Ostern 1866 war Hindenburg Selektaner und Stubenältester auf Stube Nr. 10 der 1. Kompagnie des

alten Kadettenkorps in der Neuen Friedrichstraße. Ich war Primaner und zweiter Stubenältester. Eine weite Lücke trennte den Selektaner vom Primaner. Wir hatten uns mit Latein, Französisch, Mathematik zu beschäftigen, hatten deutsche Aufsätze zu verfassen — wir waren Penal. Der Selektaner studierte Taktik, Waffenlehre, Befestigungskunst, Gelände — er war Soldat! Mit welcher Ehrfurcht blickten wir in der Arbeitsstunde, die alle an einem Tisch vereinte, verstoßen von unseren Büchern zu dem Platz hinüber, wo unser Chef seine Hefte ausbreitete, Karten und Pläne auseinanderausfaltete, Zeichnungen und Skizzen entwarf und sich in ernster Arbeit darüber beugte. Er war schon damals, mit achtzehn Jahren, ganz Soldat und von der Bedeutung seines stolzen Berufes voll durchdrungen. — Ein goldenes Herz und ein prächtiger Charakter, streng gegen sich selbst, wohlwollend und gütig gegen seine Untergebenen. Jeder „Neue“ fühlte sich unter seinem Schutze wohl und geborgen. Das war nicht auf allen Stuben derartig. Der Verkehrston war damals noch nicht ausgeglichen, und die Hand des Vorgesetzten stellenweise sehr locker. Unser Stubenältester unterhielt sich in seiner ruhigen, gemessenen Weise mit den jüngsten Kadetten, belehrte sie, wo er entgegenkommendes Verständnis fand, und seine Ermahnungen fanden häufig ihren Schluß in den gewichtig ausgesprochenen Worten: „Sie wollen Offizier werden!“ — Er hatte persönlich keinen aktiven Humor, aber viel Sinn und Verständnis für fröhliche Laune und guten Witz. Einer von den Primanern unserer Stube, ein lustiger Vogel, saß voller fideler Geschichten, Schwänke, kleiner Dichtungen u. dgl. Da wurden abends die Jüngeren zu Bett geschickt, der Stubenälteste von Hindenburg stellte sich an sein Pult und sagte unserem Barden: „Na, O., nun lassen Sie mal was los!“ Er war dankbarer Zuhörer; jeder gute Scherz wurde mit kräftigem, ich möchte sagen, knorrigem Lachen belohnt. Diese harmlosen Abendbelustigungen sind wohl den wenigen Teilnehmern dauernd im Gedächtnis geblieben. Die Mobilmachung im Frühjahr 1866 riß uns auseinander. Unser Selektaner ließ die Hülle der Verpuppung fallen, ihm wuchsen die Amorflügel an den Schultern, und als stolzer, sehr schlanker Gardeleutnant besuchte er uns im Korps vor dem Ausrücken der Garde ins Feld. Wie stolz waren wir Zurückgebliebenen darauf, mit dem jugendlichen Leutnant auf dem alten „Karrenhof“ spazieren gehen zu dürfen, ohne zu ahnen, welche weltgeschichtliche Bedeutung dieser junge Held dereinst gewinnen sollte! Im Juni folgten auch wir auf den böhmischen Kriegsschauplatz, und bei Königgrätz fochten wir nebeneinander.“

Ehe die Selektaner entlassen wurden, fand ihre Vorstellung vor König Wilhelm im Berliner Schlosse statt. Jeder Kadett mußte Namen und Stand des Vaters nennen: „Kein Wunder, daß da mancher in der Aufregung erst kein Wort hervorbrachte und dann die Worte durcheinander warf. Hatten wir doch noch nie unserm greisen Herrscher so nahe gegenüber gestanden, ihm noch nie so scharf in das gütige Auge geblickt und seine Stimme gehört. Ernste Worte sprach der König zu uns. Er ermahnte uns, auch in schweren Stunden unsere Schuldigkeit zu tun. Bald sollten wir Gelegenheit haben, dies in die Tat umzusetzen. Manche von uns haben ihre Treue mit dem Tode besiegelt.“

Paul von Hindenburg hatte, gleich den übrigen Selektanern, vor Ausbruch des Krieges Examenurlaub erhalten und harrte in Neudeck seiner Einberufung. Die sorglose Jugendzeit war abgeschlossen, der Ernst des Lebens begann, ein blutiger und verantwortlicher Ernst, der den Jüngling bald zum Manne reifen ließ! — —





Vom Leutnant zum General.

Von

Oberst Karl Lindner.

Sin bedeutungsvoller Tag, der 7. April 1866, für unseren Paul von Hindenburg, denn an ihm trat er als ‚Sekondelieutenant‘ in das 3. Garderegiment zu Fuß ein, das erst sechs Jahre zuvor gebildet worden war, aber bereits im 1864er Feldzuge rühmlich seine Feuertaufe bestanden hatte. Der damalige Standort des Regiments, das aus dem 1. Garderegiment zu Fuß hervorgegangen war, und das die besondere Tradition dieses alten, in zahllosen Kämpfen bewährten Truppenteils des preußischen Heeres zu bewahren trachtete, war Danzig, wo sich auch der junge Offizier meldete. Es herrschte schwüle politische Luft, man wußte, daß es bald zu einem schweren Kampfe zwischen Preußen und Österreich kommen mußte, um die ‚reinliche Entscheidung‘ herbeizuführen. Die Kunst der Diplomaten hatte versagt, jetzt mußte und sollte das Schwert sprechen, dessen Klirren man mehr und mehr vernahm. Beliebt war der bevorstehende ‚Bruderkampf‘ durchaus nicht, aber man sah seine Unvermeidlichkeit ein, nachdem alle anderen Versuche, ihn zu umgehen, gescheitert waren.

Von Potsdam aus, wohin das 3. Garderegiment nach seiner Mobilmachung verlegt worden war, erfolgte der Ausmarsch ins Feld: Leutnant von Hindenburg führte den 1. Schützenzug der 5. Kompagnie des 3. Bataillons und kam zum erstenmal am 28. Juni beim Gefecht von Soor ins Feuer. Am nächsten Tage mußte er mit 60 seiner Leute das Gefechtsfeld nach Toten absuchen; für Freund und Feind ließ er kleine Hügel aufwerfen, die mit Kreuzen und Kränzen, mit Helmen oder Tschakos geschmückt wurden. Aus den bei den preußischen Gefallenen vorgefundenen Papieren wurden die Namen festgestellt und diese nebst einem kleinen Verse auf die schlichten Holzkreuze geschrieben. — Am folgenden Tage brachte er mit schwacher Bedeckung 30 Wagen voll Gefangener nach Trautenau und konnte sich erst am Morgen des 2. Juli wieder seiner Kompagnie anschließen, gerade zur rechten Zeit, um an der Entscheidungsschlacht von Königgrätz teilzunehmen.

Heiß brannte am 3. Juli die Mittagssonne auf das Schlachtfeld von Königgrätz herab, auf welchem vom frühen Morgen an die Kämpfe hin- und herwogten, ohne daß es bisher zu einer Entscheidung gekommen war. Das preußische Zentrum war in eine bedenkliche Lage geraten. Wohl hatte man Nachrichten erhalten vom Anrücken der so sehnlichst erwarteten Kronprinzenarmee, aber bis zu ihrem Eintreffen vergingen noch zwei Stunden, und es gab ernste Gesichter genug in der nächsten Umgebung König Wilhelms, der auf dem Roskoschberge hielt und seinem Generaladjutanten von Boyen, der fortritt, um die zweite Armee zu

noch größerer Eile anzuspornen, nachrief: „Schaffen Sie mir ein Armeekorps vom Kronprinzen — es ist die höchste Gefahr im Verzuge!“ — Der König verglich wiederholt seine Lage mit der Schlacht von Auerstädt und erwog sogar bereits die Möglichkeit eines Rückzuges der in der Mitte kämpfenden Truppen.

Nur das eiserne Gelehrtenangesicht Moltkes veränderte sich nicht, er hatte den Sieg berechnet und glaubte an ihn, auch dann noch, als mehr und mehr stark gelichtete Kompagnien über die die feindlichen Heeresmassen scheidende Bistritz zurückgingen, da sie dem vernichtenden Kartätschenfeuer nach zähem, stundenlangem Ausharren nicht mehr standhalten konnten. In einer größeren Truppenabteilung, die bis zum Roskoschberge wich, stellte der König durch persönliches Eingreifen die Ordnung her und ließ sie von neuem vorgehen.

Das 3. Garderegiment war auf einen Brennpunkt eingesetzt worden: es sollte das von den Österreichern hartnäckig verteidigte und gut befestigte Dorf Rosberitz erstürmen helfen, im Verein mit dem kriegsbewährten 1. Garderegiment zu Fuß, das hierbei manchen tapferen Offizier einbüßte, auch den Prinzen Anton von Hohenzollern. Der Kampf war aufs heftigste entbrannt, die Österreicher hatten rechtzeitig die Wichtigkeit der vor den Anhöhen von Chlum liegenden Ortschaft eingesehen, die sie um jeden Preis zu halten suchten, die nach der blutigen Besitzergreifung durch die preußischen Truppen von ihnen wieder gewonnen wurde und ihnen dann abermals verloren ging.

Hauptmann von Sorbed, der Führer der Kompagnie, war schwer verwundet zusammengebrochen, der junge Hindenburg hatte die Kompagnie übernommen und hielt standhaft mit ihr aus, sich, nachdem Rosberitz verloren worden, auf Chlum zurückziehend, das unbedingt gehalten werden sollte und mußte. Die verzweifelten, heldenhaften österreichischen Anstürme frischer Reserven wurden trotz größter Ermattung abgeschlagen, Chlum blieb in unseren Händen. Am Südwestausgang von Rosberitz hielt Generalleutnant Freiherr Hiller von Gärtringen, der Kommandeur der 1. Gardedivision. Eben, 4 Uhr, war ein neuer feindlicher Anprall zurückgeschlagen worden. Da sprengt Major von Sommerfeld vom ostpreußischen Jägerbataillon durch den Kugelregen heran. „Gott sei Dank, da kommt Ihr!“ ruft der General ihm entgegen. „Was bringen Sie mit?“ — „Mein Bataillon, gefolgt von der Avantgarde des ersten Korps!“ — „Nun wird alles gut werden!“ — In diesem Augenblick fährt der General mit der Hand nach der Brust: „Herr Kamerad, helfen Sie, ich bin verwundet!“ und er sinkt, während donnernde Hurras den Sieg verkünden, aus dem Sattel, sein Leben für sein Vaterland aushauchend. —

Paßend berichtet der Feldmarschall in seinen „Erinnerungen“: „Zwischen Chlum und Nedelitz traf unser Halbbataillon im Nebel und Getreide überraschend auf feindliche, von Süden vorkommende Infanterie. Sie wurde durch das überlegene Zündnadelgewehr bald zum Weichen gebracht. Ihr mit meinem Schützenzuge in aufgelöster Ordnung folgend, stieß ich plötzlich auf eine österreichische Batterie, die in rücksichtsloser Kühnheit herbeieilte, abprokte und uns eine Kartätschlage entgegenschleuderte. Von einer Kugel, die mir den Helm durchbohrte, am Kopf gestreift, brach ich für kurze Zeit bewusstlos zusammen. Als ich mich wieder aufraffte, drangen wir in die Batterie ein. Fünf Geschütze waren unser, die drei anderen entkamen. Das war ein stolzes Gefühl, als ich hochaufatmend, aus leichter Kopfwunde blutend, unter meinen eroberten Kanonen stand. Aber ich hatte nicht Zeit, auf meinen Lorbeeren auszuruhen. Feindliche Jäger, kenntlich an den Hahnenfedern auf ihren Hüften, tauchten im Weizen auf. Ich wies sie ab und folgte ihnen bis zu einem Hohlwege.“ — Der junge Offizier drang, da er von den übrigen Truppen nichts sah, mit seinem Zug nach Rosberitz vor, um das bereits gekämpft wurde. Die Lage war dort, als er eintraf, eine ernste: „Ungezügelt vordringende Züge und Kompagnien verschiedener Regimenter unserer Division waren daselbst auf sehr überlegene feindliche Kräfte geprallt. Hinter unseren

schwachen Abteilungen befanden sich zunächst keine Verstärkungen. Die Masse der Division war von dem hochgelegenen Dorfe Ehlum angezogen worden und stand dort in heftigem Kampf. Mein Halbbataillon, mit dem ich mich am Ostrande von Rosberitz glücklich wieder vereinigte, war daher die erste Hilfe. Wer mehr überrascht ist, die Österreicher oder wir, vermag ich nicht zu beurteilen. Jedenfalls drängen die zusammengeballten feindlichen Massen von drei Seiten auf uns, um das Dorf wieder ganz in Besitz zu nehmen. So fürchterlich unser Zündnadelgewehr auch wirkt, über die stürzenden ersten Reihen kommen immer wieder neue auf uns zu. So entsteht in den Dorfgassen zwischen den brennenden, strohbedeckten Häusern ein mörderisches Handgemenge. Von Kampf in geordneten Verbänden ist keine Rede mehr. Jeder sticht und schießt um sich, so viel er kann. Prinz Anton von Hohenzollern vom 1. Garderegiment bricht schwer verwundet zusammen. Fähnrich von Woyrsch, der spätere Feldmarschall, bleibt mit einigen Leuten im hin- und herwogenden Kampf bei dem Prinzen. Bald laufen wir Gefahr, abgeschnitten zu werden. Aus einer in unseren Rücken führenden Seitengasse tönen österreichische Hornsignale, hört man die dumpfer als die unsrigen klingenden Trommeln des Feindes. Wir müssen, auch in der Front hart bedrängt, zurück. Ein brennendes Strohdach, das auf die Straße herabstürzt und sie mit Flammen und dichtem Qualm absperrt, rettet uns. Wir entkommen unter diesem Schutz auf eine Höhe dicht nordöstlich des Dorfes. Weiter wollen wir in wilder Erbitterung nicht zurückgehen. Major Graf Waldersee vom 1. Garderegiment zu Fuß läßt als ältester anwesender Offizier die bei uns befindlichen beiden Fahnen in die Erde stecken: um diese geschart, werden die Verbände wieder geordnet. Schon nahen auch von rückwärts Verstärkungen. Und so geht es denn bald wieder mit schlagenden Tambours vorwärts, dem Feinde entgegen, der sich mit der Besitzergreifung des Dorfes begnügt hat. Auch dieses räumt er bald, um sich der allgemeinen Rückzugsbewegung seines Heeres anzuschließen.“



Hindenburg als Leutnant im 3. Garderegiment
zu Fuß im Feldzug 1866.
Nach einer Photographie.

Der Arzt wollte nach Abschluß des Kampfes und dem Verlassen des Schlachtfeldes den jungen Hindenburg wegen seiner Kopfwunde ins Lazarett schicken, der aber bat, davon abzusehen, da er noch hoffte, an anderen Kämpfen teilnehmen zu können; er half sich mit Umschlägen und einem leichten Verband, durfte fortan auch auf den Märschen die Mühe statt des durchlöcherten Helmes tragen. Letzterer, den längere Zeit die Eltern aufbewahrt, steht jetzt in der Arbeitsstube des Feldmarschalls, dessen hellen Ruhm und glänzenden Aufstieg sein oben erwähnter Kompagniechef von Sorbec noch erleben konnte; er starb, achtzigjährig, als Oberst 3. D., 1917 in Berlin, und unter den Beileidskundgebungen fehlte nicht jene seines einstigen jungen Leutnants, der unter ihm zum ersten Male im Feuer gewesen. —

Zu weiteren Kämpfen sollte es nicht mehr kommen. Der am 22. Juli eintretende Waffenstillstand traf das Regiment in Niederösterreich, und bald darauf trat es den Rückmarsch an, in Eger einige Wochen verbleibend. Während dieser Zeit konnte Hindenburg ein



Hindenburgs Helm in der Schlacht bei Königgrätz von einer Kartätschenkugel getroffen.
Nach einer Photographie.

Wiederssehen mit seinem Vater feiern, der als Johanniter in einem Lazarett auf dem Schlachtfelde von Königgrätz tätig war. Am 20. September fand der feierliche Einzug in Berlin statt, kurz vor demselben hatte Hindenburg den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern vom Kommandeur überreicht erhalten.

Nach dem Kriege wurde dem 3. Garderegiment Hannover als Garnison überwiesen. „Ich fand in meinem Regiment, das aus dem 1. Garderegiment zu Fuß hervorgegangen war“, schreibt der Feldmarschall, „die gute, alte Potsdamer Schule, den Geist, der den besten Überlieferungen des damaligen preußischen Heeres entsprach. Das preußische Offizierkorps dieser Zeit war nicht mit Glücksgütern gesegnet, und das war gut. Sein Reichtum bestand in seiner Bedürfnislosigkeit. Das Bewußtsein eines besonderen persönlichen Verhältnisses zu seinem König durchdrang das Leben der Offiziere und entschädigte sie für manche materielle Entbehrung.

Diese ideale Auffassung war für die Armee von unschätzbarem Vorteil. Das Wort „Ich dien!“ hatte dadurch einen ganz besonderen Klang.“

In der neuen Garnison mögen sich zunächst noch mancherlei Gegensätze geltend gemacht haben, im privaten wie öffentlichen Leben, und es bedurfte gewiß besonderen taktvollen Auftretens der Offiziere, um Empfindlichkeiten zu schonen und Reibungen zu vermeiden. Die gesellige Abwechslung war für die Marsköhne nicht groß; behufs engeren Zusammenschlusses hatte eine Reihe von ihnen einen „Norddeutschen Geburtstagsabend“ begründet, zu welchem neben Paul von Hindenburg noch gehörten die Offiziere Graf Bülow von Dennewitz I und II, Boehmer, von Coeper, von Wedelstaedt. Der Dienst nahm viel Zeit in Anspruch, denn man trachtete danach, die im Felde gewonnenen Erfahrungen praktisch zu verwerten, rechnete man doch auch allgemein mit einem neuen Kriege: diesmal mit dem Erbfeinde jenseits des Rheins, der voll bitteren Neids auf den frischen Preußenruhm war.

Und das dräuende Gewitter entlud sich! Was Jahrhunderte nicht vermocht, es vollbrachte es und einte in Stunden das gesamte deutsche Volk, verschmolz Nord und Süd und Ost und West unter den brausenden Klängen der „Wacht am Rhein“.

Erhebende Bilder feuriger Begeisterung entrollten sich vor den Inassen der endlos langen Militärzüge, die dem Rheine, der gefährdeten deutschen Grenze, zustrebten. „Das ganze Deutschland soll es sein!“ hatte der Dichter gesungen, und das ganze Deutschland war es, das sich in eiserner Treue zusammenschloß, um die teure Heimat zu schützen, um fränkischen Hochmut und fränkische Kriegslust gebührend zu strafen.

In der bayrischen Pfalz, westlich von Worms und Mannheim, wurde das preußische Gardekorps, zu dem auch das 3. Garderegiment gehörte, zusammengezogen. Leutnant von Hindenburg war als Adjutant des 1. Bataillons ins Feld gerückt, sein Kommandeur war Major von Seegenberg, der als Kompagniechef an den Feldzügen von 1864 und 1866 im Regiment teilgenommen. Von der Pfalz ging's in langen Märschen weiter, viel zu langsam

für die ungeduldigen Garden, die möglichst schnell an den Feind kommen wollten. Im Bivak zwischen Bitche und Saargemünd erfuhr man die Nachrichten der ersten Siege bei Saarbrücken, bei Weißenburg und Wörth, die noch mehr die Ungeduld entflammten, rasch vorzudringen und mit dabei zu sein bei den nächsten Kämpfen.

Bald schon sollte sich die Gelegenheit dazu bieten, auch zur schweren Feuertaufe des 3. Garderegiments, das, im Rahmen der vier Gardebrigaden, in das heiße Ringen bei Metz eingriff, am Nachmittag des 18. August am entscheidenden Sturm teilnehmend. Die Garden, mit den Sachsen, hatten als Hauptziel St. Privat zugewiesen erhalten; aber ehe man dies angreifen konnte, mußten die vorliegenden Ortschaften St. Ail und St. Marie genommen werden.

Über den heißen Kampf und seine Beteiligung daran berichtet lebhaft der Feldmarschall in seinen „Erinnerungen“: „Gegen 5½ Uhr nachmittags trifft unsere Brigade der Angriffsbefehl. Wir sollen hart östlich St. Marie vorbei in nördlicher Richtung antreten und dann jenseits der Chaussee gegen St. Privat zum Angriff einschwenken. Kurz bevor sich unsere Bataillone erheben, wird das ganze Gelände um St. Privat lebendig und hüllt sich in den Qualm feuernder französischer Linien. Die nicht zu unserer Division gehörige 4. Gardebrigade geht nämlich bereits südlich der Chaussee vor. Gegen sie wendet sich daher vorläufig die ganze Kraft der gegnerischen Wirkung. Diese Truppe würde in kürzester Zeit zur Schlacke ausbrennen, wenn wir, die 1. Gardebrigade, nicht baldmöglich nördlich der Chaussee angreifen und dadurch Entlastung schaffen würden. Freilich, dort hinüber zu kommen, erscheint fast unmöglich. Mein Kommandeur reitet mit mir vor, um das Gelände einzusehen, und dem Bataillon im Rahmen der Brigade die Marschrichtung anzugeben. Ein ununterbrochener Feuerorkan fegt jetzt auch gegen uns über das ganze Feld. Doch wir müssen versuchen, die eingeleitete Bewegung durchzuführen. Es gelingt uns auch, die Straße zu überschreiten. Jenseits dieser nehmen die sich dicht drängenden Kolonnen Front gegen die feindlichen Feuerlinien und stürzen, sich auseinander ziehend, vorwärts gegen St. Privat. Alles strebt danach, so nahe als möglich an den Gegner heranzukommen, um die dem Chassepot gegenüber minderwertigen Gewehre brauchen zu können. Der Vorgang wirkt ebenso erschütternd wie imponierend. Hinter dem wie gegen ein Hagelwetter vorstürmenden Massen bedeckt sich das Gelände mit Toten und Verwundeten, aber die brave Truppe drängt unaufhaltsam vorwärts. Immer und immer wieder wird sie von ihren Offizieren und Unteroffizieren, die bald von den tüchtigsten Grenadieren und Fusiliere ersetzt werden müssen, auf- und vorgerissen.“ — Unter zunehmenden Verlusten dringt das Hindenburgsche Bataillon in die Gegend halbwegs St. Marie-Roncourt vor. Hindenburg reitet bis zum Dorfe hin, das er unbesezt findet, während er in den nahen Steinbrüchen französische Infanterie bemerkt, und es gelingt ihm, noch rechtzeitig zwei Kompagnien seines Bataillons in das Dorf zu führen. Ein Angriff kurz danach wird abgewiesen, und nun können sich die beiden anderen Kompagnien dem Nordeingang von



Hindenburg als Leutnant und Adjutant im 3. Garderegiment zu Fuß im Feldzug 1870/71.

Nach einer Photographie.

St. Privat zuwenden, um wenigstens eine geringe Entlastung zu bringen. Nach dem schweren Kampf tritt allmählich eine Atempause im Infanteriefeuer ein. Beide Teile sind erschöpft, die Waffenruhe ist so vollständig, daß Hindenburg vom linken Flügel bis fast zur Mitte der Brigade und zurück in der Feuerlinie entlang reitet, ohne das Gefühl einer Gefahr zu haben. Als bald beginnt von neuem das Ringen: „Wo eine Zeitlang nur Tod und Verderben zu sein schien, rührt sich neues Kampfesleben, zeigt sich neuer Kampfeswille, der schließlich im Sturm auf den Feind seinen heldenhaften Abschluß findet. Es ist ein unbeschreiblich ergreifender Augenblick, als in versinkender Abendsonne unsere vordersten Kampflinien zum letzten Durchbrechen sich erheben. Kein Befehl treibt sie an, das gleiche seelische Empfinden, der eiserne



Hindenburg zu Dilliers le Bel vor Paris. Januar 1871.
Nach einer Zeichnung von Thomas Couture.

Entschluß zum Erfolg, ein heiliger Kampfesgrimm drängt nach vorwärts. Dieser unwiderstehliche Zug reißt alle mit sich fort. Das Bollwerk des Gegners stürzt bei Einbruch der Dunkelheit. Ein ungeheurer Jubel bemächtigt sich unserer.“ Freilich war der Erfolg mit schweren Opfern errungen. Das 3. Garderegiment hatte einen Verlust von 36 Offizieren, 1060 Unteroffizieren und Mannschaften, von denen 17 Offiziere und 304 Mann tot; ähnliche Ziffern wiesen die anderen Garde-Infanterieregimenter auf. Sämtliche Regimentskommandeure waren tot oder schwer verwundet, zehn Bataillonskommandeure gefallen oder erlagen alsbald ihren erlittenen Wunden. Der Kampf um St. Privat hatte die Entscheidung gebracht, wie dies auch Bazaine in seinem Schlachtbericht eingestanden: „Den ganzen Tag über war der Kampf unentschieden; aber am Abend warf sich der Feind mit einer äußersten Kraftanstrengung auf St. Privat und machte diese Stellung für unseren rechten Flügel unhaltbar. Trotz der aufopfernden Tapferkeit des Marschalls Canrobert und seiner Truppen mußte sie aufgegeben werden.“

Auch an der Schlacht von Sedan konnte Paul von Hindenburg teilnehmen, freilich nicht in so tätiger Weise, wie bei St. Privat. In seinen „Er-

innerungen“ heißt es: „Der 2. September brachte uns vormittags den Besuch des Kronprinzen, dem wir die erste Nachricht von der Gefangennahme Napoleons und seiner Armee verdankten, und nachmittags den unseres Königs und Kriegsherrn. Von dem beispiellosen Jubel, mit dem der Monarch empfangen wurde, vermag man sich kaum eine Vorstellung zu machen. Die Mannschaften waren nicht in Reih und Glied zu halten. Sie umringten ihren heißgeliebten Herrn und küßten ihm Hände und Füße. Seine Majestät sah seine Gardes zum ersten Male in diesem Feldzuge; er dankte uns tränenden Auges für das, was wir bei St. Privat geleistet hatten. Das war reicher Lohn für jene schweren Stunden! Im Gefolge des Königs befand sich auch Bismarck. Er ritt in olympischer Ruhe am Ende der Kavalkade, wurde aber erkannt und bekam ein besonderes Hurra, das er schmunzelnd entgegennahm. Moltke war nicht zugegen.“

Von Sedan aus wurde der Weitermarsch nach Paris angetreten. Aus dem nächtlichen Kampf bei Bourget ging Hindenburg heil hervor, auch aus sonstigen Alarmierungen, die ihn dann stets im Eiltempo aus seinem hübschen Quartier Dilliers le Bel rissen. Er war

dort als Adjutant mit dem Regimentsstab in der geräumigen Villa des berühmten Malers Thomas Couture, der mit seiner Familie sein Heim nicht verlassen hatte, einquartiert. Couture, in seinen farbenfrohen Schöpfungen an Paolo Veronese gemahnend, hatte vor dem Kriege in näherem Verkehr mit verschiedenen hervorragenden deutschen Malern gestanden, so Anselm Feuerbach, W. Genz, A. von Heyden, R. Henneberg, B. Plodhorst usw., und er wußte sich gut mit den deutschen „Barbaren“ zu stellen. Sein Künstlerauge hatte mit Gefallen auf dem jungen Hindenburg geruht, als dieser beim Quartiermachen vors Haus geritten kam, und als sie später näher bekannt geworden, bat der Künstler, ihn so zeichnen zu dürfen, was natürlich gern bewilligt wurde, mit der Bitte, ihm ein zweites Exemplar zur Erinnerung zu widmen. Das wertvolle Blatt hängt jetzt im Arbeitszimmer des Feldmarschalls.

Ein anderer Künstler berücksichtigte Hindenburg nicht in so freundlicher Weise — ja, hätte er ahnen können, was dereinst aus dem schlanken Adjutanten werden sollte! Es handelt sich um A. von Werners „Kaiserproklamation in Versailles“, denn Paul von Hindenburg wohnte diesem weltgeschichtlichen Ereignis als Abgeordneter seines Regiments bei: „Ich glaube, der eine der hochgeschwungenen Arme mit Säbel ist der meine,“ sagte später gutgelaunt der General, wenn das Gespräch auf das Bild kam.

Unterm 29. Januar 1871 wird jubelnd nach dem stillen Neudeck gemeldet: „29. Januar 1871. Hurra, Paris hat kapituliert!!! Wir haben heute schon drei Sorts und St. Denis besetzt, Waffenstillstand, und so Gott will, bald Friede.“

So rasch sollte sich freilich dieser Wunsch nicht erfüllen! Aber die Frist bis dahin gab unserem Hindenburg noch Gelegenheit, die Bekanntschaft von Paris zu machen. Am Morgen des 2. März ritt er in Begleitung einer Gardehusaren-Ordonnanz über den Pont de Neuf nach dem Triumphbogen, den er nicht umging, sondern unter ihm in die Champs Elysées einbiegend auf den Konfordinplatz gelangte und durch die Tuilerien bis zum Louvre kam, dann an der Seine entlang durch das Bois de Boulogne zurückkehrend. Am folgenden Tage nahm er an der Parade des Gardekorps auf den Longchamps vor dem Kaiser teil. Anfang Juni erst erfolgte die Heimkehr und am 16. desselben Monats der feierliche Einzug unserer siegreichen Truppen nach Berlin durch das Brandenburger Tor, Leutnant von Hindenburg mit dem Gardekorps.

Kurze Zeit danach konnte der stattliche Offizier, das Eiserne Kreuz auf der Brust, die geliebten Eltern in Neudeck umarmen, sich auf der heimatischen Scholle ausruhend von allen Anstrengungen und Gefahren, in mancher traulichen Stunde eingehend von seinen Erlebnissen berichtend. Zum richtigen „Ausfaulzen“ gelangte der Urlauber kaum, die „Beschäftigung“ hatte er nie gelernt, dazu war er zu regsam und wußte den Wert der Zeit zu gut einzuschätzen; irgendein militärisches Buch begleitete ihn zu einem ruhigen Plätzchen, falls ihn nicht die



Hindenburg als Hauptmann im Generalstab des
II. Armeekorps. Stettin 1878.
Nach einer Photographie.

jüngeren Geschwister beanspruchten, oder er nahm auch den Aquarellkasten zur Hand und vertiefte sich in landschaftliche Studien, die ihm gut gelangen.

Dann kamen die Arbeiten für die Kriegsakademie und das schriftliche wie mündliche Examen, dem die Berufung folgte. Das immerhin gemessene Garnisonleben in Hannover wurde gern mit dem Aufenthalt im glänzend emporblühenden Berlin, der jungen Kaiserstadt, vertauscht, und im engeren Kreise des Prinzen Alexander von Preußen kam Hindenburg nicht nur mit hohen Offizieren, sondern auch mit bedeutenden Männern der Künste und Wissenschaften, des Staats- und Hofdienstes zusammen. Wie seine näheren Kameraden trat er in freundschaftliche Beziehungen zu den späteren Generalfeldmarschällen von Bülow und von Eichhorn sowie dem späteren General der Kavallerie von Bernhardi.

Dom Oktober 1873 an besuchte Hindenburg drei Jahre hindurch die militärische Hochschule, die ihre Anfänge in die Zeit des Alten Fritz zurückleitet und errichtet wurde, um geeignete Offiziere in die höheren Zweige der Kriegswissenschaft einzuführen und ihnen eine gediegene kriegswissenschaftliche Bildung zu verschaffen.

Der dreijährige Besuch der Kriegsakademie trug seine guten Früchte: Hindenburg wurde, unter Beförderung zum Hauptmann, im April 1878 in den Großen Generalstab versetzt und wenige Wochen später dem Generalkommando des II. Armeekorps, das unter dem Befehl des betagten Generals Hann von Weyhern stand, nach Stettin überwiesen.

Es ward ein wichtiger Aufenthalt für ihn und sein ganzes zukünftiges Leben: lernte er doch hier Gertrud Wilhelmine von Sperling, die Tochter eines bald nach dem 1871er Friedensschluß gestorbenen Generals, der im Felde noch als Generalstabschef der I. Armee tätig gewesen, kennen und lieben, sich mit ihr am 24. September 1879 vermählend. Es war eine glückliche und glückbringende Wahl, denn die geliebte Frau hatte das vollste Verständnis für den Soldatenberuf des teuren Gatten, dem sie, soweit es nur möglich war, alles fern hielt, was ihn bei der Durchführung seiner militärischen Aufgaben stören oder hindern konnte, Freud und Leid mit ihm teilend und den Hausstand musterhaft führend, eine echte, rechte, frische, fluge und entschlossene Soldatenfrau, die dem strebsamen, gewissenhaften Manne alles ersetzte, was sonst das Leben anderen bietet und worauf er in seiner strengen Pflichterfüllung gern freiwillig Verzicht geleistet.

Das Glück war vollkommen, als dem jungen Paare am 14. November 1880 das erste Kindlein geboren ward, das Töchterchen Irmgard, dem am 31. Januar 1883 ein Sohn, Oskar, und am 29. November 1891 ein zweites Mädchen, Anne Marie, folgten.

An das Stettiner Kommando schloß sich im Mai 1881 ein solches nach Königsberg i. Pr., und zwar war hier der junge Hauptmann als selbständiger Generalstabsoffizier bei der 1. Division, zunächst unter Generalleutnant Nachtigall, dann unter General von Verdy du Vernois, dem hervorragenden Militärschriftsteller und späteren Kriegsminister, tätig. Aus seiner Jugend- und Jünglingszeit waren ihm ja schon einzelne Teile der Provinz bekannt, jetzt lernte er letztere genau kennen, ganz besonders die Grenzbezirke mit den Narewümpfen und deren Übergängen. Zu seinen Aufgaben gehörte es ja auch, die Übungen und Manöver vorzubereiten, ihren Verlauf zu verfolgen und weitere Lehren daraus zu ziehen. Mit hingebendem Eifer widmete er sich seiner Tätigkeit, und es kamen Tage und Wochen, in denen die Familie wenig von ihrem Oberhaupte hatte. Sehr anregend gestaltete sich für den jungen Generalstäbler der persönliche Verkehr mit General von Verdy du Vernois, der, ein Mann vielseitiger Bildung und Interessen, den Krieg gegen Frankreich als Abteilungschef im Großen Generalstabe mitgemacht und eine Rolle bei den Sedan-Kapitulationsverhandlungen gespielt hatte. Er erkannte die Bedeutung seines „jungen Mannes“, wie gelegentlich die Generalstabs-Hauptmänner genannt wurden, und wußte sie später zu verwerten.

Im April 1884 wurde Hauptmann von Hindenburg nach Graustadt versetzt, um bei dem dort garnisonierenden Bataillon des 3. Posen'schen Infanterieregiments Nr. 58 eine Kompagnie zu übernehmen. Ein solches Kommando ist für die Generalstabsoffiziere von erheblicher Wichtigkeit als Ausbildungsposten für höhere Stellungen, um den Frontdienst, dem sie längere Jahre ferngeblieben, genau kennen zu lernen. Hatte Hindenburg schon einmal (als junger Offizier im Kameradenkreise, als man eifrig Luftschlösser der Zukunft baute) schlicht geäußert: „Für mich muß es stets das Ganze sein,“ so übersehte er dies auch bei seiner neuen Tätigkeit in der kleinen Posen'schen Landstadt in die Wirklichkeit. Er wurde bald in des Wortes bester Bedeutung der „Vater der Kompagnie“, bekümmerte sich um jeden Mann, wehrte jeglichem Übergriff der Unteroffiziere und Gefreiten, denn von „Schuhriegeln“ war er kein Freund; streng, aber gerecht war seine Behandlung, er bestrafte nur ungern und sah davon ab, wenn



Hindenburg als Oberst und Kommandeur des Oldenburg. Inf.-Regiments Nr. 91. Oldenburg 1894.

Atlantic-Photo-Co.

der Betreffende seinen Dienst bisher gut versehen hatte. Häufig unternahm er Felddienstübungen und suchte Vorgesetzte wie Untergebene zur Selbständigkeit zu erziehen; von echter Religiosität erfüllt, sah er darauf, daß seine Leute den Gottesdienst regelmäßig besuchten. Bald galt seine Truppe als die Musterkompagnie des Regiments, und kam der damalige Oberst von Rautefinck aus Glogau, wo der Stab des Regiments stand, zur Besichtigung nach Graustadt, so sparte er nicht mit dem Lob.

Ein Jahr nur dauerte die für die Familie sehr glücklich gewesene Graustadter Zeit, dann erhielt Hauptmann von Hindenburg seine Berufung nach Berlin in den Großen Generalstab. Sein Scheiden von Graustadt wurde aufrichtig bedauert, nicht nur von seiner Kompagnie, sondern auch von der Bürgerschaft, in der er sich nebst seiner Gattin allgemeiner Beliebtheit erfreut hatte.

In seiner neuen Tätigkeit, alsbald zum Major befördert, wirkte er in der Abteilung des damaligen Oberst Grafen von Schlieffen, des späteren Chefs des Generalstabes der Armee, sowie in jener des Oberst Vogel von Falkenstein, des späteren Kommandierenden Generals,

nebenbei aber auch an der Kriegsakademie in dem bedeutsamen Sache der angewendeten Taktik. „Er hatte hierbei“, hebt ein Offizier hervor, „die von Verdy du Vernois in den Militärunterricht eingeführte Lehrweise (die eine Wiedergeburt der von Friedrich dem Großen zuerst angewendeten und auch dem Kriegsspiel zugrunde liegenden ‚Applikation‘ ist), und zwar mit der Autorität gewertet, deren sie, soll sie fruchtbar werden, so dringend bedarf. Er hat sie ausgebaut in einer Weise, von der seine einstigen Schüler so viel Gutes zu sagen wußten.“ — Bemerkenswert ist noch, daß sich eine seiner Übungsschlachten im Gelände der Masurischen Seen abspielte.

An der Trauerfeier für den greisen Kaiser Wilhelm im März 1888 nahm Major von Hindenburg teil; er gehörte zu den Offizieren, die, sich ablösend, die Totenwacht hielten an der Bahre des verewigten, teuren Herrschers in dem schwarzausgeschlagenen Dom, in welchem die Kerzen auf den florumhüllten Kandelabern leise knisterten und aus den endlos langen Reihen der Vorüberziehenden, die Abschied für immer nehmen wollten von dem ehrwürdigen Heldenkaiser, verhaltenes Weinen hörbar ward. „Ich habe etwas gesehen, was man nie wieder sehen wird,“ schrieb damals Carmen Sylva, die Königin von Rumänien, „ich habe ein ganzes Volk in Trauer gesehen!“

Unvergeßlich auch der Tag, der 26. Oktober 1890, an welchem im roten Generalstabsgebäude die Vertreter der Armee, an ihrer Spitze der jugendliche Kaiser, den Hindenburg im Frühjahr 1886 bei einem mehrtägigen Übungsritt nahe Jossen persönlich kennen gelernt hatte, dem Feldmarschall Grafen Moltke zu seinem 90. Geburtstage ihre Glückwünsche und Huldigungen darbrachten, ein Tag, angefüllt von der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit nicht nur des gesamten Heeres, sondern auch der ganzen deutschen Nation. Wie empfand man doch so warm und wahr die Worte, die einst gesprochen worden, als das den Namen des Feldmarschalls tragende neue Schlachtschiff zum ersten Male die salzigen Fluten durchteilt: „Selbst keines Menschen Feind, bist du eine Gewalt, welche den Feind in einer Größe und Ausdehnung niedergeworfen hat, wie die Jahrhunderte es nur ausnahmsweise erleben. Groß im Rate deines Kaisers, klar, sicher und kühn in den Lagen, wo das Schicksal der Völker zu entscheiden ist, edel, frei und bescheiden, sobald deine Person allein in Betracht kommt, bist du ein leuchtendes Beispiel jedem Vaterlandsvertechter.“

Könnten diese Worte nicht prophetisch klingen für Hindenburg, als er „Unser Hindenburg“ geworden? —

Drei Jahre nach Berufung in den Generalstab trat Major von Hindenburg wieder in nähere Beziehungen zur Truppe, indem er zum ersten Generalstabsoffizier beim III. Korps ernannt wurde. Da der Stab desselben in Berlin war, blieb ihm ein Wohnungswechsel erspart. Er lernte nun auch die Brandenburger kennen, unter General von Bronsart II., der später Chef des Kriegsministeriums wurde. In letzteres ward er nach der Ernennung General von Verdy du Vernois zum Kriegsminister auf dessen Veranlassung kommandiert und alsbald als Chef der Infanterieabteilung berufen, unter Beförderung zum Oberstleutnant.

1893 wurde Hindenburg zum Oberst und Kommandeur des Oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91 ernannt und verlebte in der anmutigen Gartenstadt drei glückliche Jahre, auf die er heute noch gern zu sprechen kommt. Hier, im Rahmen des X. Armeekorps, traf ihn auch der spätere General Liebert wieder, der des weiteren über ihn berichtet:

„Es ist bekannt, daß die Stellung des Regimentskommandeurs in der Armee als die wichtigste gilt, in der jeder die ganze Persönlichkeit einzusetzen hat und den stärksten Einfluß auszuüben vermag. Der neue Kommandeur führte sich in Oldenburg gleich damit ein, daß er seinen Hauptleuten weiten Spielraum ließ bezüglich der Ausbildung, der Manneszucht, der Bekleidung usw., sich aber ‚den Geist‘ vorbehielt, d. h. die Ausbildung der Offiziere in niederer und höherer Taktik. Und dies Lehramt übernahm er gründlich. Alles ward auf den Ernstfall,

den Krieg, zugeschnitten, Friedensrücksichten gab es nicht. Bei jeder Aufgabe, die er stellte, wünschte er eine offensive Lösung, selbst bei unterlegenen Kräften. „Verteidigung ist weiblich, der Angriff männlich“, pflegte er zu sagen. Und in der Offensive betonte er immer wieder den Geist der Umfassung in einer so rücksichtslosen Art, daß manche seiner Untergebenen stutzig wurden und seine Lösungen der gestellten Aufgaben als zu kühn erachteten. Jetzt, nachdem er als Generaloberst die am kühnsten angelegte aller Schlachten siegreich gewonnen, werden die damaligen Zweifler ihm wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er besaß ein großes Maß von Ruhe und Gelassenheit, aus dem Gleichgewicht war er durch nichts zu bringen. Nie wurde er ausfallend, wenn er auch rückhaltlos seine Ansicht aussprach. Die Strenge seines Wesens zeigte sich weniger in seinen Worten, als in seiner Haltung und seinen Augen, die dann eine eigentümliche Stahlschärfe annahmen. So fanden ihn wichtige Augenblicke, wo es sich um Entscheidungen handelte, immer im Gleichgewicht. Was er tat, war vorher in Gedanken ganz fertig. Nichts ward ungeschlüssig hin und her geschoben. Der Entschluß trug dann jenes Gepräge absoluter Treffsicherheit, das sich den Beteiligten schon im Gefühl mitteilte. Im Kameradenkreise weilte er gern und ausgiebig, er nahm an den geselligen Veranstaltungen und an den Gesprächen mit Begehagen teil. Er sprach selbst der Genius in ihm wehrte sich vielleicht aus sich selbst heraus gegen anderweitige als störend und unnütz empfundene geistige Belastung: ganz Soldat in geistiger Reinkultur.“

Auch in Oldenburg war Hindenburg völlig von seiner Aufgabe, richtiger seinen Aufgaben in Anspruch genommen, die willkommenste Erholung im Kreise seiner Familie findend. Aber auch dort sahen ihn häufig abendliche Besucher vor seinen mit Kriegsspielmarken belegten Karten sitzen, taktische Aufgaben sich selbst stellend und sie suchend. Ostpreußen und das benachbarte Rußland spielten hierbei eine besondere Rolle; wiederholt äußerte er, daß es der Traum seines Lebens sei, ein Armeekorps gegen den Feind zu führen. Seine Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit waren sprichwörtlich geworden; jedes Bittgesuch, jeder Brief, jeder Besuch wurde in kürzester Frist erledigt, wenn irgend möglich in freundlich wohlwollender Weise. Wie in Graustadt, so hingen auch hier die Mannschaften an ihm, denen er ein strenger, aber stets gerechter Vorgesetzter war, der für die kleinsten Einzelheiten Interesse bekundete und sich



Hindenburg als Generalmajor und Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps in Coblenz.

Nach einer Photographie.

wenig, aber mit Nachdruck und immer kernig. Für gute Witze und treffende Bemerkungen hatte er ein behagliches Lachen. Er liebte, alle seine Getreuen um sich zu sehen, er sah nicht gern, wenn einer von den manchmal sich stark verlängernden Liebesmahlen vor ihm heimlich sich entfernte. Um so frischer aber mußte jedermann am folgenden Morgen im Dienst sein. Vom Scheitel bis zur Sohle Edelmann im besten Sinne des Wortes, hatte er ein warmes Herz für alle seine Untergebenen. Wen er einmal kennengelernt, den vergaß er nie. Wer in seinem Befehlskreis stand, wußte sich wirklich geborgen. Man kann sagen, daß er in gewisser Beziehung einseitig war. Er ging eben militärisch aufs Ganze, und

weder um ein Urteil von oben noch unten kümmerte. Was er einmal als richtig erkannt hatte, wurde durchgeführt. Trotz der reichlich ausgefüllten Zeit wurden die neueren Erscheinungen der militärischen Literatur nicht vernachlässigt und eifrig das Studium des letzten großen Krieges betrieben.

Nie war Hindenburg ein Freund vieler Worte; wie er selbst seine Wünsche und Befehle knapp faßte, so liebte er dies auch von anderen. Mußte er öffentlich reden, so geschah dies stets in kurzer, aber eindringlicher Form. „Wir sind alle Arbeiter, sei es mit dem Degen in der Hand oder mit dem Hammer und der Kelle in der Hand,“ betonte er bei der Einweihung des Offiziershauses am 1. August 1896.

Hindenburg verließ im August 1896 Oldenburg, um abermals einem Rufe des Generalstabs Folge zu leisten, nicht mehr in Generalstabsuniform, denn er war zum Generalmajor befördert und zum Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps in Koblenz ernannt worden. Der kommandierende General, Vogel von Falkenstein, den er vom Generalstab her kannte, wurde bald durch den damaligen Erbgroßherzog Friedrich von Baden ersetzt, der schnell nähere Sühlung zu seinem Generalstäbler fand und dessen hervorragende Eigenschaften richtig einzuschätzen wußte. Jetzt lernte Hindenburg das Rheinland näher kennen, und auch auf ihn übte es seinen Zauber aus, hören wir doch, daß er dem „Rodensteiner Heergaue der Colonia Rhœnanica,“ einem Kreise frohgemuter Männer aus den verschiedensten Ständen, angehörte und gern zu den „Sitzungen“, d. h. zu „Schmaus und Becherlupf“ erschien.

Der Urlaub wurde mit Frau und Kindern oft in Neudeck verbracht, wo die Eltern ungeduldig der Ankunftsstunde harrten, mit herzlicher Liebe die Ankommenden begrüßend und in den behaglich vertrauten Räumen aufnehmend, in denen die Ferienzeit gar so schnell verging. Einstmals nahm Hindenburg seinen Sohn auf die Arme, ausrufend: „Junge, ich freue mich schon darauf, wenn ich erst mit dir am Bivakfeuer sitzen werde, im Kampf gegen Rußland.“

Dann wurde es still in Neudeck. Am 5. August 1893 schloß die Mutter die treuen Augen, am 16. April 1902 starb, sechsundachtzigjährig, der Vater, sanft entschlafend, beide ihre Ruhestätte im Schatten eines alten, weitästigen Lindenbaumes auf dem friedsamem Kirchhofe findend.

Im Sommer 1901 wurde Hindenburg zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe ernannt — wieder schnell eine Stufe weiter zu den höchsten Stellungen. In der badischen Hauptstadt trat er naturgemäß auch in persönlichen Verkehr zum Großherzog Friedrich von Baden, diesem verehrungswürdigen Fürsten, der für alles Verständnis hatte und stets das Edle und Beste im Menschen zu finden wußte, und dessen treuer Gattin, der einzigen Tochter Kaiser Wilhelm I. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem großherzoglichen Hofe und der Familie Hindenburg sind stets herzliche geblieben.

Auch dem Divisionskommandeur war nichts unbedeutend genug, um nicht von ihm geprüft zu werden; er war unermüdetlich tätig, um seinen Truppenteil für den Ernstfall auszubilden und schlagkräftig zu machen — auch hier ging er stets aufs Ganze und — ins Einzelne. Eine Besichtigung war stets eine schwere Arbeit für den betreffenden Truppenteil, und alle waren froh, wenn sie zur Befriedigung des Generals vorübergegangen war. Dabei kümmerte sich Hindenburg auch ums kleinste. So legte er nicht nur Wert auf richtige Zielabschätzung, sondern auch auf richtige Zeitbemessung. Eines Tages trat er daher auf einen Rekruten mitten in der Besichtigung zu und fragte ihn, wie lange ein Zeitraum von zehn Minuten sei. Der Rekrut erwiderte nicht eben geistreich: „Nun, zehn Minuten!“ Hindenburg wollte die Probe machen, ob der Rekrut wisse, wie lange zehn Minuten andauern. „Ich nehme jetzt meine Uhr, und wenn Sie meinen, daß zehn Minuten verflossen sind, so rufen Sie laut Halt!“ Der

Rekrut stand stramm da und schielte nur hin und wieder nach rechts und links. Nach fünf Minuten fragte der General, ob die zehn Minuten um seien, worauf der Rekrut verneinte. Und auf die Sekunde, als die zehn Minuten vorüber waren, slang kräftig des Rekruten „Halt!“ über den Kasernenhof. Die Erzellenz war überrascht und belobte den flugen Marsjünger, konnte sich aber nicht enthalten zu fragen, woher er die genaue Zeitabschätzung habe. Und ohne sich zu besinnen, versetzte der Rekrut: „Von der Turmuhr dort drüben!“ — Da ging denn doch ein behagliches Schmunzeln über die Züge des Gestrengen. Und noch bei einer anderen Gelegenheit. Hindenburg hielt darauf, daß die Soldaten schon in den ersten Tagen ihrer Dienstzeit mit den Rangunterschieden im militärischen Leben und den verschiedenen Rangabzeichen genau vertraut gemacht wurden. Bei all' seinen Besichtigungen versäumte



Grabstätte der Eltern Hindenburgs in Neudorf.

Atlantic Photo Co.

er es nie, Stichproben zu machen und die Soldaten nach den Abzeichen der einzelnen Vorgesetzten, vom Unteroffizier bis zum kommandierenden General, zu fragen. Vor einer solchen Besichtigung durch den ebenso strengen wie jovialen Vorgesetzten wurde nun den Soldaten aufs genaueste die Art der Rangunterschiedebezeichnung noch einmal vorgetragen. Jeder Soldat konnte die einzelnen Abzeichen wie Tresse, Tresse mit Knopf, Offiziersachselsstücke, Raupen mit Stern und ohne Stern hersagen. Unter den Leuten selbst aber war ein viel wichtigeres Kennzeichen des hohen Besuches, den noch kein Soldat gesehen hatte, den aber viele von den Bildern kannten, der mächtige Schnurrbart, der später Weltberühmtheit erlangt hat. Die Soldaten machten es sich gegenseitig bekannt, daß unter den vielen strahlenden Uniformen, die sich bei einer solchen Besichtigung im Gefolge des Generals den Truppen näherten, der Divisionsgeneral Hindenburg sofort unter allen anderen Offizieren durch seinen mächtigen Schnurrbart kenntlich sei. Nun konnte man nicht mehr fehl gehen! Die große Stunde der Besichtigung nahte. Jeder Soldat sah die mächtige Gestalt mit dem großen



Eine Generalstabsreise Hindenburgs im Jahre 1898, Aufenthalt in Lebach (Rpr.).

Schnurrbart und wußte, daß dies der Gefürchtete sei. Selbstverständlich bestand eine der Fragen, die Hindenburg an die Mannschaften richtete, darin, daß er sich nach den Rangabzeichen erkundigte. An einen biederen Pommer trat er heran und fragte ihn: „Nun, mein Sohn, woran erkennst du zum Beispiel mich?“ Der Pommer war der Worte seiner Kameraden eingedenk, daß Hindenburg an seinem Schnauzbart erkannt werde und sagte schnell und entschlossen: „Am Schnauz“. Zuerst wußte Hindenburg nicht, was das bedeutete, aber bald ahnte er, daß damit sein Schnurrbart gemeint sei, und der Rest der Besichtigung war eitel Heiterkeit.

Am 27. Januar 1903, dem Geburtstage des Kaisers, erhielt Hindenburg seine Ernennung zum kommandierenden General des IV. Armeekorps — ein neuer, sehr wichtiger Lebensabschnitt nahm seinen Beginn.

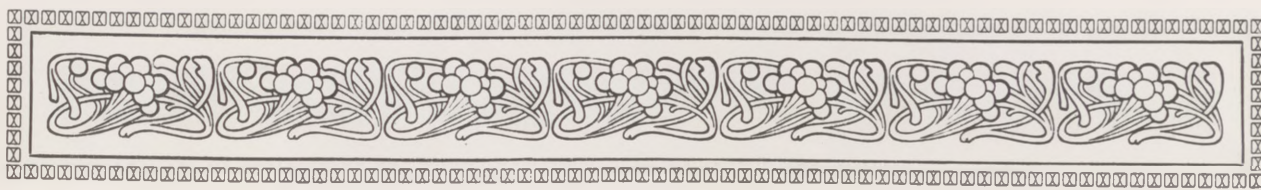




Straszenkampf in Hohenstein.

Nach einem Gemälde von Professor Max Rabes.





Kommandierender General des IV. Armeekorps.

Von

General d. Inf. von François.

Im Januar 1903 stand an der Spitze des IV. Armeekorps in Magdeburg General der Infanterie v. Klitzing. Ein kernfester, vornehmer und aufrechter Mann. Als Vorgesetzter gerecht, aber streng und manchmal im Ausdruck schroff. Wer ihn genauer kannte, wußte, daß unter der harten Schale ein wohlwollendes, warm empfindendes Herz schlug. General von Klitzing war ein hervorragend tüchtiger Kommandierender General, der die Truppen des IV. Armeekorps in Disziplin und Kriegstüchtigkeit auf eine hohe Stufe gebracht hatte. Bereits im Herbst 1902 wurde bekannt, daß das Korps am Kaisermanöver 1903 teilnehmen werde, und General v. Klitzing konnte mit vollem Vertrauen zu seinem eigenen Können und den Leistungen der Truppen den großen Tagen entgegensehen. Er selbst hatte den Generalstab bis zum Armeekorpschef durchlaufen und besaß sehr gute taktische Anlagen und Führereigenschaften. Unterführer und Truppen waren nach richtigen taktischen Grundsätzen erzogen. General v. Klitzing freute sich aufrichtig auf das Kaisermanöver, denn er wußte, daß er seinem Kriegsherrn ein Musterkorps vorführen konnte. Es kam jedoch anders.

Am 27. Januar 1903 — Kaisers Geburtstag — erfolgte ein Wechsel; General v. Hindenburg trat als Kommandierender General an die Spitze des IV. Armeekorps.

In Magdeburg war Hindenburg wenig bekannt. Auch der Generalstabschef Oberst v. François kannte ihn nicht persönlich, hatte nur hin und wieder seine Unterschrift gesehen, denn als François 1899 Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps wurde, war Hindenburg noch Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps und als solcher gewissermaßen Senior der Korpschefs.

Bei seinem Eintreffen in Magdeburg meldete sich der Chef. „Vertrauen gegen Vertrauen“ meinte Hindenburg und drückte ihm kräftig die Hand. Durch dieses kurze Begrüßungswort war das Verhältnis zum neuen Kommandierenden General geregelt und als Treuband hielt es fest, bis François in eine andere militärische Stellung versetzt wurde.

Die Zeit bis zum Kaisermanöver war reich an Arbeit. Neben den Vorbereitungen für Parade und Manöver galt es Kommandeure, Truppen und Garnisonen kennen zu lernen.

Als Divisionskommandeure fand Hindenburg die Generale Baron v. Ardenne und v. Prittwitz vor. Ardenne befehligte die 7. Division. Kavallerist, sehr flug, talentvoll, bestechend in der Konversation, Schriftsteller. Nach dem Kaisermanöver nahm er seinen Abschied, an seine

Stelle trat der bekannte Militärschriftsteller General v. Bernhardt. Er war Duzfreund von Hindenburg, wurde Kommandierender General des VII. Armeekorps und trat noch vor dem Weltkrieg in den Ruhestand. General v. Prittwitz befehligte die 8. Division in Halle. Lebensgewandt, im Generalstabsdienst ausgebildet, praktischer Soldat, leidenschaftlicher Jäger. Er war ein Vetter von Frau v. Hindenburg, wurde später Kommandierender General des XVI. Armeekorps, danach Armeeeinspekteur in Berlin. Bei Kriegsbeginn übernahm er die 8. Armee in Ostpreußen und werden wir weiter unten im Abschnitt Tannenberg noch von ihm hören.

Als die bedeutungsvollen Herbsttage kamen, kannte Hindenburg den Wert der Truppen und hatte es verstanden, das volle Vertrauen seiner Untergebenen zu erwerben.

Für die Kaiser-Parade war der historische Boden der Schlacht bei Roßbach gewählt. Am Fuße des Janushügels, wo Seydlitz 1757 seine berühmte Reiterattacke ritt, stand das Treffen der Fußtruppen, dahinter auf halbem Hang die berittenen Waffen. Ein herrliches militärisches Schauspiel. Wer von fern kam, sah die Treffen am Janushügel in Terrassen übereinander bei Sonnenschein und blauem Himmel. Über dem Paradesfeld schwebte ein Fesselballon, der die Kaiserflagge entrollte, als der Kaiser sichtbar wurde. Vor der Truppe hielt Hindenburg mit den Generalen und Regimentskommandeuren. Der Kaiser kam von Merseburg an der Spitze der neuen Fahnen, die er den Regimentern verleihen wollte. Mit kurzer, eindrucksvoller Ansprache begrüßte er die Kommandeure und übergab ihnen die Fahnen.

Danach deutete er durch eine Handbewegung an, daß er eine Antwort erwartete. Hindenburg, der bei jeder Gelegenheit in Form und Inhalt vollendet zu sprechen verstand, dankte in bewegten, wirkungsvollen Worten. Die Kommandeure übernahmen ihre Fahnen und rückten mit ihnen unter den Sanfaren der Musikkorps zur Truppe. Das Abreiten der Front begann. Hierbei sagte Hindenburg zu seinem Chef: „Das mit der Ansprache kam unerwartet, nun bin ich meine Rede los, die ich bei der Festtafel halten wollte. Schadet nichts, dann muß ich mir etwas anderes ausdenken.“ Was er dann beim Paradeessen sprach, blieb nicht hinter den schönen Worten bei der Fahnenübergabe zurück.

Der Parademarsch war von Osten nach Westen beabsichtigt mit Rücksicht auf den Sonnenstand. Dementsprechend war auch die Zuschauertribüne auf die Südseite gelegt. Der Kaiser hatte die Hälfte des Kavallerietreffens bereits abgeritten, als er den Truppenaufmarsch an der Ostseite bemerkte. „Sie wollen den Parademarsch nach Westen machen,“ rief er Hindenburg zu, „ich möchte ihn nach Osten haben.“ — Der Chef mußte zur Truppe reiten. Schnell war der Aufmarsch geändert, und als der Kaiser seinen Standpunkt eingenommen hatte, konnte ohne Zeitverlust der Vorbeimarsch beginnen, freilich ohne den stützenden Aufbau einer Pointlinie. Demungeachtet verlief die Parade glänzend. Der Kaiser spendete reiches Lob und sandte auch dem General v. Klitzing ein Telegramm, in dem er ihm Anerkennung und Dank für die vortreffliche Haltung der Truppen aussprach. — Am Abend des Paradetages fand großer Zapfenstreich im Park des Merseburger Schlosses statt. Die Musikkapellen aller Truppen im offenen Viereck vor dem Schloßpavillon. In der Mitte auf hohem Podium der Dirigent Roßberg und die offene Seite geschlossen durch die Schellbaumträger, vor denen zu Pferde ein Korpsadjutant hielt; Front nach dem Pavillon, auf dessen Terrasse sich das Kaiserpaar, die geladenen Fürstlichkeiten und das Gefolge befanden. Campions hingen im Laubwerk, Sackelträger rahmten die Musikkorps ein, Vollmond stand über dem Schloß, und vom Pavillon her warf ein großer Scheinwerfer seine Strahlen auf Park und Schloß. Aus diesem Bilde heraus erklang bald flüsternd, bald brausend das meisterhaft geschulte Spiel des gewaltigen Musikkorps. Alle Anwesenden standen unter dem Bann des großartigen Schauspiels. Eine Huldigung dem Kaiserpaar war es, von märchenhafter Schönheit. Hindenburg konnte zufrieden sein.

Auf Parade und Zapfenstreich folgten die Manövertage, der Prüfstein für den Kriegswert von Führer und Truppe.



Hindenburg als Kommandierender General des IV. Armeekorps.

Nach einer Aufnahme von Oskar Sud, Karlsruhe i. B.

Das IV. Armeekorps sollte den beiden sächsischen Korps den Saaleübergang zwischen Merseburg und Weißenfels verwehren. Die Manöverleitung glaubte und wünschte im Interesse des weiteren Manöververlaufs, daß die Überlegenheit der Sachsen den Flußübergang bald erzwingen werde. Doch Hindenburgs Anordnungen waren derart getroffen, daß die Manöverleitung nachhelfen mußte, um den Übergang zu ermöglichen. Eine neue Gefahr indessen drohte den Sachsen durch einen Offensivstoß, den Hindenburg befahl, als ein Teil der Sachsen das andere Ufer erreicht hatte. Bei der Befehlsausgabe war der Kaiser anwesend. Hindenburg gab den Befehl selbst aus und seiner Gewohnheit gemäß diktierte er jedes Interpunktionszeichen mit. In der Umgebung des Kaisers belustigte man sich darüber und fragte den Chef, ob denn die Zahl der Analphabeten beim Korps so groß sei.

Während die 8. Division — General v. Prittwitz — den befohlenen Angriff rechtzeitig und mit Erfolg ansetzte, zögerte die 7. Division und kam erst auf erneuten Befehl Hindenburgs — nun aber zu spät — in Bewegung. Bewunderungswürdig war die Ruhe, die Hindenburg in solch kritischen Momenten bewahrte. Er rechnete stets mit der Fraktion und war nie erstaunt oder verärgert, wenn seine Unterführer Fehler machten. „Schadet nichts,“ pflegte er dann zu sagen, „dann machen wir es anders.“

Der erste Manövertag endete mit dem Rückzuge des Korps auf Groß-Heeringen. Dort sollte das anrückende XI. Armeekorps das Korps aufnehmen und dann unter einheitlicher Führung des Generals v. Wittich der Angriff wieder aufgenommen werden.

In Groß-Heeringen fand man nicht gleich geeignete Unterkunft für Hindenburg. Er kam inzwischen nach dem Gasthof, wo im großen Tanzsaal Büro und Lagerstätten für das Personal des Generalkommandos und in einem Nebenraum der Mittagstisch für die Offiziere hergerichtet wurde. Es war ein Kommen und Gehen vieler Kommißstiefelträger, ein geräuschvolles Schleppen von Koffern, Kisten, Geschirr und Möbeln. Demungeachtet nahm Hindenburg einen Stuhl, setzte sich mitten hinein in den Tanzsaal, faltete die Hände und schlief, bis er zum Essen geweckt wurde. Hindenburg nutzte jede Gelegenheit zum nervenstärkenden Schlaf und er konnte auch zu jeder Tageszeit und auf jeder Sitzgelegenheit schlafen.

Die Manövertage ließen Hindenburgs Führereigenschaften in vorteilhaftestem Licht erscheinen und ebenso die taktische Schulung der Truppe.

Der letzte Manövertag war als Übungstag für den Kaiser gedacht. Drei Armeekorps unter des Kaisers Führung gegen einen markierten Feind. In der Mitte der drei Korps das IV. Armeekorps, dessen Führung für diesen Tag dem Prinzen Friedrich Leopold übertragen wurde. Hindenburg übergab ihm das Korps und stellte die Offiziere des Generalkommandos vor. Der Prinz war sichtbar erfreut, ein Korps führen zu dürfen und erblickte in dieser Anordnung einen besonderen Gnadenakt des Kaisers. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Prinz die ihm gestellte Aufgabe vortrefflich gelöst hat.

Hindenburg erntete am Schluß des Kaisermanövers rückhaltlose Anerkennung des Kriegsherrn. Er hatte aber noch einen anderen gleichgroßen Erfolg, er war wurzelfest im Armeekorps geworden und das Vertrauen seiner Untergebenen blieb ihm fortan treu. In seinem Buch: „Aus meinem Leben“ sagt Hindenburg: „Ich erntete Allerhöchste Anerkennung, die ich dankbar auf meinen Vorgänger und auf meine Truppen zurückführte.“ Dieser Ausspruch ist bezeichnend für Hindenburgs große Bescheidenheit und seine Dankbarkeit. Diese scharf ausgeprägten, ungemein sympathischen Charaktereigenschaften durchziehen sein ganzes Erinnerungswerk.

1903 war für Hindenburg das arbeitsreichste, aber auch erfolgreichste Jahr seiner Tätigkeit als Kommandierender General. Die folgenden Jahre brachten keine bemerkenswerten Ereignisse, wohl aber alljährlich die Besichtigungsreisen. Am liebsten weilte er in Alten-Grabow. Die Besichtigungsperiode dort galt ihm als Erholungszeit und Sommerfrische. Er fühlte sich inmitten der Truppen unendlich wohl. Auch die Truppe freute sich, wenn Hindenburg zur Be-

sichtigung kam. Nicht, daß er nachsichtig über Mängel hinweg gegangen wäre. Nein, er schenkte der Truppe nichts und stellte an Offiziere und Mannschaften hohe Anforderungen. Die Art aber, wie er Kritik übte, immer sachlich und frei von Schärfe und Sarkasmus, wirkte wohlthuend und gewann ihm die Herzen. War das Urteil anderer Vorgesetzter zu scharf ausgefallen, dann wußte er den Tadel zu mildern oder wenn nötig zu entkräften. Ungewandte schleppende Besichtigungen liebte er nicht, ertrug sie aber mit Geduld. „Geduld“ hieß übrigens der schöne Goldfuchs von den Seydlitzkürassieren, der die Redengestalt Hindenburgs meist bei Besichtigungen zu tragen hatte.

Vernachlässigung im Anzug konnte Hindenburg nicht vertragen, besonders weiße Kragen- vorstöße über der Halsbinde verletzten sein Auge, dann sparte er nicht mit deutlichen Worten, was öfter vorkam, wenn die Gardekavallerie-Division in Alten-Grabow zu Gast war.

An dem Kasinoleben in Alten-Grabow nahm er regen Anteil. Gern saß er an der Frühstück- und Mittagtafel und hatte für gute Witze und Geschichten ein behagliches Lachen.

Nachdem sein Chef Oberst v. François längst in anderer Verwendung als Regiments- und Brigadefommandeur aufgerückt war, erhielt er alljährlich eine Postkarte von Alten-Grabow, in der Hindenburg seiner beim „ersten Sahnenschnitzel“ gedachte. Damit hatte es nämlich folgende Bewandnis: Sahnenschnitzel war François' Leibessen und wenn er sich im Kasino oder Hotel die Speisefarte geben ließ, so kam er immer wieder auf das Sahnenschnitzel zurück. Einmal befand sich Hindenburg in Naumburg. Anderen Tags hatte François ebenfalls dort zu tun und kam nach langer Fahrt hungrig im Hotel an. Der Kellner brachte die Speisefarte, die François lange prüfte und danach sagte: „Bitte, ein Sahnenschnitzel.“ Der Kellner lachte laut auf und als er verwundert nach der Ursache gefragt wurde, meinte er: „Verzeihen, Herr Oberst, gestern war nämlich Erzellenz v. Hindenburg da und sagte mir: „Morgen kommt einer, der bestellt Sahnenschnitzel.“



Hindenburgs Wohnhaus in Hannover während des Krieges.

Atlantic-Photo-Co.

Der Winter gehörte der wissenschaftlichen und taktischen Ausbildung des Offizierkorps. Vorträge und Kriegsspiele fanden innerhalb der Regimenter statt, daneben Garnisonvorträge. Nahm Hindenburg daran teil, so mußten alle Vorgesetzten zum Vortrag Stellung nehmen. Was er dann selbst sagte, war das Wertvollste und befundete ein reiches Wissen, das er sich vorwiegend in der Zeit als Lehrer an der Kriegsakademie erworben hatte.

Hindenburg war durch und durch Soldat und ging ganz in seinem Beruf auf. Selbst für die Jagd hatte er bisher keine Zeit gefunden. Es war ihm ähnlich ergangen wie dem damaligen Chef der Landesaufnahme, General Schreiber, der auf dem Gebiete der Geodäsie als Autorität galt. Dieser ernste Gelehrte war einst Tischnachbar des jungen Kaisers. Mit einer Anspielung auf die blasse Gesichtsfarbe des Generals sagte der Kaiser: „Sie müssen auf Jagd gehen, das erfrischt und erfreut.“ „Dazu, Majestät,“ antwortete Schreiber, „habe ich keine Zeit, meine Jagd ist die Arbeit.“

Als Kommandierender General fiel Hindenburg die Pacht des fiskalischen Biederitzer Busches zu, ein bescheidenes, aber unterhaltendes Jagdrevier. Nun wurde Hindenburg Jäger und der Gründlichkeit seines Wesens angepaßt, ein leidenschaftlicher Nimrod.

Hindenburg verstand es mit dem Oberpräsidenten, den Zivilbehörden und der Bevölkerung das beste Einvernehmen herzustellen. Er förderte das Kriegervereinswesen, unterstützte die Übungen des freiwilligen Sanitätswesens und bot überall die helfende Hand, wo es galt, nationale, völkische und volkswirtschaftliche Bestrebungen in Fluß zu bringen. Kein Wunder, daß er sich bei Militär und Zivil allgemeiner Beliebtheit erfreute. Ungern sah man ihn scheiden, als er nach achtjähriger Tätigkeit im Jahre 1911 den Abschied nahm.

Die Stimmung, die Hindenburg beim Übergang in den Ruhestand erfüllte, faßt er in den Worten zusammen (Seite 64 seines Buches): „Mit treuehohsamem Dank gegen meinen Kaiser und König, unter den heißesten Wünschen für seine Armee und im vollen Vertrauen auf die Zukunft unseres Vaterlandes war ich aus dem aktiven Dienst geschieden und blieb doch im Innern immer Soldat.“ —

Der General nahm mit seiner Gattin und der jüngsten Tochter — die älteste hatte sich am 5. Januar 1902 mit dem Regierungsassessor von Brodhusen, späteren Landrat in Colberg, vermählt, während der Sohn nach Vollendung des Kadettenkorps in das alte Regiment seines Vaters, das 3. Garderegiment 3. S., als Offizier eingetreten war — seinen Aufenthalt in Hannover, sich dort im Erdgeschoß eines Hauses der Wedekindstraße, unmittelbar am schönen Eilenriede-Park, sein behagliches Heim einrichtend. Vorher hatte er noch mit seiner Frau eine längere Reise nach Italien angetreten, einen längstgehegten Wunsch erfüllend, sich in Florenz, Rom, Neapel aufhaltend, eine quellende Fülle reicher Eindrücke sammelnd.

In Hannover, wo sich auch General von Emmich niedergelassen, und Graf Waldersee, der einstige Chef des Großen Generalstabes, bis zu seinem Tode gewohnt, lebte Hindenburg, der in der regsam belebten, anmutvoll die alte mit der neuen Zeit vereinenden Stadt schon als junger Leutnant gern gewieilt, recht zurückgezogen. Er pflegte eine kleine, gewählte Geselligkeit, trat auch in Verbindung zum Verein ehemaliger Kameraden des Gardekorps in Hannover, der ihn zum Ehrenmitglied ernannte und dessen Veranstaltungen, zu denen die Ehrenmitglieder eingeladen wurden, er stets besuchte, machte gern lange Spaziergänge durch den herrlichen Eilenrieder Stadtwald, hielt sich aber von dem öffentlichen Getriebe ganz fern. Allem Militärischen dagegen brachte der General sein lebhaftes Interesse entgegen, verfolgte aufmerksam die wichtigeren neuen Erscheinungen der einschlägigen Literatur und saß auch jetzt noch oft über seinen Karten, die mit den bunten Fähnchen und Steinchen der verschiedenen freundlichen und feindlichen Heeresgruppen besetzt waren. Auch an seinen Lebenserinnerungen, in erster Linie für seine Kinder bestimmt, schrieb er und flocht seine soldatischen Erfahrungen hinein. Die Legendendichter aber gönnten ihm diese wohlverdiente Ruhe nicht — so bequem



Arbeitszimmer Hindenburgs.

Atlantic-Photo-Co.

durfte es der spätere große Heerführer nicht haben! Sie schickten ihn wieder nach dem Masurische Lande, wie schon während seiner Zeit als Korpskommandeur, und erzählten dann, durch Sachkenntnis in keiner Weise beeinflusst, folgendes ihren aufmerksam und gerührt lauschenden Lesern: „Dann ging der alte General in Pension. Was nun folgt, ist geradezu rührend. Der alte Herr verbrachte seine Sommerferien alljährlich weiterhin an den Masurischen Seen. Sein Sommeraufenthalt bestand darin, daß er sich in Königsberg eine Kanone auslieh und mit dieser in die Sümpfe ging. Von früh bis abends ließ er die Kanone aus einer Lache in die andere schleppen. Er maß ab, wie tief diese oder jene Kanone in den Schlamm einsinkt, wieviel Pferde an manchen Übergangsstellen vor die Kanone gehören, und welches jene Sümpfe sind, aus denen nicht einmal 20 Pferde die Kanone herausbringen. Und er notierte, rechnete und zeichnete. Er wußte genau, welche Lache von der Artillerie passiert werden kann und in welcher der Feind stecken blieb. Im Herbst sodann stellte er die Kanone mit Dank zurück und fuhr nach Hause.“

Nachdem sich Hindenburgs jüngste Tochter mit dem Dragoner-Oberleutnant von Penz in Hannover vermählt hatte, war es noch einsamer im Hindenburgschen Hause geworden, in welchem der Genius der Eintracht und des Friedens waltete. Jährlich unternahm das Ehepaar mancherlei Reisen, im Frühling mit Vorliebe nach dem Harz, im Sommer nach dem Hochgebirge oder nach Colberg zur ältesten Tochter. Wiederholt weilte der General in den salzburgischen Gebirgen als Jagdgast des Grafen Hochstedt, dessen Jagdschlösser sich im Tännengebirge befinden, und war bei den Jägern als ebenso eifriger wie guter Schütze bekannt. Mit Vorliebe pirschte er auf Gemsen, von denen sich in dem vorgenannten Gebiete sehr schöne Exemplare aufhielten. Ein Jäger, der öfter den General begleitet, erzählte davon später: „Ich habe bereits viele Bilder des Generalfeldmarschalls gesehen, aber sie unterscheiden sich vielfach von dem wirklichen Aussehen dieses großen Mannes. Es mag sein, daß die Uniform

sein Äußeres verändert hat, aber in der Jägertracht, in der ich ihn zu sehen oft Gelegenheit hatte, konnte ich nur immer den Eindruck eines echten Weidmannes gewinnen. Nichts Finsteres, allzu „Martialisches“ im Blicke, sondern eher etwas Heiteres und Gemütliches, wie überhaupt das ganze Wesen dieses Mannes auf mich und jeden, der Gelegenheit hatte, ihn näher kennen zu lernen, etwas, ich möchte sagen, Beruhigendes hat. Nie habe ich während meines langjährigen Dienstes als Jäger Gelegenheit gehabt, einen ausdauernderen Weidmann zu begleiten als General Hindenburg. Kein Steig war ihm zu schwierig, kein Weg zu weit. Bevor nicht der gute Stand erreicht war, gab's auch kein Nachgeben, und der Erfolg war stets sicher. Mit solchen Jagdherren pirschen zu gehen, ist ein wahres Vergnügen.“

Im Hannoverschen Heim wurden dann nach der Rückkehr die Jagdtrophäen den übrigen angereicht, die den geräumigen Flur der Wohnung weidmannsmäßig reichlich schmückten und von schönen Erfolgen des jagdlustigen Hausherrn berichteten: neben Rehbockgehörnen aller Art stattliche Hirschgeweihe und dazwischen Auerhähne mit blinkendem Gefieder. Die ganze Wohnung machte den Eindruck des Behäbigen, Soliden, Gemütlichen, sie brachte aufs fesselndste die Art ihrer Bewohner zum Ausdruck, die sich hier einen zutraulichen Ruhehafen geschaffen hatten, der auch ihr gegenseitiges Verständnis warm widerspiegelte. Manches Erbstück im Speisezimmer erzählte ein Stück Familiengeschichte, manche Erinnerung im Arbeitsgemach von ernstesten und frohen Stunden. Auf dem großen Schreibtische unweit des Fensters Bilder der geliebten Frau, der Kinder und Enkelkinder, gegenüber an der Wand, neben einem vollgefüllten Bücherschrank, der abgenutzte Säbel und durchlöcherter Helm, beides von dem jungen Offizier in der Königgräzer Schlacht getragen, in der Nähe die früher erwähnte Zeichnung von Couture. Der altertümlich geschriebene Spruch: „Ora et labora“ — „Bete und arbeite“ — hing schon dereinst im Arbeitszimmer des Vaters; wie dieser, hat ihn auch der Sohn sein ganzes Leben hindurch befolgt, die herrlichen Früchte sind nicht ausgeblieben! —



Wohnzimmer Hindenburgs.

Atlantic Photo Co.



Wie es zum Kriege kam.

Don

Wilhelm von Massow.

Sine gewisse Kriegsstimmung, ein dunkles Vorgefühl kriegerischer Verwicklungen hat eigentlich immer über Europa gelegen. Woher kam das? Konnten die Völker nicht friedlich nebeneinander leben und arbeiten? So entsprach es allerdings den Wünschen des deutschen Volkes, das seit 1871 mit seinen Nachbarn in Frieden lebte und in dieser Zeit aus einem nur mäßig wohlhabenden, im ganzen beinahe armen Volk von 40 Millionen ein reiches, hoch in Ansehen stehendes Volk geworden war, das sich der Zahl von 70 Millionen rasch näherte. Aber eben dieses Gedeihen gönnten ihm die andern nicht, die früher aus der Armut und Ohnmacht Deutschlands Vorteile gezogen hatten. England hatte sich zu einer ungeheueren Weltmacht entwickelt, die über die erste Seemacht der Welt verfügte; es hielt aber diese Macht nur für gesichert, wenn es auf dem europäischen Festlande Zwietracht und Eifersucht unter den Völkern unterhielt und vor allem verhinderte, daß ein einzelner Staat sich machtvoll und einflußreich über die andern erhob. Sokehrte England seine politischen Pläne gegen Deutschland, weil Handelsneid, Furcht vor Überflügelung im Wettbewerb die deutschen wirtschaftlichen Erfolge mit scheelen Augen ansah. Nur die Achtung vor der deutschen Heeresmacht hielt England ab, Gewalt zu gebrauchen, ehe es die nötigen Bundesgenossen gefunden hatte. Frankreich war seit tausend Jahren der alte Erbfeind der Deutschen und seit 1870 wegen der erlittenen Niederlagen von besonderem Rachegefühl gegen uns erfüllt. Es konnte nicht vergessen, daß Deutschland sich damals die einst von Frankreich geraubten Länder Elsaß und Lothringen zurückgeholt hatte, und wartete auf die Gelegenheit, wieder Krieg zu führen. Aber auch Frankreich suchte nach Helfern gegen die gefürchtete deutsche Kriegsmacht und hielt einstweilen das Schwert vorsichtig in der Scheide. Zu den Feinden Deutschlands gesellte sich auch Rußland, wo eine blinde, irreführte Volksmeinung in Deutschland mit Unrecht ein Hindernis der Pläne und Wünsche sah, für die damals in Rußland eifrig geworben wurde. Der scheinbar allmächtige Beherrscher Rußlands, der Zar Nikolaus II., teilte diese ehrgeizigen Gedanken zwar nicht, aber er besaß nicht die Macht und Fähigkeit, seine bessere Überzeugung durchzusetzen und wurde ein Spielball in der Hand ehrgeiziger Leute, die durch einen Krieg ihren Einfluß erhöhen zu können glaubten.

So hatte Deutschland schon um die Jahrhundertwende mit der Feindschaft dreier Großmächte zu rechnen, und es fehlte nur noch, daß diese sich in gemeinsamer Arbeit zusammenfanden, um die Kriegsgefahr zu einer ernstesten und bedrohlichen zu machen. Frankreich und Rußland hatten sich bereits verbündet, aber für England bestanden noch Schwierigkeiten.

Denn das Verhältnis zu Frankreich war nicht gerade glänzend, und Rußland war Englands mächtiger und drohender Widersacher und Nebenbuhler in Asien. Auch hatte England durch seinen Angriff auf die Freiheit der Buren in Südafrika und die Art der Führung dieses Krieges die öffentliche Meinung in ganz Europa, nicht zum wenigsten in Frankreich und Rußland, gegen sich aufgebracht. Aber England besaß für seine politischen Pläne in König Eduard VII., der 1901 den Thron bestiegen hatte, einen der geschicktesten und verschlagensten Vorkämpfer und Unterhändler, über die es jemals verfügt hat. Der König kannte Paris und die Franzosen und wußte genau, wie der leidenschaftliche Haß der französischen Staatsmänner gegen Deutschland zu schüren und am besten für die Zwecke Englands zu verwerten war. Es gelang ihm, durch Berücksichtigung der französischen Wünsche in Nordafrika ein „herzliches Einverständnis“ (entente cordiale) mit Frankreich herzustellen, das seinen Ausdruck in einem festen, durch Geheimbestimmungen ergänzten Vertrage vom April 1904 fand. Weiter verstand es die englische Staatskunst, die fast schon eingeschlafene Stimmung der Franzosen für die „Revanche“, die Vergeltung an Deutschland, neu zu beleben und dadurch das sonst nicht sehr für England eingenommene französische Volk bei der Stange zu halten. Die Franzosen selbst sprachen mit Genugtuung und Stolz von dem „neuen Geist“, der unter ihnen auflebte.

England war nun mit Frankreich einig und dieses mit Rußland, aber mit Rußland unmittelbar verhandeln wollte England doch nicht, solange noch die russischen Eroberungs- und Ausdehnungspläne in Asien fortbestanden. Rußland mußte erst gehörig geschwächt und von seinen ostasiatischen Plänen abgebracht werden. Zu diesem Zweck schloß England mit dem kraftvoll aufstrebenden Japan ein Bündnis und stärkte es zum Kriege gegen Rußland. Letzteres verlor den Krieg und wurde überdies durch eine Revolution im Innern geschwächt. England zog daraus mancherlei Vorteile; es zwang Rußland, sich mit ihm zu verständigen und seine Aufmerksamkeit mehr auf die europäischen Nachbarn zu richten. Hier konnte Rußland mit England und Frankreich an einem Strang ziehen; es war für das Bündnis „reif“. Die „Entente“ wurde zum „Dreiverband“ erweitert.

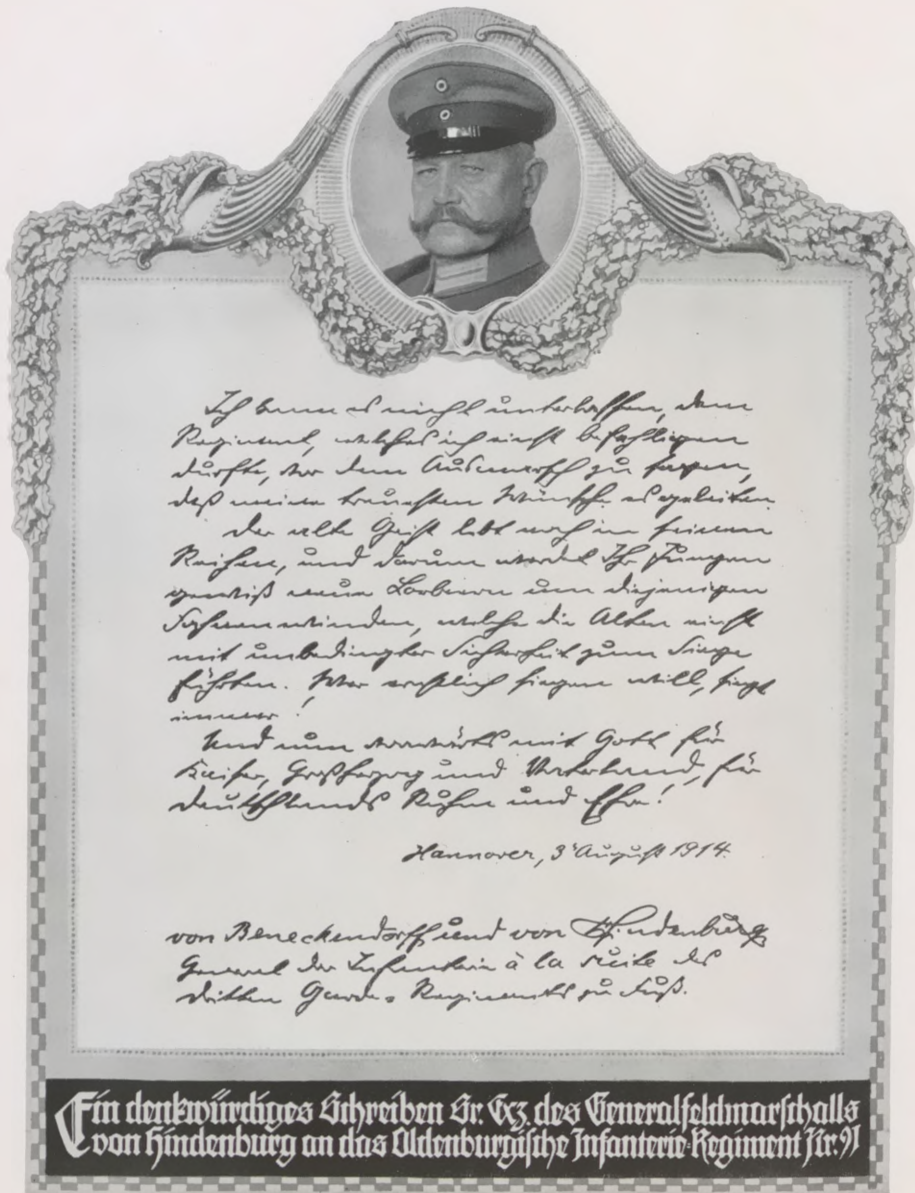
Die Revolution in Rußland hatte die deutschfeindlichen und englandfreundlichen Kreise gestärkt. Vorurteile und falsche Begriffe von Deutschland taten dabei viel; dazu kamen wirtschaftliche Bedürfnisse, die sich stürmisch regten, seit in Asien der russischen Entwicklung die Wege gesperrt waren, die zur Beherrschung des Stillen und des Indischen Ozeans führten. Rußland wollte an das große offene Meer und sah sich nun wieder auf die Binnengewässer angewiesen, an die es in Europa grenzte. Das waren die Ostsee und das Schwarze Meer. Deren Ausgänge wenigstens wollte Rußland beherrschen. In der Ostsee sah es sich zu vielen Schwierigkeiten gegenüber, aber der Ausgang des Schwarzen Meeres nach dem Mittelmeer, der Bosphorus und die Dardanellen, sollte ihm gehören, zumal da seit Jahrhunderten Konstantinopel, nach russischen Begriffen der alte geweihte Mittelpunkt des rechtgläubigen Christentums und die wahre Kaiserstadt, die Sehnsucht des russischen Volkes war. Nun war inzwischen Deutschland der Freund der Türkei geworden, England aber, das früher aus Eifersucht gegen Rußland die Herrschaft der Türkei in Europa geschützt hatte, verfolgte jetzt, da es Herr in Ägypten geworden war, andere Pläne und brauchte, wie wir sahen, Rußlands Freundschaft notwendig. Um den deutschen Einfluß in Vorderasien zu bekämpfen, gestattete jetzt England dem früheren russischen Nebenbuhler, freier auf seine Ziele im nahen Orient loszugehen und die Vorherrschaft seines Einflusses auf der Balkanhalbinsel fester zu begründen. Hier jedoch stieß Rußland auf Österreich-Ungarn als starkes Hindernis, und hinter dem allen stand das mit Österreich-Ungarn verbündete, mit der Türkei befreundete Deutsche Reich. In Rußland entstand das Schlagwort: „Der Weg nach Konstantinopel führt über Berlin und Wien“.

Je mehr die Zeit fortschritt, desto weniger legten die deutschfeindlichen Kreise in Rußland ihren Gefühlen Zwang an. Im russischen Heere hatte gerade die beschämende Nieder-



Kaiser Wilhelm II.
Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

lage gegen das früher gering geschätzte Japan das dringende Verlangen angeregt, die Scharte auszuwehen, indem man seine Kräfte mit der Armee maß, die in der Welt die anerkannt tüchtigste und gefürchtetste war, nämlich der deutschen. Das russische Selbstgefühl wußte sich zu überreden, daß auf europäischem Boden das zahlenmäßige Übergewicht des russischen Kolosses besser zur Geltung kommen werde, manche Ursachen des ostasiatischen Mißgeschicks aber wegfallen würden. So wurde der Krieg mit Deutschland im russischen Heere bald ein Lieblingsgedanke.



In dem Maße, als sich in Rußland und Frankreich der Gedanke an den Krieg einlebte, beschränkte sich England auf die Arbeit hinter den Kulissen und unternahm mit Hilfe seiner einflußreichen Presse, durch seine Beherrschung des Nachrichtenwesens der ganzen Welt und durch geschickte Bearbeitung der öffentlichen Meinung in anderen Ländern einen förmlichen Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland. So wurde Deutschland des Strebens nach der Welt-herrschaft, der Unterdrückung der Freiheit anderer Völker und der steten Bedrohung der Welt mit Krieg beschuldigt, und die Welt glaubte das, weil es immer in einer Form dargebracht wurde, die den Unkundigen glaubhaft scheinen mußte, und weil die rechtzeitige Nachprüfung meist unmöglich war. Die deutschen Stellen aber, denen es obgelegen hätte, diesen Ränken

entgegenzuarbeiten, ließen die Dinge oft laufen, weil sie mit echt deutscher Harmlosigkeit ihre Wirkung geringschätzten, und wenn sie sich doch einmal dagegen wehrten, ergriffen sie falsche Mittel oder verdarben es durch Unbehilflichkeit und unangebrachte Bedenklichkeiten.

Den verantwortlichen Stellen entging die Feindseligkeit, die sich ringsum ansammelte, durchaus nicht. Aber es war auch klar, daß es unmöglich war, die Gesinnungen der feindlichen Nachbarn in absehbarer Zeit umzustimmen. So blieb nur übrig, sich so stark wie möglich zum Widerstande zu machen und dabei eine Politik zu treiben, die jedem ernstem Streit geschickt aus dem Wege ging, soweit es mit Ehren geschehen konnte. Gelang es, den von unseren Gegnern gewollten Zusammenstoß solange hinzuhalten, bis wir auf dem Gipfel unserer Verteidigungsfähigkeit standen, dann, aber auch nur dann durften wir hoffen, daß unsere Feinde zuletzt doch vor dem Wagnis eines so gewaltigen Krieges zurückscheuen würden. Dann konnte der Weltkrieg vermieden werden, anders nicht. Diesem Gedanken folgte die Politik des Reichskanzlers, der am längsten und erfolgreichsten in der Zeit vor dem Kriege gewirkt hat, des Fürsten Bülow.

Wodurch diese Politik vielfach erschwert und durchkreuzt wurde, kann hier nicht im einzelnen gezeigt werden. Nur eins ist sicher: Überall in Deutschland war der beste und aufrichtige Wille vorhanden, den Frieden zu wahren. Wohl wurden Fehler gemacht, aber manches wurde auch zu Unrecht unserer vielgescholtenen Diplomatie aufgebürdet, sowie auch vieles, was besonders jetzt nach dem unglücklichen Ausgang dem Kaiser vorgeworfen wird, auf Übertreibung beruht. Wenn Unzulänglichkeit in einer so schweren Prüfung, wie sie Deutschland auferlegt wurde, eine Schuld bedeutet, dann verteilt sich diese Schuld auf sehr viele, darunter meist solche, die am schärfsten und strengsten über die gemachten Fehler urteilen. Die Entwicklung unserer Kriegsmacht zur höchsten Leistungsfähigkeit sahen viele als Finanzfrage an, d. h. gleichfalls nach alter Gewohnheit als Parteifrage. Leider entwickelte man auch im Kriegsministerium gegen diese Auffassung nicht genug Widerstandsfähigkeit. Man bestrebte sich, im Sinn einer gewissenhaften Verwaltung, gemeinsam mit den anderen Behörden allen Bedenken und Schwierigkeiten gerecht zu werden, aber darüber kam die notwendige Härte zu kurz, die mit durchdringendem Scharfblick die höhere Pflicht erkennt und sich durchzusetzen weiß. Zu spät wurden durch Erhebung eines außerordentlichen „Wehrbeitrags“ besondere Mittel im notdürftigsten Umfange bereitgestellt. Aber eine rechtzeitige Verstärkung des Heeres wurde vom Reichstag für überflüssig befunden und abgelehnt. Sie hätte uns vielleicht im Kriege zu einer schnellen Entscheidung zu unsern Gunsten verhelfen können.

Die vorhin bezeichneten Grundsätze unserer Politik, die Fürst Bülow eingehalten hatte, wurden von seinem Nachfolger, Herrn v. Bethmann Hollweg, zum Teil verlassen. Er tat es im besten Glauben, weil er sich durch das Verhalten Englands täuschen ließ. Dieses glich dem Verhalten des Brandstifters, der seine Zündschnur richtig gelegt und angezündet hat und nun den Schauplatz des Verbrechens vorsichtig verläßt. Rußland hatte die Sache eifrig in die Hand genommen, und Frankreich würde ihm blindlings folgen; das genügte England. Es wußte, was es wollte, und wartete die Stunde ab. Diese Haltung konnte um so harmloser erscheinen, als im Jahre 1910 Eduard VII. gestorben war und nach der bei uns verbreiteten irrigen Meinung unser Hauptwidersacher, dem man alles persönlich in die Schuhe schob, vom Schauplatz abgetreten war. In Wahrheit hatte aber der König nicht seine eigene Politik gemacht, sondern die hergebrachte englische Politik vertreten. Herr v. Bethmann hielt es jedoch für möglich, die drohenden Gefahren durch Verständigung mit England abzuwenden. Die englischen Staatsmänner ließen ihn auch wirklich einige Erfolge erreichen und machten ihn dadurch sicher, während sie den alten Weg weiter gingen.

Wie England seine „Entente“, so hatten wir demgegenüber den Dreibund mit Osterreich-Ungarn und Italien. Aber Italien verfolgte dabei andere Pläne; kam es

wirklich zum Kriege, so war auf seine Hilfe nicht zu rechnen. Es blieb uns nur ein einziger Bundesgenosse. Das österreichisch-ungarische Heer war von altbewährter Tüchtigkeit. Aber die eigentümlichen politischen Verhältnisse der habsburgischen Monarchie mit ihrer bunten Mischung aller möglichen Nationalitäten bildeten ein starkes Hindernis für die Entwicklung des Heeres. Noch wurde das Ganze durch die Achtung vor dem greisen Träger der Krone, Kaiser Franz Josef, und durch ein schmales Band von gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen zusammengehalten, aber die Wehrkraft des Gesamtreichs wurde nur mit allerlei stillen Vorbehalten gepflegt und nicht so gestärkt, wie es bei der gefährdeten Lage nötig gewesen wäre. Man hatte nach der Ansicht der führenden Kreise nicht die Mittel dazu und hielt sich in den bescheidensten Grenzen. Das war die Ursache, weshalb später der furchtbare Anprall der russischen Übermacht, der in richtiger Berechnung zuerst gegen Österreich-Ungarn gerichtet war, viel schwerer und folgenreicher wurde, als unumgänglich war.

Zu den Verleumdungen unserer Feinde gehörte auch die Behauptung, der deutsche „Militarismus“ habe Europa unter steter Drohung gehalten. Gemeint war damit, unsere militärischen Einrichtungen hätten eine so starke und unmittelbare Kriegsbereitschaft herbeigeführt, daß sie geradezu wie eine Kriegsdrohung wirkten. Wenn es wirklich so war, warum hat denn Deutschland keine der sich bietenden Gelegenheiten benutzt, um anzugreifen? Unsere Gegner mußten nachträglich zu nachweislichen Lügen greifen, um uns als Angreifer hinzustellen. Wenn wir eine so gewaltige Kriegsrüstung trugen und sie trotzdem nicht mißbrauchten, so muß es eben doch wohl die Bedrohung von allen Seiten gewesen sein, die uns zwang, uns so stark zu machen.

Alle Einrichtungen jedoch, die uns als Militarismus vorgeworfen wurden, waren längst nicht mehr uns allein eigen. Unsere feindlichen Nachbarn besaßen sie auch; nur legten sie sich nicht die gleiche Zurückhaltung auf wie wir. Alle europäischen Großmächte bis auf England hatten nach und nach die allgemeine Wehrpflicht, die Grundzüge der deutschen Heeresorganisation und das System der deutschen Kriegsbereitschaft nachgeahmt. Dadurch hatten wir den großen Vorsprung, dessen wir uns noch 1870 allein durch unsere Organisation erfreuten, eingebüßt. Außerdem hatten die andern inzwischen neue Kriegserfahrungen gesammelt, während wir Frieden gehabt hatten.

Unsere Lage mitten zwischen den feindlichen Mächten fiel schwer ins Gewicht. Rußland dagegen hatte bei jedem Kriege, den es gegen Westen führen wollte, von vornherein den Rücken frei. Dafür hatte es den Nachteil zu überwinden, daß es bei allen Truppentransporten ungeheuerer Räume zu überwinden hatte. Infolgedessen häufte es schon im Frieden die Truppen in den westlichen Grenzgebieten an und sorgte dafür, daß die Feldtruppen der vordersten Linie eingesetzt werden konnten, ohne daß sie das Eintreffen ihres häufig aus sehr entfernten Gebieten des Reichs stammenden Ersatzes abzuwarten brauchten. Rußland hatte in Frankreich eine große Anleihe aufgenommen, um sein Eisenbahnsystem für militärische Zwecke auszubauen. Es war ein offenes Geheimnis, daß dies für einen nahe bevorstehenden Krieg geschehen sollte. Es war aber natürlich leicht, für die Öffentlichkeit andere Zwecke vorzuschieben.

Unser Generalstab, dem dennoch darüber Nachrichten übermittelt wurden, traf nach Möglichkeit seine Vorkehrungen, aber vorerst hatte noch die politische Leitung das Wort. Hier glaubte man nicht recht an die unmittelbare kriegerische Absicht, weil die Berichte der konsularischen Vertretungen und anderer Agenten die Alarmnachrichten nicht bestätigten. Sorge erregte nur die wachsende Spannung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Gute Beobachter, die Rußland genauer kannten, wußten schon im April 1914 zu berichten, daß die Kriegsstimmung auch gegen Deutschland den höchsten Grad erreicht habe; die Kreise, die den Kriegshebern näher standen, erwarteten eine nahe Katastrophe.



Kaiser Franz Josef von Österreich.

Nach Originalaufnahme von E. Bieber, Berlin.

Wie stand es nun mit der Kriegsbereitschaft Frankreichs? Seit mehr als vier Jahrzehnten hatte man sich dort auf einen Verteidigungskrieg gerüstet. Ein sorgfältig ausgebauter Gürtel von Festungen und Sperrforts war bestimmt, die Wiederholung eines Siegeszuges deutscher Armeen über die französische Ostgrenze zu verhindern. Dazu bemühte man sich, die ganze Wehrkraft des französischen Volkes so anzuspannen, daß man womöglich eine Überlegenheit über die Deutschen gewinne. Den äußersten Schritt zu diesem Ziel hatte man auf das Drängen Rußlands getan, indem man die dreijährige Dienstzeit einführte. Das war für die Bevölkerung eine so schwere Belastung, daß Frankreich sie nur tragen konnte, wenn es auf eine baldige Abwälzung durch eine kriegerische Entscheidung rechnen konnte. Die Absicht war also klar. Im Jahre 1912 hatte sich Frankreich mit England endgültig über gegenseitige Kriegshilfe gegen Deutschland verständigt. Seitdem hatte es gleichfalls den Rücken frei.

EXTRA-AUSGABE.

Wiener

Montag

Montag-Frühblatt.

in der Größe 4
Abrechnung für die
Kaufleute
Ganzjährig 4.00
Halbjährig 2.00
Vierteljährig 1.00
Für die Bezugs-
Ganzjährig 6.00
Halbjährig 3.00
Vierteljährig 1.50
Erscheint jeden Montag
früh

Abdruckung angenommen.
Redaktion und Verwaltung
VII, Galatzgasse 9
Telephon Nr. 66.525
Geldverkehrsamt
vertritt den Verleger

Nr. 23

Wien, Montag, 29. Juni 1914

3. Jahrgang

Der Thronfolger ermordet.

Eine furchtbar entsetzliche Trauerbotschaft kommt aus Sarajevo. Der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Gemahlin Fürstin Hohenberg sind einem verruchten Mordattentate zum Opfer gefallen. Trauernd steht das Kaiserhaus an der Spitze des künftigen Herrschers, mit ihm trauernd und weinend das Volk mit Ehrfurcht und kindlicher Liebe ausblickende Bevölkerung der ganzen Monarchie. Der Monarch der bekanntlich erst gestern seinen Aufenthalt in Ischl genommen hat, trifft wie uns eben berichtet wird, morgen Montag bereits wieder in Wien ein. Gabe Gott, daß er diesen Schlag mit Fassung ertrage. Das Volk hat in dieser schweren Stunde aus noch ein Gebet, das von bitteren Tränen begleitet sich aus dem Munde jedes einzelnen drängt: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser!“

Sarajevo 28. Juni. Als Erzherzog Franz Ferdinand und Gemahlin Herzogin Hohenberg sich heute vormittag zum Empfange im Rathaus begab, wurde gegen das Automobil eine Bombe geschleudert, die der Erzherzog mit dem Arme zurückstieß. Die Bombe explodierte, nachdem das Automobil passiert war. Die in dem nachfolgenden Wagen befindlichen Adjutanten wurden leicht verletzt. Der Attentäter ist ein Schriftföhrer aus Serbien. Er wurde verhaftet. Nach dem Empfang im Rathaus setzte das hohe Paar die Rundfahrt fort. Ein Gymnasiast der achten Klasse namens Princip aus Gradowe feuerte aus einer Brannwaffenpistole mehrere Schüsse auf das Erzherzogspaar. Der Erzherzog wurde im Gesicht getroffen, Herzogin Hohenberg wurde in den Unterleib getroffen. Der Thronfolger und Gemahlin wurden in den Konak überführt, wo sie den Verletzungen erlagen. Die erbitterte Menge hat beide Attentäter nahezu gelichtet.

Verlagsgesellschaft. Druck — Verantwortlicher Redakteur: Carl Einböck. — Druck von Carl Gust. Wien 7. Wels, Galatzgasse 9.

Es hatte auch keinen Einspruch mehr von England zu erwarten, wenn es sich über die Neutralität Belgiens hinwegsetzte. Achtete Deutschland diese Neutralität, dann hatte es einen sehr schweren Stand gegenüber der stark verteidigten französischen Ostgrenze, während Frankreich, von England ungehindert, durch Belgien vorstoßen konnte. Früher war es einmal umgekehrt gewesen. Noch 1887 hatte England nichts dagegen, wenn Deutschland im Fall eines Krieges gegen Frankreich durch Belgien marschierte; damals suchte es vielmehr eifrig zu verhindern, daß Frankreich seinen Fuß auf belgisches Gebiet setzte. Jetzt aber wurde den Deutschen der Einmarsch in Belgien zum schweren Vorwurf gemacht.

England gedachte in dem bevorstehenden Kriege seine Streitkräfte noch zurückzuhalten. Es verließ sich auf seine Übermacht zur See. Aus den verfügbaren Landtruppen sollte im Kriegsfall nur ein „Expeditionskorps“ zusammengestellt und auf den festländischen Kriegsschauplatz hinüberschickt werden.

Am 28. Juni 1914 schreckte die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers, des Erzherzogs Franz Ferdinand, und seiner Gemahlin die Welt aus der harmlosen und zuversichtlichen Stimmung auf, in der sie trotz allen politischen Spannungen zum größten Teil noch verharrte. Wer einigen politischen Instinkt besaß, wer überdies schon etwas gehört hatte von der kaum verhüllten Kriegsstimmung in Rußland, und wer Frankreich und England einigermaßen kannte, sah wohl, daß eine schwere Weltkrisis nahte, zu der die Schüsse, die bei der Mordtat in Sarajewo fielen, das Alarmsignal gegeben hatten. Aber der friedliche Sinn war in Deutschland so stark entwickelt, daß die meisten fest glaubten, es werde sich alles zum Guten wenden. Etwas unruhiger wurde man erst, als bekannt wurde,



Rosafeneinbruch in Ostpreußen
Nach einer Zeichnung von Professor Hugo Angewitter.



daß die gegen die Mordgesellen geführte Untersuchung die Mitwisserschaft serbischer Regierungskreise ergeben hatte. Indessen auch da noch wirkte der echtdeutsche Glaube an die Vernunft und Gerechtigkeit der andern Völker und ließ der Hoffnung Raum, der Streit zwischen Österreich-Ungarn und Serbien werde sich wenigstens eindämmen lassen, so daß kein großer Weltbrand daraus entstehe. Da gab das schroffe Ultimatum, das die österreichisch-ungarische Regierung der serbischen stellte, der russischen Regierung die Handhabe, in den Streit einzugreifen und sich auf die Seite Serbiens zu stellen. Nun entwickelten sich die Ereignisse schnell und offenbarten die auch Deutschland drohende Gefahr. Mit Entrüstung sah das deutsche Volk seine Zuversicht auf Erhaltung des Friedens durch einen unmittelbar drohenden Überfall enttäuscht. Bis zu dieser letzten Zuspitzung der Lage hatte die Regierung, um jede Störung der Verhandlungen und jede Mißdeutung zu vermeiden, unnötige Beunruhigung zu verhindern versucht. Der Reichskanzler bat den Kaiser dringend, seine gewohnte Nordlandreise wie alljährlich anzutreten. Jede Möglichkeit einer friedlichen Lösung wurde aufmerksam gewürdigt. Aber der beste Wille vermochte nichts mehr gegen die Entschlossenheit unserer Feinde, sich jetzt die Gelegenheit zum Losschlagen nicht mehr entgehen zu lassen. Den Entente-mächten war es jetzt nur noch darum zu tun, das Spiel so zu spielen, daß ihr Kriegswille verborgen blieb, während Deutschland und Österreich-Ungarn zu Schritten verlockt werden sollten, die sie in den Augen der Nichtunterrichteten und Unbeteiligten als Angreifer erscheinen ließen.

Das offene Eingreifen Rußlands spornte unsere leitenden Persönlichkeiten zu den äußersten Anstrengungen an, einen Ausgleich zwischen Österreich-Ungarn und Rußland herbeizuführen. Es wurde zwischen Berlin und Wien verhandelt, und ebenso zwischen Berlin und Petersburg; in den letzten Tagen wurde noch in einem lebhaften Depeschenwechsel zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Zaren Nikolaus das Unheil abzuwenden versucht. Und beinahe hätte das im letzten Augenblick noch zum Erfolg geführt, wenn der Zar in Wahrheit der mächtige Mann gewesen wäre, der er vor der unfundigen Welt zu sein schien, und wenn er gewissenhafte und ehrliche Ratgeber und Gehilfen gehabt hätte. Oder wenn England eine ehrliche Friedenspolitik getrieben hätte. So nahm trotz allen Bemühungen das Schicksal seinen Lauf.

Schon seit dem 22. Juli — dem Tage, an dem die russische Regierung Kenntnis von dem österreichisch-ungarischen Ultimatum an Serbien erhalten hatte, während gerade der Präsident der französischen Republik, Poincaré, zu einem offiziellen Besuch am Zarenhof weilte, — seit dem 22. Juli also, betrieb Rußland eifrig eine Reihe von Maßregeln, die bereits den Übergang zum Kriegszustande bedeuteten, die aber von Amts wegen noch nicht zur Mobilmachung gerechnet wurden. Dieses unehrliche Spiel, das die Angriffsabsicht verschleiern sollte, wurde neben den Verhandlungen zur Aufrechterhaltung des Friedens heimlich fortgesetzt. Noch am 27. Juli gab der russische Kriegsminister, General Suchomlinow, dem deutschen Militärattaché sein Ehrenwort, daß noch nichts zur Mobilmachung geschehen sei, und dasselbe Ehrenwort gab der russische Generalstabschef, General Januschkiewitsch, noch am 30. Juli, als er den vom Zaren unterzeichneten Mobilmachungsbefehl bereits in der Tasche hatte. Als an demselben Tage der Zar unter dem Eindruck einer Depesche Kaiser Wilhelms die Mobilmachung rückgängig machen wollte, kehrte sich Januschkiewitsch nicht im mindesten an den Befehl, und Suchomlinow belog nach seinem eigenen späteren Geständnis seinen kaiserlichen Herrn, indem er ihm vorredete, daß alles schon so weit sei, daß nichts mehr rückgängig gemacht werden könne.

Die deutsche Regierung, die über den Stand der Dinge unterrichtet war, bewahrte im Vertrauen auf die Organisation unserer Kriegsbereitschaft ihre Ruhe. Erst als die Gefahr allzu nahe rückte, verkündete sie vorläufig den „Zustand drohender Kriegsgefahr“, der eine gewisse Unterordnung der bürgerlichen Behörden unter militärische Anordnungen und all-

gemeine Sicherheitsmaßregeln zur Folge hatte. Da aber weitere Gegenmaßregeln dringend nötig waren, so versuchte man es noch einmal mit einem Ultimatum an Rußland, und erst als dieses unbeantwortet blieb, schritt man zur wirklichen Mobilmachung, der jetzt allein möglichen und notwendigen Verteidigungsmaßregel.

So weit war alles einwandfrei. Deutschland hatte jetzt freie Hand, bei den ersten feindseligen Handlungen Rußlands, die binnen wenigen Stunden kommen mußten, zur Kriegsführung überzugehen. Leider trieben übergroße Gewissenhaftigkeit und falsche politische Erwägungen unsere Regierung dazu, der Mobilmachung eine förmliche Kriegserklärung folgen zu lassen. Das war ein schwerer Fehler. Die Welt kannte nicht den Zusammenhang dessen, was dieser Kriegserklärung vorangegangen war. Sie empfand die deutsche Kriegserklärung als eine Abschneidung weiterer Verhandlungsmöglichkeiten in einem Streit, der nach allgemein verbreiteten Begriffen zwischen Rußland und Österreich-Ungarn schwebte. Alles, was in der Welt von Mißtrauen gegen die deutsche Macht erfüllt war, hielt nach dem äußeren Schein Deutschland für den Angreifer. Diesen falschen Schein zu vermeiden, wäre Aufgabe der politischen Leitung gewesen, der aber die Ereignisse in diesen schweren Tagen über den Kopf wuchsen, und die sich scheute, im Staatsinteresse Unehrllichkeit mit gleicher Münze zu bezahlen. Hier brauchte man „Schlangengflugheit“ anstatt des Ehrgeizes, in allen Stücken „ohne Falch wie die Tauben“ zu sein.

Unsern Fehler machte sich vor allem Frankreich zunutze, wo sich im Volk trotz allen Hezereien eine wirkliche Kriegsstimmung nicht einstellen wollte, solange nicht die Vorstellung aufkam, daß von deutscher Seite ein Angriff drohe. Es gelang der französischen Regierung, die am 30. Juli eintreffende Nachricht von der russischen Mobilmachung, die in Rußland selbst erst am folgenden Tage der Öffentlichkeit übergeben wurde, geheimzuhalten. Das französische Volk erfuhr also nichts von dem wahren Sachverhalt bei der russischen Mobilmachung; es hörte nur, daß Deutschland, während Verhandlungen zur Begrenzung des Krieges zwischen Österreich-Ungarn und Serbien noch im Gange waren, mobilgemacht und an Rußland den Krieg erklärt habe. Man hielt also Deutschland für den Angreifer und den Bündnisfall gegeben, der Frankreich verpflichtete, an die Seite Rußlands zu treten. Frankreich konnte daraufhin mobil machen, und zum Überfluß antwortete die deutsche Regierung auch hierauf mit einer förmlichen Kriegserklärung. Die Franzosen glaubten sich nun von Deutschland überfallen und ließen sich von ihrer Regierung leicht belügen. Eine weitere Folge war, daß Italien die deutsche Kriegserklärung an Frankreich zum Vorwand nahm, um sich seiner Bündnispflicht zu entziehen und sich zunächst neutral zu erklären.

Die englische Regierung war anfangs gar nicht einverstanden mit dem russischen Vorgehen, das nach ihrer Meinung zu früh kam und geeignet schien, das Spiel der Entente vorzeitig aufzudecken. Aber der Minister des Auswärtigen, Sir Edward Grey, hütete sich trotzdem, der russischen Regierung in den Arm zu fallen und irgend etwas zu tun, was den Krieg verhindern konnte. Hätte er so in Petersburg gewirkt, wie Deutschland in Wien, so wäre wohl noch eine Verständigung zwischen Rußland und Österreich-Ungarn und damit ein Aufschub des Krieges möglich gewesen. So aber überzeugte sich Grey schon innerhalb weniger Tage, daß der Gang der Dinge ganz den englischen Wünschen entsprach. Die russische Regierung war des englischen Beistandes jetzt sicher. Nicht ganz wohl zumut war dem englischen Minister in jenen Tagen nur deshalb, weil er nicht wußte, wie er seine Abmachungen mit Frankreich vor dem Parlament, hinter dessen Rücken er gehandelt hatte, rechtfertigen sollte. Die Ereignisse kamen ihm zu Hilfe. Der deutsche Einmarsch in Belgien gab ihm den Vorwand in die Hand, wodurch er die öffentliche Meinung mit sich forttrieb. Bedauerlicherweise bezeichnete der deutsche Reichskanzler damals im Reichstage den Einmarsch in Belgien als ein „Unrecht“, das später wieder gut gemacht werden solle. Deshalb ist von einigen die Meinung vertreten worden,

Grey habe eigentlich den Krieg nicht gewollt, sei aber durch das eingestandene deutsche „Unrecht“ in seine Rolle hineingedrängt worden. Diese Ansicht geht gründlich in die Irre. Denn die militärischen Abmachungen zwischen England, Frankreich und Rußland waren in der ganzen letzten Zeit vor dem Kriege so sorgfältig ausgebaut worden, daß an der Stellung Englands zur Kriegsfrage kein Zweifel mehr sein konnte. Daß sie in der Form so gehalten waren, daß sie vor dem englischen Parlament jederzeit verleugnet werden konnten, fällt gar nicht ins Gewicht.

Bis in die neueste Zeit ist man noch im Zweifel gewesen, ob das englisch-russische Marineabkommen wirklich noch vor dem Kriege zum Abschluß kam. Jetzt weiß man, daß es so war. Und noch viel mehr! Schon im Juni 1914, wenige Tage vor dem Attentat in Serajewo, sandte England auf Grund von geheimen Abmachungen eine große Flotte englischer Handelschiffe ohne Ladung nach Kronstadt. Diese Schiffe sollten zum Transport russischer Truppen dienen, die im Fall eines Krieges an der pommerschen Küste gelandet werden sollten, und zwar unter dem Schutz englischer Kriegsschiffe. Der englische Agent in Petersburg, der die Schiffe in Empfang nahm, hörte von einem hohen russischen Beamten, daß der Krieg unmittelbar bevorstehe. Also schon vor dem Verbrechen von Serajewo bestand kein Zweifel über die Rolle Englands. An dem Lauf des Schicksals war nichts mehr zu ändern.

Dem deutschen Volke in seiner Mehrzahl war der Gedanke an das Ende der langen Friedenszeit und an einen großen europäischen Krieg so fremd geworden, daß sich die Stimmung nur allmählich der neuen Lage anpaßte. Man begriff nur, daß dieser Krieg, den in Deutschland niemand gewollt hatte — weder der Kaiser und die deutschen Fürsten, noch irgend jemand sonst, dessen Stimme ins Gewicht fallen konnte — uns von feindlichen Mächten nun einmal aufgezwungen werden sollte, und man verfolgte die Ereignisse mit wachsendem Zorn über die Verblendung und Verlogenheit dieser Feinde, die man zunächst gar nicht begriff. Bald aber wurde es klar, daß keine zufälligen Mißverständnisse und Erregungen dahinter standen, sondern daß der Kampf von langer Hand vorbereitet und heraufbeschworen war, und daß er sich gegen die ganze staatliche und wirtschaftliche Existenz Deutschlands richtete. Langsam faßte dieses Verständnis Fuß, aber je mehr es geschah, desto reiner und glühender erhob sich die vaterländische Begeisterung zu jener Höhe, die auch in schweren Zeiten immer in unserer Erinnerung bleiben muß und bleiben wird als herrlichstes Zeugnis und sicherste Bürgschaft für den Wert und die Lebenskraft unseres Volkes.



„Lieb' Vaterland kannst ruhig sein!“

Nach einer Zeichnung von H. Eissfeldt.

Immer weitere Kreise wurden von dieser Begeisterung erfaßt. Aus dem wogenden Leben des Alltags zog sie in die stilleren Räume, die sonst friedlicher Geistesarbeit gewidmet waren; sie ergriff Jung und Alt, Hoch und Niedrig, die Gebildeten und die Ungebildeten; sie löste sie von dem Eigennuß und dem engen Kreise der persönlichen Interessen und ließ sie nur an Volk und Vaterland denken, von dem sie sich nur als einen Teil fühlten; sie drang in die Fabriken und Arbeiterwohnungen, wo man sonst nur bitterböse Worte über den Staat und seine Einrichtungen gehört hatte und wo nun Ehrgefühl und Mannhaftigkeit, wie sie jedem Deutschen von Natur in der Brust wohnen, alle Verbissenheit hinwegschwemmten und die gewohnten Schlagworte unwiderstehlich in den Hintergrund drängten. Die kommende Zeit sollte erweisen, daß die Begeisterung kein Strohfeuer war. Es war eine Gesinnung von wunderbar nachhaltiger Kraft, die das deutsche Volk in vier Kriegsjahren fast Übermenschliches zu leisten und zu leiden befähigte und durch die übermächtigste Ansammlung von Gewaltmitteln nicht gebrochen werden konnte. Weit über das Gebot der gesetzlichen Wehrpflicht hinaus sammelten sich alle Altersstufen, um dem Vaterlande zu dienen; auch Männer, die sich dem Greisenalter näherten, die dem militärischen Dienst längst entwöhnt waren oder ihn überhaupt noch nicht kennen gelernt hatten, nahmen noch das Gewehr auf die Schulter. Und der junge Nachwuchs drängte sich in Scharen herbei, um für des Vaterlandes Zukunft zu streiten. Überall diese einzige Art, die nur der Deutsche in ernster Entscheidungstunde kennt: die höchste hingebende, zuversichtliche Begeisterung ohne jede Spur hohlen Prahlens oder frevelhafter Überhebung!

Für das Offizierkorps, das in langer, rastloser Arbeit für diese Schicksalsstunde des Vaterlandes geschult worden war, ergab sich jetzt die Gelegenheit, an den schwersten Aufgaben, die sein Beruf nur bringen konnte, sein Können zu zeigen. Schon die Mobilmachung in ihrem glatten und sicheren Verlauf bewies die Vortrefflichkeit der Friedensschule und rechtfertigte das Vertrauen, das den Offizieren entgegengebracht wurde. Die Besetzung der Offizierstellen des Kriegsheers war bekanntlich ohne Zurückgreifen auf die irgend noch verwendungsfähigen Offiziere aus dem Ruhestande nicht möglich. Hier trat der Segen der großen einheitlichen Überlieferung hervor, die im deutschen Offizierkorps gepflegt wurde. Sonst wäre der Übergang vom Friedensheer zu einem gut und sicher geführten Feldheer ohne Reibungen und Hemmungen kaum möglich gewesen.

Und welche Führernamen würden nun in den höchsten Stellen der Armeen und der Obersten Heeresleitung auftauchen? In weiteren Kreisen wußte man in der langen Friedenszeit von den Persönlichkeiten, deren Namen innerhalb des Offizierkorps genannt wurden, so gut wie nichts. Und so erwartete man auch in dieser Beziehung die Entwicklung der Dinge mit Spannung. Auch hier kamen Persönlichkeiten in Betracht, die nicht mehr dem aktiven Dienststande angehörten. Denn die Leitung der Armee mußte sich für die höchsten Führerstellen im Kriegsfall eine größere Zahl von erfahrenen Generalen in Bereitschaft halten, als man in Friedensstellen verwenden konnte, und so mußten denn von Zeit zu Zeit die ältesten Generale in den höchsten Stellungen jüngeren Kräften Platz machen und in den Ruhestand treten, ohne daß deshalb endgültig auf ihre Dienste verzichtet wurde. Die Namen aber und die großen Armeeverbände, die sie führten, wurden diesmal, abweichend von früherem Brauch, solange als möglich geheim gehalten. So blieb es noch einige Zeit Geheimnis, wer in dem beginnenden Kriege die Männer des allgemeinen Vertrauens werden würden und welcher große Name vielleicht allen andern voranleuchten würde. Wenige Wochen gingen in das Land, und die Hoffnungen des Volkes erfüllten sich. Ein großer Führername war in aller Munde:

Hindenburg!



Vom deutschen Generalstab.

Von

Georg Graf Waldersee, Generalleutnant z. D. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges Oberquartiermeister I im Generalstab der Armee.*)

Der Krieg ist, wie Clausewitz gelehrt hat, die Fortsetzung der Politik.

Die Armee, das Instrument der Kriegführung, in allen Zweigen und nach allen Richtungen hin auf die ihrer harrende Aufgabe vorzubereiten und für die zu fordernden Leistungen zu befähigen, war, wie sich in Preußen-Deutschland die Dinge entwickelt hatten, die Pflicht des Generalstabes.

Aus diesen Umständen erklären sich der Aufbau und die Arbeit des deutschen Generalstabes, wie wir ihn bei Ausbruch des Weltkrieges in Tätigkeit sahen.

Der deutsche Kaiser hatte als Leiter der Politik des Reiches und zugleich als Oberster Kriegsherr nach den Bedürfnissen des Landes unter Abwägung der Verhältnisse im Innern und der Lage außerhalb des Reiches die Stärke der Wehrmacht in Übereinstimmung mit den gesetzgebenden Körperschaften festzusetzen und über die mögliche Verwendung der Kräfte und Streitmittel zur Sicherung des Landes und zur Durchführung des Krieges zu befinden und zu entscheiden.

Die großen Richtlinien für sein Wirken hatte also der Chef des Generalstabes der Armee vom Kaiser zu empfangen.

Das Kriegsministerium versah Organisation und Verwaltung des Heeres und hatte verfassungsmäßig dessen Vertretung in den Parlamenten zu führen.

Die Seemacht stand selbständig unter dem Kaiser. So lag es denn dem Chef des Generalstabes ob, die militärpolitische Lage zu beobachten und zu prüfen, die ihm danach für uns erforderlich erscheinenden Kräfte und Mittel zu beantragen, die Entwürfe für die Verwendung der Truppen und für ihre Bereitstellung, für die Kriegseröffnung und — dies natürlich nur in gewissen großen Zügen — die Pläne für die weitere Kriegführung aufzustellen.

War für diese Entwürfe die Billigung des Kaisers, dem für seine Entscheidung die Ratschläge seiner für die Politik verantwortlichen Minister zur Verfügung standen, gegeben, so waren die Mobilmachung mit allem, was sie mit sich bringt, und sämtliche Maßregeln für die Landesverteidigung zu bearbeiten.

*) Der Feldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff sind aus dem Generalstabe hervorgegangen. Er war das Werkzeug bei ihren genialen organisatorischen und strategischen Leistungen. Ein Blick auf die vorausarbeitende Wirksamkeit des Generalstabes im Frieden wird besonderes Interesse beanspruchen.



Generaloberst von Moltke, Chef des Generalstabes der Armee.

Nach einer Aufnahme von H. Menzel, Coblenz.

Dazu trat die Sorge für die Ausbildung der Führer und Generalstabs-offiziere, um die Armee zur Lösung ihrer Aufgaben tüchtig zu machen und in der Truppe die Überführung auf den Kriegsfuß sicherzustellen. Schließlich war die Beobachtung der Entwicklung der Kriegswissenschaften und Waffentechnik in der Welt seine Sache.

Niemandem, der ernstlich nachzudenken versteht, wird es entgehen, welche ungeheuere und vielseitige Aufgabe, welches Eingehen in die Verhältnisse des Auslandes, wie in alle Lebensmöglichkeiten und Lebensbedingungen des eigenen Volkes in diesen wenigen Worten umschlossen liegen, in denen die Wirksamkeit des Chefs des Generalstabes der Armee dargestellt ist. Hohe militärische wie politische Einsicht mußten gleichmäßig vorhanden sein.

Die unmittelbarsten Aufgaben erledigte der Chef des Generalstabes mit dem in Berlin tätigen Großen Generalstabe. In der Truppe hatten die hohen Kommando-behörden zur Erfüllung der ihnen zufallenden Aufgaben eigene Generalstäbe,

deren Offiziere neben ihren Truppenbefehlshabern dem Chef des Generalstabes der Armee unterstanden.

Bayern und Sachsen nahmen hinsichtlich ihrer Generalstabs-offiziere eine gewisse Sonderstellung ein, die aber für die großen Fragen ohne Bedeutung war.

Die Arbeiten im Großen Generalstabe wurden auf Abteilungen verteilt geleistet. Gruppen solcher unterstanden je einem Oberquartiermeister. Der Chef, dem eine Zentralabteilung, in der auch die Personalien bearbeitet wurden, unmittelbar zur Seite stand, hatte die Geschäfte abgegrenzt und überwies den Oberquartiermeistern das eingehende Material.

Er, der Chef, war die Seele des ganzen gewaltigen Betriebes, er gab in allen wichtigen Dingen seine Entscheidung und seine Unterschrift. Für weniger Eingeweihte sei bemerkt, daß es eine eigentliche Behörde „Generalstab“ in Preußen nicht gab. Alles ging an und durch den „Chef des Generalstabes der Armee“ und wiederum von ihm aus.

Im Geiste der Aufgaben des Generalstabes, nicht dem dienstlichen Range nach stand die Gruppe des Oberquartiermeisters I in der Mitte der Geschäfte, denn diese bearbeitete die Kriegspläne, Aufmärsche, Mobilmachung und Transporte, die Maßregeln zur Landesverteidigung, die Organisation und Bewaffnung der eigenen Armee und die Entwürfe zu Angriffen auf fremde Festungen, denen gegenüberzutreten man bei kriegerischen Ereignissen Gelegenheit haben konnte.

Je eine andere Oberquartiermeistergruppe beschäftigte sich mit der Beobachtung der fremden Länder und ihrer Heere und Marinen im Westen bzw. Osten.

Eine weitere hatte es mit der Ausbildung der Offiziere und der Anlage der großen Manöver im Frieden zu tun, eine fernere widmete sich der Kriegsgeschichte.

Schließlich, unter einem Oberquartiermeister, der zugleich Chef der Landesaufnahme war, arbeiteten einige Abteilungen an der Herstellung der Karten und an der Landesvermessung.

Da letzten Endes alle Arbeiten auf die Kriegsbereitschaft hinausliefen, so war es klar, daß, durch den Chef dorthin geleitet, alles Wesentliche den unter dem Oberquartiermeister I stehenden Abteilungen zufloß, in erster Linie der II. Abteilung, in deren Hand die gesamte Kriegsvorbereitung lag, und sodann der Eisenbahnabteilung, die das Transportwesen bearbeitete und die dabei, neben dem rein Militärischen, sich auch mit Fragen der Heeres- und Volksversorgung beschäftigen mußte und so ein Faktor von größter Wichtigkeit war.

Naturgemäß gingen von hier aus wiederum Anfragen und Anregungen aller Art an die übrigen Abteilungen aus.

Die letzten großen Fragen der Strategie und der Kriegseröffnung wurden nur zwischen dem Chef des Generalstabes, dem Oberquartiermeister I und den Chefs der beiden genannten Abteilungen behandelt und blieben in ihrer Gesamtheit ein wohlverwahrtes Geheimnis dieser vier Personen.

Es war gegeben, daß die Zusammenarbeit zwischen dem Chef des Generalstabes und dem Oberquartiermeister I eine besonders rege und nahe war, daß alle wichtigen und intimen Dinge unter ihnen zur Erörterung kamen und daß der Oberquartiermeister I den Chef in dem Unterhalten von Beziehungen zu anderen Ressorts und nach außen hin unterstützte und ihn vertrat.

An ihm lag es auch, die nötige Übereinstimmung in der Zusammenarbeit der Abteilungen zu sichern.

Die Arbeitsgebiete der II. und Eisenbahn-Abteilung verdienen eine etwas nähere Betrachtung, soweit es im Rahmen dieses Aufsatzes möglich ist.

Die II. Abteilung: Wie gesagt, gab der Chef auf Grund der Lage seine Weisung für die Aufmärsche unserer Armeen, auf die sich die Kriegführung gründen sollte, dem Oberquartiermeister I.

Um allen Mißverständnissen und Mißdeutungen sogleich die Spitze abzubrechen, sei mit Nachdruck bemerkt, daß dabei an einen Angriffskrieg im Sinne eines Eroberungskrieges nicht im entferntesten gedacht und zu denken ist. Unsere militärischen Maßregeln haben nie etwas anderem gegolten, als der Verteidigung unseres seit langer Zeit ringsum bedrohten Vaterlandes. Man darf niemals, wie es nur Narren und Böswillige tun, eine offensiv geführte Verteidigung mit einem Eroberungszuge verwechseln. Wenn man von „Kriegseröffnung“ spricht, so kann es sich dabei ebenso wie um einen Vormarsch, um Stehenbleiben und Zuwarten handeln.

Nach den gegebenen Richtlinien wurden von der II. Abteilung der Grenz- und Küstenschutz und die Versammlung unserer Streitkräfte an den Reichsgrenzen unter den verschiedenen möglichen Kombinationen festgelegt. — Die Pläne im großen haben im



Generaloberst von Stein, Generalquartiermeister,
später Preussischer Kriegsminister.
Nach einer Aufnahme von Hans Hermann, Berlin.

Laufe der Zeit je nach der Lage in der Welt wiederholt Wandel erfahren. In den Einzelheiten kommen häufiger Änderungen vor, bedingt durch bekannt gewordene Maßnahmen unserer mutmaßlichen Gegner und die Haltung unserer Verbündeten, durch notwendige Verstärkung unserer Wehrmacht und Dervollkommnung ihrer Organisation. Infolgedessen wurden alljährlich sämtliche Anordnungen für den Grenzschutz, die Mobilmachung, den Aufmarsch und die Armierung der Festungen neu bearbeitet und zur Neubearbeitung bis ins kleinste hinein den Behörden und Truppen durch Vermittelung des Kriegsministeriums zugestellt.

Auf die strategischen Aufmärsche und deren Geschichte näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Welche Summe von Arbeit zu leisten ist, bis Mobilmachung und Aufmarsch zustande kommen, wird einleuchten. Sie stellen das Ergebnis des Zusammenwirkens einer großen Reihe von Faktoren dar.

Dorweg ist die äußerst schwierige geographische Lage Deutschlands in Betracht zu ziehen. Während die unmittelbaren Nachbarn Frankreich und Rußland im wesentlichen nur an eine Kampffront zu denken haben, sind wir gleichmäßig von Osten und Westen und obendrein längs unserer gesamten Küste bedroht. Unsere gespannte Aufmerksamkeit mußte sich nach allen Seiten wenden.

Da war also zunächst das Material zu prüfen, das die das Ausland bearbeitenden Abteilungen lieferten. Es mußte ein Urteil über die Stärke der fremden Heere und ihre voraussichtliche Verwendung gewonnen werden, nicht allein derer, die vermutlich gegen uns auftreten würden, sondern auch der neutralen und derjenigen Staaten, die zurzeit mit uns verbündet waren.

Es folgte die Betrachtung der geographischen Verhältnisse der möglichen Kriegstheater, insbesondere der Grenzgebiete, die der Befestigungsanlagen und der Eisenbahn- und Flußverbindungen.

Alsdann waren Deutschlands Kräfte ins Auge zu fassen; sie mußten in der Lage sein, sich der möglichen Feinde zu erwehren. Darum waren ihre Stärken, ihre Kampfmittel, ihre Organisation, ihre zweckmäßige Verteilung auf das Reich schon im Frieden, die Möglichkeiten ihrer Bewegung, die Bewaffnung, Ausrüstung und Dervpflung, endlich die Anlage von Fortifikationen, Brücken und Straßenverbindungen zu erwägen. Wie tief griffen alle diese Dinge in das innerpolitische und wirtschaftliche Leben unseres Volkes ein!

Es leuchtet ein, daß jeder Schritt, den die uns umgebenden Staaten auf dem Wege der Dervollkommnung ihres Heerwesens und der für die Kriegführung wichtigen Einrichtungen ihrer Länder taten, bei uns im Generalstabe neue Erwägungen, Anträge und Maßregeln hervorriefen.

So sind wir von unseren Nachbarn allmählich zu immer weiteren Heeresverstärkungen genötigt und zur Verbesserung unserer Streitmittel gezwungen worden.

Da hat z. B. die Tatsache, daß Rußland allmählich seine Garnisonen in Polen unverhältnis-



General d. Inf. von Falkenhayn, Preuß. Kriegsminister, später Chef des Generalstabes des Feldheeres.
Aufnahme von Alb. Meyer, Ing. Arthur Schulz, Berlin.

mäßig verstärkte, uns zur Veränderung unserer Friedensdislokation im Osten veranlaßt, und der gewaltige Ausbau der französischen Linien gepanzerter Sperrforts hat bei uns die Konstruktion der bewunderten Steilfeuergeschütze größten Kalibers hervorgerufen.

Daß wir trotz allen Bitten und Warnungen militärischerseits dank unserer innerpolitischen Zustände in allen Rüstungs- und Bereitschaftsfragen immer hinter unseren voraussichtlichen Feinden herhinkten, ist eine betrübliche Tatsache.

Der unmittelbare Schutz unseres eigenen Gebietes verlangte die eingehendste Rücksichtnahme. Nicht alle Teile unserer langgestreckten bedrohten Grenzen konnten durch Heeresmassen gesichert, nicht überall konnte gleichmäßig die Verteidigung aktiv geführt werden. Da galt es, die Anlage von Befestigungen sowohl permanenter Art wie solcher, deren Pläne für die Ausführung erst im Ernstfalle festgelegt werden mußten.

Alle diese Fragen bearbeitete die II. Abteilung, brachte Anregungen und formulierte Anträge, die der Chef des Generalstabes alsdann pflichtmäßig dem Kaiser unterbreitete.

Welch ein Verkehr mit den interessierten militärischen und zivilen Stellen ging damit Hand in Hand, mit Reichskanzler und Kriegsministerium, mit den obersten Behörden der Artillerie und des Ingenieurkorps, mit Oberpräsidenten und Marine, mit Pulver- und Geschützfabriken, mit Bauunternehmern und Flugzeugtechnikern!

Hier im Schoße der II. Abteilung fanden die großen Pläne für unsere Heeresgestaltung ihre Formulierung. Die Verstärkung, zu der Deutschlands besitzende Klassen ihren Wehrbeitrag zahlten, gründete sich auf eine Denkschrift des damaligen Chefs der II. Abteilung, des späteren Generals Ludendorff. Gleich intensiv beschäftigte sich die Arbeit dort mit der Konstruktion eines Feldfahrzeuges oder mit Spaten und Tornister der Fußsoldaten.

Ganz selbstverständlich ist, daß die II. Abteilung, die den Aufmarsch und die Operationen sicherzustellen hatte, sich auch mit allen taktischen Fragen abgeben mußte, und daß sie auch auf diesem Gebiete anregend und fördernd auftrat. Wie sollte sie sonst, um ein Beispiel anzuführen, richtig über diejenigen Truppenabteilungen verfügen und sie ansetzen, denen an der Grenze der Schutz oblag? Alle der Armee zu gebenden Reglements und Vorschriften unterlagen der Mitprüfung des Chefs des Generalstabes der Armee. Die Abteilungen des



Kronprinz Wilhelm, General d. Inf.,
 Führer der V. Armee, später der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz.
 Nach Originalaufnahme von E. Vieber, Berlin.

Oberquartiermeisters I hatten sie mit ihm durchzuarbeiten und zu begutachten. Da sei nun bedacht, daß es sich nicht allein um unser stehendes Heer und seine Organisation und Leistungen handelte, sondern daß, um seinen Boden zu verteidigen, das deutsche Volk in Waffen zu treten, daß seine Reserve-, Ersatz-, Landwehr- und Landsturm-Formationen zu erscheinen hätten, so ausgebildet, so bewaffnet und ausgerüstet, daß man sie mit gutem Gewissen dem Feinde gegenüberstellen konnte! Es bedarf keines Wortes, um zu schildern, welche Vorbereitungen dazu nötig waren, um Millionen deutscher Männer kampfsgerüstet in wenigen Tagen an die richtige Stelle zu bringen! Nur wer wirklich die Dinge einsah, konnte sich einen Begriff machen, welche Fülle von vorausgegangener Arbeit darin enthalten ist, wenn er die Bogen entfaltete, auf denen die Kriegsgliederung des deutschen Heeres dargestellt war.

Wenn aus dieser Fülle von Gedanken heraus der Plan für unsere Verteidigung und Kriegführung entstanden war, so kam es darauf an, in diese gewaltige Maschine — eine solche stellt das deutsche Verteidigungssystem dar — die zweckdienlichste Bewegung zu bringen.

Hier setzte die Eisenbahnabteilung ein. Auf Grund der Mobilmachungs- und Aufmarschpläne bearbeitete sie die Bewegung aller Transporte auf Eisenbahnen, Straßen und schiffbaren Gewässern.

Die staunenswerten Leistungen, die hier in aller Stille schon im Frieden vollbracht wurden, staunenswert auch darum, weil, wie in der II., so auch in der Eisenbahn-Abteilung nach preußischer Art mit einem Minimum von Personal ausgekommen werden mußte, können hier nur kurz erwähnt werden.

Allein das Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, beanspruchte eine gewaltige Bewegung von Menschen, Pferden und Material. Ein jeder Einberufene hatte sich an den Sitz seines Bezirkskommandos zu begeben und wurde von dort in den Formationsort seines Truppenteils gefahren. Dann wurden aus den dichtbevölkerten Gegenden die überschüssigen Mannschaften zu den Truppen befördert, die sich in bevölkerungsarmen Landesteilen bildeten. Die pferdereichen Provinzen sandten ihre Reit- und Zugtiere in die Gebiete, die wenig Pferde hervorbringen. Arbeitskräfte und Proviant mußten in die zu armierenden Festungen gefahren werden, die Magazine im Versammlungsgebiet waren zu füllen, in größtem Ausmaße fuhren Kohlen in die Häfen der Marine.

Neben alledem mußte der Volksversorgung ernste Beachtung geschenkt werden. Es geschah im vollsten Maße. So wiesen z. B. die Mobilmachungsfahrpläne besondere Milchzüge für die großen Städte und Industriezentren auf, und in den ersten Mobilmachungstagen mußten dabei noch an die 250 000 in Deutschland arbeitenden kriegspflichtigen Männer aus der Donaumonarchie dieser auf der Eisenbahn zugeschoben werden.

Dann folgte die gewaltige Transportbewegung, die unsere Millionenheere mit all ihrem Kriegsmaterial in wenigen Tagen an die bedrohten Grenzen brachte.

Die Fahrpläne für die Reisen jedes einzelnen Mannes bis zu den Transporten unserer Riesenkanonen wurden in jedem Jahre neu aufgestellt.

Man kann sich leicht die geistige und mechanische Arbeit vorstellen, die zur Bewältigung dieser Vorbereitungen gehört; schwerer schon ist es, sich klar zu machen, wie vielseitig und ineinander greifend die vorausgehende Gedankentätigkeit sein mußte, wie sie in sämtliche Zweige des staatlichen und bürgerlichen Lebens hineinsteigen mußte; allen strategischen Plänen und Kombinationen hatte die Eisenbahnabteilung zu folgen.

In erster Linie stand da die Frage der Schaffung der erforderlichen Transportstraßen nach Westen und Osten. Sie war von der größten Wichtigkeit, denn Deutschland befand sich, wie gesagt, in der Zange zwischen den beiden größten Militärmächten; es mußte alle Vorteile auszunützen suchen, welche Beweglichkeit und Schnelligkeit im Kriege bieten. In der Schnelligkeit, mit der wir an einer Stelle überlegen auftraten, lag ein wichtiger Faktor für den

Erfolg. Unsere Schwierigkeiten wurden dadurch erhöht, daß wir im Westen den Flußlauf des Rheins, im Osten den der Weichsel zu überwinden hatten. Brücken über große Ströme sind zugleich Defileen und schwierige Objekte.

Frankreich hatte sein Eisenbahnnetz an seiner Ostgrenze bewundernswürdig ausgestattet und Rußland arbeitete emsig und beharrlich an dem Ausbau seiner strategischen Bahnen.

Da hat denn der Generalstab dauernd an der Dervollkommnung unserer zu den Grenzen führenden Eisenbahnlinien gearbeitet, dafür gekämpft und gerungen, und hatte stets dabei den Gesichtspunkt im Auge gehabt, die volkswirtschaftlichen Interessen mit den strategischen zu verbinden. Mit den deutschen Eisenbahnbehörden stand er im besten Einvernehmen und in ersprießlicher Zusammenarbeit; im umgekehrten Verhältnis zu deren Mitwirkung stand das Entgegenkommen der politischen Stellen.

Für die Schilderung der Tätigkeit der Eisenbahnabteilung im einzelnen fehlt es hier an Raum; es sei nur allein an die Anlagen erinnert, die im Aufmarschgebiet vorhanden oder vorbereitet sein mußten, und zwar so, daß sie den verschiedensten Möglichkeiten in den verschiedenen Gegenden sich anpaßten: Laderampen, Ausweichgeleise, Verpflegungsstationen, Wasserversorgungsanstalten, Magazine u. a. m.

Hervorgehoben zu werden verdient die Tätigkeit auf volkswirtschaftlichem Gebiet. Die Bedeutung der Transportmittel und -straßen für die Versorgung der Bevölkerung mit Verpflegung und Rohstoffen war bei unserer politischen und militärischen Lage eine eminente. Immer wieder ist vom Generalstabe die Vorbereitung einer wirtschaftlichen Mobilmachung bei den im Reiche dafür zuständigen Stellen gefordert worden. Es ging damit nicht vorwärts, größtenteils wohl aus Furcht vor den Parlamenten. In kleinem Rahmen half sich der Generalstab selbst. Er schaffte sich in den einzelnen Ländern und Provinzen für seine militärischen Eisenbahnkommissionen Beiräte aus sachverständigen Männern verschiedener Berufe, um die lokalen wirtschaftlichen Bedürfnisse kennen zu lernen und sie, soviel an ihm lag, zu befriedigen, wenn kriegerische Ereignisse dazu zwangen, Hand auf das Transportwesen zu legen.

In besonderen Abteilungen wurden endlich unter dem Oberquartiermeister I die Angriffe auf fremde Festungen bearbeitet. Die Ergebnisse wurden in Denkschriften niedergelegt. Es handelte sich darum, im Ernstfalle Belagerungsentwürfe bereit zu haben. Nach den Nachrichten, die von den Auslandsabteilungen eingingen und nach den gesammelten Plänen wurden alle Möglichkeiten, die Festungen zu überwältigen, erwogen. Die nötigen Truppen, Kampfmittel und Materialien wurden berechnet und nach Beratungen mit den entscheidenden Instanzen der Artillerie und den Ingenieuren festgelegt.

Dies ist das Bild der unter dem Oberquartiermeister I arbeitenden und in enger Gemeinschaft untereinander wirkenden Abteilungen.



Kronprinz Rupprecht von Bayern, Generalfeldmarschall, Führer der VI. Armee, später der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

Aufnahme von Franz Grainer, München.



Herzog Albrecht von Württemberg, Generalfeldmarschall,
Führer der VII. Armee, später der Heeresgruppe Herzog Albrecht.
Aufnahme Th. Andersens Nachf., Stuttgart.

Die Tätigkeit derjenigen Gruppen im großen Generalstabe, die sich mit den Verhältnissen der fremden Länder und deren Heere und Marinen befaßten, war natürlich eine sehr wichtige. Mit allen Mitteln wurde das Studium auf das sorgfältigste betrieben. Man las regelmäßig Zeitungen, sowie alle bedeutsamen Erscheinungen der militärischen und politischen Literatur der betreffenden Länder. Mit unseren Militärattachés wurde Verkehr unterhalten, Agenten besorgten besondere Aufträge, Reisende verschiedenen Standes wurden ins Vertrauen gezogen, kurz, keine Möglichkeit wurde unerschöpft gelassen, um zur Klarheit über die Zustände in den fremden Ländern und die dort maßgebenden militärischen Persönlichkeiten zu gelangen.

Es ist klar, daß auch die Generalstäbe dieser alles taten, um ihre strategischen Geheimnisse zu wahren. Es wird interessieren, zu hören, daß es am schwersten war, wirklich Zutreffendes aus Rußland zu erfahren, daß Frankreich 1914 von unserem Aufmarsch nichts wußte,

daß aber Rußland bis ins kleinste hinein über die österreichischen Mobilmachungs- und Operationspläne unterrichtet war.

Jedenfalls haben die Abteilungen unter Leitung scharfsinniger und politisch denkender Chefs vielfach Hervorragendes geleistet.

Hand in Hand mit ihnen arbeitete eine Nachrichtenabteilung, die gleichzeitig der Spionageabwehr diente.

Die Manöverabteilung bearbeitete die Anlage und Durchführung der alljährlich stattfindenden Kaisermanöver. Diese nahmen allmählich einen immer größeren Umfang an, um Führer und Truppe im Kampf in großen Verbänden zu schulen.

Besondere Aufmerksamkeit wurde der Ausbildung der als Anwärter für die Laufbahn zum Generalstab kommandierten Offiziere, sowie der Generalstabsoffiziere aller Grade zugewendet, die ihrerseits bei dem ständigen Wechsel, der zwischen dem Dienst bei der Truppe und dem im Generalstabe üblich war, die Grundsätze und Lehren, die in Studium und Arbeit gewonnen waren, in die Armee hinauszutragen und dort zu verbreiten hatten. Zum Segen für die Armee wechselten die Offiziere ihre Stellen im Großen Generalstabe, im Truppengeneralstabe und in der Front. Sie blieben also in Berührung mit dem praktischen Dienst und kannten die Bedürfnisse der Truppe.

Es würde ein Buch für sich ausfüllen, wollte man hier den Einfluß schildern, den der Generalstab seit des großen Feldmarschalls Moltke Zeit auf diesem Gebiete ausübte.

Die Grundlagen der wissenschaftlichen Bildung empfing der größte Teil der jungen Offiziere, die zur Heranbildung für den Generalstabsdienst befähigt erschienen, auf der Kriegs-

akademie in Berlin. Diese unterstand dem Chef des Generalstabes der Armee. Ausgesuchte Kräfte des Generalstabes unterrichteten dort in den vornehmsten militärischen Fächern. Hindenburg und Ludendorff haben zu ihrer Zeit zu den gefeiertsten Lehrern gehört.

Im Generalstabe geschah die Ausbildung, die neben dem eigentlichen Dienst gewissermaßen einherlief, durch wissenschaftliche Arbeiten, Kriegsspiele und Generalstabsreisen. In diesen verschiedenen Zweigen baute sich die Belehrung planmäßig auf. Man begann innerhalb der Abteilung in kleinem Kreise und sich folgend übernahmen die Abteilungschefs, die Oberquartiermeister und schließlich der Chef selbst Aufgabenstellung, Leitung und Kritik.

Seine Kriegsspiele und Reisen benutzte gleichzeitig der Chef zu Studien seinerseits.

Nebenbei fanden unter den Oberquartiermeistern Sonderreisen statt, bei denen Fragen des Kampfes um Festungen und des Nachschubes im Bewegungskriege behandelt und zur Anschauung gebracht wurden. Hierzu wurden außer Generalstabsoffizieren solche des Kriegsministeriums, der Spezialwaffen, des Sanitätskorps und der Intendantur herangezogen.

Welchen hohen Stand die wissenschaftlichen Forschungen der kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Generalstabes erreicht hatten, ist vielfach aus den von ihnen veröffentlichten Arbeiten bekannt geworden. Für den Generalstab, und damit für die Armee, haben sie unschätzbare Dienste in aller Stille geleistet, indem sie den Sinn für Kriegsgeschichte weckten, ohne deren Kenntnis hohe militärische und strategische Einsicht nicht zu denken ist. Durch das Studium der modernen Kriege vermittelten sie die Kenntnis von der Wirkung der verbesserten Waffen und regten an, wie z. B. gelegentlich des Burenkrieges, im Hinblick auf die dort beobachtete Taktik in der Defensive, unsere Methoden zu prüfen. Ausgezeichnete Offiziere sind aus den kriegsgeschichtlichen Abteilungen hervorgegangen.

Die unermüdlige Friedenstätigkeit der Landesaufnahme und der kartographischen Anstalten des Generalstabes hat sich im Weltkriege rühmlich bewährt. Wer sich vor Augen führt, wohin zwischen 1914 bis 1918 die deutschen Truppen mit deutschen Karten in der Hand vorgeedrungen sind, der wird den Leistungen auch dieses Zweiges des Generalstabsdienstes seine Achtung nicht versagen.

In enger Verbindung mit dem Generalstabe zu Berlin wirkten bei den Truppenkommandos die eigenen Generalstäbe, deren Offiziere, wie erwähnt, in gewissem Grade Untergebene des Chefs des Generalstabes der Armee blieben. Die Generalkommandos und die Gouvernements der großen Festungen hatten Generalstäbe, die unter einem Chef standen. Die Divisionen waren im Frieden mit je einem Generalstabsoffizier besetzt.

Der Chef des Generalstabes



Prinz Leopold von Bayern, Generalfeldmarschall,
Führer der VIII. Armee, später Oberbefehlshaber der Ostfront.

Aufnahme Atelier Elvira, München.

des Armeekorps war in allen Dingen der Berater seines kommandierenden Generals; er leitete die Arbeiten des gesamten Stabes und die Weiterbildung der Offiziere. Sein Einfluß auf die Ausbildung und Bereitschaft des Armeekorps war unter normalen Umständen ein bedeutender. Feldmarschall Hindenburg hat als langjähriger Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps eine vorbildliche Stellung gehabt.

Neben dem Dienste, der sich auf Ausbildung der Truppe, Personalien der Offiziere, Verwaltung der militärischen Einrichtungen und Bestände, Sanitäts-, Gerichts- und Verpflegungsdienst bezog, war in der reinen Friedensarbeit die Anlage aller Truppenübungen und der Manöver die bedeutendste, arbeitsreichste und schwerste. Und dann kam die verantwortungsvolle Tätigkeit der Vorbereitung der Mobilmachung innerhalb des Korpsbezirks.

Was es bedeutet, den Riesenapparat eines Armeekorps mit allen seinen Neuformationen, die im Kriegsfall den Friedensstand vervierfachen, in wenigen Tagen marschbereit zu machen, kann sich ein Uneingeweihter nur schwer vorstellen.



Die nach Rußland führenden Straßen werden gesperrt.

Nach einer Photographie.

Nur kurz sei gestreift, was zu erledigen war: Einberufung der Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes, Aushebung der Pferde, Fahrzeuge und Geschirre, Verteilung der Eingezogenen auf die Formationen in zweckmäßigster Weise nach Alter, Eignung und Beruf, die Bewegung und Verpflegung aller, die Bereithaltung und Ausgabe der Waffen, Uniformen und Ausrüstung. Ein jedes Stück mußte zweckmäßig lagern und brauchbar sein, von den schweren Haubitzen und Brückentrains bis zum Verbandpäckchen des Mannes

und den Hufnägeln der Pferde! — Dieses Räderwerk, das in jedem Jahre bis zu seinen kleinsten Teilchen neu zusammengesetzt werden mußte, hat, als es 1914 angetrieben wurde, mit peinlichster Genauigkeit gearbeitet.

So ist mit kurzen Strichen die Tätigkeit gezeichnet worden, die dem Generalstabe der Armee unter ihrem Chef zugewiesen war. Durch die Person dieses, seinen Geist und seinen Willen wurde alles geleitet.

Neben dieser Führung der inneren Geschäfte lag ihm die Vertretung nach außen und die Verbindung mit den maßgebenden Faktoren des Reiches, auch mit denen unserer Verbündeten, ob.

Dieser Teil seiner in der Tat reichlich bemessenen Pflichten war nicht der leichteste. Wie sich die Dinge in unserem Vaterlande entwickelt hatten, wurde er schon in den letzten Friedensjahren schwerer und schwerer.

Die nur auf die große Sache gerichtete zweckmäßige Zusammenarbeit aller im Reiche maßgebenden Instanzen, die Kaiser Wilhelm I. trotz gewiß manchen personellen Reibungen aufrecht zu erhalten verstand, mußte später vermißt werden.

Zwischen dem Kriegsministerium und dem Generalstabe hat es — und das lag z. T. an der Entwicklung, die der Ausbau dieser beiden Stellen und die Abgrenzung ihrer Kompetenzen genommen hatte — von jeher eine gewisse Gegensätzlichkeit und mehr oder minder empfindliche Reibungen gegeben. In früheren Zeiten schaffte die höchste Autorität den Ausgleich.

Wie überall und immer haben auch hier die Persönlichkeiten der leitenden Männer den Ton bestimmt. Unter Kriegsministern, wie den beiden Bronsarts und Verdy, ist es zu guter Harmonie gekommen.

Die Zusammenarbeit zwischen Kriegsministerium und Generalstab hinsichtlich der Mobilmachung als solcher ist eine vortreffliche gewesen, und die Vorbereitungen für diese in den letzten Friedensjahren, wie die Mobilmachung selbst 1914 sind dank dem verständnisvollen Eingehen beider Teile in mustergültiger Weise zum Frommen der guten Sache erledigt worden.

Hinsichtlich unserer Bedürfnisse für die Verteidigung unseres Landes haben freilich zwischen dem Kriegsministerium, das im Reichstage zu kämpfen hatte, und dem Generalstabe nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten bestanden.

Hier fand das Kriegsministerium in den letzten Friedensjahren an dem Reichskanzler von Bethmann eine Stütze. In seinen Bedenklichkeiten hier und dort brachte er die Energie nicht auf, die Streitkräfte Deutschlands auf die Höhe zu bringen, die erforderlich war, um gegebenenfalls die Politik fortzusetzen, die er führte oder führen mußte.

Eine innere Übereinstimmung des Chefs des Generalstabes mit dem Kanzler hat auch vor dem Kriege nicht bestanden. Dieser Mangel ist im Generalstabe mit großer Sorge empfunden worden.

Mit der Marine konnte, wie die Dinge nun einmal lagen, eine wirklich innige Zusammenarbeit nicht Platz greifen. Sichere letzte Entscheidungen von der Spitze fehlten meistens; an ihre Stelle traten Kompromisse zwischen den einzelnen Ressorts mit allen ihnen innewohnenden Schwächen.

Dieser Zustand brachte dem Chef des Generalstabes der Armee die größten Widerwärtigkeiten in der Frage der Personalien. Die Wichtigkeit dieser kann nicht hoch genug angeschlagen werden, sie ist in Dingen, die den Krieg betreffen, von geradezu entscheidender Bedeutung.

Zuzeiten des alten Kaiserlichen Herrn ist die Frage der Besetzung wichtiger Stellen mit allergrößter Sorgfalt behandelt worden.

Man kann lesen, daß in Zeiten der Spannung Kaiser Wilhelm I. noch im höchsten Alter mit dem Kriegsminister, dem Chef des Generalstabes und dem seines Militärfabinetts die Besetzung der Führerstellen peinlich erwog und daß unter gewissen Umständen auch Bismarck dazu gehört wurde. General von Albedyll und später noch einmal General Graf Hülsen haben in diesen Fragen dem Chef des Generalstabes der Armee mit großem Verständnis und Entgegenkommen beigegeben.

In letzter Friedenszeit durfte das Militärfabinet dem Generalstabe gegenüber eine Haltung einnehmen, die derjenigen geradezu entgegengesetzt war, die jene beiden Generale beobachteten. —

Es brach 1914 der Krieg über unser Vaterland herein, schon vor einer Kriegserklärung überschritten russische Truppen die Grenze.

Der Generaloberst von Moltke, Chef des Generalstabes der Armee, konnte beruhigt auf den Knopf drücken und damit das gewaltige Werk der Mobilmachung in Bewegung setzen.

Seiner Generalstabsoffiziere war er sicher, ihrer selbstlosen, hingebenden Arbeit, ihres Pflichtbewußtseins. Sie waren in stiller, rastloser Tätigkeit erzogen, gewohnt, mit ihrer Person zurückzutreten. Es lebte Tatkraft in ihnen, die überwiegende Mehrzahl hielt sich trotz allem

Bewußtsein von der Verantwortlichkeit ihrer Stellung von Überheblichkeit frei. Auf Armee und Volk blickte der Chef mit unbedingtem Vertrauen. Aber ernste Gedanken tauchten freilich daneben auf: Wird unsere Politik uns nicht in Lagen führen, in denen endlich die Übermacht unserer zahllosen Feinde auch mit aller Anstrengung nicht zu überwinden ist? Werden unsere Verbündeten treu und bei der Stange bleiben? Kann man hoffen, daß wenigstens unter dem furchtbaren Druck des Krieges ein gemeinsames Handeln der maßgebenden Berater der Krone herbeigeführt werden wird, erwarten, daß die rechten Männer an die rechten Stellen gesetzt werden?

Die Zweifel erwiesen sich leider allzu schnell als wohlbegründet. —

Der Grenzschutz bezog seine Posten; mit verblüffender Pünktlichkeit und Geschwindigkeit rollten die gewaltigen Streitmassen an die Grenzen. Der Aufmarsch der Heere vollzog sich ohne nennenswerte Störung.

Von regelrechtem Aufmarsch konnte nur im Westen gesprochen werden. Dort sollte



Grenzschutz in Ostpreußen.

Nach einer Photographie.

nach den Grundgedanken des Schlieffenschen Planes mit schnellgeführten starken Schlägen die Waffenentscheidung zunächst erkämpft werden.

Die schwachen Heeresteile, die zum Schutze des Ostens verblieben, marschierten nicht geschlossen auf; sie blieben in ihren Bezirken hinter ihrem Grenzschutz stehen und waren erst nach Bedarf in Ansehung der Entwicklung der Kriegslage zu versammeln. Die Weichsellinie wurde mit allen fortifikatorischen Mitteln verstärkt.

Der Weltkrieg hatte begonnen! Das äußere Bild der Ereignisse steht vor allen Augen. Die tiefsten Zusammenhänge der Geschehnisse mit der Frage der Wirksamkeit verschiedener großer und kleiner Persönlichkeiten werden, wenn überhaupt, erst allmählich entschleiert werden.

Die beiden Gestalten Hindenburgs und Ludendorffs traten bald hervor.

In schwersten Stunden wurden sie später an die Spitze des Generalstabes berufen und übernahmen unter ihrem Kaiser die Oberste Heeresleitung. Sie beide waren seit ihrer Jugend Männer des Generalstabes; was sie an ihm hatten, wußten sie.



Aus den Kämpfen in der Champagne 1914:
Abwehr eines französischen Überfalls auf eine unserer Sappen nördlich Beauféjour.

Nach einer Skizze des Kampfteilnehmers Wilhelm Buddenberg gezeichnet von Karl Wagner.



Die Schwierigkeiten, denen sie gegenübertraten, waren durch den Krieg noch gewaltig gestiegen. Die Blüte des deutschen Heeres deckte der grüne Rasen. Ungezählte Neuformationen wurden aus der Erde gestampft; nur notdürftig geübte Männer füllten die gelichteten Reihen aus. Der Bedarf an Offizieren für den Generalstabsdienst wuchs unendlich. Junge Leute mußten dazu herangezogen werden, denen es noch an Schulung gebrach und in denen Geist, Tradition und Haltung des Generalstabes noch nicht überall festgewurzelt sein konnten.

Und doch — sie führten den Kampf mit beispielloser Energie. Sie hätten dem deutschen Volke einen ehrenvollen Frieden erkämpft, trotz den gewaltigen Aufgaben, die ihnen die Politik stellte, und trotz den Lagen, in die sie die Politik führte, hätten nicht Umstände, wie sie schon in den letzten Vorkriegsjahren um die leitende Stelle herum bestanden, den Mangel an Übereinstimmung der für Politik und Kriegführung Maßgebenden noch verstärkt und hätte nicht die Einigkeit in so vielen Schichten unseres Volkes gefehlt.

Wir sind Zeugen eines trostlosen, beschämenden Zusammenbruches gewesen. Von ihm zu sprechen, gehört nicht hierher. Die Schuldfragen wird die Geschichte lösen. Zunächst hat auf dieser Erde einmal unbesehen der die Schuld, dem der Erfolg versagt blieb.

Auch der deutsche Generalstab ist, und traurig ist es, auszusprechen, im wesentlichen und von Deutschen selbst und sodann von international gesinnten Leuten begeistert und hinabgezogen worden.

Was sie von ihm hielten, haben unsere Feinde dadurch bewiesen, daß sie sich beeilten, die Auflösung des Generalstabes durchzusetzen.

Nur Unkenntnis, Bosheit und politische Verblendung können dem Generalstabe Kriegstreiberei nachsagen, sie ihm nachzuweisen, ist niemand imstande.

Es wäre ein Geschenk der Vorsehung, wenn sie den guten Geist und die ernste Tradition des Generalstabes im deutschen Volke für spätere bessere Zeiten lebendig und die Erinnerung wach erhalten wollte, daß auch Hindenburg preußischer Generalstabsoffizier war und der letzte Chef des Generalstabes gewesen ist.

BEKANNTMACHUNG

ALLEN EINWOHNERN OST. PREUSSENS.

Gestern d. 4 — 17 August überschritt das Kaiserliche Russische Heer die Grenze Preussens und mit dem Deutschen Heere kämpfend, setzt es seinen Vormarsch fort.

Der Wille des Kaisers aller Russen ist die friedlichen Einwohner zu schonen.

Laut der mir Allerhöchst anvertrauten Vollmächten mache Ich folgendes bekannt:

1. Jeder, von Seiten der Einwohner dem Kaiserlichen Russischen Heere geleistete Widerstand, wird schonungslos und ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters bestraft werden.

2. Orte, in denen auch der kleinste Anschlag auf das Russische Heer verübt wird oder, in denen den Verführungen desselben Widerstand geleistet wird, werden sofort niedergebrannt.

3. Falls die Einwohner Ost-Preussens sich keine feindlichen Handlungen zu Schulden kommen lassen, so wird auch der kleinste dem Russischen Heere erwiesene Dienst reichlich bezahlt und belohnt werden; die Ortschaften werden verschont und das Eigentumsrecht wird gewahrt bleiben.

Gezeichnet: von Rennenkampf.

General Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät
General der Kavallerie.

In Ostpreußen verteilte Bekanntmachung des Generals von Rennenkampf, dessen Truppen ohne Kriegserklärung die Grenze überschritten.



Der Sturm bricht los!

Aus: Dielefeld, Aus Ostpreußens Not, Verlag Georg D. W. Callwey, München.



Der Sturm bricht los!

Von

Paul Lindenbergl.

Der 28. Juni 1914 in Berlin. Ein schöner Sommersonntag, der ungezählte Tausende aus dem drückenden Bann der gewaltigen Stadt ins Freie gelockt hatte. Als die Ausflügler gegen Abend zurückkehrten, schollen ihnen die lauten Stimmen der Zeitungsausrufer entgegen: „Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gemahlin!“, und die noch druckfeuchten Blätter wurden hastig gekauft und gelesen. Man erfuhr aus ihnen, daß gegen den österreichischen Thronfolger, der trotz verschiedenen Warnungen den Manövern in Bosnien beigewohnt und am Vormittag des obigen Tages mit seiner Gemahlin, der Herzogin von Hohenberg, im Kraftwagen Serajewo besucht hatte, erst ein mißglücktes Bombenattentat unternommen wurde und daß dann bei der Rückkehr vom Rathause das Fürstenpaar den Revolverkugeln eines serbischen Meuchelmörders zum Opfer gefallen war. Das allgemeine Mitleid wandte sich dem greisen österreichischen Herrscher zu, der schon so viel Schweres erduldet hatte und den dieser neue Schicksalsschlag aufs härteste treffen mußte. Man erfuhr noch am Abend, daß die Freveltat mit einer weitverzweigten großserbischen Verschwörung zusammenhänge, daß man den Mörder und seine Helfershelfer ergriffen habe und daß es in Wien aus allgemeiner Empörung heraus zu erregten Kundgebungen gekommen sei. An schwerwiegende politische Folgen der Tat, die womöglich zu einem Kriege führen könnten, dachte bei uns zunächst niemand.

Es war die Ruhe vor dem Sturm, eine gewitterschwüle Ruhe! Bis sich dann die Nachrichten überstürzten, man sich nicht mehr dem furchtbaren Ernst verschließen konnte! Bis es immer drängender allen zum Bewußtsein ward: es gibt Krieg!

Nein und tausendmal nein, Deutschland wollte den Frieden, wollte nicht den Krieg, es ward gezwungen zu demselben, hineingestoßen wider Willen. Wenn es anders gewesen, wäre dann die Begeisterung so aufgeflammt, die Einigkeit so allgemein gewesen, hätte man sich so zu den Waffen gedrängt, so hingebungsvoll Blut und Gut geopfert? Das konnte nur ein Volk tun, das seiner gerechten Sache bewußt war, das sich angegriffen fühlte und die gefährdete Heimat verteidigen mußte und wollte!

Hoch gingen die Wogen der Bewegung und Erregung in der Reichshauptstadt. Aus jenen denkwürdigen Tagen seien hier kurz einzelne meiner Schilderungen wiedergegeben, welche die Stimmungen in Berlin spiegeln:

Am 31. Juli: „Was wird?“ — nicht die bange, sondern die erwartungsvolle Frage ist's, die alle Gemüter bewegt und erregt, die zu immer neuen Erörterungen führt. Aber nicht



Verlesung des Kriegszustandes unter den Linden in Berlin.

Nach einer Aufnahme von A. Groß, Berlin.

minder häufig wird gefragt: „Wann geht's los? — Wann marschieren wir?“ — Diejenigen, die hier noch an den Frieden glauben, befinden sich in verschwindender Minderheit. Man wünscht nicht den Krieg, aber man fürchtet ihn auch nicht! Die Ruhe und Entschlossenheit, denen man in allen Ständen und Berufskreisen begegnet, sind bewundernswert, machen den tiefsten Eindruck, geben ein vertrauensvoll wirkendes Gefühl der Sicherheit und Stärke. „Wir sind bereit, zu allem, zum äußersten!“ Die Überzeugung, daß uns der Krieg, wenn er ausbricht, aus den wichtigsten, den infamsten Gründen auf-

gezwungen ward, durchweht hier alle Schichten; das dem deutschen Charakter besonders eigene Gefühl für Recht und Unrecht regt sich aufs drängendste, daneben die steten Bedrohungen von West und Ost, nicht zuletzt das Gefühl der Bündnistreue, die Zusammengehörigkeit mit Österreich, dem so schwer herausgeforderten. „Wir müssen endlich Ruhe haben! Da gibt's kein Wanken und Schwanken! Heraus mit dem Schwert, wenn's sein muß!“ Das Germanentum reißt sich empor zu wuchtigem, zu vernichtendem Schlage! —

1. August, nachmittags. Die Wagen der Untergrundbahn sind überfüllt. Auch hier eine würdige Haltung aller. Keine laute Unterhaltung, kein Drohen, kein Prahlen; wer ein Extrablatt hat, teilt den Inhalt mit oder gibt es willig weiter. Aus den Fenstern sieht man, wie die Plafatsäulen umlagert sind, und wie Frauen, meist den arbeitenden Klassen angehörend, mit ihren Körben sich vor den von Käuferinnen überfüllten Lebensmittelhandlungen drängen. Auf der Friedrichstraße ein ungeheueres Hin und Her, aber auch in diesem unaufhörlichen Menschenwogen trotz aller Unrast eine auffallende Gelassenheit und Gefäßtheit. Schwer ist's, über die Linden zu kommen. Nach beiden Seiten hin ein einziges Menschengewimmel. Nirgends ist eine Uniform zu erblicken; man hört, daß vor einer Stunde ein Offizier an der Spitze eines Wachtkommandos am Denkmal des Alten Fritz und an einigen anderen Stellen unter Trommelwirbel eine Bekanntmachung verlesen habe: Kriegszustand!

Das Schloß ragt nun auf. Hoch flattert auf seinen Zinnen die purpurne Kaiserfahne. Schon jetzt sieht man die dunklen Menschenmassen am Lustgarten; keine Absperrung; Wagen, Autos, Omnibusse verkehren auf der von Schutzleuten zu Fuß und zu Pferd freigehaltenen schmalen Strecke. Und nun braust es über den weiten Platz: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Tausende singen es, Tausende entblößen die Häupter, von heilig-weihewoller Stimmung sind alle diese Tausende ergriffen! —

Mitten im Gewühl. Da, einer ruft's, jetzt Duzende, dann Hunderte: „Der Kaiser! der Kaiser!“ Wie ein plötzlicher Orkan losbricht, so erbrausen donnernde Hoch- und Hurrarufe. Tücher, Mützen, Hüte werden geschwenkt. „Der Kaiser, hoch der Kaiser!“ Der Kaiser, in Generalsuniform, steht auf einem schmalen Balkon unweit des Vorbaues der ehemaligen Schloßapotheke. Sein gebräuntes Antlitz ist tiefernt, er neigt mehrmals grüßend das Haupt. Unterdessen sind mehrere seiner Söhne herausgetreten. Nun erscheint auch die Kaiserin. Zwei der Prinzen machen Zeichen mit den Händen, auch der Kaiser erhebt ein wenig die Rechte. „Ruhe, Ruhe, der Kaiser will sprechen! Ruhe! Ruhe!“ Das Branden der Stimmen,

der Rufe verstummt, die Wagen bleiben wie angewurzelt stehen, man erklettert die Bäume, die Lichthalter, die Schloßrampen. „Ruhe! Ruhe!“ — Der Kaiser spricht, kurz, abgebrochen, einzelne Sätze hallen wuchtig, schneidend: „Man drückt uns das Schwert in die Hand! — Wir werden das Schwert mit Gottes Hilfe so führen, daß wir es mit Ehren wieder einstecken können!“

— Der Kaiser hat geendet, er grüßt leicht mit dem Kopf, und nun braust von neuem donnernd der Jubel los, immer wieder, immer wieder, jetzt durchbrochen, dann übertönt und verschlungen von der „Wacht am Rhein“. — Die Stunde wird man nie vergessen!

2. August. „Mobilmachung!“

— das Wort hallte gestern nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr durch die Dreimillionenstadt. „Es wird mobil gemacht!“ einer rief es dem andern zu, wie ein Flugfeuer eilte die Kunde über die Plätze und durch die Straßen. Und wie durch Zauberei klebten auch schon die weißen Bekanntmachungen mit dem Wortlaut der Mobilmachungsorder an den Anschlagssäulen und zogen immer dichtere Gruppen an. Der furchtbare Ernst der Stunde spiegelte sich auf aller Mienen wider, drückte sich im Wesen und Haltung aller aus. Wohl hatte man das Ereignis erwartet, nun aber, wo es eingetreten, wo die klipp und klaren Verordnungen ihre eindringlichste Sprache redeten, schwand auch die leiseste Hoffnung, die man noch hier

und da gehegt. Neben dem jedes Gemüt tief bewegenden Ernst herrschten Grimm und Erbitterung gegen den freolen Störenfried im Osten vor, in manchem Wort, in manchem Fluch kam das zu fernigem Ausdruck. Alle, alle aber sind von Hingebung und Entschlossenheit erfüllt: „Bis zum letzten Mann gehen wir mit, wir müssen unsere Feinde unterkriegen, wir wollen mal gehörig für Ordnung und Ruhe sorgen!“

Der Kirchenglocken frommer Hall läutete



Das Kaiserpaar verläßt den Dom in Berlin.

Nach einer Aufnahme von U. Groß, Berlin.



Unter den Linden in Berlin am 1. August.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



Gottesdienst am Bismarck-Denkmal in Berlin.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

den heutigen freundlichen Sonntag ein. Viele der Gotteshäuser waren überfüllt, das Kaiserpaar besuchte den Dom, heiße Gebete stiegen überall zum Himmel empor. Um die elfte Vormittagsstunde teilten Extrablätter den Angriff der Russen auf das deutsche Gebiet mit, man hörte mehr verächtliche, als entrüstete Stimmen darüber. „Rein kommen sie, aber nicht mehr raus!“ Die Anschlagssäulen übten wieder ihre Anziehungskraft aus, die neuen Bekanntmachungen betrafen den vollen Wert der Banknoten, Einquartierung, Aufhebung der Sonntagsruhe, das Rote Kreuz, Familienunterstützungen der Eingezogenen, das Verbot der Ausfuhr von Lebensmitteln aus Berlin usw. Immer häufiger tauchen Offiziere und Mannschaften in feldmäßigen Uniformen auf.

Zu einer gewaltigen erhebenden vaterländischen Feier gestaltete sich der Gottesdienst am Bismarckdenkmal um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr. Wohl 30 000 Menschen hatten sich eingefunden, die mächtige Reichstagstreppe füllend, die Bassins des weiten Platzes und diesen selbst einsäumend. Oben in der Vorhalle des Reichstagsgebäudes der Geistliche im schwarzen Talar, eindrucksvoll sprechend, die schier unübersehbare Menge, die Männer entblößten Hauptes, ein unvergeßliches, wunderbares Bild. Als nach der Predigt die Militärkapelle das „Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke“ anstimmte, als Tausende mitsangen, da röteten sich vieler Augen und brach manch verhaltenes Schluchzen aus tiefbesorgtem Herzen hervor. Begeistert erschollen dann dreimalige Hochs auf den Kaiser, den Fürsten Bismarck, die Verbündeten; die Hüte wurden geschwenkt, das Jubeln nahm kein Ende, bis die Musik vaterländische Lieder begann, die brausend mitgesungen wurden. Aus dem Menschenmeer ragte die reckenhafte Gestalt des Machtvollen, die Linke auf den Pallasch gestützt, empor, und eine funkelnde Aureole wob die Sonne um die goldschimmernde Figur der Siegesgöttin! — —

Hoch gingen in allen deutschen Landen die Wogen der Bewegung und Erregung, hoch flutete die Begeisterung für das gefährdete Vaterland, alle wollten zu seinem Schutz und Schirm dabei sein, in heiliger Entschlossenheit, in festem Vertrauen auf die gute deutsche Sache, denn jeder war überzeugt, jeder wußte es, daß wir freventlich herausgefordert worden, daß wir in keinen Angriffs-, sondern in einen Verteidigungskrieg zogen! — Und wieder, wie der-



Auf dem Schloßplatz in Berlin: Die Wache soll aufziehen.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

einst 1870, erbrausten die Klänge der „Wacht am Rhein“ und des „Deutschland, Deutschland über alles“, und zogen Deutschlands gewappnete Söhne gen Osten und gen Westen, von wo das Unheil dräute. Zu Hunderttausenden strömten die Freiwilligen herbei, die Universitäten leerten sich, die oberen Klassen der Schulen, die Bureaus und Werkstätten, und zu den Jungen gesellten sich die Alten, die sich noch rüstig fühlten, um sich dem Feinde entgegenzuwerfen! —

Und dann dröhnende Hurras, am Abend des 10. August, welche die alte, erinnerungsvolle Berliner Triumphstraße jubelnd erfüllten. Der erste Sieg! Das brauste und brandete die Linden hinauf und hinunter! „Die Franzosen geschlagen, ein ganzes französisches Armeekorps zurückgeworfen, wir rücken nach Belfort vor!“ So hallte und wallte es wirbelnd durcheinander, einer rief es dem andern zu, Hunderte nahmen es auf, und brausende, donnernde Hurras erschollen, begeistert ward die „Wacht am Rhein“ angestimmt. Dann, inmitten des Siegesrausches, stiegen Zweifel auf, zuviele falsche Nachrichten waren während der letzten Tage verbreitet worden, neben allerhand anderen Gerüchten auch von schweren Verlusten im Osten und Westen. „Nein, es ist wahr,“ ging es durch die dichtgedrängten Massen, „ein Generalstabsoffizier fuhr im offenen Auto zum Kaiser, er hat es vorhin hier an der Friedrichstraße, wo er halten mußte, uns zugerufen!“ — „Auch Schutzleute teilten es mit,“ rief ein anderer, „ich hab’ es selbst gehört!“ — Um die neunte Stunde jagt ein Auto entlang, nach beiden Seiten werden kleine Bündel weißen Papiers hinausgeworfen, die ersten Extrablätter! Man stürzt sich auf sie, achtet nicht der anderen Gefährte, kümmert sich nicht um die Gefahr, unter die Räder zu kommen, die Kutscher reißen die Pferde zurück, die Kraftwagenführer bremsen, der Verkehr stockt. Man entwirrt die Blätter, verteilt sie, liest sie — „Vorlesen, vorlesen!“ Hier ist jemand auf einen Lichthalter geklettert, dort hat man einen jungen Burschen auf den Fenstervorsprung eines Hauses gehoben. „Ruhe! Ruhe!“ und leuchtenden Auges und klopfenden Herzens hört man die frohe Siegesbotschaft, möchte sie immer wieder vernehmen, immer wieder lesen! Alle, alle hier fühlen sich wie engverehrte Brüder, fühlen sich stolz, gehoben: Gott, wir danken dir, der erste Sieg! Unsere braven Truppen! Lieb’ Vaterland, magst ruhig sein! — — In diese begeisterte Stimmung hinein tönen militärische Klänge, die Weisen des alten preußischen Königsliedes sind es: „Heil dir im Siegerfranz“. Wie das elektrisch durch

die Erregten und Bewegten zuckt, die Glieder straffen sich, die Arme fliegen empor, donnernde Hocht umwogen die Garden, die zum Brandenburger Tore ziehen, zu einem der Bahnhöfe, um nach Feindesland geschafft zu werden. Stramm und freudig marschieren die Krieger dahin, von den graubezogenen Helmen und aus den blinkenden Gewehrläufen grüßt frisches Grün, grüßen rote Blumen, sie schmücken auch den Säbelgurt; wie ein glückliches Leuchten liegt's auf den gebräunten, jugendlichen Gesichtern, eine starke Woge von Mut und Zuversicht wallt von diesen fröhlich in den Kampf ziehenden mannhaften Söhnen des deutschen Bodens aus. Frauen und Mädchen gehen in Tritt und Schritt mit, natürlich auch Jung-Berlin. Manche Soldaten- und weibliche Hand halten sich fest umschlossen, manch liebes Wort wird vertraut im lärmenden Gewühl gewechselt, manch zärtlicher Blick ruht in Blick, abschiednehmend und vertrauend! Einzelne Jungens haben die Helme aufgestülpt, andere tragen das Gewehr, sie singen mit, jetzt die „Wacht am Rhein“, welche die Musik anstimmt, und der Schall des markigen Kampfgesanges dröhnt die Linden entlang, in fortreißendem Schwung gesungen: ja, ja, lieb' Vaterland magst ruhig sein! —

Der erste Sieg und die ersten Opfer! Aber wie willig, in welcher heiligem Empfinden sie gebracht wurden, das geht aus den tief empfundenen Versen hervor, die ein junger Offizier, wenige Tage bevor ihn die tödliche Kugel traf, an seine Frau gerichtet:

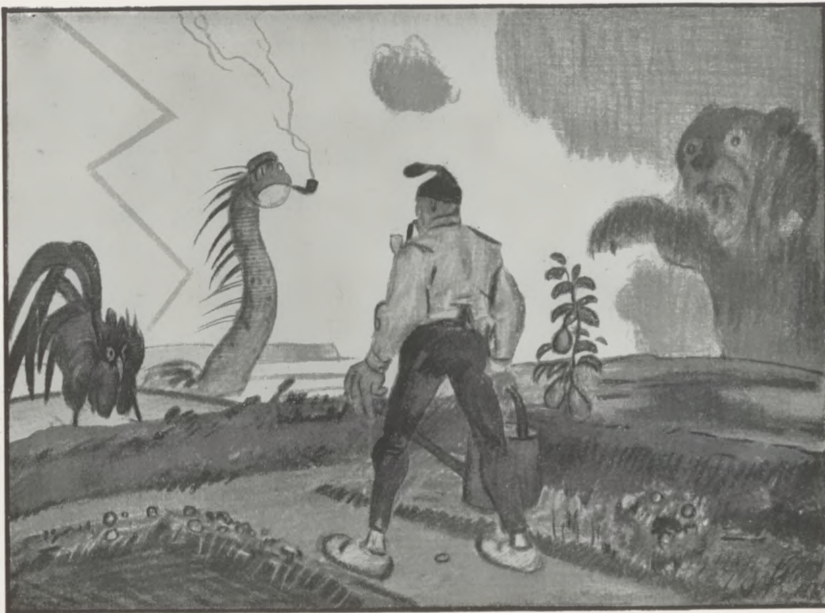
Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Sinn
Sich still in Gottes heil'gen Willen fügen,
Dann muß es dir zu süßem Trost genügen,
Daß ich den Heldentod gestorben bin;
Dann zeige stolz in leidverklärten Zügen,
Wieviel du gabst dem Vaterlande hin. —
Schwer liegt auf Blütenkelchen oft der Tau;
Das Leid kommt auch vom Himmel, liebste Frau.

Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Mund
Den lieben Kindern deinen Schmerz verhehlen;
Dann mußt du ihnen viel von mir erzählen,
Und wie ich euch geliebt, tu ihnen kund.
Wenn sich die letzten Sonnenstrahlen stehlen
Zu euch ins Zimmer bis zur Abendstund',
Und man dein Antlitz sieht nicht so genau,
Dann darfst du auch mal weinen, liebste Frau!

Ja, es war schnell im Westen vorwärts gegangen! Am 7. August fiel Lüttich, wobei sich General von Emmich frischen Ruhm erwarb, am 10. August Sieg bei Mülhausen über das 7. französische Armeekorps, am 11. August siegreiche Schlacht bei Lagarde, am 12. August die erfolgreichen Kämpfe bei Southil und Saarburg und großer Sieg des Kronprinzen Rupprecht von Bayern zwischen den Vogesen und Meß, am folgenden Tage Besetzung von Brüssel, am 22. August Sieg des deutschen Kronprinzen bei Longwy.

Nicht so gut lauteten die Nachrichten aus dem Osten. Russische Truppenmassen waren brennend, raubend und mordend über die Grenze gedrungen, zwei gewaltige russische Heere drohten in Ostpreußen einzufallen, und, wie russische Blätter sich ausdrückten, gleich einer vernichtenden Dampfwalze alles niederzuwerfen und nach Berlin vorzudringen. Wohl hatte sich dem gewaltigen Anprall todesmutig das erste Armeekorps entgegengeworfen und auch

wichtige Erfolge errungen, aber am 22. August wurde gemeldet, daß die deutschen Truppen vor erheblichen russischen Verstärkungen vom Narew her südwestlich der Masurischen Seen zurückgenommen worden seien. Nach dem vom Nachfolger des Generalfeldmarschalls von Moltke, dem Grafen von Schlieffen, ausgearbeiteten Plane beim Kriege an zwei Fronten hatte man die Hauptkräfte nach Westen geworfen, um dort schnell eine siegreiche Entscheidung herbeizuführen, und wollte dann mit dem östlichen Gegner abrechnen.



Michel: Jetzt wird's Zeit, daß ich meinen Dreschflügel hole.
Entnommen dem Bildwerk „Aus einem Tagebuch 1914/15 von Prof. A. Hengeler“
Verlag E. Schnell, München.

General von Hindenburg, der mit seiner Gattin bei der Verkündung des Kriegszustandes im Colberger Heim der ältesten Tochter geweilt, war sofort nach Hannover zurückgekehrt und wartete dort ungeduldig, daß man über ihn verfügte. Er hatte sich sogleich dem Kriegsministerium zur Verfügung gestellt und die Antwort erhalten, daß sein Anerbieten im Bedarfsfalle in Erwägung gezogen werden solle. Dabei war's geblieben. Tag für Tag verging in wachsender Spannung, in stiller Erörterung der quälenden Frage: wird man mich gebrauchen, wird mich der Kaiser rufen? In seinen Erinnerungen verzeichnet der General schlicht: „Der Soldat in mir wurde in seiner nunmehr alles beherrschenden Kraft wieder lebendig. Würde mein Kaiser und König meiner bedürfen? Gerade das letzte Jahr war ohne eine merkliche Andeutung dieser Art für mich vorübergegangen. Jüngere Kräfte schienen ausreichend verfügbar. Ich fügte mich dem Schicksal und blieb doch in sehnsuchtsvoller Erwartung!“ —

Der General litt ernst und schweigend. Nur die teure Gattin wußte um sein heißes Verlangen, mit im Felde zu sein, nicht nachzustehen hinter seinem Sohne, seinen beiden Schwiegersöhnen, hinter vielen alten Kameraden, die bei den Truppen waren. Siegestunde auf Siegestunde drang in das stille Heim, auch die schlimmen Nachrichten aus dem Osten, und oft mag damals Hindenburg die prüfenden Blicke auf die Karten gerichtet haben, Kämpfe erwägend und sie durchführend, ach, nur mit Hilfe bunter Fähnchen. Die Tage schlichen hin, man schien ihn vergessen zu haben, ihn, den kurz vorher der Arzt gelegentlich einer Lebensversicherung für „ferngesund“ erklärt und der sich berufen fühlte, an leitender Stelle mitzuwirken in dieser entscheidungsvollen Zeit zum Wohle des geliebten Vaterlandes.

Der 22. August, nachmittags 3 Uhr. Der General saß mit seiner Frau beim Kaffee. Da eine Depesche, die durch den kleinen roten Streifen als Staatstelegramm gekennzeichnet war. Sie kam aus dem Hauptquartier des Kaisers und enthielt die Anfrage, ob Hindenburg zur sofortigen Verwendung bereit sei. Die Antwort lautete: „Bin bereit!“ Kurz darauf, ehe jene Nachricht an ihrem Bestimmungsort angelangt sein konnte, kam ein zweites Telegramm, in welchem — da man die Bereitschaft des Generals voraussetzte — diesem mitgeteilt wurde, daß General Ludendorff bei ihm in der dritten Morgenstunde des folgenden Tages eintreffen werde. Ein weiteres Telegramm meldete einige Stunden später die Ernennung Hindenburgs zum Führer der 8. Armee.

Gleich nach dem ersten Telegramm war's mit der Ruhe im lauschigen Heim vorbei. Wieviel gab's anzuordnen, nachzusehen in dem recht bescheidenen Vorrat an militärischer Ausrüstung, schnell zu ergänzen, wieviel gab's zu besprechen und zu verfügen.

Ernste und weihevollere Stunden, jene dieses bedeutsamen Abends in der Villa zu Hannover, Stunden feierlicher Erhebung und heiligen Gelöbnisses, Stunden voll tiefer Weihe vor der so rasch erfolgenden Trennung mit der erwartungsvollen Ausschau in eine ungewisse Zukunft!

Pünktlich war der nur aus einer Lokomotive und zwei Wagen bestehende Zug aus Westen in dem von militärischem Leben erfüllten, dunstigen, rauchigen Bahnhof in Hannover eingefahren, Generalmajor Ludendorff, den bei Lüttich erworbenen Orden Pour le mérite am Hals, meldete sich bei seinem neuen Chef, mit dem ihn von nun an verantwortungsreichste und ruhmvollste gemeinsame Arbeit verbinden sollte.

Ein kurzer Aufenthalt, die letzten Abschiedsworte mit der teuren Frau, eine letzte Umarmung und fester Händedruck, ein inniges: „Mit Gott!“ und der Zug rollte fauchend und rasselnd hinaus in den dämmernden Morgen des Sommersonntags, der die Geschicke der Völker in ungeahnten Entscheidungen und ungeheueren Taten von weltgeschichtlicher Wucht bergen sollte! —

Denn in dem Speisewagen saßen General von Hindenburg und sein sehniger Generalstabschef mit dem hartgemeißelten Gesicht voll Energie und Kraft zusammen, berieten über die schlimme Lage im Osten und faßten ihre Entschlüsse.

In rastloser Fahrt hastete der Zug durch die ernteschweren Fluren, durch stille Wälder, vorüber an Städten und Dörfern, ohne Aufenthalt, weiter und weiter, schneller und schneller, dem fernen Ziele zu; der Feind ist im Lande, die Gefahr hat Riesenschritte, zuckende Brände lohen auf und flehende Angstrufe hallen zum flammengeröteten Himmel empor — — Geduld, ein wenig Geduld noch, der Retter naht euch, der Retter! —



Michel: Aha! So macht man's!

Entnommen dem Bildwerk „Aus einem Tagebuch 1914/15 von Prof. A. Hengeler“
Verlag E. Schnell, München.



Tannenberg.

Von

General d. Inf. von François.

Als der Krieg ausbrach, befand sich Hindenburg in Hannover. Er wußte, daß die Oberste Heeresleitung ihn schon 1913 nicht mehr für eine Mobilmachungsverwendung in Aussicht genommen hatte: „Ich fügte mich in mein Schicksal“, schreibt er, „und blieb doch in sehnsuchtsvoller Erwartung.“

Am 22. August, 3 Uhr nachmittags, erhielt er vom Großen Hauptquartier die Anfrage, ob er zur sofortigen Verwendung bereit sei. „Bin bereit“, lautete seine Antwort. Schon am 23. August, 4 Uhr morgens lief der Sonderzug ein, der Hindenburg als Oberbefehlshaber der 8. Armee mit seinem Generalstabschef General Ludendorff nach dem Osten bringen sollte.

General Ludendorff hatte bereits am 22. August, 9 Uhr vormittags von General von Moltke, dem damaligen Chef des Generalstabes der Feldarmee, die Mitteilung erhalten, daß er als Chef des Generalstabes der 8. Armee für den Osten bestimmt sei und um 6 Uhr nachmittags befand er sich in Koblenz, wo ihn Moltke über die Lage unterrichtete. Man hatte also erst den Generalstabschef ausgewählt und später den Oberbefehlshaber. General von Stein, damals Generalquartiermeister im Großen Hauptquartier, soll den Anstoß zu Hindenburgs Wahl gegeben haben.

Feldherren wachsen nicht auf dem fruchtbaren Boden friedlicher Kulturarbeit. Liegen die Sonnenstrahlen des Friedens auf dem Lande und sind die Zügel von Zucht und Ordnung fest in der Hand der staatlichen Obrigkeit, dann regt sich auf allen Gebieten des Wirtschafts- und Kulturlebens ein Drang nach vorwärts. Die Räder surren und Schloten rauchen; überall in Stadt und Land werktätig schaffende Arbeit. Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie stehen in Blüte. Man nennt das die Segnungen des Friedens und man feiert die Männer, die leitend und fördernd im produktiven Schaffen hervortreten. Generale sind nicht darunter, denn das Heer gilt als unproduktiv. Es schafft keine materiellen Werte, die ideellen Werte aber, die einst vom Heere ausgingen, traten nicht geräuschvoll in den Vordergrund. Wenn aber die Kriegsfurie entfesselt ist und die Heere ausziehen, das Vaterland zu schützen, dann tritt auch der General vor das Forum der öffentlichen Kritik und muß zeigen, ob er ein Feldherr ist.

Ohne den Weltkrieg würde Hindenburgs Name im Nebelmeer der Vergessenheit bald versunken sein. In die höchste militärische Dienststelle als Armeeeinspekteur war er im Frieden nicht aufgerückt, und als ihm der Oberbefehl der 8. Armee übertragen wurde, mögen sich weder Moltke noch der Kaiser bewußt gewesen sein, daß ihre Wahl auf einen General gefallen war,



Ostpreußische Landschaft.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.

der an Führereigenschaften und abgeklärter Lebenserfahrung den ausgewählten Armeechef überragte.

Hindenburg gehörte zu den Schülern und Verehrern des Grafen Schlieffen. 1885 arbeitete er im Großen Generalstab in der Abteilung desselben und in der Zeit von 1896 bis 1900 stand er als Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps wiederum im Untergebenenverhältnis zum Grafen Schlieffen, dem Chef des Generalstabes der Armee. Der Kannae-Gedanke Schlieffens saß ihm fest in Fleisch und Blut. „Nicht mit einfachem Siege, sondern mit Vernichtung müssen wir Samssanow treffen,“ schreibt er in seinem Buch Seite 81.

Der Sieg bei Tannenberg ist es gewesen, der Hindenburgs Name in alle Welt trug und ihm einen Platz anwies neben den größten Strategen der Weltgeschichte. Tannenberg war es, das ihm die Liebe und das Vertrauen des deutschen Volkes erwarb, das ihn zu seinem Heros erhob. In einem Werk, das dem deutschen Volk und der Welt Hindenburg in seiner ganzen Bedeutung zeigen soll, gebührt deshalb der Schlacht von Tannenberg ein hervortretender Platz.

Vorgänge in Ostpreußen bis zu Hindenburgs Eintreffen.

Bei Kriegsbeginn lag der Grenzschutz der Provinz Ostpreußen in der Hand der beiden Kommandierenden Generale des I. und XX. Armeekorps, von François und von Scholz. Unter dem Befehl des General von François standen an der Ostgrenze das I. Armeekorps, 1. Reservekorps (General Otto von Below), 1. Kavalleriedivision (General von Brecht) und die 2. gemischte Landwehrbrigade (General Frhr. von Lupin). An der Südgrenze der Provinz von der Weichsel bis an das Lößener Seegebiet stand General von Scholz mit dem XX. Armeekorps, verstärkt durch Festungsbesatzungen und einige Landwehrformationen.



von Hindenburg.

Nach einer Radierung von Erich Heermann. Ulf Högens-Verlag.



General d. Inf. von François, Komm. General des I. Armeekorps,
später Führer der 8. Armee.
Nach einer Photographie.

Die Auffassung der beiden kommandierenden Generale über die Führung des Grenzkrieges gingen auseinander. Während François den Grenzschutz angriffsweise zu führen gedachte und das Einverständnis hierzu vom Großen Generalstabe gelegentlich der Aufstellung der Mobilmachungs-Vorarbeiten auch erhalten hatte, vertrat Scholz den Grundsatz der nachgebenden Abwehr. Der Große Generalstab hatte es leider verabsäumt, bereits im Frieden einheitliche Grundsätze für die Führung des Grenzkrieges festzulegen.

Am 7. August übernahm Generaloberst von Prittwitz als Oberbefehlshaber der 8. Armee alle in Ost- und Westpreußen stehenden Truppen. Außer den oben genannten Formationen traten noch zur 8. Armee das XVII. Armeekorps (General von Mackensen) und die 3. Reservedivision (General von Morgen).

General von Prittwitz verfügte sonach über 9 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision, außerdem über einige Landwehr- und Landsturmvverbände.

Ihm gegenüber marschierten 2 russische Armeen auf, die jede für sich der deutschen Armee an Zahl überlegen waren, und zwar: An der Ostgrenze der Provinz Ostpreußen die Njemenarmee unter dem General Rennenkampf und an der Südgrenze die Narewarmee unter dem General Samsonow.

Gegen die 9 deutschen Infanterie- und 1 Kavalleriedivision standen 26 russische Infanterie- und 5 Kavalleriedivisionen. Zahlenmäßig: 210000 Deutsche mit 600 Geschützen gegen 800000 Russen mit 1700 Geschützen. Das war die russische Dampfwalze, die nach dem Willen der Entente durch Preußen auf Berlin rollen sollte, alles zermalmend, das ihr in den Weg treten würde.

Der deutsche Generalstab mußte nach seiner genauen Kenntnis von den Verkehrs- und Verwaltungsschwierigkeiten in Rußland mit einer langsamen Mobilmachung der russischen Streitkräfte und einem späten Aufmarsch an der Grenze rechnen. Hierauf baute sich der deutsche Feldzugsplan auf, der sich an den letzten Entwurf des Grafen Schlieffen anlehnte, jenes bedeutenden Generalstabschefs, der im Jahre 1906 aus seiner Dienststelle schied und 1911 starb.

Sieben deutsche Armeen im Westen gegen Frankreich, eine — die 8. — im Osten gegen Rußland. Die Westarmeen sollten in wuchtigem Angriff über die Grenze gehen und durch große Vernichtungsschlachten Engländer und Franzosen niederwerfen. Danach wollte man alle entbehrlichen Kräfte vom westlichen nach dem östlichen Kriegsschauplatz befördern, um mit den Russen abzurechnen. Bis zu diesem Zeitpunkt war es Aufgabe der Ostarmee, mit den Russen allein fertig zu werden.

Man unterschätzte nicht die starken Arme des russischen Kolosses, doch man meinte, er habe die Gicht in den Beinen und könne nur langsam vorwärtskommen. Wir erlebten indessen

eine große Enttäuschung, denn frühzeitiger wie wir, standen die beiden russischen Armeen kampfbereit vor uns.

Die Erklärung liegt darin, daß die russische Mobilmachung bereits mehrere Wochen vor der Kriegserklärung begonnen hatte. Diese Tatsache, die durch die erbeuteten russischen Kriegsakten belegt werden kann, liefert einen der vielen Beweise dafür, daß die Urheberchaft des Weltkrieges nicht bei uns zu suchen ist, sondern bei unsern Feinden.

Am 17. August — also einen Tag früher wie unsere Offensive auf dem Westkriegsschauplatz — überschritt Rennenkampf die Grenze und griff an. In der Schlacht bei Stallupönen warf ihn General von François nach der Grenze zurück.

Ebensowenig Erfolg hatte Rennenkamps zweiter Angriff, den er mit vier Armeekorps bei Gumbinnen ansetzte. Er stieß auf die zusammengezogenen deutschen Truppen, die General von Prittwitz bei Gumbinnen und südlich zum Angriff vereinigt hatte. Es traten in den Kampf:

General von François mit I. Armeekorps, Hauptreserve Königsberg, 2. gemischte Landwehrbrigade und 1. Kavalleriedivision bei Gumbinnen und nördlich gegen das russische 20. und Teile des im Anmarsch befindlichen 2. Korps.

General von Maënsen mit XVII. Armeekorps südlich Gumbinnen gegen das russische 3. Korps.

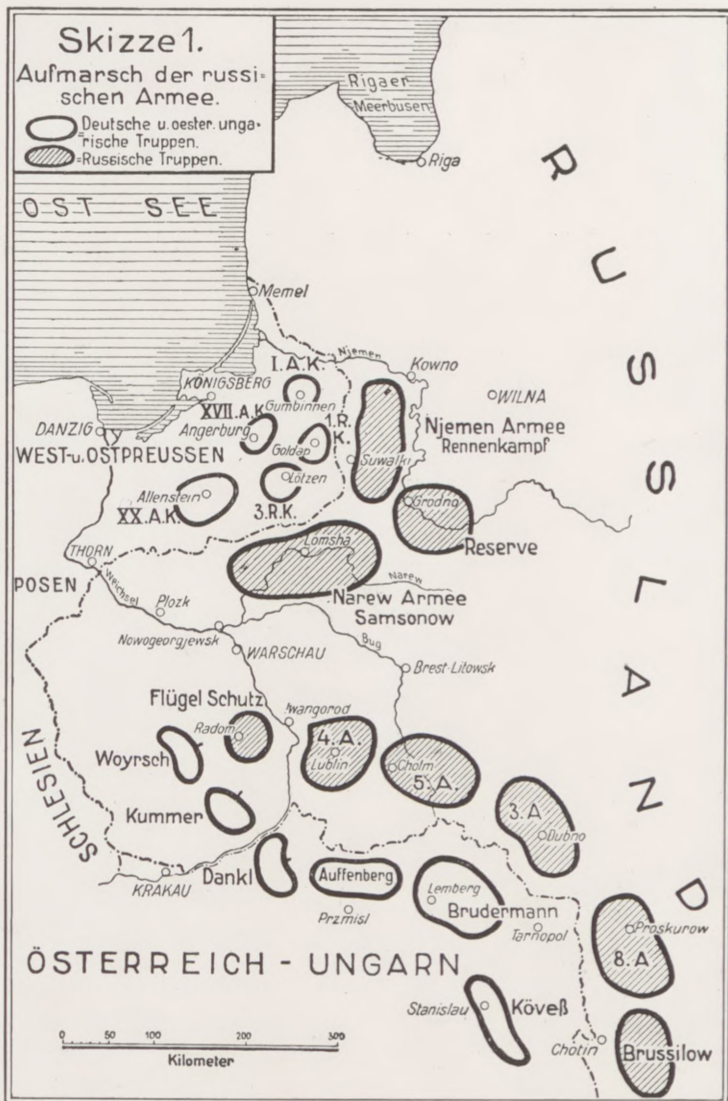
General Otto von Below mit 1. Reservekorps und der anrückenden 3. Reserve-division bei Gawaiten gegen das russische 4. Korps.

Am Nordflügel stieß François nach einer nächtlichen Umgehung Rennenkamps rechte Flanke am 20. vollständig ein und machte 8000 Gefangene.

Am Südflügel focht Below erfolgreich gegen das russische 4. Korps. Mit dem Hauptstoß wartete er auf das Eintreffen der 3. Reserve-division, die am 20. abends scharf in der linken Flanke der Russen stand, ohne noch zum Eingreifen zu kommen. Die Lage war hier so günstig, daß am 21. ein Erfolg gleichartig dem am Nordflügel erzielt werden mußte.

In der Mitte kämpfte Maënsen weniger glücklich gegen das russische 3. Korps. Eine seiner Divisionen wurde von den Russen geworfen. Dieser Mißerfolg würde aber den am 21. August in sicherer Aussicht stehenden Gesamterfolg nicht aufgehalten haben, denn der Sieg auf beiden Flügeln mußte zu einer Umfassung und Vernichtung der russischen Mitte führen.

Das deutsche Armeekommando erhielt während der Schlacht die Nachricht vom Vormarsch der russischen Narewarmee gegen die





General d. Artill. von Scholz, Komm. General des XX. Armeekorps,
später Führer der Heeresgruppe Scholz.

Nach einer Aufnahme von J. B. Giolina, Frankfurt a. M.

Südgrenze der Provinz. General von Prittwitz rechnete damit, daß die Russen am 21. die Grenze auf der Linie Soldau—Willenberg überschreiten würden. Er hielt die bei Gumbinnen kämpfenden Truppen und ihre rückwärtigen Verbindungen bedroht und legte sich die Frage vor, ob er die Schlacht bei Gumbinnen abbrechen oder durchführen solle. Gute und schlechte Nachrichten von der Kampffront stürmten auf ihn ein, vielleicht auch Ratschläge von Männern mit starken und mit schwachen Nerven. Der gordische Knoten des Feldherrnentschlusses wurde ihm in die Hand gelegt mit seinem unheimlichen Druck auf Hirn und Herz. Keinem Schlachtenleiter bleibt er erspart; entwirren oder durchschlagen vermag ihn aber nur der klare Kopf und der feste Charakter.

General von Prittwitz entschloß sich die Schlacht abzubrechen, und gab am 20. August abends in Nordenburg den Befehl zum Rückzug nach der Weichsel.

Der Obersten Heeresleitung meldete General von Prittwitz, daß er

nicht imstande sei, das Land östlich der Weichsel weiterhin zu behaupten. — Die Kampftruppen empfanden den Rückzugsbefehl als einen erschütternden Schlag, der ihnen die Hoffnungen nahm, die sie auf den 21. August gesetzt hatten.

Die taktische Kampflage war in der Tat außerordentlich günstig. Rennenkampf verfügte über das 2., 3., 4. und 20. Korps. Seine 6 Reserivedivisionen waren nicht in Erscheinung getreten, ebenso nicht die beiden Korps der Grodnoreserve. Von den 4 russischen Korps hatte das 3. eine Niederlage bei Stallupönen und das 20. eine sehr empfindliche bei Gumbinnen erlitten. Den russischen 8 Divisionen standen 8 deutsche Divisionen — das I., XVII. Armeekorps, 1. Reservekorps, die 3. Reserivedivision, die Hauptreserve Königsberg und 2. gemischte Landwehr-Brigade gegenüber. Das Übergewicht der russischen Kavallerie hatte sich nicht fühlbar gemacht. Zahlenmäßig waren die beiderseitigen Kampfkräfte annähernd gleich. Truppenführung, Ausbildung und Siegeswille standen bei den Deutschen höher.

Die Fortsetzung des Kampfes am 21. August mußte Rennenkampf eine schwere Niederlage bringen. Danach konnte sich General von Prittwitz gegen die russische Narewarmee wenden, die am 21. August noch 130 Kilometer von dem Schlachtfeld bei Gumbinnen entfernt stand, also weder einen Einfluß auf den Schlachtenverlauf auszuüben vermochte, noch eine Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen bedeutete. Der Siegeslauf der deutschen 8. Armee nahm alsdann den umgekehrten Weg wie unter Hindenburg, und Ostpreußen blieb von dem ersten Russeneinfall verschont. In der Heimat stand man den Vorgängen im Osten



Reiterangriff im Westen.

Nach einem Gemälde von Professor Angelo Jank.



verständnislos gegenüber. Man hörte von Rückzugsbewegungen nach der Weichsel und doch lag die folgende Meldung des Wolffschen Telegraphen-Büros vor:

8000 Russen bei Gumbinnen gefangen.

Starke russische Kräfte sind gegen die Linie Gumbinnen-Angersburg im Vorgehen. Das 1. Armeekorps hat am 20. d. Mts. erneut den auf Gumbinnen vorgehenden Feind angegriffen und geworfen, dabei sind achttausend Gefangene gemacht und acht Geschütze erbeutet. Von einer bei dem Armeekorps befindlichen Kavallerie-Division war längere Zeit keine Nachricht da. Die Division hat sich mit zwei feindlichen Kavallerie-Divisionen herumgeschlagen, sie traf gestern bei dem 1. Armeekorps mit fünfhundert Gefangenen wieder ein. Weitere russische Verstärkungen sind nördlich des Pregel und südlich der masurischen Seenlinie im Vorgehen. Über das weitere Verhalten unserer Ostarmee muß noch Schweigen bewahrt werden, um dem Gegner unsere Maßnahmen nicht vorzeitig zu verraten. (W.T.B.)

Am 21. abends hatte General von Moltke eine telephonische Aussprache mit dem General von Prittwitz.

Hauptmann Giehl, Generalstabsoffizier beim A.=O.=K. 8, erzählt in „Wissen und Wehr“ darüber folgendes:

„Der Oberbefehlshaber sah damals die Lage noch sehr ernst an, bezeichnete den Rückzug als sehr schwierig und nur unter schweren Kämpfen noch möglich. Die Armee sei von russischer Kavallerie umschwärmt, acht feindliche Kavallerie-Divisionen seien in ihrer Flanke. Eine Offensivoperation bezeichnete der General als unmöglich; er bat dagegen um Verstärkungen, weil er sonst im Zweifel sei, ob sich bei dem niedrigen Wasserstande der Weichsel selbst diese Stromlinie noch halten ließe.“

Als im Laufe des 22. bekannt wurde, daß Rennenkampf mit seinen Hauptkräften noch nicht gefolgt sei, mag es Prittwitz zum Bewußtsein gekommen sein, daß seine Beurteilung der Lage eine irrige war. Er hielt an seinem Entschluß, hinter die Weichsel zu gehen, nicht mehr fest und zog eine Abwehr an der Passarge oder einen Angriff gegen die Narewarmee in Erwägung. Da traf ihn ein Telegramm des Militärkabinetts, das ihm seine Abberufung übermittelte.

Der Rückzugsentschluß des Generals von Prittwitz fand nicht die Billigung der Obersten Heeresleitung und führte zum Wechsel im Oberkommando der 8. Armee.

Der Kaiser wollte nicht, daß die blühende Provinz Ostpreußen ohne Waffenentscheidung den Russen preisgegeben werde, und Prittwitzs Nachfolger, Hindenburg, erhielt Befehl, die russische Narewarmee anzugreifen.



Der erste russische Gefangene.
Nach einer Photographie.

Korps Mačensen rastete nördlich von Nordenburg in der Gegend von Jodlaufen. Korps François befand sich auf der Bahnfahrt über Insterburg, Königsberg nach Marienburg.

Am 22. 8 Uhr abends kam Befehl von der Obersten Heeresleitung aus Koblenz, die Transporte nach Deutsch-Eylau abzudrehen.

Aus den Festungen der Weichselfront waren schon Mitte August die entbehrlichen Kräfte herausgezogen und bei Strasburg, Lautenburg und Soldau unter dem General von Unger vereinigt worden. Diesen vorwiegend aus Landwehr-Ersatz- und Landsturmtrouppen bestehenden Verbänden fiel die Aufgabe zu, die Südgrenze von West- und Ostpreußen bis Neidenburg zu decken, während Korps Scholz anschließend den Schutz bis zum Spirding-See übernahm. Anfangs standen die Hauptkräfte des XX. Armeekorps westlich Ortelsburg, später, als der Anmarsch der Narewarmee bekannt wurde, gingen sie in die Gegend westlich Neidenburg. Vor der vordringenden Narewarmee wich Scholz kämpfend auf Gilgenburg—Lahna aus. Die Truppen des Generals von Unger wurden an den rechten Flügel des XX. Armeekorps herangezogen, nur das Detachement des Generals von Mülmann (Festungstruppen aus Thorn) blieb bei Strasburg und trat unter den Befehl des Generals von François.

An der Kampffront von Gumbinnen war nur die Hauptreserve

Sage beim Eintreffen Hindenburgs.

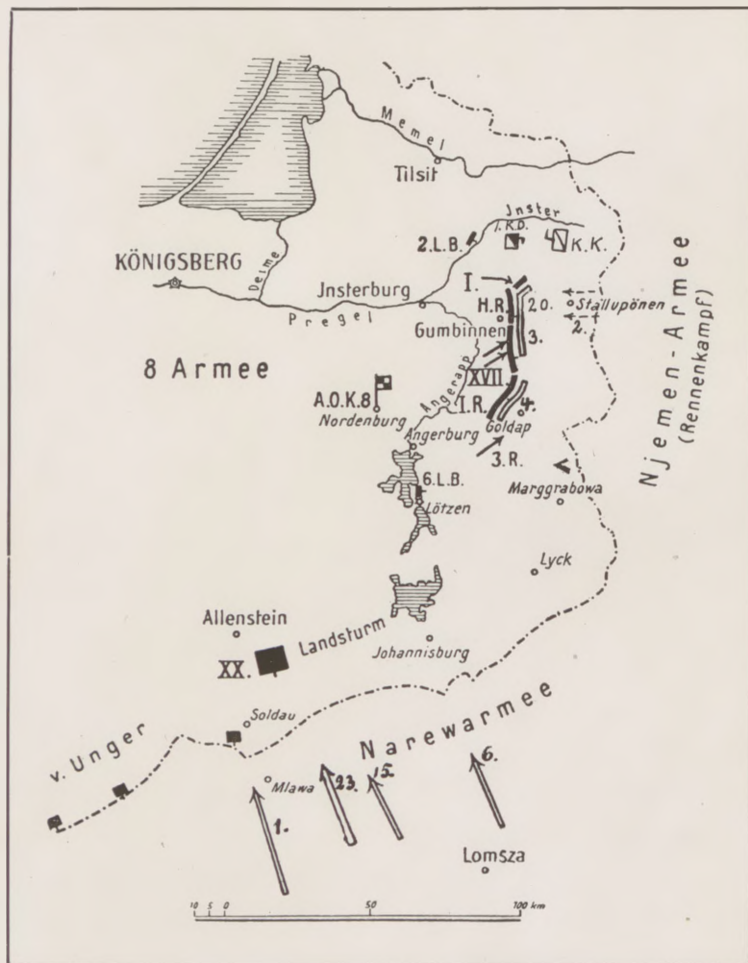
Am 20. August, 2 Uhr nachmittags, traf Hindenburg in Marienburg ein; um 4 Uhr nachmittags drahtete das Armee-Oberkommando an die Korps:

„Ich habe den Befehl über die 8. Armee übernommen.“
von Hindenburg.

Zu dieser Zeit befanden sich die Kampftruppen von Gumbinnen im Rückzuge und hatten erreicht:

3. Reservedivision Allenstein. In Angerburg war sie auf die Eisenbahn gesetzt und in Allenstein ausgeladen. Sie war zur Verstärkung des Korps Scholz bestimmt und wurde von diesem alsbald in Richtung Hohenstein herangezogen.

Korps Below rastete an der Straße Gerdauen-Nordenburg.





In Ortelsburg während der Schlacht bei Tannenberg.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.

von Königsberg — General Brodrück — in Stärke einer Division und die 1. Kavalleriedivision zurückgelassen worden.

Als Hindenburg eintraf, waren fast drei Tage seit dem Abbruch der Schlacht bei Gumbinnen vergangen. Rennenkampf stand mit den Hauptkräften noch immer östlich Gumbinnen. Die Niederlage, die sein 20. Korps erlitten, lag noch lähmend auf seinen Entschlüssen.

Hindenburg brachte keinen vorausgedachten Schlachtenplan mit, wie vielfach angenommen wird, wohl aber den Befehl des Kaisers, die Narewarmee anzugreifen. In Marienburg erfuhr er die näheren Nachrichten über den Standort der eigenen Truppen und die Maßnahmen des Feindes.

Von Rennenkampf war zunächst nichts zu fürchten, seine Hauptkräfte standen noch östlich Gumbinnen. Samsonow hatte mit seinen fünf Arméekorps die Südgrenze der Provinz überschritten und die deutschen Grenztruppen zurückgedrängt. Das russische 15. und 23. Korps waren Scholzk an der Klinge geblieben, die drei übrigen Korps hatten Marschrichtung: das russische 6. Korps auf Ortelsburg, das russische 13. Korps auf Allenstein, das russische 1. Korps auf Soldau. Die russische 6. und 15. Kavalleriedivision befanden sich in der Gegend von Strasburg und Lautenburg. Hindenburgs Plan war einfach und schmiegte sich der feindlichen Bewegung an:

Das verstärkte Korps Scholzk, das im Abwehrkampf stand gegen das russische 15. und 23. Korps, bildete die Front der Schlacht.

Korps Madensen erhielt Marschrichtung über Schippenbeil auf Bischofsburg gegen das russische 6. Korps.

Korps Below deckte den Abmarsch von Madensen und erhielt dann Richtung über Seeburg auf Allenstein gegen das russische 13. Korps.

Korps François wurde beauftragt, nach der Ausladung der Truppen südlich Gilgenburg vorbei gegen die linke Flanke der Narewarmee vorzugehen, diese einzustoßen und danach den Russen den Rückzug zu verlegen.

Bei diesen Anordnungen fällt auf, daß Madensen und Below die Wege kreuzen mußten. Das war indessen beabsichtigt, denn Hindenburg lag daran, zunächst Madensen unter dem Schutz von Belows Truppen in Marsch zu bringen. Eine Verzögerung des Abmarsches von Below blieb dabei freilich unvermeidlich.

So waren die Rollen verteilt. An die Oberste Heeresleitung wurde noch am 23. August abends gedrahtet:

„Vereinigung der Armee am 26. August beim XX. Armeekorps für umfassenden Angriff geplant.“
von Hindenburg.

Am 24. August begannen die Bewegungen. Hindenburg begab sich im Kraftwagen zum Generalkommando des XX. Armeekorps nach Tannenberg. Man stand dort noch unter dem Eindruck des verlustreichen Kampfes, den die 37. Infanteriedivision am 23. August bei Lahna gehabt. Scholz hatte sich entschließen müssen, den linken Flügel bis etwa Mühlen zurückzunehmen. Die dem XX. Armeekorps zugeführten Verstärkungen durch 3. Reserivedivision und Division Unger boten die Gewähr, daß man nunmehr erfolgreich standhalten könne.

Hindenburg nahm Quartier in Riesenburg. Am 25. August wurde bekannt, daß Rennenkampf die Angerapp überschritten habe und seine Kolonnen langsam auf Königsberg in Bewegung setze. Rennenkampf und seine Korpsführer erließen in deutscher Sprache Aufrufe an die Bevölkerung.

Ich wende mich an die Bevölkerung Ostpreussens, das von meinen Truppen besetzt ist, ermahne sie in ihre Behausungen zurückzukehren und die Wälder und die Schlupfwinkel zu verlassen. Ich werde alles mögliche tun, um durch meine Soldaten Euer Eigentum zu schützen, aber es ist sehr schwer dies durchzusetzen, wenn die Bewohner nicht zu Hause sind.

**Kommandirende General vom 2. Armeecorps
General der Kavallerie
Von Scheidemann.**

Dem Original nachgesetzt.

Der russische General Kurloff wurde zum Gouverneur von Ostpreußen ernannt.

Hindenburg begab sich am 25. vormittags nach dem bei Montowo gelegenen Gefechtsstand des General von François und teilte ihm mit, daß er am 26. 5 Uhr morgens die Russen in Richtung Usdau angreifen müsse.

Korps François hatte die Ausladung noch nicht beendet. Die Beförderung des Korps war nicht so glatt gegangen, wie man gewünscht hatte. Eine Unterbrechung von 22 Stunden war dadurch eingetreten, daß es in Ostpreußen an dem erforderlichen Leermaterial zum Abtransport mangelte. Dem I. Armeekorps fehlte noch drei Viertel seiner Feldartillerie, die schwere Artillerie, alle Munitionskolonnen, die Kavallerie und die Artilleriekommandeure. Das Korps war also noch nicht kampffähig und brachte François seine Bedenken gegen den Angriff mit unfertigen Verbänden zum Ausdruck.

Die Nachricht vom langsamen Vorrücken Rennenkamps in Richtung Königsberg hätte eigentlich die Besorgnis vor einer Bedrohung durch die Njemenarmee abschwächen müssen, sie war beim A.=O.=K. aber doch noch in dem Grade vorhanden, daß der Befehl zum Angriff am 26. aufrecht erhalten wurde.

Schlacht bei Tannenberg.

Am 26. August entbrannte die Schlacht.

Mackensen stieß im Bewegungskampf bei Groß-Bössau auf das russische 6. Korps.

Korps Below und 6. Landwehr-Brigade griffen von Seeburg aus in den Kampf ein und beide deutsche Korps warfen das russische 6. Korps über Bischofsburg zurück.

Für die Korps Scholtz und François hatte Hindenburg am 25. Abends folgenden Befehl erlassen:

Armeebefehl für den 26. August.

Riesenburg, den 28. 8. 14., 8 Uhr 30 Min. abends.

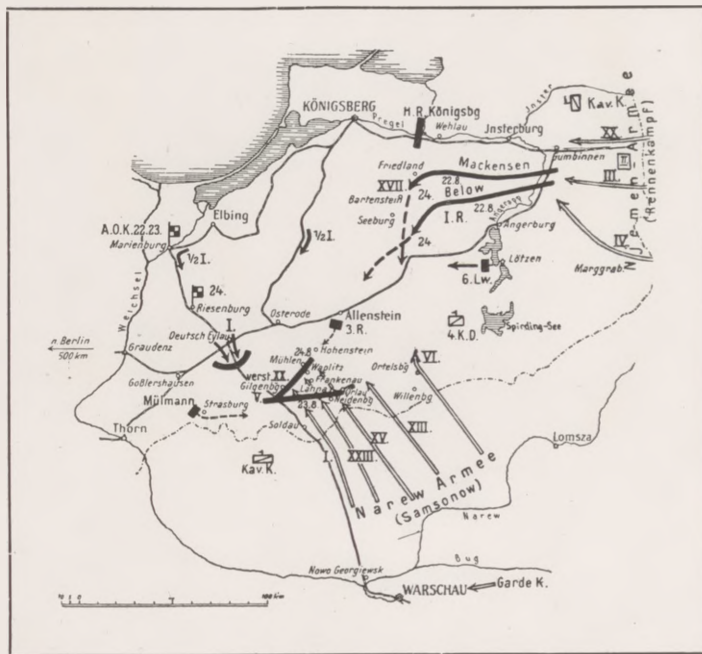
„Sicheren Nachrichten zufolge sind auch Teile des russischen I. A.=K. gegen die Front des XX. A.=K. eingesezt, und zwar eingegraben in Gegend Bergling—Grieben.

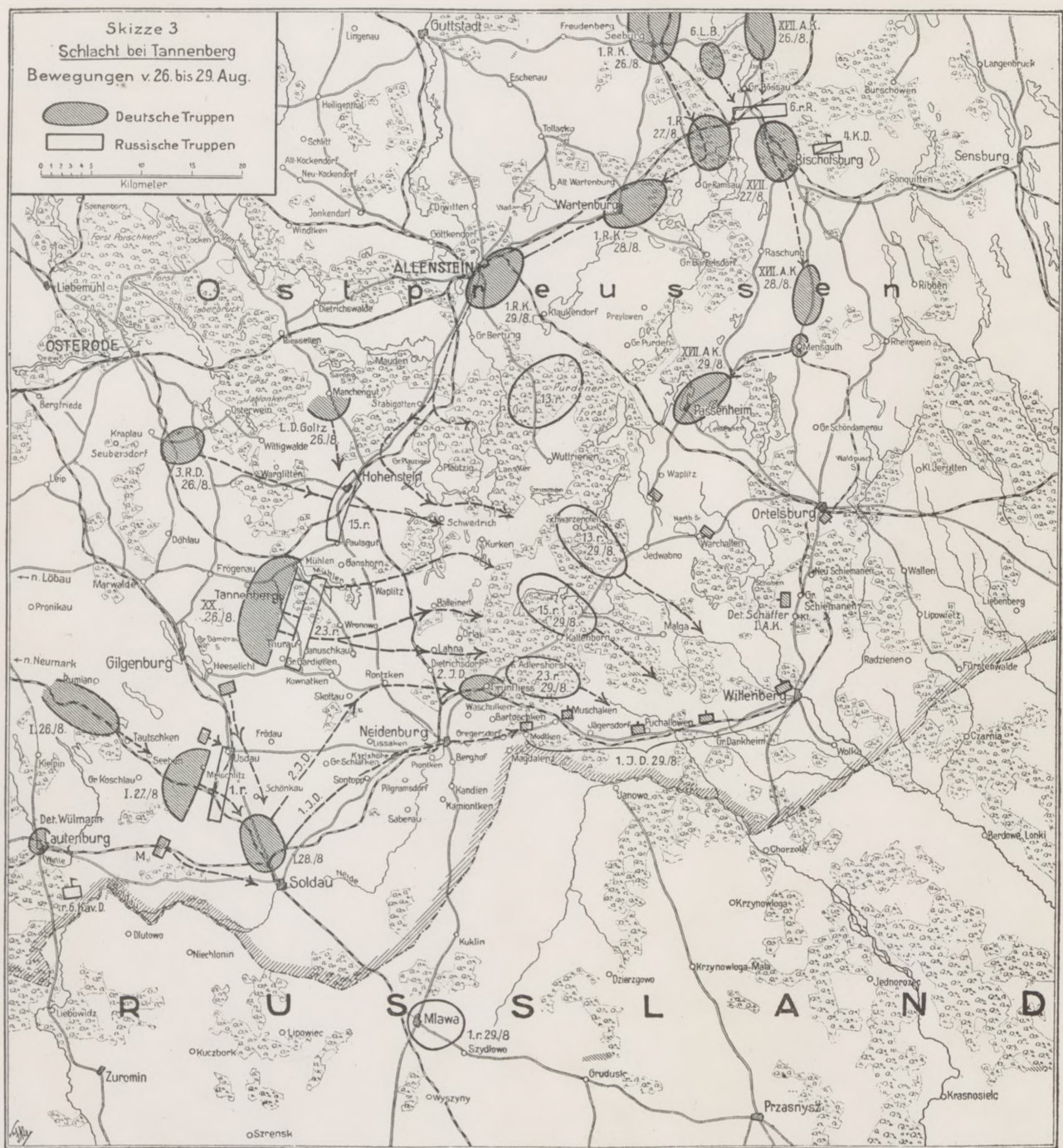
I. A.=K. sezt sich gegen 4 Uhr morgens mit seinem linken Flügel in Besitz der Höhen von Seeben und greift bis spätestens 10 Uhr vormittags von Seeben und südlich tief rechts gestaffelt in allgemeiner Richtung Usdau an. Det. Müllmann bleibt unterstellt.

Derst. XX. A.=K. hält seine Stellung und unterstützt das Vorgehen des I. A.=K durch Angriff seines rechten Flügels in Richtung Grieben—Jantowitz. Es hält sich im übrigen bereit, auf der ganzen Front mit starkem rechten Flügel zum Angriff überzugehen. 3. Res.=Div. ist vorher rechtzeitig erneut in die Gegend Hohenstein vorzuführen.

Ich bin bis 7 Uhr morgens in Riesenburg und begeben mich dann nach dem Ostausgang von Löbau.“

Der Oberbefehlshaber: v. Hindenburg.





Scholz hatte alle Verstärkungen an sich herangezogen, verfügte nun über vier Divisionen und war somit seinem Gegenüber an Zahl gewachsen. Die Kraft der Division Unger war durch die letzten frei gemachten Weichseltruppen nicht unwesentlich erhöht worden.

Auf dem rechten Flügel schoben sich am Nachmittag die 41. Infanteriedivision und Teile der 37. Infanteriedivision mit geringen Verlusten gegen die Linie Ganshorn—Groß-Gardinen vor. Die übrigen Truppen von Scholz blieben in der Abwehr.

François' Ostpreußen griffen ohne wesentliche Artillerieunterstützung die Höhen von Seeben an und warfen den dort stehenden Flankenschutz des russischen I. Armeekorps auf die Hauptstellung zurück. Es war dies eine hervorragende Leistung der Infanterie, die nur möglich war, weil in den braven Kerls ein Zauberwort lebte von großer Gewalt, das hieß: Heimatliebe. Im Grenzkrieg hatten sie das Elend ihrer Landsleute gesehen, die zu vielen Tausenden fliehend die Straßen bedeckten, heimatlos und verarmt; sie hatten die brennenden

Höfe und Dörfer gesehen, die der Brandfackel der Kosaken zum Opfer fielen. Die Ostpreußen kämpften in ihrer Heimat und für ihre Heimat, und das gab ihnen eine unwiderstehliche Angriffskraft.

Am 27. August nahm die Schlacht ihren Fortgang. Der Armeebefehl wurde am 26., 9 Uhr abends ausgegeben und lautete:

Armeebefehl.

Löbau, den 26. August, 9 Uhr abends.

„1. 1. Reserve- und XVII. A.=K. stehen im Kampf bei Bischofsburg mit der Front nach Süden gegen russ. 6. A.=K. und setzen morgen, 27. August, den Angriff fort.

Hinter ihnen bei Gerdauen—Drengfurth steht der linke Flügel der Wilnaarmee.

2. Bei Osterode kommen morgen, 27. August, zwei deutsche Brigaden zur Ausladung.

3. Vor dem verstärkten I. A.=K. und dem XX. A.=K. steht der Feind anscheinend mit einer starken Gruppe um Borchersdorf, mit einer Division bei Usdau, mit 1—2 Armeekorps dicht massiert um Groß-Gardienen—Wapliß.

Weitere russische Kräfte sind im Anmarsch von Kurken und östlich auf Allenstein.

4. Verst. I. A.=K. und verst. XX. A.=K. greifen morgen, 27. August, 4 Uhr morgens mit größter Energie an.

I. A.=K. stark rechts gestaffelt auf Usdau.

XX. A.=K. unterstützt den Angriff I. A.=K. durch starken Angriff auf Usdau und geht im übrigen in seiner bisherigen Angriffsrichtung vor.

Nach Wegnahme von Usdau kommt es darauf an, daß der Feind gegenüber dem XX. A.=K. von Usdau her aufgerollt wird. Hierzu ist es geboten, daß auch das I. A.=K. mit möglichst starken Kräften auf Neidenburg vorstößt. Im übrigen liegt dem verst. I. A.=K. der Flankenschutz gegen Borchersdorf ob.

5. Die 3. Reserivedivision ist unter Festhaltung von Hohenstein auf Wapliß vorzuführen.“

Der Oberbefehlshaber: v. Hindenburg.



Auf dem Marktplatz in Gerdauen, nach der Vertreibung der Russen.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



Hindenburg während der Schlacht bei Tannenberg.

Aufnahme der Obersten Heeresleitung im Osten.

Die späte Ausgabezeit dieses Befehls fällt in Anbetracht dessen, daß Hindenburg den Angriff 4 Uhr morgens wünschte, auf. Beim I. A.=K. konnte dieser Zeitpunkt innegehalten werden, da François bereits vor 9 Uhr abends einen Angriffsbefehl ausgegeben hatte, der sich mit dem Hindenburgs deckte. Beim XX. A.=K. indessen traten wesentliche Verzögerungen ein. So meldete General von Schmettau, der mit einem aus Truppen des XX. A.=K. zusammengesetzten Detachement von 3 Bataillonen, 1 Eskadron und 3 Batterien dem I. A.=K. zugeteilt wurde, daß seine Truppen nicht vor 6 Uhr morgens versammelt sein könnten.

Es hat den Anschein, daß beim A.=O.=K. zeitraubende Erwägungen über die Maßnahmen für den 27. stattgefunden haben und ist von bemerkenswertem Interesse, was Hindenburg in seinem Buche, Seite 87, sagt:

„Da erhebt sich scheinbar von Rennenkamps Seite drohende Gefahr. Man meldet eines seiner Korps im Vormarsch über Angerburg. Wird dieses nicht den Weg in den Rücken unserer linken Stoßgruppe finden? Ferner kommen beunruhigende Nachrichten aus der Flanke und dem Rücken unseres westlichen Flügels. Dort bewegt sich im Süden starke russische Kavallerie. Ob Infanterie ihr folgt, ist nicht festzustellen. Die Krisis der Schlacht erreicht ihren Höhepunkt. Die Frage drängt sich uns auf: wie wird die Lage werden, wenn sich bei solch gewaltigen Räumen und bei dieser feindlichen Überlegenheit die Entscheidung noch tagelang hinzieht? Ist es überraschend, wenn ernste Gedanken manches Herz erfüllen; wenn Schwankungen auch da drohen, wo bisher nur fester Wille war; wenn Zweifel sich auch da einstellen, wo klare Gedanken bis jetzt alles beherrschten? Sollten wir nicht doch gegen Rennenkampf uns wieder verstärken und lieber gegen Samsonow nur halbe Arbeit tun? Ist es nicht besser, gegen die Narewarmee die Vernichtung nicht zu versuchen, um die eigene Vernichtung sicher zu vermeiden? Wir überwinden die Krisis in uns, bleiben dem gefaßten Entschlusse treu und suchen weiter die Lösung mit allen Kräften im Angriff. Demnach rechter Flügel unentwegt weiter auf Neidenburg und linke Stoßgruppe um 4 Uhr morgens antreten und mit größter Energie handeln.“

Diese Ausführungen Hindenburgs lassen zwischen den Zeilen lesen und geht man wohl nicht fehl, daß Hindenburg seinen Berater meint, wenn er sagt:



Neidenburg nach dem Russeneinfall.

Aus: Dielefeld, „Aus Ostpreußens Not“ Verlag Georg D. W. Callwoy, München.

„Ist es überraschend, wenn Schwankungen auch da drohen, wo bisher nur fester Wille war, wenn Zweifel sich auch da einstellen, wo klare Gedanken bis jetzt alles beherrschten?“

Madensen verfolgte das auf Ortelsburg zurückgehende russische 6. Korps bis Mensguth.

Below nahm die Verfolgung in Richtung Passenheim auf. Als Nachricht einging, daß das russische 13. Korps Allenstein besetzt habe, bog er nach Westen ab und erreichte Wartenburg.

Scholz nahm kampflos eine geringe Vorwärtsbewegung vor, nur bei Mühlen, wo die Division Unger stand, kam es zu Abwehrkämpfen.

François fiel die Aufgabe zu, die stark ausgebaute Stellung des russischen 1. Korps auf den Höhen von Usdau zu nehmen.

Jede große Schlacht hat ihren Schlüsselpunkt, d. h. einen Punkt, wo die Entscheidung der ganzen Schlacht fallen muß. Der Schlüsselpunkt von Tannenberg waren die Höhen von Usdau. Wurden sie genommen, so hatte Hindenburg die Schlacht gewonnen. Gelang es aber nicht, die Höhen von Usdau zu nehmen, so konnte Hindenburg mit einem günstigen Ausgang der Schlacht nicht rechnen.

François ließ die ihm noch fehlenden Truppentransporte bis zum Schlachtfeld vorkahren. Um Mitternacht war alles ausgeladen. Das Korps stellte sich zum Kampf bereit, um 4 Uhr morgens begann der Angriff. Es wurde außerordentlich erbittert gekämpft, denn auf beiden Seiten wußte man, daß Gewinn oder Verlust der ganzen Schlacht auf dem Spiele stand.

Als Hindenburg von Löbau nach Gilgenburg abfahren wollte, erhielt er die Meldung, daß Usdau genommen sei. Beim A.-O.-K. hielt man die Schlacht für gewonnen. Die Meldung kam von der 1. Infanteriedivision, stellte sich aber als unrichtig heraus. Erst um 11 Uhr vormittags wurde Usdau, das gewissermaßen den Eckpfeiler der russischen Stellung im Norden bildete, durch das Grenadierregiment 3 genommen. Es war ein eigenartiger Zufall, daß dieses Regiment des Kaisers beim Angriff auf das russische Regiment des Kaisers — das Regiment Wiborg — stieß.

Von Usdau aus rollte das I. Armeekorps die ganze russische Höhenstellung auf und warf die Russen auf Soldau zurück. Hier befanden sich die deutschen Truppen vor einer neuen russischen Verteidigungsstellung, die François mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Tageszeit am folgenden Morgen zu nehmen beschloß.

Der russische Oberbefehlshaber Samssonow befand sich am Vormittag des 27. August bei Willenberg. Er war guter Zuversicht. Am 23. und 24. August waren die deutschen Grenztruppen bis an die Linie Gilgenburg—Mühlen zurückgedrängt worden, am 27. rückte sein 13. Korps in Allenstein ein. Er wollte selbst dorthin abfahren, da kamen die ersten ungünstigen Nachrichten von den Kämpfen des 26. bei Groß-Bössau und Seeben. Noch hoffte er auf einen entscheidenden Erfolg seiner Mitte und befahl dem 13. Korps, in Richtung Hohenstein in den Kampf einzugreifen. Samssonow hoffte ferner, daß sein 1. Korps die Höhen von Usdau behaupten würde. Als er aber am 28. morgens die Meldung bekam, daß die Höhen von Usdau durch die Deutschen genommen seien und sein



Auf dem Schlachtfelde von Tannenberg: „Hier sind 25 Russen begraben!“

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



Gefallene Russen vor Hohenstein.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

1. Korps auf Soldau geworfen, da gab er die Schlacht verloren. Er befahl den allgemeinen Rückzug, der am 28. abends bei Eintritt der Dunkelheit angetreten werden sollte.

Mit dem 28. August brach der 3. Schlachttag an. Noch hielten die Russen stand, denn erst beim Eintritt der Dunkelheit durfte der Rückzug beginnen.

Madensen marschierte vormittags in Richtung Allenstein bis Wartenburg, drehte nachmittags wieder auf Ortelsburg ab und erreichte mit dem Gros Preylowen, mit Detachements Passenheim, Wapliß, Ortelsburg. Kein Kampf.

Below fand Allenstein von den Russen geräumt und rückte in Richtung Hohenstein bis Stubigotten vor. In der Nacht zum 29. hatte die 1. Reserverdivision ein verlustreiches Gefecht bei Dorothowo.

Scholß ging am Morgen des 28. auf der ganzen Linie zum Angriff vor, begleitet im Norden durch Teile der Landwehrdivision v. d. Goltz, die frisch von Schleswig-Holstein kam und ihre Ausladung bei Osterode und Biessellen im Laufe des 28. beendete.

Der Angriff der Landwehrdivision v. d. Goltz und 3. Reserverdivision kam gut vorwärts. Hohenstein wurde genommen. Division Unger ging unter starken Verlusten bis Paulsgut vor, blieb dann aber stecken. Die 37. Infanteriedivision stieß erst am Nachmittag auf Widerstand, es kam aber über einen Artilleriekampf nicht hinaus. Die 41. Infanteriedivision griff die russische Waplißstellung im Nebel an, wurde geschlagen und ging bis westlich Ehurau zurück.

Srançois griff, sobald der Morgenebel sich hob, mit der 1. Infanteriedivision Soldau an. Die 2. Infanteriedivision und Detachement Schmettau stellte er bei Schönkau marschbereit, sie sollten nach dem Fall von Soldau über Neidenburg abrücken, um der Narewarmee den Rückweg zu verlegen. Als der Angriff auf Soldau im erfolgreichen Vorwärtsschreiten war, kam folgender Armeebefehl:

Frögenau, 28. 8., 9 Uhr 10 Min. vorm.

„41. Infanteriedivision vom Feinde auf Wronowo zurückgedrängt. I. Armeekorps hat sofort die bei Schönkau gesammelte Division auf Ronzken in Marsch zu setzen, um einen Durchbruch des Feindes zu verhindern, und zwar durch Angriff.



In Hohenstein nach dem Kampf.
Originalaufnahme von Paul Lindenber.

Die bei dem Detachement Schmettau befindlichen aktiven Truppen sollen gleichfalls sofort in dieser Richtung vorgehen. Der Herr Oberbefehlshaber ersucht, die befohlene Bewegung sofort anzutreten, es ist Eile geboten. Meldung, wann die Division in Marsch gesetzt ist.“
A.=O.=K.

François setzte sofort die 2. Infanteriedivision auf Ronzken und das Detachement Schmettau auf Neidenburg in Marsch. Die 1. Infanteriedivision erhielt Befehl, nach der Einnahme von Soldau und Ablösung durch Detachement Müllmann nach Neidenburg zu gehen. Von dort aus sollte sie gemischte Verbände von Infanterie und Artillerie in Richtung Willenberg vorschieben und alle Rückzugswege der Narewarmee sperren.

Die in Neidenburg befindlichen Russen leisteten nur geringen Widerstand. Die Stadt wurde genommen, und die 1. Infanteriedivision, der das Detachement Schmettau unterstellt wurde, begann die Absperrung in Richtung Willenberg. Während dieser Zeit hatte die 2. Infanteriedivision Teile des russischen 23. Korps bei Ronzken angegriffen und zurückgedrückt.

Hindenburg fuhr am 28. früh von seinem Quartier Löbau nach Frögenau, war vorübergehend in Tannenberg und ging abends nach Osterode. In Tannenberg erließ er folgenden Armeebefehl für den 29. August, den 4. Schlachttag.

Tannenberg, 28. August, 5 Uhr 30 Min. nachmittags.

„Nachrichten über den Feind. Soweit bis jetzt festgestellt, russisches 1. A.=K. in voller Glucht über Mlawa auf Warschau, 23., 15. und 13. A.=K. in die Waldungen südöstlich Hohenstein, Allenstein zersprengt. Russisches 6. A.=K., von dem eine Division vollständig vernichtet, in voller Glucht über Ortelsburg.

I. A.=K. verfolgt über Muschaken—Kaltenborn in Richtung Willenberg—Schiemanen. Kolonnen und Trains auf Straße Neumark—Usdau.

XX. A.=K. mit 3. Reserivedivision verfolgt über Jedwabno — Richtung Ortelsburg.

Die beim XX. A.=K. befindlichen Landwehrbataillone der Landwehrdivision Goltz sind um Hohenstein zu sammeln, wo die Landwehrdivision Unterkunft bezieht.

Aushilfe an Verpflegung und Munition leistet XX. A.=K. Die beim XX. A.=K. befindlichen Teile der Festungsbesatzung und 70. Landwehrbrigade sind um Waplik—Bolleinen zu

sammeln. Kolonnen und Trains des XX. A.=K. sind auf die Straße Löbau—Gilgenburg—Groß-Gardinen zu ziehen, die der 3. Reserwedivision auf die Straße Osterode—Hohenstein.

1. Reservekorps verbleibt heute an den Orten, die es erreichte, und wird morgen auf die Straße Ditrichswalde—Allenstein gesetzt. Kolonnen und Trains im Raume Ditrichswalde—Alt-Jablonken—Lafen. Richtung von dort auf Mohrungen. Sicherungen 1. Reservekorps gegen Wartenburg.

XVII. A.=K. vereinigt sich auf dem westlichen Alleeufer zwischen Jonkendorf und Guttstadt. Sicherungen auf Seeburg. Kolonnen und Trains Brückedorf, Liebstadt, Richtung Pr.=Holland.

1. Kavalleriedivision verbleibt Gegend Bischofsburg—Seeburg und schiebt 1. Brigade



Die Spitze eines Zuges von 3000 russischen Gefangenen auf der Chaussee von Hohenstein nach Osterode.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

über Löben zur Aufklärung des Geländes östlich der Seen und Feststellung des Verbleibs des russischen II. A.=K., das auf Grajewo in Abmarsch sein soll. A.=O.=K. bleibt Osterode.“

A.=O.=K.

Dem Befehl Samsonows entsprechend hatte der russische Rückzug am 28. abends bei Eintritt der Dunkelheit begonnen. Von den beiden russischen Flügelkorps — dem 1. und 6. Korps — war der größere Teil über die Grenze entkommen, die drei Korps der Mitte — 13., 15. und 23. Korps — waren tatsächlich eingekesselt, denn im Laufe des 29. wurden alle Ausgänge nach Süden und Osten von unseren Truppen gesperrt. An der Straße Neidenburg—Willenberg stand General von Conta mit der 1. Infanteriedivision und dem Detachement Schmettau; auf der Ostseite des Einkreisungsgebiets befanden sich Abteilungen des Korps Mackensen. Alle übrigen Verbände der deutschen Armee drängten gegen die russischen Nachhut vor.

Korps Below kämpfte bei Hohenstein und folgte dem weichenden Feinde bis zur Schwedricher Enge.

Landwehrdivision v. d. Golz nahm die Schlagmühle und sammelte sich bei Hohenstein.

Korps Scholz trieb die Russen mit geringen eigenen Verlusten vor sich her bis zur Linie Orlau—Schwedrich=See und sammelte in den Nachmittag- und Abendstunden die 37. Infanteriedivision bei Stubigotten und die Division Unger bei Wapliß.

Vom Korps François ging die 2. Infanteriedivision von Ronßen nördlich Neidenburg vorbei kämpfend bis Grünfließ vor.

Da der russische Rückzug mit den Hauptkräften nach Südosten ging, kam es bei den Truppen Contas zu schweren Kämpfen, die den ganzen 29. und 30. August Tag und Nacht anhielten und erst am 31. August mittags endeten. Trotz den hohen Anforderungen, die hier an die physische und moralische Kraft der Truppen gestellt werden mußten, hielten die wackeren Preußen doch stand, bis der letzte Russe tot oder gefangen war.

Hindenburg hielt am 29. abends die Schlacht für beendet und erließ folgenden Armeebefehl:

Osterode, 29. 8. 14, 10 Uhr abends.

„Der Feind ist vollständig geschlagen und zersprengt. Ich spreche den Truppen der mir von S. M. dem Kaiser und König anvertrauten Armee für ihre hervorragenden Leistungen im Marsch und Gefecht meine vollste Anerkennung aus.

XVII. A.=K., das von Norden her angegriffen hat, sperrt die Linie Passenheim—Malga und versammelt seine Hauptkräfte bei Passenheim. Es liegt die Notwendigkeit vor, das XVII. A.=K. demnächst hinter der Front nach dem linken Flügel der Armee hinter die Linie Allenstein—Guttstadt zu ziehen. Rückwärtige Verbindungen über Loßen—Mohrungen.

I. Armeekorps drängte unter Belassung eines Detachements in Willenberg von Neidenburg bis Linie Malga—Jedwabno vor. Rückwärtige Verbindungen über Neidenburg—Usdau—Seeben—Neumark.

41. Infanteriedivision ist, sobald sie bei dieser Bewegung herausgedrängt wird, bei Kurßen zur Verfügung des XX. A.=K. zusammenzuziehen.

3. Reservedivision wirkt zunächst noch bei der Vernichtung des ihr gegenüberstehenden Gegners mit und wird dann vom XX. A.=K. bei Wuttrienen versammelt. Sie wird demnächst



Der Kommandierende General des I. Armeekorps, General von François, erhält auf dem Marktplatz von Neidenburg die Nachricht vom Nahen einer großen russischen Heeresmacht.

in ein richtiges Verhältnis zu ihren rückwärtigen Verbindungen gesetzt werden: Wittigwalde—Seubersdorf—Bergfriede—Deutsch-Eylau.

37. Infanteriedivision rückt am 30. 8. über Groß-Bertung bis in die Enge des Leynauer- und Standa-See—Allenstein nach näherer Anweisung des Kommandierenden Generals des 1. Reservekorps. Rückwärtige Verbindungen über Mühlen—Marwalde—Löbau—Bischofswerder.

1. Reservekorps marschiert 30. 8. nach Allenstein und setzt sich auf die Straße Allenstein—Osterode—Liebemühl. Es befestigt im Anschluß an 37. Infanteriedivision die Stellung Allenstein—Warfallen.

6. Landwehrbrigade rückt nach Allenstein heran und wird dem 1. Reservekorps unterstellt.

Landwehrdivision v. d. Golz marschiert 30. 8. in die Gegend von Langgut am Südrande des Eissing-See, um am 31. 8. die Sperrung der Seelinie Eissing-See—Narien-See zu übernehmen unter Staffeln bei Mohrunen.

Die Festungstruppen der 70. Landwehrbrigade bei Mühlen erhalten noch besondere Anweisung. Versorgung durch XX. A.=K.

Detachement Müllmann besetzt von Soldau aus Mlawa.

Die Festungen Thorn und Graudenz klären über die Grenze auf.

1. Kavalleriedivision weicht, gedrängt vom Gegner, auf Richtung Ortelsburg aus. A.=O.=K. bleibt morgen Osterode."



Der Kommandierende General des 1. Armeekorps, General von François, begrüßt den gefangenen Kommandierenden General des russischen XIII. Armeekorps General Klujew.

Der Oberbefehlshaber: v. Hindenburg.

Der Befehl verkündete das Ende der Schlacht und traf Anordnungen für den Aufmarsch der Armee gegen Rennenkampf.

Es war eine glückliche Fügung, daß dieser Befehl, der eine Verschiebung des I. A.=K. von Neidenburg nach Osten forderte, so spät in die Hände von François kam, daß die Bewegung der Truppen am 30. August vormittags noch nicht begonnen hatte.

Die Schlacht war noch nicht beendet, der 30. August — ein Sonntag — gestaltete sich zu dem spannendsten Tage der Tannenbergsschlacht.

François befand sich auf dem Marktplatz von Neidenburg, da erschien über dem Platz ein Glieger und warf dem General fast vor die Füße eine Meldung, die also lautete:

„Flugzeug A. 29, Leutn. Hesse. Weg: Eylau—Soldau—Mlawa—Neidenburg.

Abgeworfen Neidenburg, 30. 8., 9 Uhr 15 Minuten vormittags.

An Generalkommando I. A.=K.

Kolonnen aller Waffen von Mlawa auf Neidenburg. Spitze 9 Uhr 10 Minuten in Kandien, Ende 1 Kilometer nördlich Mlawa.

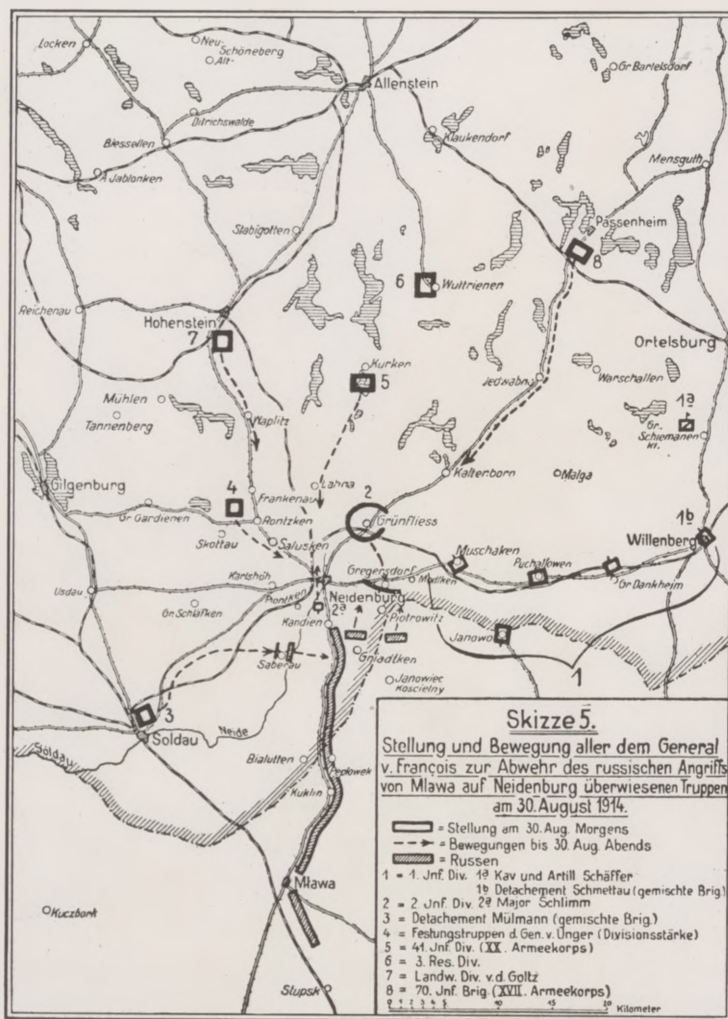
Eine zweite Kolonne von Stupsk auf Mlawa, Anfang 8 Uhr 45 Minuten. Ostausgang Mlawa, Ende bei Wola. Körner, Beobachter."

Das bedeutete eine feindliche Kolonne von 36 Kilometer Länge. Das russische 1. Korps, wahrscheinlich verstärkt durch Truppen aus Warschau, hatte sich in Bewegung gesetzt, um zur Rettung der Narewarmee in die Schlacht einzugreifen.

Die Lage war recht ernst, denn südlich Neidenburg befand sich nur das 2. Bataillon des Infanterieregiments 41; alle anderen Truppen standen an anderer Stelle im Kampf.

François entsandte sofort Offiziere im Auto mit Befehlen. Der Kommandeur des 2. Bataillons des Infanterieregiments 41 sollte standhalten und den Feind zur Entwicklung zwingen. General v. Falk bei Grünfließ hatte mit der 2. Infanteriedivision sofort über Gregersdorf und General v. Müllmann in Soldau über Saberau die Russen anzugreifen.

François selbst nahm seinen Gefechtsstand westlich Modlken. Während der Kampf südlich Neidenburg heftig entbrannte, kämpfte Conta noch immer an der Straße nach Willenberg



gegen die Durchbruchversuche der Russen. Die Ernte der Schlacht nahm indessen bei Conta ihren Anfang, die Zahl der Gefangenen steigerte sich von Stunde zu Stunde. Am Abend des 30. August waren es mehr als 40000, darunter der Kommandierende General des russischen 15. Korps, General Martos.

Südlich Neidenburg wiesen Falk und Müllmann in den Nachmittags- und Abendstunden alle russischen Angriffe ab. Das 2. Bataillon des Infanterieregiments 41 mußte indessen Neidenburg in der Dunkelheit räumen, die Russen drangen in die Stadt ein. Die Nachricht hiervon erhielt François um Mitternacht zum 31. August. Seine Lage hatte sich inzwischen wesentlich gebessert. Hindenburg hatte am 30. August, als die Nachricht vom Anmarsch der Russen bekannt wurde, alle entbehrlichen Kräfte auf Neidenburg in Bewegung gesetzt, und zwar:

Division Unger von Wapliß über Frankenu,



Heimkehrende ostpreußische Flüchtlinge rasten auf dem Marktplatz in Tapiau
Nach einer Zeichnung von Professor Karl Storch.



Landwehrdivision v. d. Goltz von Hohenstein hinter der Division Unger,
41. Infanteriedivision (XX. A.-K.) von Kurken über Bolleien,
3. Reservedivision von Wuttrienen aus (trat erst am 31. August an),
35. Infanteriedivision (XVII. A.-K.) aus Richtung Malga über Grünfließ (trat
erst am 31. August an).

Diese 5 Divisionen wurden François zum Angriff unterstellt. Für den Kampf am 30. August kamen sie zu spät. Noch in der Nacht zum 31. aber konnte François ihr Eingreifen derart regeln, daß am 31. vormittags ein umfassender Angriff möglich war. Als der Angriff ansetzte, gingen die Russen auf der ganzen Linie auf Mlawa zurück. Sie hatten schlimme Verluste erlitten, besonders durch die schwere Artillerie des Detachements Mülmann.

Die Verfolgung wurde mit Rücksicht auf die neuen Aufgaben der Armee um Mittag eingestellt, nur die Landwehrdivision v. d. Goltz und Detachement Mülmann sandte François dem Feinde nach mit dem Auftrag, Mlawa zu nehmen. Auch bei Conta waren zu dieser Zeit die Kämpfe abgeschlossen.

Der unglückliche Oberbefehlshaber der Narewarmee sah nach einer glänzenden militärischen Laufbahn seinen Glücksstern untergehen. Er wollte den Zusammenbruch seiner Armee nicht überleben und gab sich bei Willenberg den Tod.

Die große sechstägige Schlacht war beendet und reich die Beute. 92000 Russen gefangen, 300 Geschütze und die Munitionskolonnen und Trains von mehr als drei Korps erbeutet. Den Hauptanteil an diesen Zahlen hatten François' Truppen mit 60000 Gefangenen, darunter 2 Kommandierende Generale und 9 andere Generale, 231 Geschütze und sehr viel anderes Kriegsmaterial.

Man kann sich denken, welche freudige Bewegung Hindenburg erfüllte, als er dem Kaiser diesen großen Erfolg melden konnte.

Tagesbefehle Hindenburgs:

„Gegeben am Gedenktage der Schlacht bei Sedan, Osterode, den 1. September 1914.
Soldaten der 8. Armee!

Die vieltägigen heißen Kämpfe auf den weiten Gefilden zwischen Allenstein und Neidenburg sind beendet. Ihr habt einen vernichtenden Sieg über 5 Armeekorps und 3 Kavalleriedivisionen errungen. Mehr als 60000 Gefangene, ungezählte Geschütze und Maschinengewehre, mehrere Fahnen und viele sonstige Kriegsbeute sind in unseren Händen. Die geringen, der Einschließung entronnenen Trümmer der russischen Narewarmee fliehen nach Süden über die Grenze. Die russische Wilnaarmee hat von Königsberg her den Rückzug angetreten.

Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg eurer Opferfreudigkeit, euren unübertrefflichen Marschleistungen und eurer hervorragenden Tapferkeit zu danken.

Ich hoffe, euch jetzt einige Tage wohlverdienter Ruhe lassen zu können. Dann aber geht es mit frischen Kräften wieder vorwärts mit Gott für Kaiser, König und Vaterland, bis der letzte Russe unsere teure, schwergeprüfte Heimatsprovinz verlassen hat, und wir unsere sieggewohnten Fahnen in Feindesland hineingetragen haben!

Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!“

Der Oberbefehlshaber: von Hindenburg.

Armee-Hauptquartier: Osterode, den 1. September 1914.

Armee-Tagesbefehl.

„Seine Majestät der Kaiser und König haben auf meine gestrige Meldung über den Abschluß der Verfolgung hin Allergnädigst Nachstehendes telegraphiert:

Generaloberst von Hindenburg, Armee-Oberkommando 8, Osterode, Ostpreußen!

Ihr Telegramm vom heutigen Tage hat mir eine unsagbare Freude bereitet. Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die nahezu einzig in der Geschichte, Ihnen und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichert und, so Gott will, unser teures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. Als Zeichen meiner dankbaren Anerkennung verleihe Ich Ihnen den Orden Pour le mérite und ersuche Sie, den braven, unvergleichlichen Truppen Ihrer Armee für ihre herrlichen Taten meinen Kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf Meine preußischen Regimenter.

gez. Wilhelm I. R.

Dorstehende Allerhöchste Order bringe ich hochersfreut zur Kenntnis der Armee."

Der Oberbefehlshaber: von Hindenburg.

„Im neuen Quartier Allenstein betrat ich die Kirche," schreibt Hindenburg. „Als der Geistliche das Schlußgebet sprach, sanken alle Anwesenden, junge Soldaten und alte Land-



General von François und der gefangene Kommandierende General Klujew.

stürmer, unter dem gewaltigen Eindruck des Erlebten auf die Knie. Ein würdiger Abschluß ihrer Heldentaten."

Hindenburg gab der Schlacht den Namen Tannenberg zur Erinnerung an den 15. Juli 1410, an dem der Deutsche Ritterorden der slawischen Sturmflut erlag. Diese Gemeinschaft deutscher Männer, die dem Preußenlande mit dem Christentum eine blühende Kultur und deutsches Wesen brachte, sah bei Tannenberg ihr Lebenswerk zusammenbrechen.

Das Tannenberg von 1914 ist ein Sieg der deutschen Kraft über das Slawentum, eine Vergeltungsschlacht, so gewaltig, wie sie nur selten in der Weltgeschichte vorkommt. Und dennoch! Die slawische Sturmflut ist wieder in Preußen eingedrungen, und Polen dürfen deutsches Wesen knechten.

Die Wetterwolke am Horizont der Tannenbergsschlacht war Rennenkampf, und vielumstritten ist die Frage, warum er seinem bedrohten Waffengefährten nicht zu Hilfe kam.

Rennenkampf kann die Frage nicht mehr beantworten; er ist tot. Auch aus seiner Umgebung mögen viele nicht mehr unter den Lebenden weilen. Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch soll leben; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er mit seinen Kriegserinnerungen an die Öffentlichkeit tritt. Es läßt sich aber auch ohne diese Zeugen und an der Hand von Mitteilungen, die die russischen Generale Kurloff und Gurko machten, eine annähernd richtige Antwort geben.

Der Feldzugsplan des Großfürsten ging dahin, die deutschen Truppen in Ostpreußen zwischen die Zange zu nehmen. Rennenkamps Vormarschrichtung führte nördlich der Masurischen Seen vorbei auf Königsberg und südlich; die Samssonows aus der Linie Willenberg—Soldau auf Allenstein—Osterode.

Am 20. August hatte Samssonow den Vormarsch gegen die Südgrenze Preußens angetreten, am 21. August konnte er sie überschreiten. Von dort lag die Linie Allenstein—Osterode nur 50 Kilometer entfernt, während Rennenkampf von Gumbinnen bis Königsberg und südlich einen Raum von 110 Kilometern zu durchschreiten hatte. Die strategische und taktische Gesamtlage stellte also an Rennenkampf die Forderung eines energischen Vormarsches mit allen verfügbaren Kräften schon am 21. August, als der Abmarsch der Deutschen erkannt wurde. Warum tat er das nicht? Die Antwort ist einfach: „Weil er es nicht konnte!“ Bei Stallupönen hatte sein 3. Korps eine verlustreiche Niederlage erlitten, bei Gumbinnen war es dem russischen 20. Korps und Teilen des 2. Korps noch schlechter ergangen. Die Verbände mußten zunächst geordnet werden. Noch eine andere Ursache verzögerte den Vormarsch. Die Belagerung von Königsberg stand bevor, die 6 Reserivedivisionen, die hierfür bestimmt waren, fehlten aber noch. So kam es, daß Rennenkampf den Vormarsch mit den Hauptkräften noch nicht begonnen hatte, als Hindenburg drei Tage nach Abbruch der Schlacht bei Gumbinnen in Marienburg eintraf.

Unverständlich erscheint die Zaghaftigkeit der russischen Kavallerie. Rennenkampf verfügte über drei Kavalleriedivisionen, darunter die Elitekavallerie der russischen Garde. Wenn die russische Kavallerie im Grenzrieg nicht zu voller Wirkung kam, so lag das an der deutschen Infanterie, die ihr überall den Weg sperrte. Nach der Schlacht bei Gumbinnen aber hatte die russische Kavallerie freies Feld vor sich, und leicht war es für sie, die Bewegungen der abziehenden deutschen Kolonnen festzustellen. Sie hat diese wichtige Aufgabe anscheinend nicht gelöst, obwohl Patrouillen bis zur Passarge kamen.

Die Kriegserinnerungen von Hindenburg und Ludendorff lassen erkennen, daß beide mehr unter dem Druck einer von Rennenkampf drohenden Gefahr standen, als notwendig war. Es ist das auf die pessimistische Auffassung zurückzuführen, die aus Prittwitzscher Zeit beim Oberkommando bestand und auf die unrichtige Einschätzung der Schlachten von Stallupönen und Gumbinnen. Nur so erklärt es sich, wenn Hindenburg Seite 83 sagt: „Die Truppen kamen aus schweren, verlustreichen Kämpfen. Hatten sie doch den Russen das Schlachtfeld von Gumbinnen überlassen müssen. Die Truppen marschierten daher nicht mit dem stolzen Gefühl der Sieger.“ Und Ludendorff Seite 34: „Die 8. Armee hatte am 20. August bei Gumbinnen die russische Njemenarmee angegriffen. Der Offensivstoß hatte trotz anfänglichen Fortschritten keinen entscheidenden Erfolg gebracht. Der Kampf hatte abgebrochen werden müssen.“

Tatsächlich waren die Kämpfe des I. Armeekorps, des 1. Reservekorps und der 3. Reserivedivision bei Gumbinnen weder schwer noch verlustreich, und die Truppen traten den befohlenen Rückzug mit dem Gefühl des Siegers an. Die Erfolge der deutschen Truppen bis zum Abbruch des Kampfes bei Gumbinnen haben auf die Entschlüsse Rennenkamps so entscheidend eingewirkt, daß man sagen kann: Ohne Stallupönen und Gumbinnen kein Tannenberg.

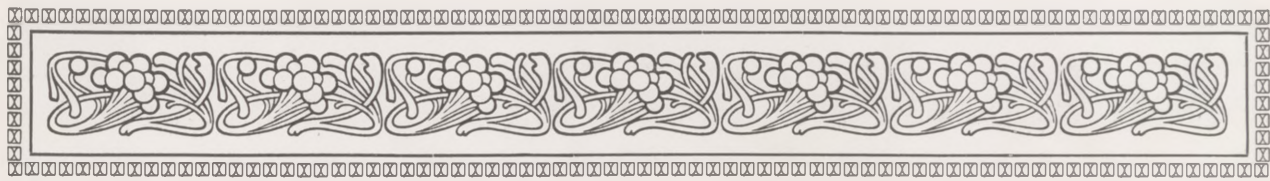
Vorstehend wurde klargelegt, wodurch der dreitägige Stillstand der Russen bei Gumbinnen veranlaßt wurde. Am 24. August ging Rennenkampf über die Angerapp, am 25. August befand er sich in Insterburg, wo auch der Generalissimus, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, eintraf. Die Nachrichten von der Narewarmee lauteten günstig. Sie hatte den deutschen Grenzschutz zurückgedrängt und das deutsche XX. Armeekorps am 23. und 24. August bei Lahna und Wapliß geschlagen. Der Weg nach Allenstein stand offen, das russische 6. Korps

war in Ortelsburg eingerückt. Auch am 26. August kamen gute Nachrichten, das russische 13. Korps näherte sich Allenstein. Ein Grund, aus der Richtung Königsberg abzuweichen, lag nicht vor. Am 27. August abends liefen die ersten ungünstigen Meldungen von den Gefechten des russischen 1. und 6. Korps bei Seeben und Bischofsburg ein. Das war auch die letzte Nachricht, die Rennenkampf von Samsonow erhielt. Noch in der Nacht zum 28. berief der Großfürst in Insterburg einen Kriegsrat. Bald wurde der Abmarsch zur Narewarmee befohlen, bald widerrufen, und als Rennenkampf am 28. August aus eigener Initiative den Marsch antrat, stellte ihn der Großfürst wieder ein.

Eine Szene sei hier zum Schluß mitgeteilt, von Augenzeugen berichtet: Zwei höhere russische Offiziere waren an einem der letzten Augusttage in das Kreislazarett zu Kraupisten gebracht worden, da sie bei einem Automobilunfall schmerzhaft Verletzungen erlitten hatten; der eine von ihnen war Prinz Radziwill, Flügeladjutant des russischen Zaren, der andere ein Generalstabschef. Sie wurden verbunden und drängten ungestüm zur Weiterfahrt, anscheinend mit wichtigen Nachrichten für die vor der Deimelinie liegenden Korps. Als sie abfahren wollten, trafen, von Insterburg her, sechs Autos ein, denen eine Reihe hoher russischer Offiziere entstieg, es waren die Herren des Großen russischen Hauptquartiers, an ihrer Spitze Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch. Da prescht auf einem Bauernwagen ein Kosakenoffizier heran, die Pferde schaumbedeckt; sein eigenes war unterwegs gefallen. Er überreicht eine Meldung, die allgemeine Bestürzung hervorruft. Die Köpfe werden zusammengesteckt, die Karten zu Rate gezogen, die Autos wenden und fahren eiligst in der Richtung, aus der sie gerade gekommen, zurück. Die Meldung enthielt die Nachricht von der bei Skaisgirren und Mehlaufen stattgefundenen Flucht der Russen, denen Unterstützung gebracht werden sollte, vom Verlust der Schlacht bei Tannenberg!



Der gefangen genommene Kommandierende General des XV. russischen Armeekorps Martos.



Beim Armee-Oberkommando Hindenburgs während der Schlacht bei Tannenberg.

Von

Paul Lindenbergl.

Sah böß aus in den der russischen Grenze benachbarten Gebieten Ostpreußens, als Hindenburg mit Ludendorff in Marienburg eintraf, um den Oberbefehl zu übernehmen. Schwer hatten jene Teile der blühenden Provinz gelitten, schwer mußten sie noch fernerhin leiden! — Überall, wo die Russen hinkamen, wurde auf die friedliche Bevölkerung sofort geschossen, die Läden wurden geplündert, die Häuser angezündet, die Bewohner ausgeraubt. Wenige Stunden genügten, daß man die freundlichen Heimstätten nicht wieder erkannte. „Alles Eß- und Trinkbare war selbstverständlich fort“, so schrieb damals ein Oberförster, der in seine von den Russen als Quartier benutzte Wohnung zurückkehrte; „es waren ferner verschwunden alle Löffel, Messer, Gabeln, Teekessel, Kaffeekannen, eine Rokoschreibtischuhr, ein Barometer. Aus den Schränken und Schubladen war der Inhalt herausgerissen und auf den Fußboden durch das Haus zerstreut, das Mobiliar zertrümmert und ekelhaft besudelt. Die Bleisoldaten der Kinder waren zerbrochen, dem Kaiserbild im Wohnzimmer die Augen ausgestochen, Türen und Tor beschmiert mit einer Mischung aus vorgefundenem Schweine- schmalz und eingemachten Blaubeeren.“

In Abschwangen wurde über ein halbes Hundert Bewohner erschossen und mußten die Frauen und Kinder hierbei zugegen sein, im benachbarten Almenhausen fielen der Gemeindevorsteher und acht Männer den Kugeln zum Opfer, beide Dörfer gingen völlig in Flammen auf, in Santoggen meßelte man den Ortspfarrer und siebzehn Bewohner nieder, weil die Kirchenglocke zu einer Beerdigung geläutet worden war, in Christiamkehmen wurden vierzehn Männer unter schlimmsten Qualen umgebracht, ähnlich in Angerburg, Mierunsten, Abschniessen, Ortelsburg, Proßken und an zahlreichen anderen Plätzen. In Heinrichswalde wurden 31 männliche Personen in grausamster Weise ausgepeitscht, 645 Personen mußten über eine Stunde auf den Knien singen, in jeder Minute des ihnen angedrohten Todes gewärtig, während die nahen Gebäude lichterloh brannten und eine unerträgliche Hitze ausströmten. Wer von den Ausgepeitschten sich sträubte, sollte sofort erschossen werden, den nicht still Liegenden trat der Befehlshaber des Russentrupps, ein Rittmeister, auf Nacken oder Hände. Und noch viel entsetzlichere Schandtaten wurden verübt, die in ihrer Roheit und Verworfenheit kaum wiederzugeben sind. Dies nur ein ganz, ganz kleiner Ausschnitt. —

Nach späterer Aufstellung wurden in Ostpreußen 1620 Personen getötet, 433 körperlich beschädigt, 10725 verschleppt und 366 weibliche Personen geschändet. Die Zahl der Getöteten hat sich allmählich als wesentlich größer herausgestellt, als ursprünglich angenommen wurde, immer von neuem fand man vergrabene Leichen solcher Zivilpersonen, die bis dahin als verschleppt galten. Von den Verschleppten sind inzwischen auch sehr viele gestorben, da die russische Regierung einen großen Teil dieser Verschleppten ohne Fürsorge der Verelendung hat anheimfallen lassen. Die Zahl der in der Provinz ganz oder teilweise zerstörten Gebäude betrug rund 34000, davon entfallen auf den Regierungsbezirk Königsberg 2400, auf Gumbinnen 18700 und Allenstein 12900. 3100 Gebäudezerstörungen trafen Städte, 30900 das Land. An den Zerstörungen sind 35 Städte und 1900 Ortschaften beteiligt. Die Wiederherstellungskosten wurden auf 300—350 Millionen Mark berechnet. Die übrigen Schäden waren in genauer Weise nicht feststellbar. Den größten Umfang hatten dem landwirtschaftlichen Charakter entsprechend,

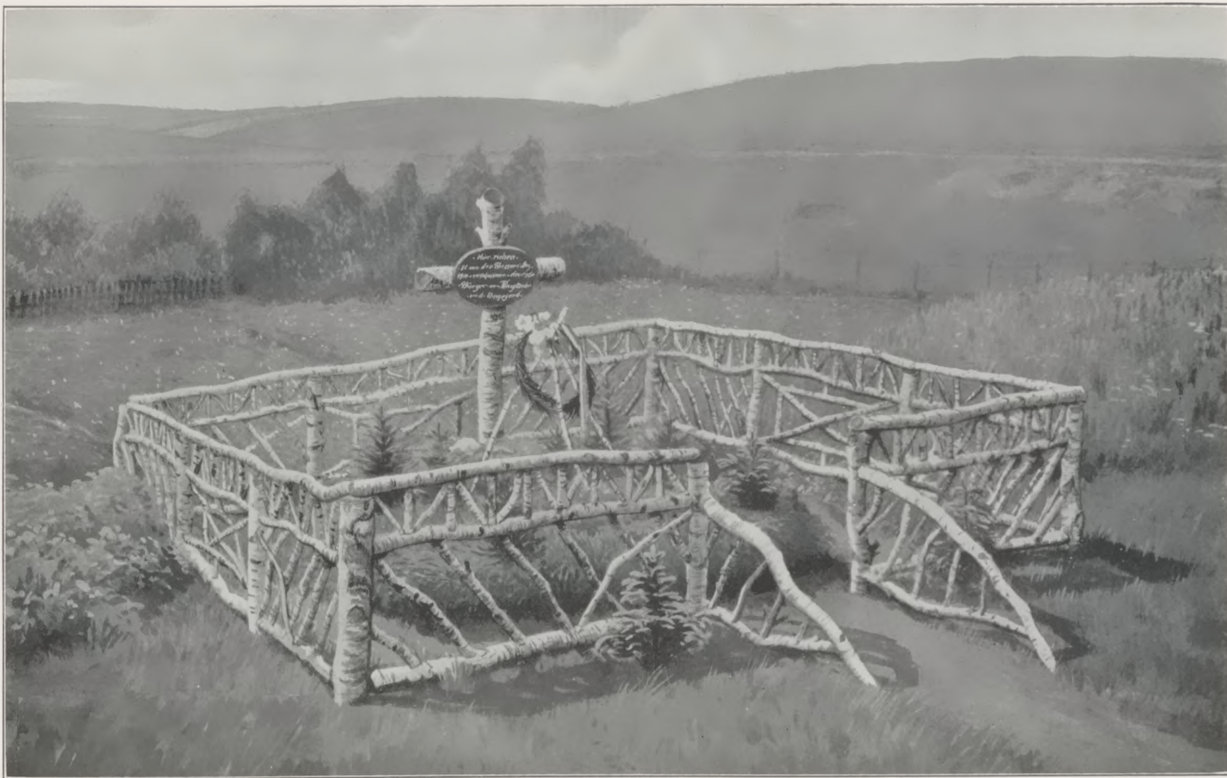


Glücklinge in Ostpreußen.

Nach einer Photographie.

die eigentlichen landwirtschaftlichen Schäden. Doch war der gewerbliche und kaufmännische Schaden sowie Brand- und Trümmer Schaden an sonstigem beweglichen Eigentum gleichfalls erheblich. War doch in mindestens 100000 Wohnungen der Hausrat völlig, in fast ebensoviel weiteren teilweise vernichtet worden. Der Gesamtschaden wird auf 3 Milliarden Mark berechnet.

Mit dem Einfall der Russen begann die Flüchtlingsflut, die von Stunde zu Stunde anschwellte. Mit der Bahn — solange diese noch fuhr —, zu Fuß, zu Pferd, in Wagen aller Art setzten sich Tausende und aber Tausende in Bewegung — verließen doch 400000 Personen den heimatlichen ostpreussischen Boden. Endlose Züge bewegten sich die Landstraßen dahin in guter Ordnung. Meist ältere Männer, da ja die übrigen unter den Waffen standen, Frauen und viele, viele Kinder. Sechs-, acht-, zehnjährige blonde Knaben saßen auf den Handpferden, sicher und selbstbewußt, als ob sie den Schutz der ganzen Familie übernommen. Der feste, kernige Charakter der ostpreussischen Bevölkerung zeigte sich hier in hellem Licht. Kein Klagen und Jammern, kein Weinen und Verzweifeln. Ruhig, geduldig fügten sich alle diese wackeren Menschen, die Heimat, Haus und Hof verlassen hatten und einer ungewissen Zukunft entgegen sahen, in das Unvermeidliche, auch sie in den Stunden der Not und Gefahr ihre Opfer, und zwar sehr schwere, für das Vaterland bringend. Staubaufwirbelnd nahen brüllende Herden des zusammengetriebenen Viehs, das man über die sonst so streng gehütete eiserne Weichsel-



Inskrift des Kreuzes: „Hier ruhen 12 von den Russen im August 1914 erschossene deutsche Bürger von Kruglanken und Umgegend.“

Nach einer Zeichnung von R. Rothgießer.

brücke nach Dirschau in Sicherheit brachte. Daß die gefährdete Heimat die harte Prüfung siegreich bestehen möchte, dafür stiegen Tag für Tag heiße Gebete zum Himmel empor. Die Gotteshäuser waren überfüllt; selbst draußen, unter den die altersgrauen Kirchen umgebenden blühenden Linden, knieten in ihren malerischen Trachten polnische Bäuerinnen in stillem Flehen für den Erfolg der deutschen Waffen. — —

Wie erwähnt, war Hindenburg zur Mittagsstunde des 23. August in Marienburg eingetroffen, wo das machtvolle Schloß an die Glanzzeiten des Deutschen Ordens gemahnte.

Ein einsamer Spaziergang führte ihn am Abend zum Ufer der Nogat, an dem sich die festgegliederte, trutzige Marienburg als stolzes Wahrzeichen edelsten deutschen Rittertums erhebt, von der aus einst die Ritter des Deutschen Ordens, zu denen auch Vorfahren des Generals gehört, ihre kühnen, Glauben und Kultur verbreitenden Kriegszüge unternommen. Des besann er sich jetzt, und nochmals zergliederte er in kühler Überlegung seine Aufgabe, deren Schwierigkeit er sich wohl bewußt war, auf die gerechte Sache und die Hilfe des Höchsten vertrauend. Gleich einer feierlichen Erhörung seines Gebets ließen die Glocken der Kirchen des ehrwürdigen Städtchens ihre tönende Sprache erschallen, während die untergehende Sonne mit flammender Glut den Himmel färbte und die Ziegelgemäuer des Ordenschlosses wie mit einem Purpurmantel umhüllte.

Von Marienburg hatte Hindenburg das Armee-Oberkommando nach Riesenburg verlegt, wo es am Nachmittag des 24. August eingetroffen war, sich in der Realschule niederlassend. — Das an einem See gelegene kleine Städtchen war jäh aus seiner Ruhe aufgeschreckt worden, Telegraphen- und Fernsprechleitungen wurden gelegt, Autos sausten hin und her, schrill ertönten die Hupenzeichen, Offiziere aller Waffengattungen tauchten auf, in den Schulzimmern entfaltete sich rastlose Tätigkeit. Hindenburg und Ludendorff waren im „Deutschen Hause“ abgestiegen. Hermann Witte erzählt darüber: „Vor der Tür stehen zwei Landwehr-



Don den Russen zerstörtes Heim in Ostpreußen.

Nach einer Zeichnung von R. Rothgießer.

leute als Posten. Da kommt der Oberkommandierende in heller Litwka, vorn aufgeschlagen, das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch. Er tritt an die Posten heran, erkundigt sich: „Na, Kinder, habt Ihr gutes Quartier? Ordentlich zu essen bekommen?“ Wir sagen uns: Wenn der Herr, der eben den Oberbefehl übernommen hat, solche Ruhe hat, ein paar Landwehrleute nach ihrem Quartier zu fragen, so kann es nicht so schlimm stehen. Wir fragen, wie der Herr heißt — man sagt: Benedenstein oder Benedendorf, und davor ist noch ein Name. Dann lasen wir auf der Gästetafel: von Hindenburg. Ich wußte, der habe einmal das IV. Korps gehabt. Ein Landwirt erzählt, dicht bei uns im Kreise, bei Freystadt, hätte eine Familie Hindenburg ein Gut Neudeck. Am Abend sitzt alles, was noch in der Stadt ist, mit vielen Landwirten zusammen. Am Nebentische essen einige Herren vom Armee-Oberkommando laut und aufgeräumt zu Abend. Einige fahren mit Aufträgen zur Front, die 40—50 km vor uns sein soll. Am folgenden Morgen in aller Frühe ist der Stab weggefahren, einzelne Herren sahen noch aus dem Fenster, ob er nach Süden oder nach Norden fahre, in letzterem Falle wollten sie abreißen, dann werde das Heer zurückgenommen. Aber die Autos fuhren nach Süden. Hindenburg kehrte kurz bei seinen Verwandten in Neudeck ein. Am Nachmittage kamen sie wieder. Hindenburg ging allein, die Arme auf dem Rücken, durch die Straßen, besah die Kleinstadtläden. Am 25. August abends war die Stimmung hier ganz verzweifelt; einzelne Gutsbesitzer kamen herein um Nachrichten, sie hören draußen ja nichts, da Telephon und Post gesperrt sind. In der Vorhalle sitzen Herren vom Armee-Oberkommando. Einzelnes schnappen wir auf. Aus halberfaßten Worten sucht man Günstiges oder Ungünstiges zu erfassen. Da erscheint der Oberkommandierende, mit ernstem Gesicht, ein Hüne, graues Haar, frische Farben. Er legt sich zu Bett, d. h. geht auf sein Zimmer. Da kommt ein Oberst vom Generalstabe, sagt

den Herren: „Machen Sie sich fertig, wir werden die Nacht zu tun haben, eben sind wichtige Nachrichten gekommen!“, eilt die Treppen hinauf, begegnet dem Oberkommandierenden — Hindenburg steht unten, eine Stufe höher Ludendorff, hell beleuchtet unter der Lampe, ein prächtiges unvergeßliches Bild; ich mußte an Blücher und Gneisenau denken —, einige hören: „Die Russen greifen an in Richtung Osterode!“ Noch in der Nacht gehen mehrere Autos ab. Am folgenden Morgen ist das ganze Armee-



Dieherden werden über die Weichselbrücke bei Dirschau getrieben.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

Oberkommando verschwunden, wohin, ahnt niemand.“ Beim Abschied hatte Hindenburg dem Wirt gesagt: „Nächste Nacht halten Sie mir das Bett noch warm, aber wünschen Sie nicht, daß ich wiederkomme, dann wird es Zeit zum Ausrücken!“ Er kam nicht wieder.

Das A.=O.=K. — wie das Armee-Oberkommando militärisch kurz bezeichnet wurde — hatte seinen Sitz mehr zur Grenze verlegt, nach Osterode, wo Hindenburg einst als junger Hauptmann gewohnt. Das alte Wort, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist, bewahrheitete sich hier von neuem. Denn in Osterode weilten in schwerster Novemberzeit des Jahres 1806 König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, und wenige Monde später bezog Napoleon das verwitterte Ordenschloß am schilfumrandeten See und schrieb triumphierend an den König von Neapel: „Die preußische Monarchie ist zertrümmert! Nun schlage ich mich herum mit den

Russen, den Kalmücken, den Kosaken, dieser nordischen Brut, die ja einst über das römische Reich herfielen.“

Auf dem Marktplatz, dessen altertümliche Giebelhäuser noch des ersten Napoleon Soldaten gesehen, hielten jetzt in musterhafter Ordnung unsere Kolonnen, mit Munition, mit Verpflegungsvorräten, mit den Apparaten der Feldtelegraphie, der Sinker- und Scheinwerferabteilungen, mit den Hilfsmitteln für die Flugzeuge; daneben die Ge-



Auf der Flucht vor den Russen.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



Erste russische Gefangene aus der Schlacht bei Tannenberg.
Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

fährte für Röntgendurchstrahlung, die Lazarettautos, die Autoomnibusse für Ärzte und Pflegerinnen; und auch die Feldpost mit gespornten und bewaffneten Postillonen harrte, gleich den Wagen der Feldküchen und Feldbäckereien, der Abfahrt.

Ein einziger unbedingter Wille schien unsichtbar alles zu regeln und im gegebenen Augenblick in Bewegung zu setzen, um aufs pünktlichste zum angegebenen Ziele zu gelangen. Dieser Wille war jener des Oberbefehlshabers von Hindenburg. Mit seiner nächsten militärischen Umgebung hatte er seinen Wohnsitz im schlichten Hotel Kühl genommen, im ersten Stockwerk ein einfaches Zimmer, neben jenem Ludendorffs, bewohnend. Die Mahlzeiten nahm er, wenn es die Arbeit

gestattete, im unteren Speisezimmer, in dem sich mittags und abends auch die Offiziere seines Stabes vereinten, ein, an einem kleinen Tischchen nahe einem der Fenster, das Gelegenheit bot, alles Militärische draußen auf der engen Hauptstraße zu beobachten. Freundlich erwiderte er die Grüße der Offiziere und empfing dringende Meldungen, die sporenklirrende Ordonnanzen und Feldjäger, welche draußen ihre Autoräder und Pferde gelassen, brachten.

Abgesehen von der kurzen Mittagspause weilte der Oberbefehlshaber von früh bis spät in dem in der baumbefäumten Sasanenstraße gelegenen Mädchen-Lyzeum, in das statt der lernbegierigen, hellgekleideten höheren Töchter plötzlich der Kriegsgott mit seinen feldgrauen Jüngern den Einzug gehalten. Denn hier hatte das Oberkommando sein Heim aufgeschlagen. Und hier liefen alle Fäden des tagelangen Ringens um Tannenberg zusammen. Hier wurden in dem nüchternen, weißen Schulzimmer, dessen Wände mit großen Karten des östlichen Kriegsschauplatzes behängt waren und in welchem auf schnell zusammengesetzten hölzernen Tischen die Generalstabskarten mit eingesteckten bunten Fähnchen lagen, die entscheidendsten Entschlüsse gefaßt und deren umgehende Ausführung angeordnet. Tag und Nacht arbeiteten hier Telegraph



Ostpreußisches Willkommen für die zur Front fahrenden Kämpfer.
Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

und Fernsprecher, fortgesetzt langten schriftliche dringliche Mitteilungen an; Offiziere aller Waffengattungen gingen aus und ein, Beamte der Feldpost brachten Briefe und Telegramme, die Soldaten der Stabswache mit dem adlerverzierten Brustschild wechselten mit den grün uniformierten Gendarmen, und mit dem ungeduldigen Wiehern der von Burschen gehaltenen Pferde vermischten sich die in bestimmtem Tone erschallenden Hupenzeichen grauer Armeeautos.

Während aus den Fenstern dieses modernen Tempels des Kriegsgottes auch nachts das elektrische Licht durch die rauschenden Wipfel der alten Bäume schimmerte, verlebte die Einwohnerschaft des Städtchens, durch das auf offenen Wagen russische Verwundete gebracht wurden, angsterfüllte Stunden. Viele der Bewohner waren schon geflohen, andere hatten ihr wertvolles Hab und Gut in den Kellern vermauert oder an möglichst sicheren Orten verborgen, sie selbst in der nächsten Minute bereit, die Flucht zu ergreifen. In der Stille der Nacht war aufs deutlichste der Kanonendonner zu vernehmen; angstvoll lauschten ihm und verfolgten bangend den am sternenfunkelnden Himmel sich widerspiegelnden Flammenschein brennender Ortschaften die dichten Scharen der Flüchtlinge, die sich vor der Stadt im Freien gelagert hatten; mit Saß und Paß, mit Kind und Kegel, mit Pferd, Vieh und Wagen. Vielleicht waren es ihre Dörfer, die da hinten in lodernder Glut aufgingen, vielleicht sanken ihre Häuser



Alles verbrannt! Ankunft rückkehrender Bewohnerinnen in ihrem vernichteten Dorf.

in Trümmer und wurden ihre Felder verwüstet!

Auf sämtlichen Haltestellen und auch auf dem Osteroder Bahnhofe war von den ostpreussischen Frauen und Jungfrauen alles getan worden, um die hier zur Front eintreffenden Truppen und die von derselben zur Rückbeförderung anlangenden Verwundeten zu erquicken und zu pflegen. Erhebend war es, von ihren blassen Lippen das heiße Verlangen zu vernehmen, recht



Auf dem Marktplatz in Osterode während der Schlacht bei Tannenberg.

Originalaufnahme von Paul Lindenbergl.

bald zu gesunden und wieder hinauszuziehen zu ihren Kameraden, mit ihnen Kampf und Sieg, Not und Tod teilend. Vielerlei Einzelheiten berichteten sie, wie auch die die Gefangenenzüge begleitenden Mannschaften, von jenen ersten Zusammenstößen mit der vordringenden Narewarmee.

Das Schlachtfeld von Tannenberg war etwa viermal so groß, wie jenes von Sedan. Man kann sich denken, daß der Feldherr nicht die Bewegungen seiner Truppen an Ort und Stelle, wie dies früher der Fall gewesen, lenken konnte. Andere Mittel, wie seinen Vorgängern, standen ihm zur Verfügung: von den vordersten Linien meldete der Fernsprecher die Ereignisse zur vorgeschriebenen Stelle, die sie weitergab, flinke Radler, sowie Fahrer auf fauchenden Motorrädern erstatteten die wichtigen Mitteilungen, auf erhöhten Stellen und Kirchtürmen arbeiteten die Funker, bis in die feuernden Linien zogen Feldtelegraphisten, die an Bäumen und Stangen ihre Kletterkünste ausübten, die Drähte, von Fesselballons wurden die Beobachtungen erstattet und jede Flieger unterrichteten über die feindlichen Truppenstandorte und Verschiebungen.

Alle Meldungen liefen im A.=O.=K. des Feldherrn zusammen, wurden dort von den Generalstäblern gesichtet, bearbeitet, geordnet, dem „Chef“ zur Kenntnis vorgelegt, der dann seine entscheidenden Befehle erteilte.

Des öfteren aber überzeugte sich Hindenburg, von Ludendorff begleitet, vom Stand der Dinge, eines jener raschen, grauen, mit dem deutschen Adler geschmückten Autos benutzend, deren kleine steife Flagge mit dem schwarz-roten Schild auf weißem Grund die Zugehörigkeit zum A.=O.=K. anzeigte. Dann hieß es überall: „Platz, Platz da!“ — Denn diese Herren hatten es eilig, von ihren Anordnungen und Mitteilungen hingen oft bedeutsamste Entschlüsse ab. So weilte Hindenburg am Vormittag des 25. August in dem geschichtlich denkwürdigen Dörfchen Tannenberg, in dem sich an jenem Tage das Generalkommando des XX. Armeekorps befand. General von Scholtz empfing ihn und gab die nötigen Erklärungen, während beide vor der Schule, in der das Generalkommando untergebracht war, auf und ab gingen. Dann begaben sie sich zu den auf dem Turnplatz befindlichen Stabsoffizieren und zu einer Besprechung in das Postzimmer. Vor seiner Abfahrt besichtigte Hindenburg den Gedenkstein, der hier zur Erinnerung an die am 15. Juli 1410 stattgefundene Schlacht errichtet worden; damals unterlagen die Ritter des Deutschen Ordens unter ihrem Hochmeister Ulrich von Jungingen der polnisch-litauischen Übermacht: es war der Anfang vom Ende des Ordens. Diesmal drang eine neue ungeheure slawische Welle gegen die deutsche Grenzmark vor, aber sie fand einen festen Wall, der nicht niedergeschlagen werden konnte. Wo einst 60000 Slawen die Walfstatt bedeckten, da sandten diesmal hunderte deutscher Geschütze Tod und Verderben in die russischen Reihen. Zwei Batterien schwerer Haubitzen nahmen nahe dem Kirchhof von Tannenberg Stellung, zehn Batterien Feldartillerie waren einige hundert Meter östlich auf dem Höhenrücken nach Seewalde zu aufgefahren, und das alte geschichtliche Schlachtfeld dröhnte vom Gebrüll der Feuereschlünde, die Sühne forderten und verlangten für die dort hinten in Flammen aufgehenden deutschen Ortschaften.

Ein andermal: Hindenburg weilt in der Molkerei Frögenau, unweit Hohenstein. Ein unbeholfener Tisch ist ins Freie geschoben, auf ihm sind die Karten ausgebreitet. Der Fernsprecher arbeitet. Mehrfach fragt der Feldherr an, ob die Hanseaten, die von der Küstenwacht in Ostfriesland nach Ostpreußen geeilt und die in Biscellen die Eisenbahn verließen, um nach dem noch 20 km entfernten Plaußiger See zu marschieren, noch nicht ihre Stellungen eingenommen hätten. Endlich erfolgt die bejahende Antwort. Da huscht ein Lächeln über die ernstesten Züge des Oberbefehlshabers: „So, nun kann's losgehn — und jetzt feste drauf!“

Bei einem Generalkommando, auf einem kleinen Hügel. Die Schlacht hat begonnen. In die scharfen Schläge der Geschütze mischt sich das Taß-taß-taß-taß der Maschinengewehre.



Hindenburg auf einem Beobachtungsposten während der Schlacht bei Tannenberg.

Aufnahme der Obersten Heeresleitung im Osten.

In der Ferne löst sich vom Sommerhimmel, zu dem der Qualm brennender Dörfer in dichten, dunklen Schwaden aufsteigt, ein kleiner Punkt ab, der schnell größer wird. Ein Flieger ist's, von den Russen kommt er her. Viele Gläser sind auf ihn gerichtet — jetzt erkennt man das große Eisene Kreuz an der braunen Holzfläche. Er nähert sich, kommt hierher, landet unter dem Hügel. Der schweißtriefende Offizier, in seiner Lederumhüllung, tritt auf Hindenburg zu und erstattet seine Meldung: die und die deutschen Truppen sind in die und die Stellungen eingerückt. Hindenburg nickt: nun ist der Kreis geschlossen, der russische Bär sitzt in der Falle, alles Brummen und Beissen wird ihm nichts mehr helfen, er ist gefangen! — Und die den Sieg in sich tragenden Befehle gehen nach allen Richtungen hin!

Während des ungeheuren, männermordenden Ringens blieb Osterode der Mittelpunkt für alle Entschlüsse. Fast vor den Toren wogte der Entscheidungskampf, ruhig gingen die Arbeiten im baumumrauschten Heim des A.=O.=K. weiter.

Auf den Feldern nahe der Stadt haben sich Hunderte von Familien, die aus den von den Russen besetzt gewesenen Ortschaften, auch aus dem gänzlich zerstörten Hohenstein und Neidenburg geflohen waren, mit, ach, so geringem Hab und Gut niedergelassen. Hier haben sie sich Hütten aus Stroh und ein paar Brettern zurechtgemacht, dort haben sie sich höhlenartige Öffnungen in Heuschober gebohrt, da auf Leiterwagen inmitten von Betten und Matrazen ihre Lagerstätten bereitet, während anderen der harte Erdboden zur Ruhe diente. Noch hält sie das Entsetzen über das Ausgestandene gefangen, noch die Sorge, wie es daheim aussehen mag, nur schwer lösen sich die Worte von den Lippen, sie künden von bitterstem Elend, von vernichtetem Besitz, von Mißhandlungen und getöteten oder verschleppten Familienmitgliedern. Mit angstvollen Augen sehen sie den Himmel blutrot vom Brand der deutschen, vielleicht ihrer Ortschaften, und hörten bebend auf den grollenden Kanonendonner, in jedem Augenblick bereit, die Flucht zu ergreifen und weiter ins Ungewisse hineinzuziehen.

Aber noch ehe die Glocken den Sedantag einläuteten, hatte die Vernichtungsschlacht ihr Ende erreicht, gab's keine Narewarmee mehr!

Durch den Sieg bei Tannenberg, der uns nahe an hunderttausend Gefangene und über 300 Geschütze gebracht, war ganz Deutschland von drückender Sorge befreit worden. Und heller Jubel darüber flog durch das Reich von Ost nach West und von Nord nach Süd. Mit dem Jubel aber flog der Name Hindenburgs durch die Lande, in dankbarer Bewegung nannte man ihn, der die Herzen von Millionen und Millionen von banger Sorge befreit.

Am 29. August bereits dankte der Kaiser dem General, den er zum Generalobersten ernannte und ihm das Eiserne Kreuz I. Klasse verlieh, für den Sieg, und ließ am 31. August eine zweite innige Drahtdepesche folgen mit der Nachricht der Verleihung des Ordens Pour le mérite.

Am selben Abend klangen in Kühls Hotel in Osterode die Gläser hell zusammen: auf die beendete große Waffentat und auf ihr folgende neue. Generaloberst von Hindenburg hatte jedem Offizier seines Stabes — es waren ihrer 60 — eine Flasche Sekt gespendet, und auch dem Wohl des teuren Feldherrn galt manch kräftiger Trunk.

Den innigen kaiserlichen Dank teilte Hindenburg seiner Armee mit und wandte sich dann an seine Truppen mit dem nachfolgend in Urschrift abgebildeten Erlaß:

Ingaben von Gedenkkreuzen des Weltkriegs bei Sedan:
Osterode, am 1. September 1914.

Polkaten der J. Armee!

Die siebzigjährigen feißen Könige mit ihren
sonstigen Gedenken zweifeln Allenstein und Hindenburg
sind befreit. Sie sind einen vornehmlichen Sieg über
5 Armeen - Körper und 3 Kavallerie - Divisionen er-
reicht. Diese sind 60.000 Gefangene, ungezählte Geschütze
und Waffensysteme, mehrere Tausend und viele
schwere Geschütze sind in ihrem Gebiet. Die
Gewinne der Kampfschlacht sind von uns
der russischen Armeen - Armeen klagen nach Osten über
die Grenze. Die russische Wehrmacht hat von
Königsberg her den Rückzug angetreten.

Wißt Gott dem Herrn ist ein so glanzvolles Ge-
folge seiner Tapferkeit, einem unüberwindlichen
Waffenkrieg und dem hervorragenden Tapferkeit
zu danken.

Es folgt, es gibt einige Tage nach dem letzten
Krieg kämpfen zu können. Dann aber geht es mit sei-
nen Rufen wieder vorwärts mit Gott für den
König und Vaterland, bis die letzte Schlacht im Jahr
von Petersburg bis zum 1. September 1914, und
wir in den folgenden Tagen in einem Land
sinnig haben!

Es laßt die Majestät der Kaiser
und König

Der Oberbefehlshaber:

von Hindenburg



Masurenschlacht.

Don

General d. Inf. von François.

Am 1. und 2. September gab es für alle Verbände der Armee unendlich viel zu tun. Aufräumen des Schlachtfeldes, Sammeln der Beute, Abtransport der Gefangenen und Verwundeten, Neuordnen der Truppen und Vorbereitung für den neuen Vormarsch, Ergänzung der Verpflegung und Munition, Regelung der rückwärtigen Verbindungen. Die Vorbereitungen für den Angriff gegen Rennenkampf, der mit dem Oberkommandierenden Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch sich's in Insterburg gut gehen ließ, nahmen ihren Anfang. Die erste Unterlage hierfür bildete folgender am Abend des 31. August aus Allenstein erlassener

Armeebefehl.

„Es liegt die Absicht vor, nach Rückzug des von Mlawa vorgegangenen Gegners bereit-zustellen:

XX. A.=K. hinter 37. Inf.=Div. an Straße Hohenstein—Stubigotten, Kolonnen und Trains auf Straße Bergfriede—Wittigwalde.

XVII. A.=K. auf Straße Gilgenburg—Gr.=Gardienen—Lahna—Adlershorst—Jedwabno. Es zieht heute seine Trains in Gegend Osterode.

3. Res.=Div. erhält Straße Löbau—Mühlen. Sie verbleibt nördlich Neidenburg und wird voraussichtlich dem XVII. A.=K. nachgezogen werden.

I. A.=K. und Festungsreserven, Det. Müllmann, Unger, 70. gem. Landwehr=Brig. unter General v. François übernehmen Sicherung der Armee nach Süden. Landwehr=Div. v. d. Goltz bleibt westlich Neidenburg.

General v. François regelt Munitionersatz und Verpflegungsaushilfe auch für Festungsreserven und Landw.=Div. Goltz.“

A.=O.=K.

Die Sicherung nach Süden war dem General v. François übertragen, der die ihm hierfür zugeteilten Truppen am 2. September folgende Stellung einnehmen ließ:

- a) Landwehr=Div. v. d. Goltz (12. 4. 2. 2s.) Frankenu.
- b) 35. Res.=Div. — Hauptreserve v. Thorn— (12. 3. 4. 4s.) unter Befehl des Generalleutnants v. Schmettau Soldau.
- c) 70. Landw.=Brig. (6. 1. 2. 1s.) General Breithaupt Neidenburg.
- d) 3. Res.=Div. (12. 3. 6.) General v. Morgen Modlken.
- e) Kriegs=Besatzung von Graudenz (6. 2. 3.) General v. Unger Lautenburg.



General von Rennenkampf (der zweite links) im „Dessauer Hof“ in Insterburg.

Die Ersatzbrigade des Generals Semmern (6. 1. 3.) wurde aufgelöst und als Mannschafte-
ersatz auf XX. und XVII. A.-K. und 70. Landw.-Brig. verteilt.

Die Verbände a, b und c, als Korps Goltz vereinigt, erhielten Befehl, das im Besitz der
Russen befindliche Mlawa zu nehmen. Am 3. September meldete General v. d. Goltz, daß
Mlawa nach heftigem Kampf besetzt sei.

Am 31. August abends hatte Hindenburg von der O. H.-L. telegraphisch folgende Weisung
erhalten:

„XI. Armeekorps, Garde-Reserve-Korps, 8. Kavalleriedivision werden zur Verfügung
gestellt. Transport hat begonnen. Zunächst wird Aufgabe der 8. Armee sein, Ostpreußen von
Armee Rennenkampf zu säubern.

Verfolgung des letztgeschlagenen Gegners mit entbehrlichen Teilen in Richtung Warschau
ist mit Rücksicht auf die Bewegungen der Russen von Warschau auf Schlesien erwünscht.

Weitere Verwendung der 8. Armee, wenn es die Lage in Ostpreußen gestattet, in Rich-
tung Warschau in Aussicht zu nehmen.“

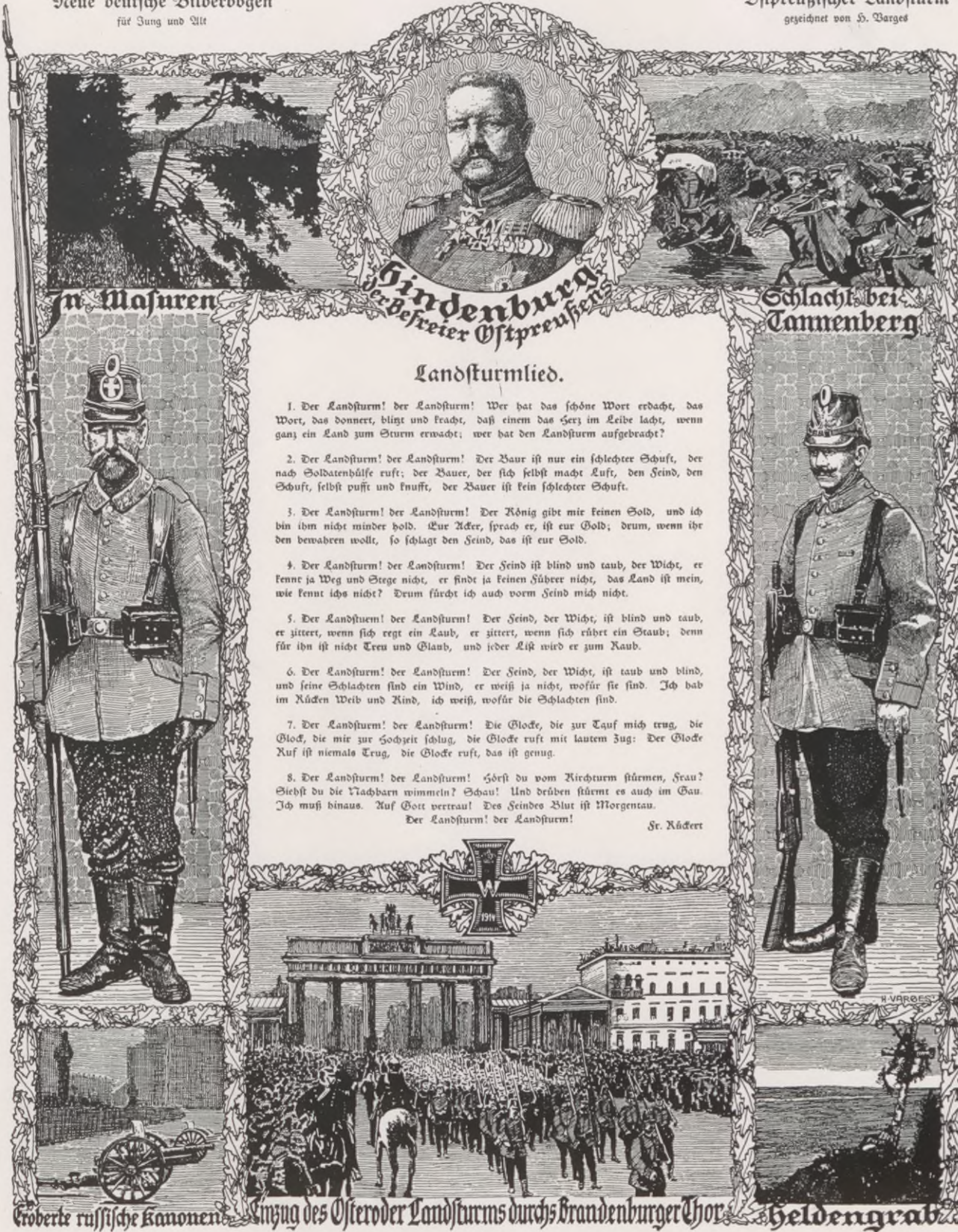
Hierzu sagt Hindenburg in seinem Buch Seite 92: „Der Befehl entsprach durchaus der
Lage. Er stellte uns das Ziel klar hin und überließ uns Mittel und Wege zur Ausführung.
Wir glaubten, annehmen zu dürfen, daß die ehemalige Armee Samsonows nur noch aus
Trümmern bestand, die sich entweder schon hinter den Narew in Sicherheit gebracht hatten,
oder auf dem Weg dahin waren. Mit ihrer Auffrischung war zu rechnen. Es mußte jedoch
darüber geraume Zeit vergehen. Für jetzt schien es genügend, diese Reste durch schwache
Truppen längs unseres südlichen Grenzstreifens überwachen zu lassen. Alles übrige mußte
zur neuen Schlacht heran. Selbst das Eintreffen der Verstärkungen aus dem Westen erlaubte
uns nach unserer Anschauung nicht, jetzt schon Kräfte über die Narewlinie hinüber gegen
Süden einzusetzen.

Was das Wort ‚Warschau‘ im zweiten Teil des Befehls zu bedeuten hat, ist uns klar.
Nach vereinbartem Kriegsplan sollte die österreichisch-ungarische Heeresmacht von Galizien
aus mit dem Schwerpunkt gegen den östlichen Teil des russischen Polens in Richtung Lublin



Häuslich eingerichtet in Feindesland.
Nach einem Gemälde von Felix Schwormstädt.





in Masuren

Hindenburg
der Befreier Ostpreussens

Schlacht bei
Tannenberg

Landsturmlied.

1. Der Landsturm! der Landsturm! Wer hat das schöne Wort erdacht, das Wort, das donnert, blitzt und kracht, daß einem das Herz im Leibe lacht, wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht; wer hat den Landsturm aufgebracht?
2. Der Landsturm! der Landsturm! Der Bauer ist nur ein schlechter Schuft, der nach Soldatenhilfe ruft; der Bauer, der sich selbst macht Luft, den Feind, den Schuft, selbst pufft und knufft, der Bauer ist kein schlechter Schuft.
3. Der Landsturm! der Landsturm! Der König gibt mir keinen Sold, und ich bin ihm nicht minder hold. Nur Acker, sprach er, ist euer Gold; drum, wenn ihr den bewahren wollt, so schlagt den Feind, das ist euer Sold.
4. Der Landsturm! der Landsturm! Der Feind ist blind und taub, der Wicht, er kennt ja Weg und Stege nicht, er findet ja keinen Führer nicht, das Land ist mein, wie kennt ihn nicht? Drum fürcht ich auch vor dem Feind mich nicht.
5. Der Landsturm! der Landsturm! Der Feind, der Wicht, ist blind und taub, er zittert, wenn sich regt ein Laub, er zittert, wenn sich rührt ein Staub; denn für ihn ist nicht Treu und Glaub, und jeder List wird er zum Raub.
6. Der Landsturm! der Landsturm! Der Feind, der Wicht, ist taub und blind, und seine Schlächten sind ein Wind, er weiß ja nicht, wofür sie sind. Ich hab im Rücken Weib und Kind, ich weiß, wofür die Schlächten sind.
7. Der Landsturm! der Landsturm! Die Glocke, die zur Lauf mich trug, die Glocke, die mir zur Hochzeit schlug, die Glocke ruft mit lautem Zug: Der Glocke Ruf ist niemals Trug, die Glocke ruft, das ist genug.
8. Der Landsturm! der Landsturm! Hörst du vom Kirchturm stürmen, Frau? Siehst du die Nachbarn wimmeln? Schau! Und drüben stürmt es auch im Gau. Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau! Des Feindes Blut ist Morgentau.
Der Landsturm! der Landsturm!

Sr. Rückert

Eroberte russische Kanonen

Einzug des Osteroder Landsturms durchs Brandenburger Thor

Heldengrab

Aus den „Neuen deutschen Bilderbogen“. Karl Werdmeisters Kunstverlag, Berlin C.



Russische Parade in Insterburg am 3. September 1914.

Nach einer Photographie.

angreifen, während deutsche Kräfte von Ostpreußen her dem Verbündeten über den Narew hinweg die Hand zu reichen hatten. Ein großer und schöner Gedanke, der aber, so wie die Dinge lagen, bedenkliche Schwächen aufwies. Er rechnete nicht damit, daß Österreich-Ungarn eine starke Armee an die serbische Grenze schickte, nicht damit, daß Rußland schon ein paar Wochen nach Kriegsausbruch voll gerüstet an der Grenze stehen konnte, nicht damit, daß 800 000 Moskowiter gegen Ostpreußen eingesetzt werden, am allerwenigsten aber damit, daß er in all seinen Einzelheiten an den russischen Generalstab schon im Frieden verraten werden würde.

Jetzt ist das österreichisch-ungarische Heer nach überkühnem Ansturm gegen die russische Übermacht in schwerste frontale Kämpfe verwickelt, ohne daß wir augenblicklich in der Lage sind, unmittelbar zu helfen, wenngleich wir starke feindliche

Kräfte fesseln. Der Verbündete muß auszuhalten versuchen, bis wir auch noch Rennkampf geschlagen haben. Erst dann sind wir zur Hilfeleistung befähigt, wenn auch nicht mit unserer gesamten Stärke, so doch mit ihrem größten Teile.

Es ist klar, daß unsere O. H.=L. den Österreichern eine Unterstützung versprochen hatte, die zunächst nicht gegeben werden konnte. Erst mußte die eigene Gefahr in Ostpreußen beseitigt werden. Unsere O. H.=L. mag es verabsäumt haben, den Bundesgenossen rechtzeitig hierauf hinzuweisen. Wäre es geschehen, so würde General v. Conrad wohl mit seinem Angriff gegen die Russen, der leider zur großen Schlacht und Niederlage bei Lemberg führte, noch gewartet haben."

In den Kriegserinnerungen von Hindenburg sowohl wie von Ludendorff fällt auf, daß Rennkampf's Streitkräfte, gegen die nun der Angriff beginnen sollte, zu hoch eingeschätzt wurden. Hindenburg rechnet mit mehr als 20 russischen gegen 14 deutsche Divisionen und meint, daß die zahlenmäßige Überlegenheit der Njemenarmee genügt hätte, um die verstärkte 8. Armee zu zertrümmern.



Russische Parade in Insterburg am 3. September 1914.

Nach einer Photographie.

Aufruf!

Alle Bürger, welche zur freiwilligen Uebernahme der der russischen Seeresmacht zu stellenden Bürgerschaft bereit sind, fordere ich auf, sich behufs Eintragung in eine, alsbald zu veröfentlichende und zum ehrenden Andenken aufzubewahrende

Ehrenliste

bei mir in meinem Amtszimmer des Rathauses melden zu wollen.

Insterburg, 26. August 1914.

Der Gouverneur
Dr. Bierfreund.

Kommandantur-Befehl.

Nach Anzeige der Kommandantur soll gestern abend aus dem Drengwitz'schen Hause in der Bahnhofstraße ein Schuß gefallen sein; insolgedessen befiehlt die Militär-Kommandantur folgendes:

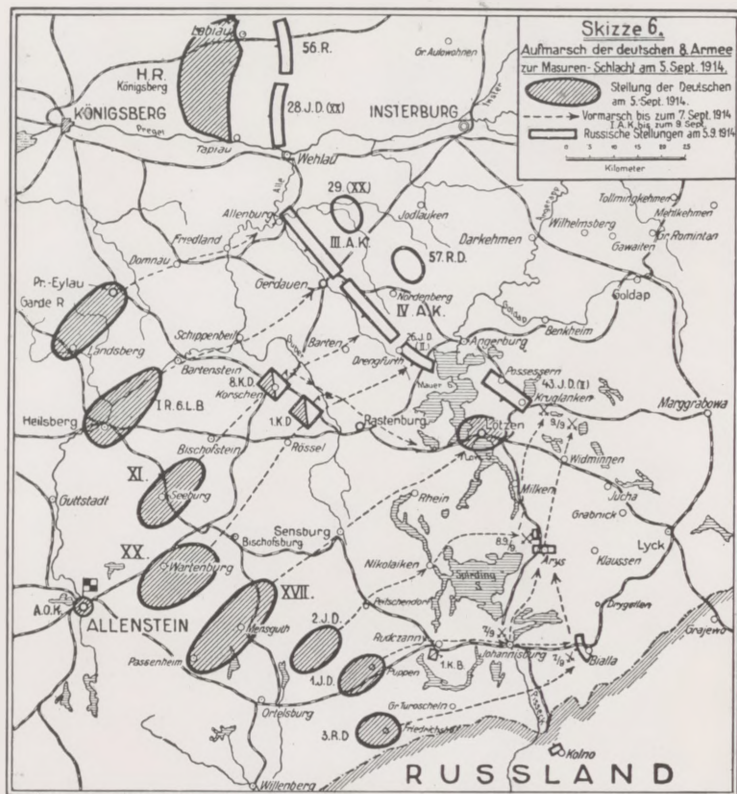
1. Fällt noch einmal aus einem Hause ein Schuß, so wird das Haus, fällt ein weiterer Schuß, so werden die Häuser der betreffenden Straße, und beim dritten Schuß die ganze Stadt in Brand gesteckt.
2. Jede Person, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts wird von den russischen Patrouillen gefangen genommen, sobald sie sich nach 8 Uhr abends auf die Straße begibt.
3. Ich verbiete aufs Strengste, sich irgend einem militärischen Gebäude oder Magazin zu nähern, ebenso sich von allen sonstigen Häusern, vor welchen militärische Posten aufgestellt sind, möglichst fern zu halten.

Insterburg, den 27. August 1914.

Der Gouverneur
Dr. Bierfreund.

Ludendorff berechnet die Njemenarmee auf 24 Divisionen, denen wir nur 15 bis 16 Divisionen gegenüberstellen könnten. Demgegenüber wird bei François' „Marneschlacht und Tannenberg“ die Zahl der Divisionen bei Deutschen wie Russen auf etwa 16 oder in Bataillone übertragen 212 deutsche gegen 256 russische Bataillone angegeben. Diese Annahme scheint der Wirklichkeit nahe zu sein. Das Zahlenverhältnis kommt noch mehr ins Gleichgewicht, wenn es sich bestätigt, daß die 32 Bataillone der russischen 53. und 54. Reserivedivision in Ostpreußen noch nicht eingetroffen waren. Die hohe Einschätzung von Rennenkamps Kräften stammte noch aus Prittwitz'scher Zeit und war bestimmend für die Wahl des Aufmarsches, 4½ Korps (XX., XI., 1. Res., Garde-Res. und Hauptreserve Königsberg) gegen die Front der Russen in Linie Angerburg—Deime, 2 Korps (I. und XVII.) gegen die linke Flanke westlich der Masurischen Seen. „Die Sicherheit,“ sagt Hindenburg, „gegen Rennenkamps starke Reserven veranlaßt uns zu dieser Gruppierung der Kräfte,“ von der er selbst sagt, daß sie einen eigentümlichen Charakter habe.

Wollte Hindenburg den Schwerpunkt des Angriffs auf die russische Front legen, so verzichtete er natürlich auf eine Vernichtungsschlacht und nahm mit einem einfachen Zurückdrücken fürlieb. Den Russen wurde dann, wie man zu sagen pflegt, eine goldene Brücke gebaut. Sollte indessen durch Einbruch des rechten Stoßflügels in die linke Flanke der Russen eine Vernichtung angestrebt werden, dann war die Front zu stark und der Stoßflügel zu schwach. Das Oberkommando hatte sich zwar eine Division des XX. Armeekorps als Armeereserve ausgespart, mußte sie indessen sehr bald Scholß wieder zur Verfügung stellen, da dort der Kampf nicht günstig stand.



Am 5. September war der Aufmarsch beendet (siehe Skizze), der Vormarsch begann, am 7. September entbrannte die Schlacht. François warf bei Johannisburg finnische Truppen und nahm mit der 3. Reserve-division und Teilen der 1. Infanteriedivision Biella. Die Gefangenen gehörten dem russischen 22. Korps an, dessen Ausladung am 29. August in Grajewo begonnen hatte. Vorgesobene Teile standen bei Biella, Lyck und Arys.

Bei Rennenkamps Truppen hatte man über die Narewarmee ganz falsche Nachrichten verbreitet. Das A.=O.=K. ließ deshalb durch Glieder folgende Bekanntmachung in russischer Sprache über den russischen Linien abwerfen:

Russische Soldaten!

„Man verbirgt euch alles, ihr erfahrt nicht die Wahrheit! Alle Nachrichten der russischen Zeitungen sind erlogen! Die zweite russische Armee ist bei Usdau und Hohenstein vernichtet. 300 Kanonen, sämtliche Fahrzeuge, 93000 Mann sind Kriegsgefangene, unter ihnen die kommandierenden Generale vom XIII. und XV. Korps und viele Generale. Die Gefangenen sind mit dieser Wendung der Dinge sehr zufrieden und wünschen, nicht nach Rußland zurückzukehren, es geht ihnen bei uns sehr gut. Belgien ist zertrümmert. Vor Paris stehen deutsche Truppen. Die ganze französische Armee geht zurück.“

Die anderen Korps der deutschen Armee traten am 7. September ebenfalls in Gefechtsberührung mit den Russen. Der Nachrichtendienst ergab über die feindliche Kräfteverteilung folgendes Bild:

56. Reserve-division und 28. Infanteriedivision (20. Korps) nördlich Wehlau bis zum Kurischen Haff.

29. Infanteriedivision (20. Korps) und 3. Korps südlich Wehlau an der Alle und von dort bis Gerdauen.

4. Korps und 57. Reserve-division in Linie Gerdauen—Drenkfurth.

2. Korps in Linie Drenkfurth—Pössern—Kruglanken.

Die 72. und 76. Reserve-



Von den Russen niedergebrannter Bahnhof bei Rosel.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

division tauchten am 8. September am linken Flügel auf. Das Tagebuch eines am 8. September gefangenen Hauptmanns der 26. Infanteriedivision (2. Korps) gab hierüber folgenden Aufschluß:

„Das Armeekorps hat die Aufgabe, die linke Flanke der Armee zu sichern. Rechts Korps Alijew (4. Korps) in Linie Gerdauen—Nordenburg; links Teile des 22. Korps bei Lyč. Der Kommandierende General hat hartnäckige Verteidigung anbefohlen. Rechte Flanke sichert unsere

(26.) Division. Mitte Oberst Patrun mit 101. (26. J.=D.), 302. (76. Res.=Div.) und 76. Art.=Brig. (76. Res.=Div.) in der Linie Strangeln=See—Goldaggar=See. Linke Flanke 43. Inf.=Div. (2. Korps) im Abschnitt zwischen dem Goldaggar=See—Soltmahner=See und Gablič=See.

Korpsreserve bis zur Ankunft der 72. Res.=Div. (8. 9. 1 Uhr nachm.) 170. Inf.=Rgt. (43. Inf.=Div.).“

Teile des zur Grodno=Reserve (3. sibirisches und 22. Korps) gehörenden 22. Korps wurden, wie bereits erwähnt, bei Johannisburg, Biälla, Arys und Lyč festgestellt.

Die 72. und 76. Reserverdivision tauchten später vor dem Korps François auf.

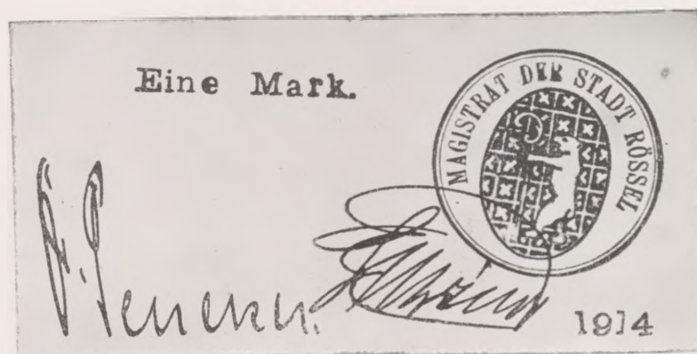
Über den Verbleib der russischen 53. und 54. Reserverdivision, sowie des 3. sibirischen Korps war nichts bekannt.

Während die 3. Reserverdivision auf Lyč angelegt wurde, vereinigte François seine beiden Divisionen auf Arys, wo sich Truppen des russischen 2. und 22. Korps in sehr stark ausgebauter Stellung eingenistet hatten. Ein auf dem Truppenübungsplatz Arys angelegtes Übungswerk mit guten Sturmhindernissen war geschickt in die Verteidigungslinie hineingezogen. Wer die tief eingeschnittenen, taktisch und technisch mustergültig angelegten und ausgearbeiteten russischen Feldbefestigungen sah, glaubte vor uneinnehmbaren Stellungen zu stehen. Sie unterlagen jedoch stets, wenn der Angriff richtig angelegt und im engsten Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie durchgeführt wurde.



Aus dem Westen gekommene Truppen ziehen in Allenstein ein.

Originalaufnahme von Paul Lindenber.



Kriegsgeld der Stadt Rößel während der Russenbesetzung.

Ludendorff sagt in seinem Buch Seite 48 von den russischen Stellungen vor der deutschen Kampffront:

„Die feindlichen Stellungen waren stark und geschickt ausgebaut. Wir wären mit den Kampfmitteln und der Munition, über die wir verfügten, nie ihrer Herr geworden, wenn nicht die beabsichtigte Umfassung über Löben und die befestigte Seensperre wirksam geworden wäre.“

Es liegt in diesem Ausspruch eine besondere Anerkennung für die Truppen des I. Armeekorps, denen der An-

Кому *An Herrn Kommandant von der Feste Lötzen*
Отъ кого _____
191 г. „ *August* мѣсяца „5“ час. „40“ мин. *Москва*
№ _____ Изъ (откуда отправлено) _____

Карта _____
Получено „ „ час. „ „ мин. Въ (гдѣ получено) _____

КѢмъ доставлено

*Lötzen ist schon von den Truppen der
Russischen Kaiserlichen Armee ganz einge-
schlossen. Unnützlich ist eine weitere Ver-
teidigung der Feste. Mir ist befohlen
Siz zu beauftragen die Festung freiwillig
uns zu übergeben - damit kann man
vermeiden unmittelbaren Verluste.
Sie haben zu Ihrer Verfügung 4 Stunden
um die unsere Bedingung zu überlegen.
Wenn Sie nicht wollen mit dieser
Bedingung zufrieden sein, so wird man
mit Offener Kraft die Festung
nehmen und in diesem Falle wird
kein Stein auf Steine nicht
gelassen wird.*

Chef der Kolonne
Raudspanub

Aufforderung zur Übergabe der Feste Boyen durch die Russen
am 26. Aug. 1914
(Vaterländische Gedenkhalle der Feste Boyen bei Lötzen)

griff gegen die gleichartig ausgebauten, durch die Seenanlehnung begünstigten russischen Stellungen stets gelang und die dadurch den Erfolg der Masurenschlacht ermöglichten.

Das I. Armeekorps nahm am 8. September die Seesperre bei Arys und stand am 9. September vor der dritten Sperre am Soltmahner- und Gablick-See.

Am 8. September begann der planmäßige Angriff der vier deutschen Korps in der Front. Die Kämpfe verliefen, namentlich beim Korps Scholz, nicht günstig. Korps Madensen war über Lözen vorgerückt, kam indessen bei Kruglanken und Possessern nicht vorwärts.

Die 1. und 8. Kavalleriedivision gingen ebenfalls durch die Feste Lözen und nahmen

Euer Exzellenz !

Euer Exzellenz bringe ich mein lebhaftestes Bedauern zum Ausdruck, daß die von Euer Exzellenz vorgeschickten Parlamentäre

- 1 Major, 1 Adjutant, 1 Trompeter -

von meinen Truppen angeschossen worden sind. Ein vorgeschobener Posten hat sie von der Seite bezw. vom Rücken aus gesehen und will die Parlamentärflagge nicht gesehen haben.

Joh werde den Vorfall peinlich untersuchen und stelle strenge Bestrafung in Aussicht.

Euer Exzellenz können versichert sein, daß von meinen Truppen streng nach den Gesetzen des Völkerrechts gehandelt wird.

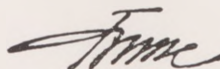
Die Verwundeten sind in das Lazarett aufgenommen; sie erhalten dort die beste Pflege und werden nicht als Gefangene behandelt.

Sobald es deren Zustand erlaubt, werden diese ausgeliefert werden.

Was Ihre Aufforderung anbetrifft, die Feste zu übergeben, so weise ich dieselbe für mich und meine tapfere Besatzung als im höchsten Grade beleidigend zurück.

Die Feste Boyen wird nur als Trümmerhaufen übergeben.

Der Kommandant der Feste Boyen



*Antwort des Kommandanten der Feste Boyen, Herrn Oberst Busse, auf die russische Aufforderung zur Übergabe der Feste am 27. Aug. 1914, 9 Uhr vorm.
(Vaterländische Gedenkhalle der Feste Boyen bei Lötzen)*

Marschrichtung auf Widminnen. Der Entschlossenheit des Kommandanten der Feste, Oberst Busse, war es zu danken, daß diese wichtige Sperre für unsere Truppen offen geblieben war. Am 26. August erschien ein russischer Parlamentär vor der Feste und überbrachte dem Oberst Busse folgendes Schreiben (siehe S. 134):

„Löben ist schon von den Truppen der russischen kaiserlichen Armee ganz eingeschlossen. Unnützlich ist eine weitere Verteidigung der Feste. Mir ist befohlen, Sie zu beauftragen, die Festung freiwillig uns zu übergeben, damit unnütze Verluste vermieden werden. Sie haben zu Ihrer Verfügung 4 Stunden, um unsere Bedingungen zu überlegen. Wenn Sie nicht

Erste Sonder-Ausgabe.
Ostdeutsche Volkszeitung
General-Anzeiger für Ostpreußen.

Insterburg, Samstag, den 12. September 1914

Ein Hurra unsern braven Kriegern!

Wer den Jubel heute sah, als die erste deutsche Ulanenpatrouille wieder auf unsern Markt sprengte, wie wir uns alle die Hände reichten mit innigem, hellem Blick, der vergißt das nicht wieder in seinem Leben.

Hinter uns liegen gut 2½ Wochen der Knechtschaft; nicht so grausam, wie wir anfangs fürchteten — wir wollen gerecht sein auch dem Feinde gegenüber, der seine Mannesjucht hielt —, aber doch lastend wie Blei auf unserer Seele, nie ohne Gefahr für den Einzelnen; und wie Mehltau ward gefallen auf unsern frischen Mut, auf unsere Hoffnung. Von aller Welt, so vielfach auch von unsern nächsten Lieben abgetrennt, in allem Wesentlichen angelesen auf dürrige, für uns künstlich zugeschnittene Nachrichten aus dem weiten Kriegsfelde, mußten wir den langen Hoffnungsfäden spinnen in die Zukunft. Und wenn dann hin und wieder der Scheiter ein wenig sich zu lüften schien, wenn bald von den raschen glorieichen Siegen an der Westgrenze des großen Vaterlandes, bald von dem jäh blutigen Ringen im Westen und Süden unserer engeren Heimat eine dunkle Kunde kam, wie haben wir dankbar das genossen, dankbar und doch immer voll Sorge ob der helle Schein stand, ob er nicht gar zu bald wieder verflungen würde durch eine düstere Wolke! Und nun heute nach den bangen Stunden der Erwartung, als der dumpfe Donner der Geschütze und zuletzt daneben der hellere Ton des Kleingewehrfeuers uns immer näher rückt, als schließlich der Kampf an unsere Tore drang, wie still waren die Straßen, wie jagten wir da dem Erlösungswort entgegen, und wie hell klang schließlich der Siegesjubel!

Wer in diesen Wochen seiner Pflicht getreu stand hielt, der durfte in der schweren Zeit nicht nur, wie sonst die Freuden, er durfte auch einmal die Sorgen mit seinen Mitbürgern teilen, er konnte auch so viel ungeahnte Tatkraft, so viel selbstlose, nie ruhende Arbeit für das Wohl unserer Stadt bewundern. Wir haben alle gelernt; der Krieg hat auch uns alle in die Schule genommen; Mannesmut und ruhiges schlichtes Gottvertrauen werden wir nie wieder gering achten, und ein festes Zusammenstehen zu edlem, tüchtigem Zweck werden wir schätzen. Eins aber ist doch das Schönste: Unsere eignen Väter, Brüder, Söhne sind es, die uns den Tag der Freiheit wieder gaben, und wenn's auch nicht ohne schwere Opfer ging, die alle Tüchtigkeit und Tapferkeit unseres Heeres hat nach Gottes Fügung doch schließlich wieder die Hand der Feinde gemorfen; auch bei uns im Osten wird bald keine Russenhand mehr ein Gliedchen deutscher Erde festhalten. Drum aus tiefem Herzen und mit vollem Klang:

Ein Hurra unsern braven Kriegern!
Gottes Segen mit unserm Vaterland!

Insterburg, den 11. September 1914.

Dr. O. Lücke.

Bekanntmachung.

Meine lieben Mitbürger!

Mit der Besetzung, mit welcher Sie führen unsere braven Truppen bei ihrem Einzuge in unsere liebe Vaterstadt begrüßt haben, habe ich ersehen, welche Freude Sie empfinden haben, endlich von der russischen Herrschaft erlöst zu sein.

Ich erwarte von der Bürgerlichkeit, daß sie auch weiterhin bei Erhebung nach allen Richtungen hin anzuvertrauen sind und halte es für notwendig, zu betonen, welche bei jeder Arbeit des Vaterlands allseitiger Unterstützung an die Truppen und Zivilbevölkerung dringend zu erhalten. Sämtliche Bedürfnisse und Bedürfnisse müssen glücklich sein.

Insterburg, den 12. September 1914

Der Magistrat
3 v. Dr. Hartmann.

Wohlfahrt der Vaterstadt Insterburg in Insterburg, vom 12. September 1914

wollen mit dieser Bedingung zu Frieden sein, so wird man mit offener Kraft die Festung nehmen und in diesem Falle dort kein Stein auf Steine nicht gelassen wird."

Chef der Kolonne.

Der tapferere Oberst antwortete (siehe S. 135):

"Was Ihre Aufforderung an betrifft, die Feste zu übergeben, so weise ich dieselbe für mich und meine tapferen Besatzung als im höchsten Grade beleidigend zurück. Die Feste Boyen wird nur als Trümmerhaufen übergeben."

Der Kommandierende
der Feste Boyen:
Busse.

So blieb uns die kleine, im Frieden recht vernachlässigte Befestigung als eine wertvolle Pforte für den Angriff erhalten.

Hindenburg gab für den 9. September folgenden Befehl aus:
Oberkommando der 8. Armee.

Rößel, 8. 9. 14.

"Armeebefehl für den 9. 9.
1. Gegend bis Ostrolanka—
Łomża kein Feind.

70. Ldw.=Brig. des Korps

v. d. Goltz steht in Myszynize, das Gros des Korps v. d. Goltz im Vormarsch von Rudczenny auf Johannisburg.

3. Res.=Div. hat überlegenen Feind bei Biälla geschlagen und in nördlicher Richtung geworfen. Sie hat 8 Geschütze genommen. Sie erreicht heute Drygallen und geht morgen 9. 9. über Klausen auf Jupa weiter.

1. Armeekorps hat Feind bei Arys geworfen und 1000 Gefangene gemacht. Es ist im Vorgehen auf Widminnen. Es setzt morgen die Angriffsbewegung östlich des Goldapgar-Sees nach Norden fort.

1. A.=K. hat 3. Res.=Div. mit Munition und Verpflegung auszuheilen.

1. u. 8. K.=D. vereinigen sich morgen 9. 9. bei Widminnen. 1. K.=D. geht dorthin, sobald es die Gefechtslage gestattet.

Das nunmehrige Kavalleriekorps Brecht wird dem 1. A.=K. zum Vorgehen auf Goldap unterstellt.

XVII. A.=K. hat Angriffsbewegung auf Kruglanfen—Possessern begonnen, unterstützt durch 10 Zentimeterkanonen des XX. A.=K. von Steinort her. Es nimmt morgen Kruglanfen—

Possessern. Es ist von Bedeutung, schwere Artillerie baldmöglichst so in Stellung zu bringen, daß die feindliche Stellung bei Angerburg im Rücken gefaßt werden kann.

XX. A.=K. greift mit starkem rechten Flügel Feind östlich des Rehsauer Sees an. Zurückgehaltener linker Flügel etwa bei Wolfshagen.

XI. und 1. Reservekorps sind heute vor der feindlichen Stellung von Gerdauen und beginnen morgen, 9. 9., den Artilleriekampf.

Gardereservekorps greift nach Heranziehung der Hauptreserve Posen Feind bei Allenburg an, durch starke Staffelung links und starke Geländeverstärkungen stets bereit, einen feindlichen Vorstoß auf seinen linken Flügel abzuwehren.

Gouvernement Königsberg schiebt die Kräfte südlich des Pregel bis an den Abschnitt Paulinenhof—Genslaß vor. Diese Kräfte werden dem Gardereservekorps unterstellt. Hauptreserve Königsberg steht im übrigen in der Deimestellung.

2. Fliegeraufklärung von jetzt an:

Stellung=Fliegerabteilung Graudenz gegen Linie Warschau—Łomża.

I. A.=K. Augustow—Suwalki—Goldap.

XVII. A.=K. gegen Filipowo=Darkemen.

XX. A.=K. gegen Gumbinnen—Insterburg.

XI. A.=K. gegen Insterburg.

1. R.=K. gegen Insterburg—Tapiaw.

Gardereservekorps wolle seine Flieger in erster Linie zu artilleristischer Erkundung und Beobachtung verwenden.

Gouvernement Königsberg, nördlich des Pregel gegen Insterburg—Tilsit.

Gegen und über Linie Łomża—Augustow wird Fliegerabteilung 16 des A.=O.=K. aufklären.

3. A.=O.=K. bleibt Rössel, woselbst 7 Uhr abends Befehls=empfang."

Der Oberbefehlshaber
gez. von Hindenburg.

Für die Richtigkeit
Hoffmann,

Oberstl. im Gen.=Stab.

Am 9. September — dem 3. Schlachttage — wurden die deutschen Angriffe in der Front ohne Erfolg erneuert, auch die Vormittagsangriffe von Madensien gegen Kruglanken scheiterten.

François Truppen stürmten die feindlichen Befestigungen



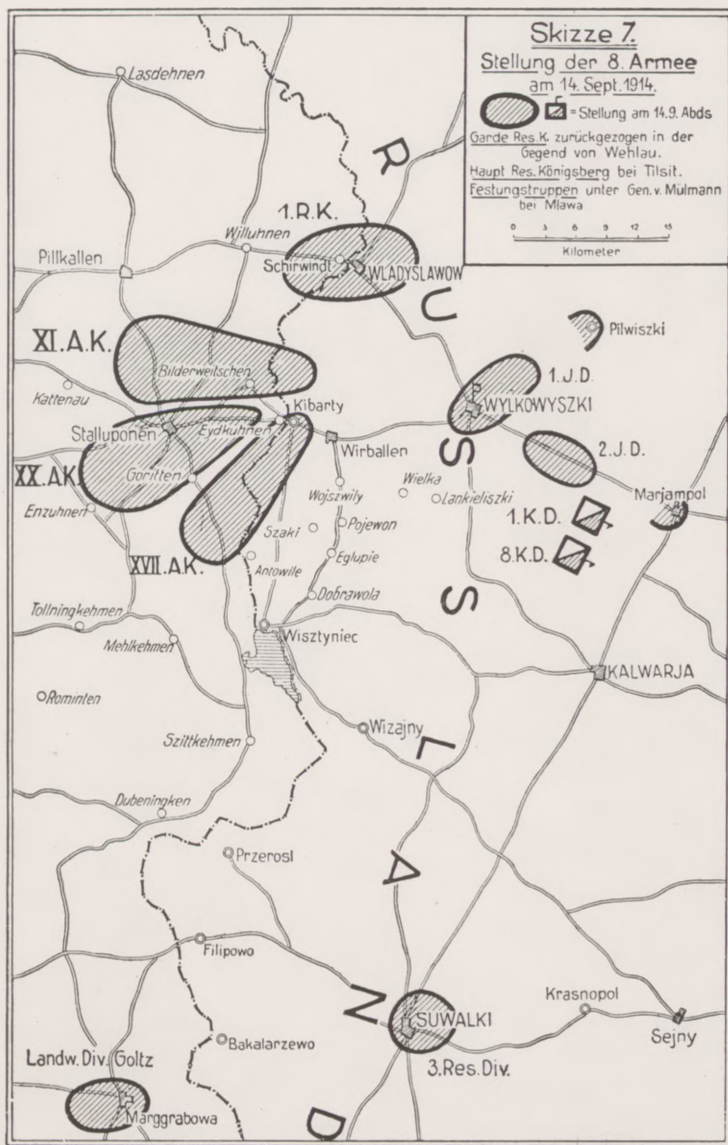
Der Rest einer russischen Kompagnie nach der Schlacht bei Drengfurth.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



Russische Gefangene auf dem Marktplatz von Insterburg.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



westlich und östlich des Soltmahner Sees und machten reiche Beute. Durch diesen Erfolg war die russische Flanke eingestochen, Rennenkampf gab die Schlacht verloren und befahl den Rückzug.

Die 3. Reserwedivision, die bei Lyda auf Teile des russischen 22. Korps stieß, erhielt Befehl, nach Zurückwerfen des Gegners bei Lyda den Vormarsch über Marggrabowa auf Filipowo fortzusetzen.

Die 1. und 8. Kavalleriedivision waren François unterstellt. Als Kavalleriekorps unter General v. Brecht vereinigt, wurden sie beauftragt, in Richtung Goldap gegen die rückwärtigen Verbindungen der Russen vorzugehen.

Am 10. September früh — dem 4. Schlachttage — ging bei Hindenburg die Nachricht ein, daß der Feind vor der Front die Stellung zu räumen beginne.

Die Verfolgung nahm ihren Anfang; Hindenburg hielt ein energisches Nachstoßen in der Front für vorteilhaft und dachte sich die Bewegung der einzelnen Korps folgendermaßen:

Hauptreserve Königsberg aus der Deimestellung auf Tilsit,
 Gardereservekorps von Allenburg auf Groß=Audowöhnen,
 1. Reservekorps von Gerdauen über Insterburg auf Pillkallen,
 XI. A.=K. von Barten nördlich Darkehmen vorbei über Gumbinnen auf Stallupönen,
 XX. A.=K. von Drengfurth über Darkehmen, Walterkehmen auf Pillupönen,
 XVII. A.=K. von Possessern hart nördlich der Romintener Heide auf Wistyniec,
 I. A.=K. von Lissen südöstlich der Romintener Heide auf Mariampol,
 1. und 8. Kavalleriedivision, dem I. A.=K. voraus gegen die Straße Wirballen—
 Kowno.

Die Bewegungen verliefen indessen nicht ganz nach Wunsch. Eine besonders störende Abweichung wurde am 11. September durch das XI. Armeekorps veranlaßt, das sich von starker Überlegenheit angegriffen wähnte. Hindenburg ließ das XVII. und I. A.=K. zur Unterstützung nach Norden eindrehen, wodurch die angestrebte Umfassung eine bedenkliche Unterbrechung erfuhr. Die Ansicht des XI. Armeekorps stellte sich als unrichtig heraus, der entstandene Zeitverlust war aber trotz allen dringenden Befehlen des A.=O.=K. nicht mehr einzuholen.

Das Kavalleriekorps wurde am 12. September vom A.=O.=K. auf Mariampol—Wylkowyski angeordnet und die 3. Reserwedivision auf Suwalki.

Der Rückmarsch der Russen vollzog sich ungemein schnell. Auf und neben den Straßen strebten die Marschkolonnen der Grenze zu. Starke Nachhuten versuchten die nachdrängenden deutschen Truppen aufzuhalten. Daher kam es, besonders am 11. September, überall zu blutigen Kämpfen. Da die russische 50 Kilometerfront schnell zusammenschumpfte, entstand beim XX., XI., 1. Reserve- und Gardereservekorps ein Zuviel an Truppen und wechselseitige Störung. Das A.-O.-K. nahm deshalb das Gardereservekorps ganz aus der Kampflinie heraus und gab dem 1. Reservekorps Marschrichtung nach Wladislawa.

XI., XX. und XVII. Armeekorps setzten den Wettlauf fort, sie strebten an die große Straße, und als die Schlacht am 14. September endete, standen sie hart aneinander gedrückt mit den Anfängen in der Gegend von Wirrballen, siehe Skizze. An diesem Tage kam es beim Korps François noch zu einem recht heftigen Schlusßkampf bei Wylkowyski gegen Rennenkamps Nachhut, bei dem reiche Beute geerntet wurde.

Die Masurenschlacht ist ein glänzender Waffenerfolg Hindenburgs gewesen, der den letzten Russen aus Ostpreußen vertrieb, eine Vernichtungsschlacht war sie aber nicht. Das Endergebnis der Schlacht war nicht bedeutend. In einem Erlaß Hindenburgs wurden als Beute 30000 Gefangene und 150 Geschütze genannt. Ludendorff gibt die Gefangenenanzahl wohl zutreffender auf 45000 an. Der erfreulichste Erfolg blieb die Befreiung Ostpreußens.

Das von Russen besetzte Gebiet war zum größeren Teil übel zugerichtet worden. Schloß Rominten blieb geschont. Gefangene Offiziere erzählten, der Kaiser von Rußland habe es als sein Jagdrevier in Aussicht genommen und der nachstehende Befehl Rennenkamps scheint die Richtigkeit dieser Angabe zu bestätigen:

Bekanntmachung.

„Es sind von mir Maßnahmen getroffen worden zum Schutze der Romintenschen Heide und der darin belegenen, Seiner Kaiserlichen Majestät dem Deutschen Kaiser



Auf dem Marktplatz von Lyda nach der ersten Vertreibung der Russen.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



Russische Gefangene ziehen über den Markt von Insterburg.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.



An der deutsch-russischen Grenze bei Stallupönen.

Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

gehörigen Schlösser, doch nur in dem Falle, falls die Heide nicht als Unterschlupf der russischen Armee feindlich gesinnter Banden oder Truppenteile dient.

Leider ist es mir bekannt geworden, daß in der Romintenschen Heide aus dem Hinterhalt einzelne Glieder der Kaiserlich russischen Armee von nicht zur deutschen Armee gehörenden bewaffneten Banden und Förstern beschossen worden sind.

Ich warne alle Einwohner, besonders die Förster, und mache sie darauf aufmerksam, daß, falls sich so etwas wiederholen sollte, die Romintensche Heide mit allen darauf befindlichen Schlössern schonungslos und bis auf den Grund niedergebrannt werden wird, wie solches mit Groß-Rominten geschehen, dessen Einwohner auf russische Automobile geschossen haben."

von Rennenkampf,
General-Adjutant Seiner Kaiserlichen Majestät,
General der Kavallerie.

Rennenkampf ging mit den Trümmern der Njemenarmee hinter den Njemen zurück. Er selbst wurde seiner Stellung enthoben. General von Sievers übernahm das Kommando der Armee und begann sie für eine neue Offensive zu ordnen.

Rennenkampf, einer der hervortretendsten Generale aus dem Mandschurischen Feldzuge, von seinem Kaiser mit Ehren überschüttet, unterlag der überlegenen deutschen Führung. Nach dem Zusammenbruch des russischen Kaiserreichs ging er nach der Ukraine. In Tagaurog wurde er von Bolschewiken erschlagen und im Stadtpark verscharrt. Nach dem Einmarsch der deutschen Truppen ließ Rennenkampfs Witwe die Leiche nach dem Friedhofe überführen. Der damals (August 1918) in Tagaurog befindliche deutsche Befehlshaber General v. Knörzer ordnete eine Beisetzung mit allen militärischen Ehren an, der er selbst mit einer großen Zahl deutscher Offiziere beiwohnte.

Die russische Heeresleitung mußte eine neue Niederlage eingestehen und tat es begreiflicherweise in mildester Form. Der amtliche Bericht aus Petersburg lautete:

„Am 10. September wurde eine überwältigende Bewegung deutscher Truppen gegen den linken Flügel der Armee des Generals Rennenkampf bekannt. Diese Bewegung nötigte die Russen, sich zurückzuziehen. Am nächsten Morgen unternahmen die Russen zur Aufhaltung der deutschen Offensive aktive Operationen, aber dann stellte sich heraus, daß die Russen sich einem übermächtigen Gegner gegenüber befanden.“

Beuthen, 26. 9. 14

Sehr geehrte Frau General

Als ich erfahren habe, dass Sie General von François verwundet worden resp. gefallen sei, bin ich sehr betrübt und wünsche, Sie in dem besten Zustande wieder zu sehen. Ich hoffe, dass Sie sich bald erholen werden und wieder in den Kampf zurückkehren können. Ich bin sehr dankbar für die Unterstützung, die Sie mir in diesen Tagen bewiesen haben. Ich werde mich bemühen, Sie bald wieder zu sehen. Mit herzlichen Grüßen von mir und den Kindern.

Ich würde sehr gerne
 darüber mit Ihnen sprechen
 und Sie persönlich besuchen, aber
 in der gegenwärtigen Lage
 kann ich das nicht. Ich hoffe,
 dass Sie sich bald erholen werden
 und wieder in den Kampf zurückkehren
 können. Ich bin sehr dankbar für
 die Unterstützung, die Sie mir
 in diesen Tagen bewiesen haben.
 Mit herzlichen Grüßen von mir
 und den Kindern.

Brief Hindenburgs an Frau General von François nach der Masurenschlacht.
 (Gerüchtweise verlautete, daß General von François verwundet worden resp. gefallen sei. Frau von François wandte sich um Auskunft an Hindenburg und erhielt obige Antwort.)

Dieser Bericht bestätigt, daß die Entscheidung in der Masurenschlacht am 9. September fiel, als François' Truppen die befestigten Sperren östlich und westlich des Soltmahner Sees stürmten und dadurch die linke Flanke Rennenkampfs einstießen.

Hindenburgs Abberufung nach Schlesien.

Hindenburg, der sich seit dem 12. September in Insterburg befand, konnte an eine ernste Verfolgung nicht denken. Die Vorgänge bei dem österreichischen Bundesgenossen bereiteten Sorge, ihr Druck auf die Gesamtlage wurde fühlbar.

Schon am 10. September telegraphierte Hindenburg an die O. H.=L.:

„Erscheint mir fraglich, ob Rennenkampf entscheidend geschlagen werden kann, da Russen heut frühzeitig Rückmarsch angetreten haben. Für Weiterführung der Operationen kommt Versammlung einer Armee in Schlesien in Frage. Können wir auf weitere Verstärkungen aus Westen rechnen? Hier können zwei Armeekorps abgegeben werden.“

Hierauf kommt am 13. September folgende Antwort:

„Baldigst zwei Armeekorps freimachen und bereitstellen für Abtransport nach Krakau.“

Das Ziel Krakau machte Hindenburg stutzig und er drahtete an die O. H.=L.:

13. September 14.

„Verfolgung morgen beendet. Sieg scheint vollständig. Offensive gegen Narew in entscheidender Richtung in etwa 10 Tagen möglich. Österreich erbittet aber wegen Rumäniens direkte Unterstützung durch Verlegung der Armee nach Krakau und Oberschlesien. Verfügbar dazu vier Armeekorps und eine Kavalleriedivision. Bahntransport allein dauert etwa 20 Tage. Lange Märsche nach österreichischem linken Flügel. Hilfe kommt dort spät. Bitte um Entscheidung. Armee müßte dort jedenfalls Selbständigkeit behalten.“

Am 14. September kam die Antwort:

„Operation über Narew wird in jetziger Lage der Österreicher nicht mehr erfolgversprechend gehalten. Unmittelbare Unterstützung der Österreicher ist politisch erforderlich.“

Am 17. September wurde Hindenburg zum Oberbefehlshaber der in Oberschlesien neu zu bildenden 9. Armee ernannt, zu der von der 8. Armee Gardereservekorps, XI., XVII. und XX. Armeekorps sowie die 8. Kavalleriedivision abzugeben waren.

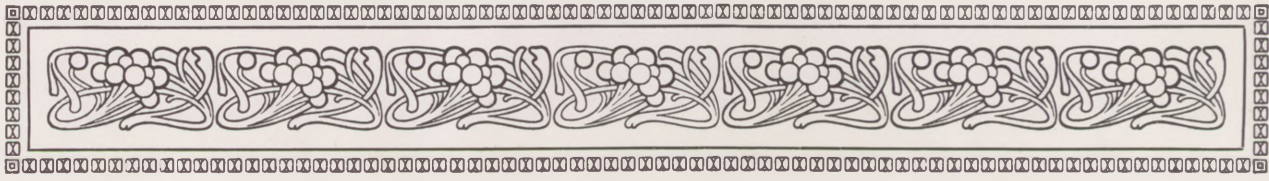
In früher Morgenstunde des 18. September verließ Hindenburg im Kraftwagen Insterburg zur Fahrt nach dem neuen Ziel Breslau.

In Ostpreußen blieben als 8. Armee zurück I. Armeekorps, 1. Reservekorps, 3. Reserve-division, Landwehrdivision v. d. Golz, Hauptreserve Königsberg, ein Teil der Festungsbesatzungen, einige Landwehrbrigaden und die 1. Kavalleriedivision. Den Oberbefehl erhielt General v. Schubert.



Hindenburg-Büste im „Dessauer Hof“ in Insterburg, in welchem Großfürst Nikolai Nikolajewitsch und General von Rennenkampf, später Hindenburg und Ludendorff gewohnt.

Berliner Illustrations-Gesellschaft.



Das Landwehrkorps mit und unter Hindenburg.

Von

Generalmajor Wilhelm Heye.

Viele Landwehr-Truppen — Divisionen, Brigaden, Regimenter — aus allen Gauen des Vaterlandes, haben sich am deutschen Heldenkampfe beteiligt; im Verbande des deutschen Heeres gab es aber nur ein Landwehr-Korps: „Das Landwehrkorps“.

Auch dieses Korps gehorchte einst voll Stolz und Opfermut den Befehlen unseres Hindenburg oder kämpfte in treuer Kameradschaft neben seinen Truppen.

Als es auszog, standen in seinen Reihen vornehmlich die älteren Männer Schlesiens. Männer, deren Vorfahren einst vor 100 Jahren den Grund gelegt hatten zum Ruhme der schlesischen Landwehr unter dem greisen Marschall „Vorwärts“.

Auch 1914 trat an die Spitze der schlesischen Landwehr ein Mann mit grauem Haar, aber mit jugendlicher Begeisterung im Herzen, ein Soldat und Führer von echtem Schrot und Korn: „Der alte Woyrsch“.

Auch er war ein Sohn der schlesischen Heimat, in der seine Familie bodenständig war seit Urväter Zeiten und die er liebte wie kein anderer!

Schon als Kommandierender General hatte er seine jetzigen Landwehrleute befehligt; er kannte daher ihre Art und ihre Leistungsfähigkeit; er schätzte sie und wurde von ihnen verehrt.

Im Wesen und im Charakter hatte Feldmarschall Remus von Woyrsch viel Ähnlichkeit mit seinem zeitweiligen Vorgesetzten, Feldmarschall von Hindenburg. Beide waren aus der Musterschule des Soldaten, aus der Garde, hervorgegangen und standen sich schon als Kriegskameraden von 1866 und von 1870/71 her nahe.

Edle Schlichtheit des Herzens, Gradheit des Charakters, vornehme Würde und Ritterlichkeit des alten preußischen Offiziers zeichneten auch Woyrsch aus. Wie bei Hindenburg gaben auch bei Woyrsch unbedingte Hingabe für König und Beruf, treueste Fürsorge für die Truppe und tiefe Liebe zur Heimat die Richtschnur für jedes Tun und Denken ab.

Wie Hindenburg im besonderen der Retter Ostpreußens wurde, so war Woyrsch mit seinem Landwehrkorps berufen, insonderheit Schlesien, seine Heimatprovinz, zu verteidigen.



Generaloberst von Woyrsch, Kommandeur des Schlesiſchen Landwehrkorps.

Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheidt, Berlin.

August 1914! Eine große gewaltige Zeit, da das deutsche Volk in sich noch so vollkommen, so überwältigend einig war; einig in seiner Kraft, seinem Können, seinem Willen, sich einzusetzen mit Gut und Blut für seines deutschen Vaterlandes Ehr und Wehr. Tage fiebrhafter seelischer Erregung, Tage des nationalen Hochgefühls! Wir alle haben sie miterlebt im tiefsten Innern unseres Herzens; auch die, die jetzt nichts mehr davon wissen wollen.

Alles, was sich fähig fühlte, eine Waffe zu führen, eilte zu den Fahnen; Tausende und Abertausende von deutschen Männern meldeten sich freiwillig bei den Truppen; die Kasernen konnten sie nicht mehr fassen.

Die Mobilmachung begann, die ersten Nachrichten aus Feindesland trafen ein. Nur ganz allmählich legte sich die Erregung und machte einer besonnenen Entschlossenheit Platz.

Die Soldaten nahmen Abschied, die Straßen wurden leerer, die Ungewißheit über die dunkle Zukunft wich einer gewissen Zuversicht.

Schon waren die Grenzen der Heimat nicht mehr ungesichert, schon rollten die zahlreichen Militärtransporte aus dem Innern des Landes den Grenzen zu nach Ost und West. Täglich 600 Züge! Welch gewaltiges Uhrwerk lief da ab, ohne daß ein Rädchen stockte. Kein Weichensteller, kein Streckenwärter, kein niederer oder oberer Beamter des großen Eisenbahnbetriebes versagte. Alles ging wie am Schnürchen.

Im ganzen wurden für Mobilmachung und Aufmarsch bis Mitte August 29 100 Züge gefahren und diese Züge brachten im ganzen 5 850 000 deutsche Männer und 1 060 000 Pferde an ihre Bestimmungsorte.

* * *

Am 17. August schon stand das Westheer bereit, am 18. trat es seinen Vormarsch gegen den Feind an. Ein Heer, wie es die Welt auch nach dem Urteil unserer Feinde nie besser und gewaltiger gesehen hat in seiner moralischen und physischen Kraft.

Es bestand aus sieben deutschen Armeen. Diese sieben Armeen stellten die Hauptkraft der verbündeten Mittelmächte, Deutschland und Österreich-Ungarn, dar.

Diese Hauptkraft sollte zunächst gegen den gefährlichsten Gegner Verwendung finden. Als solchen sah man Franzosen und Engländer an, weniger der Zahl ihrer Streiter wegen, als weil sie ihre Mobilmachung und ihren Aufmarsch nach deutscher Berechnung bedeutend schneller beendet haben konnten, als dies den Russen möglich war, deren Regimenter zum



Trotz alledem vorwärts! (Aus der Winterschlacht in Masuren)
Nach dem Leben gezeichnet von Professor Karl Storch.



Teil weit aus dem fernsten Osten, aus Sibirien, Turkestan, aus dem Kaukasus, auf wenig leistungsfähigen Bahnen herangeschafft werden mußten.

In der Tat waren an jenem 18. August, an dem das deutsche Westheer den Vormarsch begann, die Franzosen ebenfalls schon kampfbereit mit ihren fünf Armeen, während die englische Armee in den französischen Häfen ihre Ausladung beendet hatte. Das ernste Spiel begann, das zu der jetzt so oft erörterten großen Marneschlacht führte.

Es war die Absicht, Engländer und Franzosen schnell und vernichtend zu schlagen, ehe die Russen bereit waren. Dann sollten die deutschen Hauptkräfte beschleunigt mit der Bahn vom Westen nach dem Osten geworfen werden, um auch dort die Entscheidung gegen die Russen zu bringen.

Bis zu diesem Zeitpunkt mußten das österreichisch-ungarische Heer in Galizien und die achte deutsche Armee in Ostpreußen die Russen in Schach halten.

Im Sinne dieses Planes entschloß sich am 18. August die österreichisch-ungarische Heeresleitung, mit ihren Armeen 1, 4 und 3, zu denen beschleunigt von der serbischen Grenze in letzter Stunde auch noch die 2. Armee herangeführt wurde, in östlicher und nordöstlicher Richtung zum Angriff vorzugehen, um den russischen Gegner zur Schlachtenentscheidung zu zwingen, bevor er alle Kräfte vereinigt hatte. Schon von dieser Schlachtenentscheidung erhoffte das österreichisch-ungarische Armee-Oberkommando die Entscheidung des ganzen Krieges, beließ aber leider trotzdem zwei Armeen, die 5. und 6., auf dem Nebenkriegsschauplatz Serbien.

Kühn ist das österreichisch-ungarische Heer von 1914 zum Angriff geschritten; mit größter Tapferkeit hat es sich geschlagen. Es war, trotz des Völkergemisches von Tschechen, Mähren, Slowaken, Deutschen, Magyaren, Polen, Bosniaken, Italienern, Ladinern usw., das in seinen Reihen stand, damals noch ein einheitliches Gefüge mit dem festen Willen, den gemeinsamen Feind niederzuwerfen. Die Blüte seiner Kämpfer aller dieser Nationalitäten fiel in den blutigen August- und Septembertagen 1914; das Fehlen dieser Blüte machte sich im ganzen weiteren Verlauf des Feldzuges schwer fühlbar und gibt die Erklärung für manche trüben Vorgänge ab. Wir müssen jedenfalls auch den österreichisch-ungarischen Streitern von 1914 Dank wissen, denn auch sie setzten ihr Leben ein für den Schutz deutscher Grenzen!

* * *

Doben in Ostpreußen hatte inzwischen schon der 17. August der 8. deutschen Armee die Berührung mit dem Feinde in der Schlacht bei Stallupönen gebracht. Diese Armee zählte nur vier Armeekorps, eine Reserve-, drei Landwehr- und eine Kavallerie-Division. Rings um sie sammelte sich der Gegner, wie zu erwarten stand, in doppelter bis drei-



Unsere Landwehr!
Nach einer Zeichnung von P. G. Vowe.



„Hier zogen die Russen entlang!“
 Nach einer Zeichnung von Professor Max Rader.

facher Übermacht. Zwischen der 8. deutschen Armee und dem österreichisch-ungarischen Heere blieben 300 Kilometer freier Zwischenraum. Hier wurde das Landwehrkorps eingesetzt. Es war ebenfalls der 8. Armee unterstellt, blieb aber wegen der weiten Trennung von Ostpreußen auf sich angewiesen. So ist das Landwehrkorps der berufene und verantwortliche Schutz der schlesischen Heimat geworden.

Die Verteidigung der schlesischen Heimat konnte erfolgreich nicht an der Grenze selbst durchgeführt werden, sie mußte vorwärts der Grenze erfolgen, dem Feinde entgegen. Je weiter vorwärts, desto sicherer der Schutz der Heimat.

Voll Befriedigung und Stolz wurde daher von Truppen und Führern der erste Befehl der Obersten Heeresleitung entgegengenommen, der lautete: „Das Landwehrkorps hat möglichst schnell auf Radom vorzugehen, links vorwärts gestaffelt dem österreichisch-ungarischen linken Flügel, diesen deckend und mit sich forttreibend.“

Der linke österreichisch-ungarische Flügel wurde durch die Armeegruppe Kummer gebildet, die von Krakau aus durch das Kieler Bergland auf Josefow a. d. Weichsel vorwärts marschierte.

Der kühne Auftrag zeugt von dem großen Vertrauen, das man in das Landwehrkorps setzte. Dieses Vertrauen hat das Korps voll gerechtfertigt. Seine Formationen, unter denen sich sogar Landsturmformationen befanden, durften ja eigentlich nur innerhalb der deutschen Landesgrenzen Verwendung finden. Ein edler Bruch des Gesetzes geschah, als das Korps diese Grenzen überschritt. Es reichten eben die Kräfte erster Linie im deutschen Heere nicht aus; so mußte das Landwehrkorps in die Bresche treten und tat es gern.

* * *

Am 15. August trat das Landwehrkorps seinen Vormarsch an: 4. Landwehrdivision von Czenstochau, 3. Landwehrdivision von Kalisch. Am 18. August überschritt es die Wartha.

Ruhig und stetig, fest und zuversichtlich, mit freien Flanken, allein auf seine eigene Kraft gestellt, marschierte das Landwehrkorps durch das weite Polenland vorwärts; mangelhaft

ausgerüstet, aber schnell sich alles selbst beschaffend; etwas langsamer in seinen Bewegungen wie eine aktive Truppe, aber steuersicher in seinem Ziel.

Die Russen räumten vor dem Korps Polen. Nur ein starkes Kavalleriekorps, dem starke Infanterie und Artillerie beigegeben waren, gewandt, sicher und listig geführt vom General Nowikow, umschwirrte das Korps von allen Seiten und ließ es kaum zur Ruhe kommen. Aber die Landwehr ließ sich nicht aufhalten; die Kämpfe stärkten nur seine Leistungsfähigkeit und Kriegsgewöhnung.

Unangenehm fühlbar wurde nur die Einwirkung der russischen Kavallerie auf unsere Verbindungen. Das Landwehrkorps marschierte tatsächlich wie in einem Nebelmeer. Etappen-



Die Russen waren da!

Aus Dielefeld, „Aus Ostpreußens Not“, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

truppen fehlten gänzlich. Mehr und mehr wurden wir sowohl von der Heimat als auch von den weit entfernten Nachbarn abgeschnitten.

Ende August waren die beiden Divisionen bei Radom vereinigt. Armeegruppe Kummer hatte bereits die Weichsel überschritten. Somit war der erste Auftrag erfüllt, und zwar, wie die Oberste Heeresleitung sich aussprach: „glänzend!“

Nun war aber guter Rat teuer. Wohin sollte sich das Landwehrkorps wenden, um seine weiteren Aufgaben im Rahmen des Ganzen zu erfüllen?

Drohend lagen vor ihm die russischen Weichselfestungen Zwangorod, Warschau, Modlin. Am 31. August schien es, als ob der Russe aus diesen Festungen mit starken Kräften hervorbrechen und sich auf das vereinsamte Korps werfen wollte. So lautete die Meldung des einzigen Flugzeuges, über das das Korps verfügte. Beim Landen, um diese Meldung abzustatten, zerbrach es. Das Korps machte sich gefechtsbereit, aber der Feind kam nicht. Was die Festungen bargen, blieb weiterhin verborgen.

Von Norden, von Ostpreußen, wußten wir nur soviel, daß Hindenburg bei Tannenberg einen großen Sieg über die Russen errungen hatte. Was Hindenburg weiter vorhatte, wußten wir nicht. Wir hofften, Hindenburg würde uns nach Norden rufen zu Kampf, Sieg und Ruhm.

Wir wußten aber auch, daß das österreichisch-ungarische Heer seit 23. August östlich der Weichsel mit starken feindlichen Kräften kämpfte; wie es aber im einzelnen dort stand, war unbekannt.

Da brachten am 31. August abends sowohl ein österreichischer Generalstabsoffizier im Flugzeug, als auch eine österreichisch-ungarische Dragonerschwadron, die sich durch die feindliche Kavallerie tapfer durchgeschlagen hatte, die Nachricht, die erste österreichisch-ungarische Armee Dankl stände bei Krasnik in schwerem Kampfe; das Landwehrkorps möchte Unterstützung bringen, „um die Entscheidung herbeizuführen“.

Nun waren alle Erwägungen von Woyrsch zu Ende, sein Entschluß gefaßt: Rechtsabmarsch zur Schlachtentscheidung.

Am 2. und 3. September überschritt das Landwehrkorps bei Josefow die Weichsel, jubelnd begrüßt von den österreichisch-ungarischen Bundesbrüdern, im Rücken bedrängt von den Reitern Nowikows.

Vier Tage später stand das Landwehrkorps in der Schlacht bei Tarnawka.

— Tarnawka!! — Drei Tage blutigschweren Ringens!

Der erste Tag brachte der 4. Landwehrdivision einen vollen taktischen Erfolg. Sie gewann im Angriff Gelände und nahm dem Gegner, dem stolzen Moskauer Grenadierkorps, 1100 Gefangene ab. Aber nun lenkte der Russe seine Hauptkraft auf die deutsche Truppe über, die ihm die Erfolge der vorhergehenden Tage gegen die Osterreich-Ungarn streitig machen wollte.

Es gelang der russischen Infanterie am zweiten Tage, in unsere Artillerie auf den Höhen von Tarnawka einzudringen; aber am nächsten Morgen hatten wir Höhen und Artillerie wiedergewonnen. Der Kampf stand gegen Mittag dieses dritten Tages günstig für das Korps. Da wich überraschend unser linker Nachbar, die linke Flanke wurde frei; das Landwehrkorps mußte, unbesiegt, sich dem allgemeinen Rückzuge der österreichisch-ungarischen ersten Armee anschließen. — — —

Ein vom Feinde erzwungener Rückzug ist stets niederdrückend, schwer, moralisch zermürbend. Dieser Rückzug war es ganz besonders. Er führte durch das wald- und sumpfreiche Gebiet der Tarnaw-Region, in dem die russischen Kosaken ideale Gelegenheiten hatten, sich vorzulegen. Die von ihnen angezündeten Ortschaften beleuchteten schauerlich unsere Rückzugsstraße. Nur Knüppeldämme standen für die Rückwärtsbewegung zur Verfügung, auf denen sich die zahlreichen Trains und die Truppen drängten und stauten. Auf den Knüppeldamm, den das Landwehrkorps benutzen sollte, waren noch drei österreichisch-ungarische Divisionen mit ihren so zahlreichen Panjewagen angewiesen. Das Landwehrkorps folgte zuletzt und deckte den Rückzug. Bei Janow fand es seine Straße durch die Trains der vorhermarschierenden Divisionen so verstopft, daß angesichts des nachdringenden Feindes nichts anderes übrig blieb, als sich seitwärts — zum Teil an der Front des Feindes vorbei — neue Wege zu suchen und mühsam zu bahnen. Die Truppe marschierte in einer Art Karree, die Fahrzeuge in der Mitte.

Dabei litt die Truppe stark unter der Ruhr; schwerer Regen ergoß sich auf die Erde nieder.

Es waren trübe, harte Stunden; aber auch sie gingen vorüber, und die schwere Aufgabe wurde erfüllt.

Und als am 14. September das Korps den rettenden Sanfluß überschritt, da leuchtete wieder die Sonne.

Bei Nisko, drüben auf dem hohen Sanufer, weitblickend ins Land, steht die hohe, weiße Kirche des Ortes. Es ist Sonntag. Das Geläut der Glocken mischt sich mit dem dumpfen Klang der Geschütze des russischen Verfolgers. Neben der Kirche, in der Gottesdienst ist, hält

General von Woyrsch und schaut besorgt zum Feinde hin, seinem Landwehrkorps entgegen. Jetzt endlich sind die letzten Teile des Korps hinüber. Die Sanbrücke fliegt in die Luft. Der rettende Fluß liegt zwischen Feind und Korps. Der Chef des Stabes reitet heran und meldet dem General. Dieser will sprechen, will danken. „Mein Landwehrkorps ist gerettet!“ Mehr konnte er nicht sagen, da stürzen ihm die Tränen übers Gesicht. Die Spannung der letzten Tage, die Herzensbesorgnis um seine ihm anvertrauten Landsleute löst sich in schwerem Schluchzen. —

So endete die erste Feldzugsphase für die Schützer Schlesiens.

* * *

Die Grenzen Schlesiens lagen nun aber dem Feinde offen, trotz Mut und Ausdauer der Truppe. Denn das ganze österreichisch-ungarische Heer befand sich im Rückzuge südlich der Weichsel.

Wie konnte das geschehen?

Die Berechnungen über die Aufmarsch-Schnelligkeit oder vielmehr =Langsamkeit der Russen, die dem Feldzugsplan der verbündeten Mittelmächte 1914 zugrunde lagen, waren von vornherein durch die gewandte russische Politik über den Haufen geworfen worden.

Während man noch in Wien über den Text der Drohnote gegen Serbien nachdachte, rollten schon die russischen Regimenter aus Sibirien, aus Turkestan usw. gen Westen heran.

Es steht heute fest, daß Rußland spätestens kurz nach dem Morde von Serajewo, der am 28. Juni 1914 stattfand, mit der Mobilmachung begonnen hatte; das bedeutete mindestens einen Monat Vorsprung, und zwar, ohne daß Deutschland und Österreich-Ungarn es ahnten.

Rußland, das in allen früheren Kriegen stets mangelhaft ausgerüstet und mit unzureichenden Kräften in den Krieg eingetreten war, trat 1914 von vornherein imposant und vollzählig wie nie zuvor auf den Plan.

So trafen Österreich-Ungarn und Deutschland, als sie im Osten zum Waffengang schritten, schon auf die kampfbereiten russischen Massen.

In Ostpreußen wußte die geniale Führung Hindenburg=Ludendorff, verbunden mit der größtmöglichen Hingabe und Leistungsfähigkeit unserer prächtigen Truppen, trotzdem das Schicksal zu unseren Gunsten zu wenden. Die Schlachten bei Tannenberg und an den Masurischen



Ausschlaggebend. Die Duma betrieb den Antrag: „Die Deutschen müssen aus Rußland vertrieben werden.“ — Eine Stimme war dagegen.

Nach einer Zeichnung von Franz Füttner in den „Luftigen Blättern“.

Seen warfen die überlegenen Russen aus dem Lande und vernichteten einen großen Teil von ihnen.

In Galizien aber rannte die kühne österreichisch-ungarische Offensive in die sich immer mehr verstärkende Umklammerung der russischen Massen hinein. So tapfer und hartnäckig vom 23. August bis 11. September, fast volle drei Wochen, auch unsere Bundesbrüder kämpften, nach anfänglichen Erfolgen bei Komorow und Krasnik mußten sie in frontalem Kampfe der russischen Masse schließlich doch erliegen.

Der Einsatz des einzelnen Landwehrkorps konnte dieses Schicksal nicht mehr wenden. Immerhin hat das Landwehrkorps doch geleistet, was nur irgend möglich war. Das beste Urteil darüber gibt der Gegner, der Russe selbst ab, der in der „Nowoje Wremja“ schrieb:



„Nur eine kleine deutsche Truppe bewahrte die österreichisch-ungarische Armee vor der Vernichtung.“

Von Tarnawka aus aber breitete sich der ruhmvolle Ruf des Landwehrkorps hinaus in die weite Welt: dem Freunde war es fortan die willkommene Hilfe, dem Feinde der gefürchtete Gegner. — — —

* * *

Mitte September 1914! In West und Ost eine ernste Lage der Mittelmächte.

In Frankreich hatte das deutsche Westheer die Marneschlacht geschlagen, aber ohne den erhofften Erfolg; es befand sich im Rückzuge, war in sich gefestigt, brauchte keine Hilfe, konnte aber eine Hilfe auch nicht abgeben.

Hilfe brauchten aber die zurückgehenden Österreich-Ungarn im Osten, sollte es nicht zu einer Katastrophe kommen.

Nur Hindenburg, der durch seine Siege in Ostpreußen die Freiheit des Entschlusses gewonnen hatte, konnte helfen und half.

Seine Truppen wurden mit der Bahn nach Schlesien befördert, dort ausgeladen und gingen nun gegen die Weichselstrecke Zwangorod—Warschau vor, um die russische Verfolgung von den Österreichern abzulenken.

Dies gelang.

Der Offensive Hindenburgs schloß sich auf dem rechten Flügel vom 30. September ab das Landwehrkorps wieder an, das nördlich Bochnia die Weichsel überschritten hatte; nach und nach folgte auch die österreichisch-ungarische erste Armee auf das linke Weichselufer.

Am 4. Oktober focht das Landwehrkorps siegreich mit bei Opatow.

Die Russen, die über die Weichsel vorgeedrungen waren, wurden wieder hinter den Fluß zurückgeworfen.

Nun begann östlich der Weichsel der Wettlauf der Russen nach Norden, zu Fuß und mit der Bahn, um über die durch Festungen gesicherten Übergänge bei Warschau und Modlin den linken Flügel Hindenburgs zu umfassen.

Hindenburg verschob entsprechend auch seine Kräfte nach Norden und Nordwesten; sie wurden an ihren Stellen ersetzt durch die nachrückenden Österreich-Ungarn.

So kam auch das Landwehrkorps, nachdem es an der Weichsel bei Kasimierz und Nowo-Alexandria erfolgreich gekämpft hatte, über Radom, wo Hindenburg Woyrsch aufs herzlichste begrüßte und das Landwehrkorps an sich vorbeimarschieren ließ, und über Nowe-Miasto nach Kawa.

Hier folgten wieder harte Kampftage, in denen das Landwehrkorps zwischen dem deutschen 20. und 17. Korps gut standhielt. Die ganze Front Hindenburgs wehrte die heftigen Angriffe der Russen erfolgreich ab. Aber es war nur eine Frage kurzer Zeit, wie lange dies möglich blieb.

Immer stärker ergoß sich die Flut russischer Truppenmassen aus den Festungen Warschau und Modlin gegen den deutschen linken Flügel. Reserven standen nicht mehr zur Verfügung; die schon langgestreckte Front konnte nicht weiter gestreckt werden.

Da entschloß sich Hindenburg zum Ausweichen auf die deutsche Grenze. Seltsamerweise bekam das Landwehrkorps erneut die Richtung auf Czenstochau. Am 4. November traf es wieder vor dieser Stadt ein und begann sich einzugraben; hier sollte es halten.

Fünzig Tage waren vergangen seit dem Beginn des ersten Vormarsches von Czenstochau aus durchs Polenland. Über 1000 km hatte die Landwehr zurückgelegt auf polnisch-russischen Wegen. In vielen Gefechten und Schlachten, auf zwei schweren Rückzügen, dem schwersten, was ein Soldat durchmachen kann, hatte unser Landwehrmann sich bewährt. Schuhe und Kleidung waren arg zerrissen, aber das Herz schlug noch fest und zuversichtlich. Größere Aufgaben standen bevor.

* * *

Der russische Oberbefehlshaber, Nikolai Nikolajewitsch, setzte nun zum großen Schlage an; er entwickelte die ganze russische Kraft gegen die verbündete Front mit der Hauptmasse zwischen Weichsel und Warthe gegen die deutschen Kräfte. Die berühmte „Dampfwalze“, wie die Entente das russische Heer nannte, um seine unbezwingbare Kraft darzutun, sollte den Hauptansturm gegen Schlesien richten. Der russische Funkenbefehl ordnete an: „Angreifen zwischen Kalisch und Bendzin, um tief in das deutsche Herz hineinzustoßen.“

Armes deutsches Vaterland, wenn diese Absicht zur Tat wurde; besonders armes Schlesien, dessen wirtschaftliche Vernichtung dann nicht zu hindern war. Wie nahe war das Schicksal Ostpreußens nun auch Schlesien!



Der aufmerksame Schrankenwächter.
Nach einer Zeichnung von P. Simmel im „Uff“.

Es war von vornherein klar, daß dieses Schicksal durch eine reine Verteidigung an der deutschen Grenze nicht gebannt werden konnte. Möchten die deutschen und österreichisch-ungarischen Streiter noch so tapfer fechten, sie hätten doch schließlich der russischen vierfachen Überlegenheit unterliegen müssen. Die russische Dampfwalze hätte zuletzt Truppen und Land tatsächlich niedergewalzt.

Eine Hoffnung, daß sich das ungünstige Zahlenverhältnis ändern könnte, war für absehbare Zeit nicht vorhanden.

Die geniale Führung Hindenburg-Ludendorff fand auch hier einen Ausweg.

Schon während des Rückzuges von der Weichsel wurden einzelne Korps nach rückwärts herausgezogen, in Schlesien auf der Bahn verladen, nach der Gegend Hohensalza—Thorn gefahren und dort unter Mackensens Befehl gestellt. Starke

Kavallerie verdeckte dem Feind diese Versammlung. Die Truppen Mackensens sollten als 9. Armee überraschend die Russen anfallen, ihren rechten Flügel umfassen und aufrollen, wenn diese im Marsch und Angriff nach Westen sich in der Front festgebissen und also festgelegt hatten.

Dazu sollten die Truppen, die nun unter Woyrsch zur Armeeabteilung Woyrsch zusammengestellt wurden, beiderseits Czenstochau festhalten, so in der Front dem Feinde ein Ziel bietend, gegen das er anrennen mußte.

Es kam also zunächst darauf an, daß Woyrsch feststand und mindestens nicht eher überrannt wurde, ehe Mackensen bereit war, von Thorn aus vorzugehen. Das war eine schwere, schwere Aufgabe, denn an Truppen konnten Woyrsch nur sehr wenige zur Verfügung gestellt werden.

Die ersten Novembertage 1914 brachten daher für den General von Woyrsch und namentlich für den Schlesier Woyrsch unendlich schwere Stunden.

Vor ihm lag die große Operationskarte, auf der Feind und Freund eingezeichnet waren, der Feind in rot, der Freund in blau.

Saß die ganze Karte zwischen unterer und oberer Weichsel war rot ausgefüllt, nur an der deutschen Grenze einige wenige blaue Striche.

Diese stellten die Truppe Woyrsch dar. Zunächst das Landwehrkorps beiderseits Czenstochau, das den Kern der neu aufgestellten Armeeabteilung Woyrsch bildete; dann weiter nach Norden, aber noch 45 km entfernt, die Division Bredow, und von dieser wieder 15 km entfernt nach Norden die 35. Reserve division unter General von Schmettau. Südlich vom Landwehrkorps zunächst wieder ein leerer Zwischenraum von 20 km, dann das Woyrsch unterstellte Gardereservekorps, an das sich die 1. österreichisch-ungarische Armee Dankl anschloß. Die 2. österreichisch-ungarische Armee sollte vom äußersten rechten Flügel aus Galizien herangeholt und ebenfalls Woyrsch unterstellt werden.

Vorläufig war also alles noch im Werden.

Es standen nur Grüppchen, Gruppen und dazwischen waren leere Räume.



Russische Gefangene.
Nach Zeichnungen von Professor Max Rabes.



Schwere Stunden auf polnischem Boden.

Bucherer: „Aus Galizien und Posen“, Verlag von E. Reinhardt, München.

Das war keine Front, gegen die man den Russen anrennen lassen durfte.

Zunächst galt es also die Verbände zu ordnen, eine geschlossene, feste Front zu bilden und feste Stellungen herzurichten, um die große Unterlegenheit an Zahl einigermaßen auszugleichen.

Das alles erforderte Zeit. Diese war ja auch nötig, um die Truppen Mädensens bereitzustellen; noch rollten diese auf den Bahnen und waren nicht gefechtsbereit.

Alles in allem: zehn bis vierzehn Tage Zeit brauchten wir.

Wie aber den Russen hindern,

in dieser Zeit uns anzugreifen und zu überrennen? Man konnte daran denken, die Truppen Woyrsch kurz vor dem Angriff der Russen ausweichen zu lassen, auf die Oder zu. Das wäre operativ gar nicht schlecht gewesen, denn der Russe wäre nachgezogen worden und so immer tiefer in die Umklammerung hineingeraten, die Mädensen ihm schaffen sollte. Aber schon der erste Tag des Ausweichens hätte auf den Heimatboden Schlesiens geführt. Damit wäre Schlesien Kriegsschauplatz geworden. Was das bedeutete, wußten wir genugsam von Ostpreußen her. Woyrsch erklärte, einen Befehl, der seine Heimat den Russen preisgeben würde, niemals zu geben.

Die Armeeabteilung hielt also bei Czenstochau stand.

In Eile wurde eine zusammenhängende, allerdings ziemlich dünne Front hergestellt. Division Bredow rückte in Eilmärschen heran und schloß die Lücke zwischen Gardereservekorps und Landwehrkorps. Division Schmettau wurde ebenfalls in Eilmärschen an den linken Flügel des Landwehrkorps herangeführt. Die zweite österreichisch-ungarische Armee, die bei Oppeln und Kreuzburg auslud, wurde so, wie sie ankam, bataillonsweise und batterieweise, Richtung Wielun, zur Verlängerung der Front vorgeworfen.

Alles grub sich bis an die Zähne ein, denn schon bewegte sich die gewaltige Masse der Russen langsam, aber stetig vorwärts.

Der Feind kam näher und näher. Noch waren wir nicht kampfbereit, die Lage war äußerst kritisch.

Da, einen Tagesmarsch vor unseren Stellungen, hielten die russischen Spitzen an und blieben stehen.

Es verging ein Tag. War es nur ein Ruhetag für die Russen? Es vergingen zwei Tage, drei Tage!

Schon war der 9. November erreicht! Wir durften etwas leichter atmen, denn jetzt wenigstens war die Einladung Mädensens gesichert; aber der Russe blieb auch weiterhin stehen; er hielt bis zum 13. November.

Was war die Veranlassung für ihn gewesen, den ihm sicheren Sieg aus der Hand zu geben?

Wie wir später durch Überläufer und Gefangene erfuhren, war der Grund der, daß der Nachschub an Munition, Verpflegung usw. ganz versagt hatte. Warum?

Die von den deutschen Truppen auf ihrem Rückmarsche vorgenommene gründliche Zer-

Störung der Bahnen und Wege, die der Russe benutzen mußte, hatte den Nachschub verhindert. Ohne Nachschub konnte der Russe aber die beabsichtigten Schlachten an der deutschen Grenze nicht schlagen; er hielt deshalb und brachte zunächst Bahnen und Wege wieder in Ordnung.

Die Berechnung der genialen deutschen Führung hatte genau gestimmt. Als der Russe seinen Vormarsch fortsetzen konnte, waren sowohl Madensens als Woyrsch zum Kampfe bereit.

Das Spiel begann, das zu den Entscheidungsschlachten um Lodz führte.

Zunächst rannte der Russe mit wuchtigen Stößen gegen die Front Woyrsch an; die Front stand, wie der Schweizer Stegemann schreibt, „wie ein Fels“.

Nun machte sich auch der Angriff Madensens fühlbar und entlastete Woyrsch.

Die Russen wurden von diesem Angriff vollständig überrascht. Der russische Oberfeldherr hatte wohl geahnt, daß etwas vorginge, was ihm verborgen blieb; immer wieder gab er seiner Kavallerie unter Nowikow erneute und von Nervosität diktierte grobe Anweisungen, auf Posen zu energisch aufzuklären. Aber unsere Kavallerie ließ die feindliche Aufklärung nicht durch und die russische Luftaufklärung versagte damals noch vollkommen.

So konnte sich der deutsche Ring um die in Lodz eingeschlossenen russischen Truppen schließen. Schon waren diese, wie sich aus den russischen Funkprüchen ergab, bereit, sich zu ergeben, da warf die russische Heeresleitung im letzten Augenblick von ihrem äußersten linken Flügel mit der Bahn beschleunigt Truppen über Warschau auf Lodz vor.

Diese kamen nun dem deutschen Ring wieder ihrerseits in den Rücken.

Schon ließen die Russen durch Funkbefehl Eisenbahnzüge anheizen, um zwei deutsche Korps in Gefangenschaft abführen zu können, da wendete sich das Blatt von neuem.

Unser 25. Reservekorps und die dritte Gardedivision schlugen sich durch den Russenring bei Brzeziny durch und nahmen auch noch alles, was ihren Angriffen nicht erlag, in Gefangenschaft mit.

Eine einzigartige Leistung!

Das Aufrollen der russischen Front war somit nicht, wie beabsichtigt, gelungen, aber als großer deutscher Erfolg war zu buchen: die russische Dampfwalze war vor dem Betreten Deutschlands zum Stehen gebracht worden.

Nach einigen vergeblichen Versuchen, seinen Willen doch noch durchzusetzen, wich der Russe hinter die Pilica und nördlich bis in die Höhe Sochaczew zurück. Die Deutschen folgten.

Unseren Landwehrleuten kam das eigentlich sehr ungelegen. Sie hatten sich in ihren Stellungen schon für das Weihnachtsfest versorgt und mußten nun, schwer beladen mit Liebesgabenpaketchen und Christbäumchen auf den Tornistern, kurz vor dem ersten Weihnachtsfeste im Felde über die schneebedeckten und vereisten Gluren zur Verfolgung schreiten.

Die schlesische Heimat aber atmete auf; der Russe entfernte sich von der Heimatsgrenze; er ist ihr nie wieder nahe gekommen.

* * *

Was damals auf dem Spiel gestanden hatte, können wir allein schon an der Rettung der schlesischen Kohlenwerke ermessen, die heute einen wesentlichen Faktor im Wiederaufbauprogramm Europas bilden.

Nicht der rollende Rubel hat, wie in Schlesien vielfach behauptet wird, diese Rettung gebracht, sondern die Maßnahmen der deutschen Führung; die feste Haltung der Kämpfer in der Front, die Schlesien zu verteidigen hatten; und nicht zuletzt die Festigkeit und Besonnenheit unseres Woyrsch, der seinen Truppen mit Recht vertraute und, die Wichtigkeit der Gruben erkennend, diese nicht vorzeitig zerstören ließ.

* * *

Zum Winter 1914/15 trat nun ein Stillstand der großen Operationen ein. Die Winterschlacht in Masuren war in dieser Zeit das einzige bedeutende Ereignis. Sie befreite Ostpreußen endgültig von den Russen.

Aber noch war der Winterschnee nicht geschmolzen, da holte die willensstarke russische Führung erneut zum Schlage aus und suchte nun über die Karpathen in Richtung Wien zum Ziel zu gelangen.

Unsere Bundesgenossen wurden hart bedrängt. Ihre Entlastung war nötig.

Im Mai 1915 wurde deshalb Masensen mit der neuen deutschen 11. Armee zum Vorstoß über Gorlice—Tarnow angesetzt. Die Operation glückte, sie brachte im weiteren Verlauf schließlich die ganze russische Front ins Wanken; Munitionsmangel trat auf russischer Seite hinzu.

Überall wich unser Gegner. Eine großzügige Verfolgung setzte ein. Armeeabteilung Woyrsch bildete in der Linie der Verfolger meist den vordersten Keil. Durch das Kielcer Bergland gelangte sie in fast ununterbrochenem Zuge über Weichsel und Bug bis zur Schara beiderseits Baranowitschi.

Hervorragende Marschleistungen — in den letzten vier Wochen 400 km bei fast täglichen Gefechten —, kühnes Vorwärtsdrängen kennzeichneten diese Periode, aus der die Durchbruchschlachten bei Sianno, Kasanow, Ciepielow, Zwolen, der großartige Weichselübergang nördlich Zwangorod, — bei dem der „Tapferste der Tapferen“ des Landwehrkorps, der General Hoefler, seinen rechten Arm einbüßte, — und die Einnahme dieser Festung, sowie die Verfolgungskämpfe zwischen Weichsel und Schara, bei Slonim und Baranowitschi als besondere Ruhmestaten hervorleuchten.

Unsere Truppen kamen vorwärts, wo und wie es befohlen wurde; sie konnten aber, lediglich frontal angesetzt, naturgemäß den Gegner nur auf seine Verbindungen zurückwerfen, ihn nicht vernichten.

Immerhin hat diese energische Verfolgung den Keim gelegt zur moralischen Vernichtung des russischen Heeres.

Eigenartig war der russische Rückzug vor sich gegangen. Die starken Nachhuten machten uns viel zu schaffen; sie opferten meist ihre ganze Infanterie, um dem Gros die Möglichkeit zu geben, sich zu retten. Wir haben daher auch kein einziges russisches Geschütz auf diesem Rückzuge erobert. Wenn die Deutschen nicht schnell nachrücken konnten, zerstörten die Russen auch alle Ortschaften beim Verlassen. Weithin war abends stets der Himmel in rote Gluten getaucht und zeigte an, wo der Russe wich.

Die unglücklichen Bewohner aber dieser zerstörten Orte schleppten die Russen mit sich; ihre Zahlen belaufen sich schließlich auf viele, viele Tausende. Aus Zeitungsnachrichten hörten wir im Frühjahr 1916, daß die Spitze dieser Vertriebenen in Sibirien angelangt sei. Der Krieg zeigte sich uns hier in seiner scheußlichsten Gestalt. Viele, viele der armen Heimatlosen blieben am Wege liegen, die Cholera raffte sie dahin. An der Baranowitscher Chaussee konnte man an einer Strecke, die man im Kraftwagen in einer Stunde zurücklegte, 2000 solcher Flüchtlingsgräber zählen; viele von diesen Gräbern bargen mehr als einen Toten.

Schon begann es bei der scharfen Verfolgung an Schuhen und Kleidern zu fehlen, da traf im September 1915 der bei der Truppe willkommene Befehl ein, die Verfolgung einzustellen und sich einzugraben.

Am Oginskikanal, an der Schara und am Serwetsch machte die Armeeabteilung Woyrsch halt. In diesen Linien hat sie über zwei Jahre feste, treue Wacht gehalten, trotz Sumpf und Urwald, trotz tropischer Hitze und russischem Winter.

1916 suchte der Russe diese starke Front zu sprengen. Ihm galt es, Baranowitschi zu nehmen und von dort nach Brest-Litowsk zu gelangen in den Rücken unserer Nachbar-



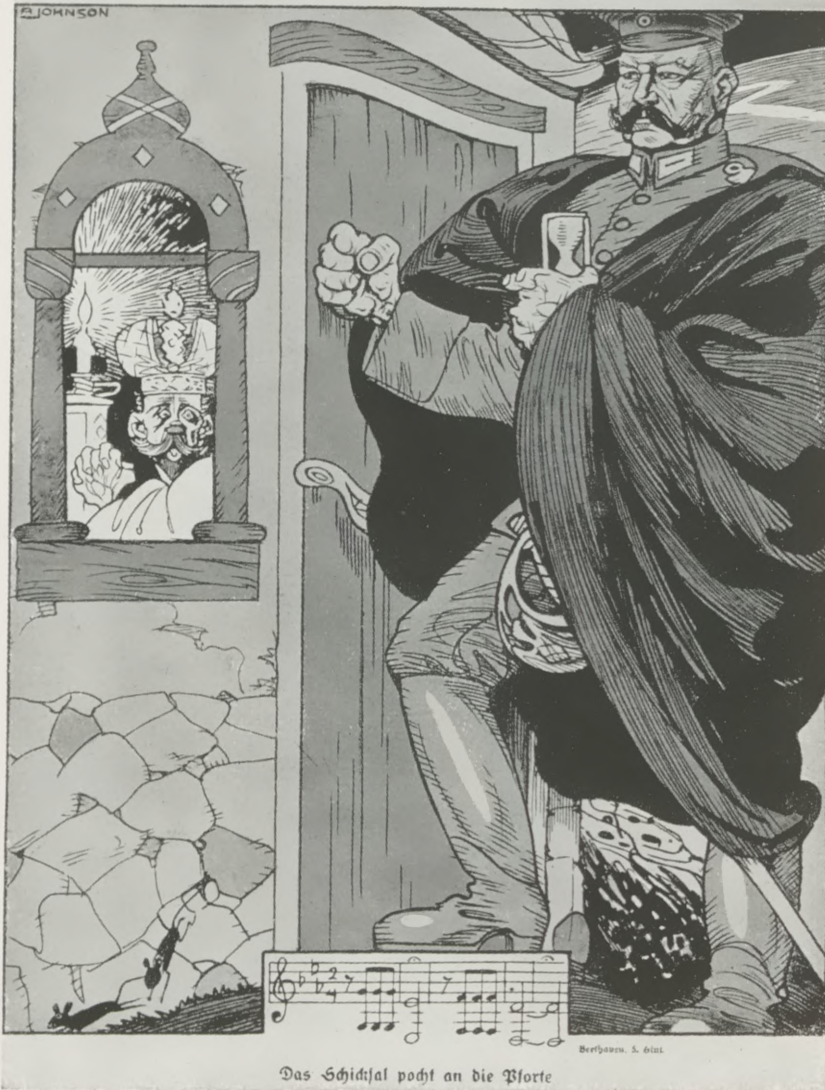
Treues Gedenken.

Zeichnung v. Ed. Thöny.

Nach Albert Langen's farbigem Kunstbdruck Nr. 212.

Nr. 33 Berlin, den 15. August 1915 LXVIII. Jahrgang

Kladderadatsch



armeen. Wieder stand die Gruppe Woyrsch wie ein Fels. Keinen Schritt Boden gewann der Russe.

Nun ging er zur „Strategie der schwachen Stelle“ über und verlegte unter Brussilow den Hauptstoß seiner Angriffe mehr südlich, gegen die österreichisch-ungarischen Bundesgenossen.

Einen dauernden Erfolg errang er aber auch dort nicht. Seine Kraft erlahmte; unser Heldenkampf im Osten ging langsam zu Ende.

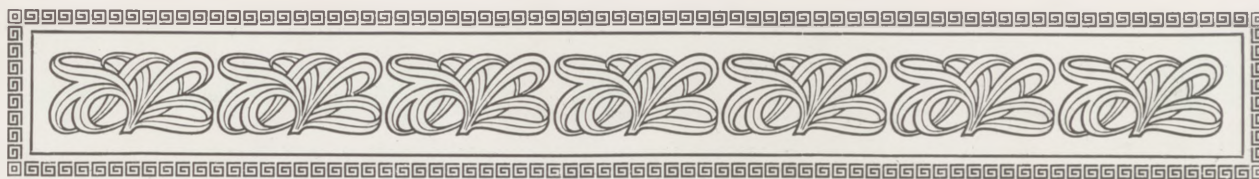
Denen, die diesen Heldenkampf unter dem „alten Woyrsch“ miterleben durften, werden die Worte unvergessen bleiben, die im Lager von Baranowitzchi, das lange Zeit dem russischen Oberbefehlshaber, Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, als Hauptquartier gedient hatte, ihr Kaiser und Oberster Kriegsherr sprach:

„Ich spreche Euch Meine vollste Zufriedenheit und Meinen Dank aus für die prachtvollen Erfolge, die Ihr errungen habt. Ich bringe

namentlich der schlesischen Landwehr Grüße aus der Heimat. Die Taten des Landwehrkorps bei den Verfolgungskämpfen sind mit eisernem Griffel in die Weltgeschichte aller Zeiten eingeschrieben und schließen sich würdig den Taten der alten schlesischen Landwehr vor 100 Jahren an.“

Worte aus einer stolzen Vergangenheit! Sie enthalten auch ein heiliges Vermächtnis für die deutsche Zukunft!





Der Feldzug in Polen im Herbst 1914.

Von

Generalmajor a. D. Maercker.

1.

In gewaltigen, unerhört kühn angelegten Schlägen bei Tannenberg und den Masurischen Seen hatte Hindenburg mit der 8. Armee die in Ostpreußen eingedrungenen russischen Armeen Samsonow (2.) und Rennenkampf (1.) entscheidend geschlagen.

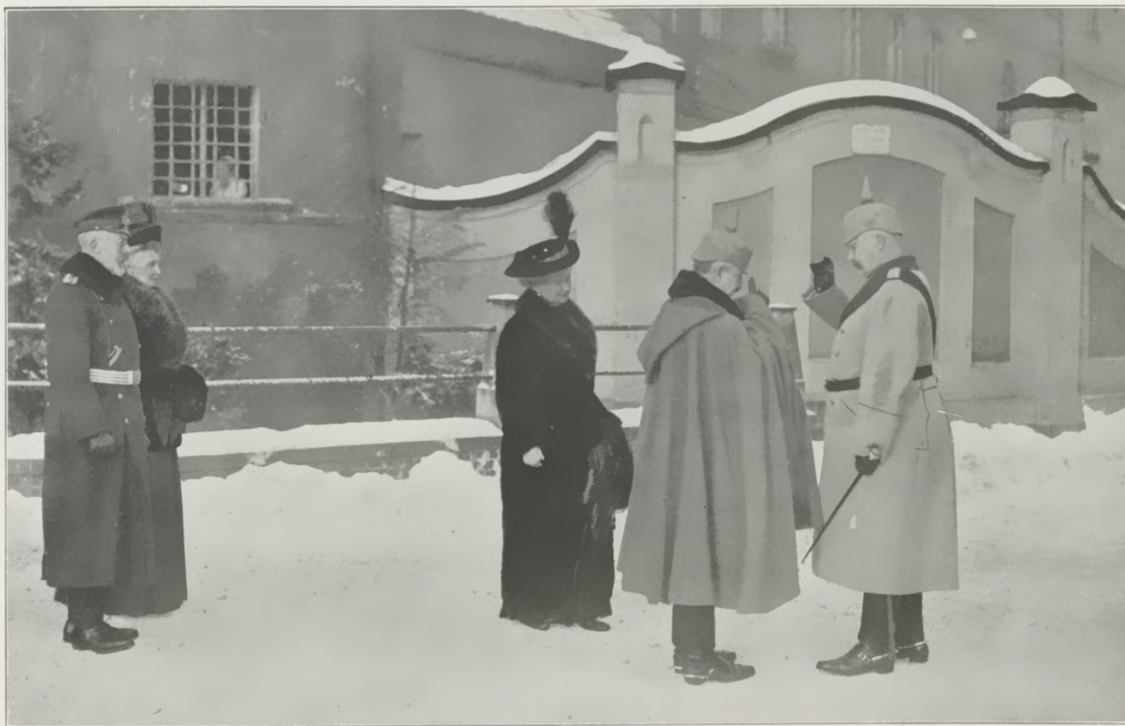
Höher als der tatsächliche Erfolg, der den großen russischen Massen gegenüber nur ein zeitweiliger sein konnte, war der moralische. Das schon verloren geglaubte Ostpreußen war vom Feinde befreit. Die Siege, durch überlegene Führung gegen eine fast vierfache Übermacht erfochten, hatten dem Deutschen das befreiende Gefühl unbedingter Überlegenheit über den Russen gegeben, der weit ins eigene Gebiet zurückgeworfen war.

Ungünstiger stand es beim österreichisch-ungarischen Heere. Wohl hatte die Armee Dankl (1.) in der zweiten Augusthälfte bei Kielze und Krasnik gesiegt und auch die Armee Auffenberg (4.) bei Samostje ihren Mann gestanden. Dann aber waren die Russen mit weit überlegenen Kräften gegen Ostgalizien vorgegangen in der Absicht, beide Flügel zu umgehen. Leidenschaftlich rang die rechte Flügelarmee des Erzherzogs Josef Ferdinand um den Besitz der Landeshauptstadt Lemberg. Die Russen warfen gegen ihren linken Flügel bei Ravaruska so starke Kräfte vor, daß die Schlacht verloren ging. Das k. u. k. Oberkommando (unserer Obersten Heeresleitung entsprechend) mußte Anfang September das Heer, das schwerste Verluste erlitten hatte, in die Linie Karpathenkämme—Przemysl—unterer San zurücknehmen. Die Lage war für die Donaumonarchie gefährdend geworden.

Schon vor der Schlacht an den Masurischen Seen hatte der Chef des k. u. k. Generalstabes, General v. Conrad, einen Vormarsch Hindenburgs über den Narew in Richtung Siedleß gefordert, um die Russen zu veranlassen, mit namhaften Kräften vom k. u. k. Heere abzulassen.

Eine solche Hilfe war vor der Vertreibung Rennenkamps aus Ostpreußen nicht möglich gewesen. Jetzt hätte sie keinen Zweck mehr gehabt. Ein Vorstoß über den Narew war nur wirksam, wenn er mit einem Angriff der k. u. k. Armee in Richtung Lublin zusammenfiel. Allein konnte er dem österreichisch-ungarischen Heere nichts nützen.

Eine unmittelbare Unterstützung wurde nötig. Die Oberste Heeresleitung, die ihren Sitz in Posen genommen, wollte zwei Armeekorps von Ostpreußen nach Oberschlesien schicken. Das wäre eine Kräfteverzettlung gewesen, die keinen Erfolg versprechen konnte. Da den



Hindenburg begrüßt den Kaiser im Posener Schloßhofe, im Beisein der Kaiserin und des Prinzen Heinrich.

Nach einer Photographie.

russischen Massen gegenüber nur mit großen Mitteln Entscheidendes zu erreichen war, schlug General Ludendorff statt dessen vor, die Masse der Truppen der 8. Armee unter Hindenburg nach Oberschlesien zu senden, um mit der russischen Gefahr aufzuräumen. Die Oberste Heeresleitung ging auf den Plan ein.

Vor allem kam es darauf an, die Truppen unbemerkt und so rasch als möglich auf den neuen Kriegsschauplatz zu überführen, ohne doch Ostpreußen wieder völlig den russischen Horden zu überantworten. Die Aufgabe wurde gelöst. Die 8. Armee, jetzt zum Teil nur noch aus Landwehren bestehend, drang dreist bis an den Njemen zwischen Grodno und Kowno vor und griff die Bobrfestung Ossowiez an, um den Anschein einer Fortführung des deutschen Angriffs zu erwecken. Sie täuschte den Russen so vollkommen, daß er tatsächlich noch die ganze Hindenburgsche Armee am Njemen vermutete, als schon in unübersehbarer Folge die Eisenbahnzüge die Truppen nach Schlesien beförderten, wo sie zur 9. Armee zusammengestellt wurden. Es lohnte sich die Handlungsfreiheit, die in Ostpreußen durch überlegene Kriegskunst erworben war!

Als Hindenburg am 18. September in Breslau eintraf, hatte sich die Lage des k. u. k. Heeres weiter verschlechtert. Der größte Teil von Galizien war aufgegeben. Das Heer stand eng massiert hinter der Wisloka. Der Russe war allerdings nur zögernd gefolgt. Die wichtige Festung Przemyśl, sich selbst überlassen, wurde von ihm belagert. Aber gerade diese Lage bot Hindenburg die Aussicht eines Erfolges. Gelang es ihm, Südpolen zu durchschreiten, so stand er am Weichselllauf zwischen der Wislokamündung und Zwangorod in der Flanke der russischen Südgruppe, die in Galizien kämpfte. Diese Bedrohung mußte ohne weiteres die österreichisch-ungarische Armee entlasten.

Die Bewegung war im Hinblick auf die russische Überlegenheit sehr gewagt. Man wußte nicht, wieviel russische Kräfte sich auf dem linken Weichselufer befanden. Aber Hindenburg und Ludendorff waren im Bewußtsein ihres Könnens und der taktischen Überlegenheit ihrer Truppen ohne weiteres bereit, die Verantwortung auf sich zu nehmen.



Im Schneesturm in Rußland

Der Winter auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Unsere Truppen im Schneesturm in Rußland.

Nach einer farbigen Zeichnung des Kriegsteilnehmers R. Starde.

Die Zeit drängte. Es kam nicht nur darauf an, die k. u. k. Armee rasch zu entlasten und ihr nach den schweren Augustschlachten eine Atempause zu verschaffen, während der sie sich neu bilden konnte. Es war auch für die deutsche Armee wichtig, daß sie an die Weichsel kam, bevor der Russe stärkere Kräfte über den Strom werfen konnte. War dieser vorher erreicht, so bot er ihr einen Schutz, der ihre Schwäche etwas ausglich.

2.

Hindenburg versammelte die ihm zur Verfügung stehenden 4 Armeekorps und 1 Reserve-division zwischen Krakau und Kreuzburg. Nördlich davon bei Kempen und Kalisch stellte er 1 Kavalleriedivision und 1 Landwehrdivision auf. Er verlegte sein Hauptquartier vorerst nach Beuthen und nahm von hier aus die Verbindung mit dem k. u. k. Oberkommando in Neu-Sandec auf.

Zum erstenmal sollte es zu einem großzügigen Zusammenwirken der beiden verbündeten Heere kommen, die auf Gedeih und Verderb miteinander verkettet waren.

An der Spitze des k. u. k. Heeres stand Erzherzog Friedrich, der Enkel des Siegers von Aspern. Ein unantastbarer, vornehmer, aufrechter Mann von vollendetem Takt, ein aufrichtiger Freund Deutschlands und des Bündnisses mit ihm; dabei zwanglos und einfach, fremd jeder Pose und Phrase, von warmem, treuem Herzen. Kein Feldherr, aber ein braver Soldat und von soldatischem Wesen, der, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, bewußt auf Eingriffe in die Heeresführung zugunsten seines Chefs des Generalstabes verzichtete.

Dieser, General Conrad von Hötzendorff, der fast unbeschränkte Selbständigkeit genoß, war der eigentliche Führer des Heeres. Von zierlicher kleiner Figur, erfinderischen Geistes, flug und wissend, aber auch mürrisch und ungesellig, mehr Gelehrter als Soldat. Ein Mann der stillen Stubenarbeit, stärker im Entwerfen von Operationen als in ihrer Durchführung, weil er zu wenig im praktischen Soldatenleben stand und seine Kampfmittel nicht immer sachlich genug in Rechnung stellte. Er selbst kam nie an die Front, gewann daher nie durch Selbstsehen ein richtiges Bild vom Zustand der Truppe, blieb auch in seinem Hauptquartier für die Front unnahbar und wußte daher zu wenig von der Weiterentwicklung des Kriegswesens. So kam er nicht selten in Gegensatz zur deutschen Führung, die bei der Kenntnis der Grenzen des Möglichen seinen hochfliegenden Plänen nicht immer zu folgen vermochte.

Er besaß ein stark ausgeprägtes Gefühl für das Prestige der österreichisch-ungarischen Monarchie und für die Waffenehre ihres Heeres. Er litt deshalb seelisch schwer darunter, daß er infolge der ungenügenden Ausrüstung des Heeres, aber auch infolge häufigen Versagens der k. u. k. Truppen, oft genötigt wurde, sowohl deutsche Hilfe an Kampfmitteln als auch deutsche Waffenhilfe zu erbitten, obgleich er wußte, daß sie nur auf Kosten der schwer ringenden Westfront gewährt werden konnten. In dieser Stimmung war er leicht geneigt,



General der Kavallerie von Madensen, Kommandierender General des XVII. Armeekorps, später Generalfeldmarschall.

Nach einer Aufnahme von Gottheil u. Sohn, Danzig.

jedes Drängen von deutscher Seite als unberechtigte Einmischung, jede Kritik am Verhalten k. u. k. Truppen als einen Angriff auf das Prestige des Heeres aufzufassen.

General v. Conrad war im Frieden kein Erzieher des Generalstabes gewesen, wie Graf Schlieffen bei uns. Der k. u. k. Generalstab war kein vollkommenes Werkzeug der Führung. Der Durchschnittsgeneralstabsoffizier war wohl taktisch hervorragend durchgebildet, beherrschte in der Vollkommenheit alle Fragen der Truppenverwendung und der Befehlserteilung, aber seine Ausbildung hatte nur der Theorie, nicht der Praxis und gar nicht der Festigung des Charakters gegolten. Das übertrug sich naturgemäß auf die höheren Führer, die zum großen Teil aus den Reihen der Generalstabsoffiziere hervorgingen. Dazu kam, daß das ganze Gefüge der k. u. k. Armee und das ungenügende Ansehen, das sie im Lande genoß, nicht geeignet gewesen waren, Führernaturen zu erziehen. Es fehlte den höheren Führern vielfach an der Fähigkeit im Aushalten, an dem eisernen Willen zum Siege, an der „goldnen“ Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und gegen die Truppe, an Rückgrat und Verantwortungsfreudigkeit. (In starkem Gegensatz zum deutschen Heere, wo letztere soweit gesteigert war, daß sich 1905 ein Nachtrag zum Exerzierreglement gegen die „Willkür“ bei der Nichtbefolgung gegebener Befehle hatte wenden müssen.)

Unter dem Einfluß der innerpolitischen Verhältnisse der Donaumonarchie war das k. u. k. Heer im Frieden nicht das erstklassige Werkzeug geworden, dessen sie in ihrer gefährdeten Lage besonders bedurfte. Nicht nur die Sozialdemokratie hatte sich jeder Ausgestaltung der Wehrmacht widersetzt. Auch Ungarn hatte, weil seine politischen Ansprüche nicht befriedigt wurden, jede Weiterbildung des Heeres hintertrieben. Jede verlangte Verstärkung, jede Verbesserung im Heerwesen wurde von Ungarn als politisches Druckmittel benutzt und mußte von Österreich mit Zugeständnissen auf politischem Gebiet erkaufte werden.

So trat das Heer ohne kriegsmäßige Ausbildung, schlecht ausgerüstet und bewaffnet, mit einer als Truppe unübertrefflichen, aber in bezug auf die Zahl und das Geschützmaterial völlig unzulänglichen Artillerie in den Krieg ein. Die k. u. k. Truppendivision hatte nur halb soviel Geschütze als die deutsche Infanteriedivision. So ausgezeichnet sich der Soldat ohne völkischen Unterschied unter guter Führung schlug — das Heer als Ganzes war nicht die schneidige Waffe, die



Wie die Russen gehäuft!

Nach einer Photographie.

die zahlenmäßige Überlegenheit der Russen hätte ausgleichen können. Und dies Heer hatte in den schweren Augustschlachten auf den Schlachtfeldern in Polen und Galizien nicht nur schwer gelitten und vor allem den Hort seines nationalen Zusammenhaltes, die Blüte des aktiven Truppenoffizierskorps verloren, es hatte auch an der wesentlichsten Vorbedingung zum Siege, an Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen Einbuße erlitten. So sah der Bundesgenosse aus, mit dem Hindenburg zusammenarbeiten mußte.



Flieht Alle, die Russen sind da!
 Nach einer Zeichnung von Professor Max Kubes.

3.

Die beiden Armeeoberkommandos verabredeten, daß die 9. Armee, das Landwehrkorps Woyrsch und starke Teile der k. u. k. 1. Armee Dankl, die hinter dem unteren Dunajek stand, beschleunigt nördlich der Weichsel gegen die Linie Sandomir—Zwangoz vorgehen sollten.

Die Hauptmasse des k. u. k. Heeres sollte erst dann gegen den San antreten, wenn die Truppen nördlich der Weichsel mit ihr auf gleicher Höhe waren.

Am 28. September begann der Vormarsch der linken Gruppe der Verbündeten, mit dem rechten Flügel am Strome, mit dem linken von Kalisch über Sieradz—Petrikau—Opotschno. Es zeigte sich, daß Südpolen nur von schwächeren Kräften, besonders Kavallerie, besetzt war, die auswichen. Am 4. Oktober wurde die Linie Opatow—Ostrowjez—Opotschno—Kawa erreicht.

Der Kriegsplan des russischen Oberbefehlshabers, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, war dahin gegangen, vorerst die beiden Flügel der Verbündeten in Ostpreußen und nördlich der Karpathen zu schlagen und seine Mitte zu verhalten. Die mit französischer Hilfe befestigte Narew—Weichselfront gab ihm die Möglichkeit, seine Armeen jederzeit nach Belieben umgruppieren zu können.

Der Plan war, soweit Ostpreußen in Betracht kam, infolge der Hindenburgschen Siege einstweilen mißlungen. Nikolajewitsch selbst war am 10. September aus seinem Hauptquartier Insterburg vertrieben, von wo aus er in die alte preußische Krönungsstadt Königsberg hatte einziehen wollen. Nun stellte er vor allem im Raume Grodno—Kowno unter Rennekampf eine neue (10.) Armee mit 8 Korps auf und bildete bei Neu-Georgiewsk eine neue 1. Armee mit 4 Korps. Beide Armeen sollten demnächst erneut den Kampf um Preußen östlich der Weichsel aufnehmen.

Glücklicher war der Großfürst auf dem rechten Flügel der Verbündeten gewesen, wohin er den Schwerpunkt verlegt hatte; nicht aus militärischen Rücksichten oder persönlichen Gefühlen, die beide die Entscheidung gegen Deutschland vorzogen, aber aus Gründen der hohen Politik. Nach den siegreichen Schlachten um Lemberg waren die Armeen der russischen „Südfront“ (3., 4., 5. und 8. Armee) unter General Rußki dem österreichisch-ungarischen Heere langsam gefolgt; mit dem linken Flügel an den Karpathen entlang streichend, durch deren Pässe Teile von ihnen nach Ungarn herabstiegen, mit dem rechten Flügel an der Weichsel.

Nördlich des Stromes wurden sie durch Reitergeschwader gesichert. Am 29. September stießen diese überrascht auf vorgehende deutsche Truppen. Vorerst legte das russische Oberkommando der Meldung keine große Bedeutung bei. Man glaubte, deutsche Landwehren vor sich zu haben, die die Grenze sichern wollten. Erst als die Kosaken den Vormarsch starker Heeresmassen über die Nida und Pilica meldeten, wurde der Großfürst unruhig. Um nicht an der mittleren Weichsel durchbrochen zu werden, wo sich zwischen Zwangorod und Lublin die 9. Armee sammelte, und weil er die Gefahr erkannte, die der rechten Flanke seiner durch Galizien vorgehenden Südfront drohte, befahl er Rußki, starke Kräfte — fast 2 Armeen — über den San zurückzunehmen und weichselabwärts in Marsch zu setzen, im übrigen den Vormarsch seines rechten Flügels am Dunajek zu verlangsamen.

Hindenburgs Vorgehen begann also sich strategisch auszuwirken. Noch bevor es zu einer nennenswerten Kampfhandlung in Polen gekommen war, hatte er dem Großfürsten das Gesetz des Handelns aus der Hand genommen, ihn gezwungen, vom rechten Flügel der Verbündeten abzulassen und den Schwerpunkt nach Mittelpolen zu verlegen. Der russische Siegesmarsch durch Galizien nach Schlesien, Mähren und Ungarn war jäh unterbrochen, vom österreichisch-ungarischen Heere schwerer Druck genommen.

Am 4. Oktober kam es westlich der Sanmündung zu Kämpfen mit Schützenbrigaden, die der Großfürst über die Weichsel geworfen hatte, um seiner Heereskavallerie Rückhalt zu gewähren.

Am gleichen Tage traten die k. u. k. Hauptkräfte, die 2., 3. und 4. Armee den Vormarsch gegen den San an, den sie ohne wesentliche Kämpfe am 9. Oktober erreichten. Am 12. Oktober wurde Przemysl entsetzt.

Die deutsche 9. Armee erreichte am 10. Oktober mit ihrem rechten Flügel die Weichsel zwischen der Sanmündung und Zwangorod. Bei dieser Festung waren russische Kräfte über den Fluß gegangen, deren Zurückwerfung nicht gelang.

Inzwischen hatten sich die Nachrichten gemehrt, daß der Großfürst seine Kräfte östlich der Weichsel bis nach Warschau hin verschob. Um der damit drohenden Überflügelungsgefahr zu begegnen, wurde auch die 9. Armee scharf nach Norden gezogen.

Nikolajewitsch, der sein Hauptquartier in Brest-Litowsk hatte, begriff wohl die veränderte Lage. Der Schwerpunkt lag nicht mehr in Galizien, sondern an der mittleren Weichsel. Die Initiative war ihm von Hindenburg entrissen worden, er versuchte, sie wieder zurückzugewinnen. Mit bemerkenswerter Tatkraft und in großzügiger Weise traf er seine Maßnahmen. Für Galizien schrieb er Verteidigung östlich des San vor. Die Festung Przemysl aber mit ihrem wichtigen Sanübergang sollte auf jeden Fall den Österreichern durch Sturm entrissen werden. (Vorausgehend sei bemerkt, daß dies trotz der Tatkraft des Führers der russischen 3. Armee, Radko Dimitrieff, nicht gelang.) Zwischen dem San und Warschau wurden 8 Armeekorps eingeschoben, um die Weichsel zu überschreiten und die 9. Armee in der Front zu fesseln. Nordwestlich Warschau aber wurde eine Stoßgruppe, bestehend aus der 2., 5. und 4. Armee in Stärke von 10 Linienkorps, zahlreichen Reserwedivisionen und 2 Kavalleriekorps unter dem energischen Rußki bereitgestellt, um Hindenburgs linken Flügel zu umfassen und die verbündete Front in Polen aufzurollen. Die Weichsel war jetzt keine Verteidigungslinie mehr, sie war zur Ausfallstellung geworden.

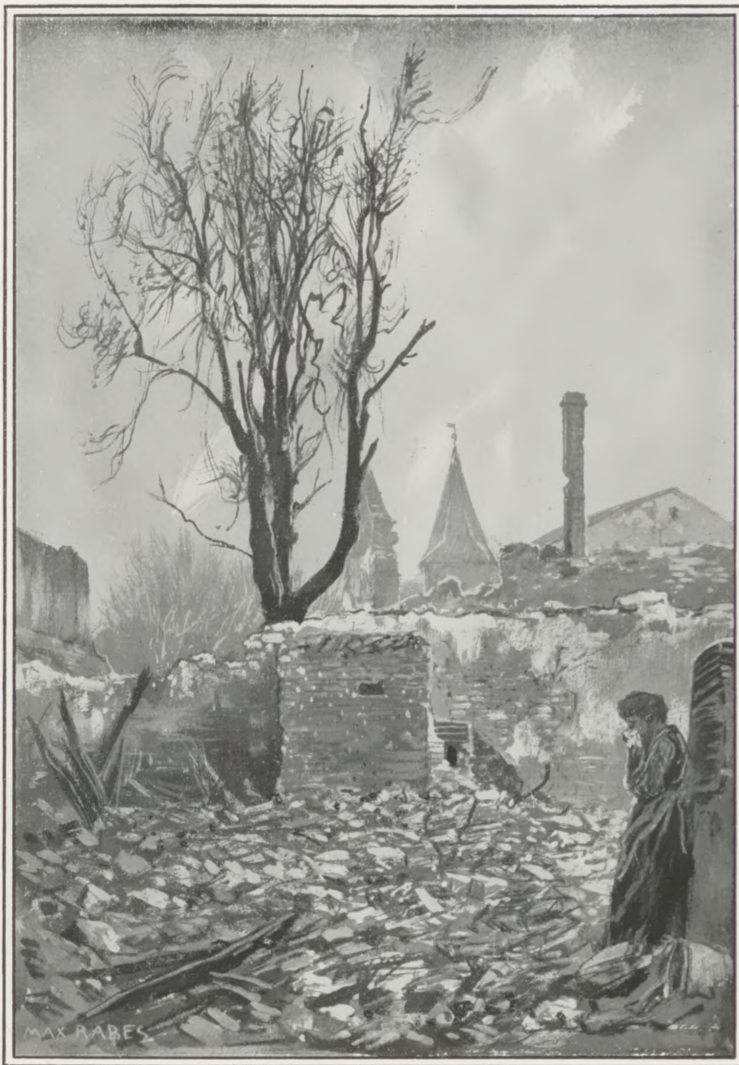
4.

Die Lage der 9. Armee war schwer gefährdet, denn ihr linker Flügel war völlig ungeschützt. Brach Rußki aus Warschau hervor, dann mußte Hindenburg mit verwandter Front, die Weichsel im Rücken, kämpfen. Im Falle einer Niederlage, mit der bei der Überlegenheit der Russen um das Fünffache gerechnet werden mußte, schien das Schicksal der Armee besiegelt. In dieser verzweifelten Lage faßte Hindenburg am 8. Oktober einen Entschluß, der an Kühnheit kaum zu überbieten war. Es kam darauf an, der österreichisch-ungarischen Armee die Zeit zu verschaffen, die Entscheidung in Galizien herbeizuführen. Um dies zu erreichen, beschloß die deutsche Führung in prachtvoller Verantwortungsfreudigkeit, aber auch im festen Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der deutschen Truppen, auf Warschau vorzustößen und das dortige Ausfallstor zu sperren.

General v. Mackensen erhielt Befehl, mit einer 5 Divisionen starken Kampfgruppe gegen Warschau zum Angriff vorzugehen. Bei Grojeß, 40 Kilometer südlich der Festung, stieß er auf vorgehende sibirische Truppen. Blitzschnell warf er sich auf sie, schlug sie am 11. Oktober und schlug sie zurück. Bis unmittelbar an die Werke der Warschauer Südfront ging die Verfolgung. Die „Bloniestellung“, eine erweiterte Ausfallfront südlich Warschau, hinter der sich die Rußkische Ausfallgruppe formieren sollte, war hierzu jetzt nicht mehr zu verwenden. Der Aufmarsch zum Gegenstoß mußte hinter die Weichsel verlegt werden. Ein Zeitgewinn von mehreren Tagen war damit erreicht.

Die deutsche Führung hatte das Äußerste gewagt in der Hoffnung, daß das k. u. k. Heer in Galizien dem um die Hälfte schwächer gewordenen Russen gegenüber die Entscheidung erzwingen würde. Gelang es ihm, den San zu überschreiten und nach Norden einzuschwenken, so wurde der Großfürst zwangsläufig genötigt, seinen linken Flügel wieder auf Kosten des rechten zu verstärken und damit die 9. Armee zu entlasten. So standen die Dinge vor Warschau und am San in engster Wechselwirkung. Bisher war der deutsche Flügel der angreifende und damit der den Verbündeten entlastende gewesen. Jetzt lag die gleiche Aufgabe den Truppen des Erzherzogs ob. Aber die k. u. k. Armeen, die sich noch immer nicht von den Augustschlachten erholt hatten, waren ihr nicht gewachsen. Ihr innerer Wert war zu sehr gesunken. Sie kamen nicht vorwärts.

General v. Conrad sah wohl ein, daß die 9. Armee vor Warschau, die mit 5 Divisionen gegen 25 russische kämpfte, verstärkt werden müsse, um eine Katastrophe zu verhüten. Er war



Alles verloren!

Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.



Straße durchs Moor.

Aus Bielefeld, „Aus Ostpreußens Not“, Verlag Georg D. W. Callvoen, München.

auch bereit, weitere Truppen der k. u. k. 1. Armee auf das linke Weichselufer zu schieben. Hindenburgs Vorschlag aber, diese Truppen gleich auf den gefährdeten linken Flügel zu senden und sie dort dem deutschen Oberkommando zu unterstellen, einmal, um Zeit zu sparen, dann auch, um die an der Weichsel eingewöhnten deutschen Korps dort belassen zu können, wies er entschieden ab. Er verlangte, daß die entsandten Truppen im Rahmen ihrer 1. Armee eingesetzt würden. Es war sein unglückseliger Wahn, daß die Unterstellung k. u. k. Truppen unter deutsches Kommando

das Prestige der österreichisch-ungarischen Waffen beeinträchtigen könne, der ihn rein sachlichen, militärischen Erwägungen unzugänglich machte. Dabei hatte Woyrschs Landwehrkorps seit Kriegsanfang unter k. u. k. Oberbefehl gestanden.

5.

Gar zu langsam ging die Ablösung der an der Weichsel oberhalb Zwangorod stehenden deutschen Truppen vor sich. Inzwischen aber wurde die Lage Madensens vor Warschau unhaltbar. Den Ausfallmassen Rußkis gegenüber konnte er nicht länger in seiner gefährdeten Stellung belassen werden. Nur durch ein neues Manöver konnte weiterer Zeitgewinn erlangt werden, immer noch in der Hoffnung, daß die Österreicher am San endlich den entlastenden Erfolg erreichen würden. Der von der deutschen Führung am 17. Oktober gefaßte Entschluß war ebenso kühn, wie der Angriffsentschluß vom 8. Oktober, zugleich aber auch von bewunderungswürdiger Feinheit. Madensen bekam Befehl, mit seinen 5 Divisionen hinter die Rawka zurückzugehen. Rechts schloß sich mit gleicher Front das Landwehrkorps Woyrsch an. Senkrecht zu dieser Front standen hinter der unteren Piliža zwei andere deutsche Korps. Stieß der Russe von Warschau nach, so prallte er in der Front gegen den in guter Stellung befindlichen Madensen, während seine linke Flanke von der Piliža her bedroht wurde.

Madensen konnte sich unbemerkt vom Feinde loslösen, der ihn erst am 25. Oktober mit 5 Korps wütend, aber ohne wesentliche Erfolge angriff. Immerhin wurde der linke Flügel bei Lowitzsch stark bedroht, und Hindenburg mußte das XI. Armeekorps von seinem rechten Flügel dorthin verschieben, um eine Überflügelung zu verhindern.

Bei Zwangorod trat inzwischen das ein, was das deutsche Oberkommando vorausgesehen hatte. Die k. u. k. 1. Armee hielt vor den dort übergegangenen Russen, die bisher vom Garde-Reservekorps in Schach gehalten waren, nicht stand und wurde am 25. Oktober bis Radom zurückgeworfen. Damit wurde die Flankenstellung hinter der Piliža unmöglich.

Ein ganzer Entschluß mußte schnell gefaßt werden. Auf eine günstige Entscheidung in Galizien war jetzt nicht mehr zu hoffen, da es dort den Russen sogar gelungen war, den San wieder zu überschreiten. Bei Zwangorod drohte der Durchbruch, bei Lodz die Umgehung. So blieb nichts anderes übrig, als Rückzug in breiter Front. Er hätte langsam fechtend, nur gedrängt erfolgen können. Damit wäre aber wenig gewonnen gewesen. Besser war es, sich mit einem Ruck vom Feinde zu lösen und damit die Handlungsfreiheit wiederzugewinnen.

Am 27. Oktober wurde der Rückmarschbefehl ausgegeben. Die allgemeinen Anweisungen waren schon seit längerem in Händen der Truppen; denn bei der gefährdeten Lage hatte man jederzeit mit der Möglichkeit rechnen müssen, die Operationen abbrechen zu müssen. Der Rückmarsch, in größter Eile ausgeführt, verlief in vollkommener Ordnung. Dank den Vorbereitungen fiel dem Russen keinerlei Beute in die Hand.

Es war ein Beweis des unendlichen Vertrauens, dessen sich Hindenburg und Ludendorff bei ihren Truppen erfreuten, daß diese den Rückmarsch als nichts anderes, denn als ein strategisches Manöver ansahen, das die Grundlage zu neuen Siegen schaffen sollte. Während die Armeen im Westen, die an der Marne jede für sich siegreich gekämpft hatten, durch den von Kleinmut diktierten Rückzug in ihrem Siegesbewußtsein geschmälert wurden, ging den Truppen



Nach dem Russeneinfall.

Aus Bielefeld, „Aus Ostpreußens Not“, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

der 9. Armee durch den Rückmarsch auf die Warthe nichts von ihrer Überzeugung verloren, daß sie jeder — auch der stärksten russischen Übermacht überlegen seien.

Der Russe konnte nur langsam folgen, da er alle Bahnen, Wege und Brücken zerstört vorfand. Bald verlor er die Fühlung mit den deutsch-österreichischen Gegnern. Ungestört erreichte die 9. Armee die Linie Kreuzburg—Kalisch—Konin. Die Österreicher gingen, ebenfalls nur schwach gedrängt, auf das Westufer des Dunajec zurück. Zum zweitenmal wurde Przemysl von den Russen eingeschlossen, die nun auch die westlichen Karpathenpässe in Besitz nahmen.

So war die allgemeine Lage wieder die gleiche, wie einen Monat vorher. Fast ganz Galizien war wieder in der Hand des Feindes, der auch Polen bis auf kleine Teile besetzt hatte. Als Erfolg blieb nur zu buchen, daß sich die Heere einer höchst verhängnisvollen Lage entzogen und die Freiheit des Handelns zurückgewonnen hatten.



General d. Inf. von Sigmund, Kommandeur
der III. Garde-Division.

Nach einer Aufnahme von H. Noack, Berlin.

6.

In welcher Richtung aber sollte sich die neue Handlung bewegen? Eine reine frontale Verteidigung oder ein Stirnangriff aus der Linie Krafau—Kalisch heraus war den weit überlegenen russischen Massen gegenüber aussichtslos. Es mußte eine „Aushilfe“ gewonnen werden. Ludendorff, dieser geniale Schüler Schlieffens, war sich über sie noch während des Rückmarsches klar geworden. Was an der Marne den Armeen Srench und Manoury nicht geglückt war, nämlich den deutschen Vormarsch durch einen Stoß in die rechte deutsche Flanke zum Stillstand zu bringen, das wollte er hier durchführen. Dazu war erforderlich, daß möglichst starke Kräfte möglichst weit und möglichst rasch nach Norden verschoben wurden, um dem mit dem rechten Flügel aus Warschau über Lowitsch gefolgten russischen Heere ein Halt zu gebieten. Er erwartete, daß die rasche Beweglichkeit der deutschen Truppen auch über erdrückende russische Übermacht bei deren Langsamkeit und Schwerfälligkeit zum Siege führen würde.

Ein großer Unterschied zwischen der Marne und Warthe aber bestand doch. Dort war das ganze französische Heer verfügbar gewesen, um das vordringende deutsche in der Front zu fesseln, bis sich die geplante Umgehung des rechten Flügels bemerkbar machte. Hier im Osten aber stand auf dem rechten Flügel das zweimal geschlagene, mutlos gewordene k. u. k. Heer und neben ihm konnten, wenn man nennenswerte Kräfte zum Gegenstoß verfügbar machen wollte, nur schwache deutsche Teile, Landwehren und Festungsbesatzungen zum Frontschuß eingesetzt werden. Würden sie ihrer schweren Aufgabe gewachsen sein?

Am 1. November wurde Hindenburg zum „Oberbefehlshaber Ost“ ernannt, Mackensen erhielt die 9. Armee. Jetzt war Hindenburg in der Lage, in einheitlicher straffer Führung alle in Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien befindlichen militärischen Machtmittel in den Dienst seines Siegeswillens zu stellen. Es gab lohnende Aufgaben für Ludendorffs Organisationskunst, der aus Grenzschutztruppen, Festungsbesatzungen und Landsturmformationen Truppenkörper schuf, die auch im freien Felde Verwendung finden konnten und die er aus den nicht unmittelbar bedrohten Festungen heraus mit Artillerie und Nachrichtengerät ausstattete.

Die Lage blieb den feindlichen Massen gegenüber ungeheuer ernst. Die Entschlüsse, die im Hauptquartier Posen gefaßt werden mußten, waren sehr schwer.

Die 8. Armee in Ostpreußen, jetzt unter General v. Below, die am Njemen den Massen Rennekampfs gegenüber so treue und erfolgreiche Wacht gehalten hatte, mußte abermals um zwei Korps geschwächt werden. Es konnte jetzt nicht mehr von ihr verlangt werden, daß sie sich in ihrer gefährdeten vorgeschobenen Stellung hielt. Sie wurde angewiesen, vor überlegenem Angriff in die befestigte Seenlinie und hinter die neu ausgebaute Angerappstellung zurückzugehen.

Besonders bedenklich war die Lage an der ostpreußischen Südgrenze. Hier stand in einer Breite von 180 Kilometern außer schwachem Grenzschutz nur das aus Festungsbesatzungen



Bagagewagen in Polen.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.

und Landsturm zusammengesetzte Korps Zastrow. Zugleich mit der Hauptreserve von Thorn, einer Landsturmbrigade, wurde ihm die Aufgabe gestellt, nördlich der Weichsel möglichst starke Kräfte zu binden, indem es einen Angriff vortäuschte. Ein solcher mußte dem Russen hier, in seiner tiefen rechten Flanke, besonders unangenehm sein. Man durfte mit Recht annehmen, daß dies den Großfürsten veranlassen würde, die nördlich Neu-Georgiewsk stehenden starken Kräfte nördlich der Weichsel zu belassen.

An die posensche Grenze, zwischen Thorn und Pleschen, wurde mit der Bahn in der Zeit vom 6. bis 10. November die 9. Armee befördert, die den Flankenstoß ausführen sollte. Außer den Truppen, die bereits bei Zwangorod—Warschau gekämpft hatten, gehörten zu ihr noch die beiden von der 8. Armee abgegebenen Korps. So verfügte Mackensen, der sein Hauptquartier in Hohensalza nahm, über 11 Infanteriedivisionen und das vom Westen heranbeförderte Kavalleriekorps Richtigshofen.

Westlich der Warthe, zwischen Kreuzburg und Pleschen, wurden zwei von den Festungen Breslau und Posen aufgestellte Korps aus Landwehr- und Landsturmbildungen und das Kavalleriekorps Frommel (2 deutsche, 1 österreichische Division) bereitgestellt. Diese Gruppe sollte im zeitlichen Zusammenwirken mit Mackensen zum Angriff in Richtung Petrikau—Lodz vorgehen.

Hindenburg wollte also das russische Heer auf seinem Nordflügel von zwei Seiten anpacken und zusammenpressen.

Den Schutz Oberschlesiens von Kreuzburg bis zur Weichsel übernahm die Armeeabteilung Woyrsch (5 Divisionen) und die k. u. k. 1. Armee Dankl. General v. Conrad sandte noch 4 Divisionen der 2. Armee (Boehm-Ermolli) und das Kavalleriekorps Hauer in die Gegend von Tschenschau. Den Befehl südlich Kreuzburg übte das k. u. k. Armeeoberkommando aus.

Die Masse des k. u. k. Heeres stand wie im Anfang Oktober dicht gedrängt bei Krakau zwischen Weichsel und Karpathen.

Ob die österreichisch-ungarischen Truppen einem überlegenen Angriff standhalten würden, blieb ungewiß. Mit einem Rückschlage mußte gerechnet werden. Dann durften dem Russen nicht die reichen Hilfsmittel Oberschlesiens zugute kommen. Die Zerstörung der Bergwerke wurde ins Auge gefaßt. Es ist begreiflich, daß, als diese Absicht bekannt wurde, sich weit über die Provinz hinaus Schrecken, ja Panik bemerkbar machte.



Ein russischer Überläufer.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Rabes.

7.

In der dritten Oktoberhälfte war die russische „Dampfwalze“ mit 2 ½ Millionen Mann angetreten, gegliedert in zirka 40 Armeekorps, zahlreiche Reservedivisionen und mehrere Kavalleriekorps.

Auf dem äußersten rechten Flügel griff Rennentkampf mit der aus 10 Korps bestehenden 10. Armee die schwache deutsche 8. Armee an. Sechtend ging diese langsam auf die Angerappstellung zurück, die sie gegen schwere Angriffe hielt.

Von Neu-Georgiewsk ging am 3. November die 1. Armee mit 3 Korps gegen Soldau—Thorn vor, während 1 Korps durch Vormarsch im linksufrigen Weichseltale dieses sperren sollte. Die Korps nördlich der Weichsel stießen auf das Korps Zastrow und Thorer Festungstruppen, die sich nur langsam zurückdrücken ließen. Damit wurde Preußen rechts der Weichsel wirksam geschützt und Maaßensen entlastet.



Und Gott im Himmel sprach zu Hindenburg:
Der Herr der Russen geht auf falcher Bahn!
Ich hab der Länder unermessnes Reich
In seine väterliche Hand getan,
Dass er sie pflege als mein Lehensmann
Und mach sie reich und fruchtbar auf der Welt!
Er aber lässt sie brach und streckt die Hand
Nach seines Nachbars Heimat und Gesell.
Schlag ihm die Hand, die fremdes Gut begehrt,
Wurf ihn zurück in seiner Scholle Kreisl,
Sonst möge ihn — weiss Gott! — der Teufel holen!

Und Hindenburg stand stramm
vor Gott und fuhr als wie ein Sturmwind
hin durch Polen.

Johannes Raaber

Aus den „Neuen deutschen Bilderbogen“, Karl Weidmeyer's Kunstverlag, Berlin.

Die eigentliche Stoßmasse des Großfürsten ging über die mittlere Weichsel gegen Posen—Kraſau vor. Das war ein Erfolg der Oktoberkämpfe, daß der Großfürst dem ihm von Hindenburg auferlegten Zwange folgte und nicht wieder zu seinem ursprünglichen Plane zurückkehrte, die Feldzugsentscheidung rechts der Weichsel in Galizien zu suchen. Indem er die schützende Weichselbarriere mit dem starken Schulterpunkt Neu-Georgiewsk—Warschau überschritt und seine rechte Flanke ohne Anlehnung ließ, lieferte er diese seinem großen Gegner aus.

Mit 25 Korps, in die 2., 5., 4. und 9. Armee gegliedert, ging die Stoßgruppe unter Rußkis Führung über die Linie Kutno—Kielze vor, während zahlreiche Kavalleriedivisionen als dichter Schleier die ungefüge Masse umschwärmten.

Gegen das f. u. f. Heer südlich der Weichsel marschierten die 3. und 8. Armee am San auf.

Der Großfürst war seines Sieges sicher. Er erwartete Hindenburg, dessen Armee er nach den Kämpfen bei Zwangorod—Warschau für schwer erschüttert hielt, in reiner Verteidigungsstellung bei Tschenschau zu finden und war überzeugt, ihn glatt hinwegfegen und den Weitermarsch durch Schlesien ohne wesentlichen Aufenthalt durchzuführen zu können.

Wie schwer sollte er sich getäuscht haben!

Während die Eisenbahntransporte aus dem Raum Kreuzburg—Kalisch nach Norden rollten, ritt russische Kavallerie auf Wreschen bis in bedrohliche Nähe der wichtigen Bahn Posen—Thorn. Sie wurde durch Landsturm abgewehrt.

Ein Kavalleriekorps, das auf Kalisch vorging, stieß auf deutsche Nachhuten, die sich langsam über die Warthe zurückzogen, dahinter am 11. April auf das Kavalleriekorps Frommel, das es zurückjagte.

Am gleichen Tage brach Mađensens Angriff zwischen Weichsel und Warthe los. Bereits am 12. November wurde das V. sibirische Korps der 1. Armee bei Wlozlawek geschlagen und in die Flucht gejagt. Großfürst Nikolai schreckte auf. Was war das?

Er erkannte, ohne noch völlig klar zu sehen, die seiner rechten Flanke drohende Gefahr und traf seine Gegenmaßnahmen. Die 1. Armee bekam Befehl, zwei Korps bei Plozk über die Weichsel zu werfen, um den neuen Angreifer anzupacken.

Mađensen hatte das vorausgesehen und Vorsorge getroffen. Das 1. Reservekorps unter seinem tatkräftigen Führer v. Morgen erhielt die Richtung weichselaufwärts. Es setzte sich nördlich Lowitsch fest, um von dort aus die linke Flanke der Armee zu decken. Es erfüllte seine Aufgabe, trotz schwerer Bedrängnis durch weit überlegene Kräfte, die immer wieder von neuem versuchten, in die Flanke Mađensens zu stoßen.

Als die von rechts drohende Gefahr in voller Schwere erkannt wurde, warf Rußki den rechten Flügel seiner 2. Armee (Scheidemann) nach Norden herum. Der erste Erfolg des Angriffs! Die russische Angriffsbewegung stoppte. Die Initiative auf diesem Flügel lag nicht mehr auf russischer, sondern auf deutscher Seite.

Gegen die in Linie Plozk—Kutno stehenden Korps der 1. und die hinter dem Ner einschwenkenden Korps der 2. Armee prallte nun Mađensens Angriffsstoß, der sie in der heißen Schlacht bei Kutno vom 15. bis 16. November schlug und zurückwarf. Um das volkreiche Lodz ballten sich die 4 Korps der 2. Armee zusammen, im Westen von dem deutschen IX. Korps, im Norden vom XVII. und XX. Korps angepackt, während im Osten General v. Scheffer mit seinem XXV. Reservekorps, der 3. Gardedivision und der 6. Kavalleriedivision über Brscheschini nach Süden vordrang, um dem Russen den Rückweg nach Warschau zu verlegen.

Schon standen die Truppen des XXV. Reservekorps südlich der Stadt und sperrten mit völlig verkehrter Front die Straße nach Petrikau, schon waren Litzmanns Garden im Südosten der Stadt soweit gegen diese vorgeedrungen, daß sich die russischen Reserven in den Vorstädten

ihrer erwehren mußten, schon ritten Richthofens Reiter auf Petrikau; ein großer Schlag, die Gefangennahme der 2. Armee, schien bevorzustehen, — da erhielt General v. Scheffer die Meldung, daß russische Kräfte, von Osten kommend, Brscheschini wieder genommen hätten. Das Sedan, das er dem Feinde hatte bereiten wollen, stand ihm selbst unmittelbar bevor, denn auch von Süden, von Petrikau her, marschierten starke Kräfte an. Er war abgeschnitten!

Mit eiserner Energie hatte der Großfürst, der in seinem Hauptquartier Skiernjewice mit knapper Not der Gefangennahme durch Reiter der 9. Kavalleriedivision entgangen war, eingegriffen. Die auf Warschau zurückgefluteten Teile der 1. und 2. Armee waren im Festungsraume gesammelt, schleunigst zurecht geknetet und zusammen mit der Hauptreserve der Festung über Skiernjewice zum Entsatz vorgeführt, während General Plehwe Befehl erhalten hatte, zwei Korps seiner 5. Armee ebenfalls nach Lodz in Marsch zu setzen.

Die Lage der Schefferschen Truppen war verzweifelt. In Hindenburgs Hauptquartier in Posen fing man russische Funkprüche auf, in denen die Gefangennahme mehrerer Armeekorps mitgeteilt und die Bereitstellung von Eisenbahnzügen zum Abtransport der Gefangenen angeordnet wurde.

Da wendete sich das Blatt wieder. Der Großfürst rechnete nicht mit der Zähigkeit und dem Siegeswillen der deutschen Führer. Mackensen befiehlt den Durchbruch nach Norden. In einem Kampfe, der vielleicht in der Geschichte des modernen Krieges einzig dasteht, durchstoßen die Truppen den sie einschließenden Ring. Mit blankem Degen führt General Litzmann die Garde zum Sturm vor. Und das unmöglich Scheinende gelingt! Nicht ein beweglich bleibender Verwundeter wird zurückgelassen, aber mit 16000 Gefangenen und 63 erbeuteten Geschützen gewinnt Scheffer am 24. November den Anschluß an die deutschen Linien. Jetzt bildete sich



Überbleibsel des Kampfes.

Aus Bielefeld, „Aus Ostpreußens Not“, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

an der Bahnlinie Sochatschew—Łowitsch—Łodz eine deutsche Abwehrfront, gegen die der Russe heftig, aber vergeblich anstürmte.

Während dieser Vorgänge hatte die über Sieradz vorgegangene Kampfgruppe (Korps Posen und Breslau und Kavalleriekorps Frommel) vergeblich versucht, den Ring um Łodz auch von Westen her zu schließen. Der Russe, die Gefahr der Gefangennahme vor Augen, stemmte sich verzweifelt dagegen.

Nördlich Tschenschow waren am 16. November die Teile der 2. k. u. k. Armee Boehm-Ermolli eingetroffen. Für den 17. November hatte Erzherzog Friedrich den allgemeinen einheitlichen Angriff zwischen Warthe und Krakau befohlen. Ein energisches Vorgehen Boehm-Ermollis in Richtung Petrikau gegen den linken Flügel der russischen 5. Armee mußte sie verhindern, in den Kampf um Łodz einzugreifen. Aber der Angriff, der vorerst flott voranging, kam bald zum Stehen. Der feindliche Druck erwies sich als zu stark.

Weiter südlich rangen Woyrsch und Dankl hart mit der russischen 4. und 9. Armee. Keine Seite errang wesentliche Erfolge. Auch das Eingreifen Josef Ferdinands von Krakau aus gegen den linken Flügel der russischen Stoßgruppe an der Weichsel vermochte keine Entscheidung herbeizuführen.

Die weitgesteckten Ziele der deutschen Führung — Vernichtung der russischen Heeresmacht im Weichselbogen — waren infolge des Ausgangs der Schlacht bei Łodz nicht erreicht. Die Überlegenheit an Zahl hatte es dem Großfürsten erlaubt, die verbündeten Kräfte in Schlesien zu fesseln und trotzdem noch bei Łodz mit mehr als doppelter Überlegenheit aufzutreten. Und doch war Großes geleistet! Die Dampfwalze war zum Stehen gebracht, deutsches Land vor der feindlichen Überflutung geschützt, dem Großfürsten die Freiheit des Handelns genommen.

Noch gab dieser allerdings das Spiel nicht verloren. Ende November ging er noch einmal zum Massenangriff gegen Łowitsch und von Petrikau aus gegen die Naht von Mackensen und Boehm-Ermolli vor. Der Angriff brach zusammen und wurde von Hindenburg, der inzwischen vom Westen bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, mit einem Gegenangriff beantwortet, der den Großfürsten zwang, am 6. Dezember den Befehl zur Räumung von Łodz zu geben. Als am 15. Dezember auch Łowitsch erstürmt wurde, ging der Russe hinter den Bzura—Rawkaabschnitt zurück.

Inzwischen war es in Galizien zu schweren Kampfhandlungen gekommen. Der neue Oberbefehlshaber der Südfront, Iwanoff, hatte die 3. Armee (Radko-Dimitrieff) gegen Krakau, die 8. Armee (Brussilow) gegen die Karpathenpässe eingesetzt und die 11. Armee mit der Belagerung von Przemyśl beauftragt.

Dimitrieff zwang Josef Ferdinand, von der russischen 9. Armee abzulassen und sich gegen ihn zu wenden. Es kam zur elftägigen krisenreichen Schlacht von Limanowo—Łapanow, in der nach und nach auf russischer Seite noch Brussilow, auf österreich-ungarischer Seite die Armee Boroewic und auch eine deutsche Division eingriffen und die mit dem Rückzuge der Russen über den Dunajec endete. Zwangsläufig ging der Russe auch nördlich der Weichsel hinter die Nida und Piliža zurück. In den Karpathen blieb er stehen.

Mitte Dezember erstarbte die polnische Front. Nur nördlich der Weichsel kam es bei Prażnisch und am Strome selbst zu örtlichen Kämpfen, in denen unsere Truppen von überlegenen Kräften bis Mława und auf die Höhe von Wlozlawek zurückgedrängt wurden.

8.

Als Endergebnis des Feldzuges blieb eine schwere Schädigung der russischen „Dampfwalze“, die allein in den Tagen vom 11. November bis 17. Dezember 325 000 Mann, darunter 130 000 Gefangene, verlor. Die Hoffnungen des Feindbundes auf die russische Hilfe waren



Hindenburg mit General Ludendorff und Oberst Hoffmann (rechts) in Polen.
Aufnahme der Obersten Heeresleitung im Osten.

vernichtet. Rußland hat noch oft mit großer Kraft angegriffen und uns schwer zu schaffen gemacht — zu einem allgemeinen Angriff mit weitgestecktem Ziel, wie er in der dritten Oktoberwoche angelegt wurde, hat es nie wieder den Entschluß gefunden.

Es war endgültig in die strategische Verteidigung geworfen.

Ludendorff nennt in seinen Kriegserinnerungen den Feldzug in Polen einen der abwechslungsreichsten, die je geführt worden sind. Er verdiene in den Annalen der Kriegsgeschichte einen der ersten Plätze.

Nicht nur die ungeheure zahlenmäßige Überlegenheit der Russen und der Umstand, daß der stark mitgenommene österreich-ungarische Bundesgenosse keine vollwertige Hilfe leisten konnte, zwangen die deutsche Führung, von Aushilfe zu Aushilfe zu greifen. Auch die Natur des Kriegstheaters legte ihr starke Fesseln an.

Ebenso wie das Grenzland zwischen der Njemen—Bobr—Narewlinie und Ostpreußen ist auch Polen westlich der Weichsel von den Russen stets als Festungsglazis angesehen worden. Es wurde in möglichster Unkultur gelassen, um einem deutschen Heere die denkbar ungünstigsten Daseinsbedingungen zu bieten.

Östlich der Weichsel war um die Jahrhundertwende unter französischem Druck, nach französischer Vorschrift und mit französischem Gelde das russische Eisenbahnnetz in großzügigster Weise ausgebaut, um einen schnellen Aufmarsch des Heeres bewirken zu können. Sah doch Frankreich darin seine Rettung vor dem deutschen Druck. In den vorerwähnten Grenzgebieten aber wurden nur die notwendigsten Linien für den Durchgangsverkehr nach Deutschland und Österreich gebaut. Nur die Gegend um die industriereiche Halbmillionenstadt Lodz, das „Manchester des Ostens“, zeigte eine etwas reichere Verkehrsentwicklung.

Erschwerend fiel für uns ferner ins Gewicht, daß die für den Septembervormarsch besonders in Frage kommende Bahn Kattowitz—Kielze—Radom—Iwangorod russische Spurweite hatte und von uns auf die schmälere Normalspurweite umgenagelt werden mußte.

Von den Schicksalen des bei Mjeczwo liegenden gesprengten Tunnels gibt Ludendorff eine anschauliche Schilderung. Die Russen hatten ihn unbenußbar gemacht, wir ihn im Oktober wiederhergestellt, im November beim Rückzuge abermals zerstört. Darauf stellten ihn die Russen her und zerstörten ihn wieder im Sommer 1915, worauf wir ihn endgültig instand setzten.

Die Karte Polens weist zahlreiche Chausseen auf. Sie haben nichts mit dem gemein, was wir unter einer Chaussee verstehen. Nur in der Umgebung von Städten oder im Bereich größerer Grundbesitzer ist eine feste Sahrbahn vorhanden.

Seit Anfang September war polnischer Landregen niedergegangen. Er hatte Straßen und Wege, soweit sie nicht durch reine Sandgegenden führten, nahezu unpässierbar gemacht. Die wenig zahlreichen deutschen Straßenbaukompagnien hatten schwere Arbeit.

Die Ortschaften Südpolens hatten in den Augusttagen schwer gelitten. Von vielen Dörfern standen nur noch die aus Lehm erbauten Kamine.

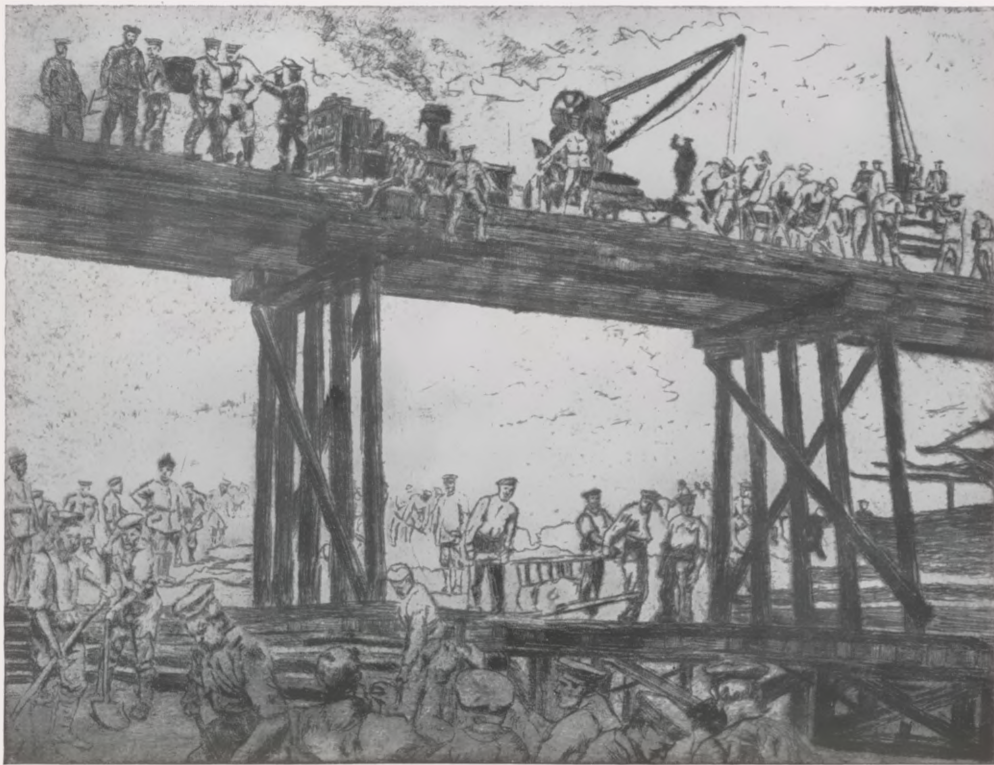
Durch dies wegearme kulturlose Land drangen bei strömendem Regen in starken Tagesmärschen von 30 und mehr Kilometern Ende September und Anfang Oktober unsere Truppen vorwärts, um an der Weichsel in den überschwemmten Niederungen, in versumpften Ödlandereien oder triefenden Wäldern den Kampf zu führen, während hinter ihnen endlose Suhrparkkolonnen sich 200 Kilometer weit durch das Land quälten, um allen Heeresbedarf nach vorn zu bringen. Als Ende Oktober der Rückmarsch notwendig wurde, kam es darauf an, dem Russen ein rasches Folgen unmöglich zu machen. In planvoller, seit längerem genau vorher festgelegter Weise wurden alle Brücken zerstört, die Straßen aufgerissen, die Drahtleitungen beseitigt, die Wegweiser entfernt und vor allem die Eisenbahnen in denkbar gründlicher Weise für längere Zeit unbrauchbar gemacht. Die Maßnahmen machten sich bezahlt,



Am Heiligen Abend.

Nach einem Gemälde von Professor Ludwig Koch.





Unsere Pioniere bei der Arbeit.

Mit Genehmigung von Franz Hanflaengl, München.

Ohne Gegenwirkung unsererseits kam am Ende der ersten Novemberwoche der Vormarsch der russischen Dampfwalze östlich der Warthe zum vorläufigen Stillstand. Er bedeutete für uns erwünschten Zeitgewinn.

9.

„Das Geheimnis der Siege liegt in den Hauptquartieren.“ Erfolge von einem Ausmaß, wie sie seit der letzten Augustwoche auf dem östlichen Kriegsschauplatz errungen waren, hatten zur Voraussetzung, daß eine geniale, nervenstarke Führung sich auf ein reibungsloses Zusammen- und Nebeneinanderarbeiten aller Räder der Heeresmaschinerie verlassen konnte. Jetzt lohnte sich die unermüdliche Fürsorge, die die Hohenzollern, nicht zum wenigsten Kaiser Wilhelm II., der kriegsmäßigen Ausbildung des Heeres hatten angedeihen lassen; jetzt machte sich die Erziehung des Generalstabes durch den Grafen Schlieffen bezahlt.

Das Hauptverdienst an den Erfolgen aber trug die oberste Führung; ein Triumvirat, wie es die Kriegsgeschichte in gleicher Größe und gleicher Harmonie wohl kaum je aufzuweisen hatte.

An der Spitze Hindenburg mit seiner wundervollen Altersreife, seiner Nervenkraft, seiner vornehmen Ruhe und seiner Verantwortungsfreudigkeit. Neben ihm Ludendorff, die „bedeutendste Erscheinung des Wilhelminischen Zeitalters,“ der vielseitige, ganz neuzeitige Mensch, der glänzende Organisator, der Stürmer und Dränger, „dessen Denken nur Kämpfen, dessen Seele nur Sieg war.“ Der tapfere Soldat, der vor kurzem erst in Lüttich durch sein ureigenes persönliches, mannhaftes Eingreifen einen fast schon mißglückten Gewaltstreich zum glücklichen Ende gebracht hatte. Und neben diesen beiden Heroen der fluge Taktiker Hoffmann.

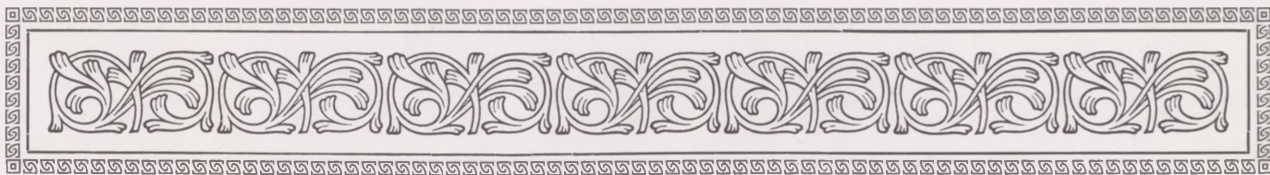
So wie Blücher und Gneisenau untrennbar zusammengehören, so bilden auch Hindenburg und Ludendorff für das deutsche Volk für immer eine unzertrennliche Einheit, nicht nur,

weil sie gemeinsam Großes geleistet haben, sondern weil diese Leistungen auf einem geistigen Zusammenfließen beruhten, das durch gleiche Lebensgrundlagen geschaffen war. Beide entstammen dem rauhen, aber damit energiebildenden deutschen Osten, beide hatten die Laufbahn des wenig begüterten preußischen Offiziers hinter sich, der in der Auffassung erzogen wurde, daß er nur der Pflicht für Staat und Familie zu leben hätte, beide entstammen der persönlichkeitsliebenden, arbeitsreichen und charakterbildenden Schule des deutschen Generalstabes.

So kann Ludendorff in seinen Erinnerungen betonen, daß sie beide vier Jahre lang in tiefster Harmonie miteinander gearbeitet haben, und Hindenburg schreibt, daß sie sich im Denken wie im Handeln getroffen hätten, daß die Worte des einen oftmals nur der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen des andern gewesen seien und daß er seine vornehmste Aufgabe darin gesehen habe, den geistvollen Gedankengängen, der nahezu übermenschlichen Arbeitskraft und dem nie ermattenden Arbeitswillen seines Chefs soviel als möglich freie Bahn zu lassen und in treuer Kampfgenossenschaft für seine Maßnahmen die Verantwortung zu tragen.

Ihre Truppen dankten ihnen mit einem durch nichts zu erschütternden Vertrauen, das deutsche Volk mit dem starken Wunsche, sie baldigst an der Spitze des Gesamtheeres zu sehen.





Die Winterschlacht in Masuren am 12. Februar 1915.

Ihr Keimen, Werden, Sichvollenden, geschildert im Rahmen des großen Geschehens nach den Erlebnissen bei der 2. Infanterie-Division von deren damaligem Kommandeur, Kgl. Pr. General d. Inf. a. D. v. Falk.

H Heimatland, Masovias Strand, Masovia lebe, mein Vaterland!" Der Kehrreim des schönen Masurenliedes! So hörte ich's — selbst ein Lyck-Geborener — zuletzt jubeln nach der Abstimmung gegen Polen am 11. Juli 1920. So sang und klang es einst, als nach dem ersten Russeneinfall im August 1914 „die Herbstschlacht an den Masurischen Seen“ dem arg heimgesuchten Grenzlande die erste, ach, nur kurze, Befreiung brachte. So brauste der Jubel, als endlich im Februar 1915 die Winterschlacht in Masuren dort die endgültige Erlösung von den Russen schenkte. Eine Hindenburg-Tat war's! Von ihr laßt mich erzählen! Habe ich doch selbst als Kommandeur der 2. Infanterie-Division, der Insterburger, dabei mithelfen können. An ihrer Spitze war es mir vergönnt, auf dem südlichen Stoßflügel eingesetzt, aus meiner Vaterstadt, Masurens Hauptstadt, Lyck, den Russen zu verjagen. Selbsterlebtes bei meiner Division im Rahmen des großen Geschehens will ich erzählen. Aus berufenen Federn stammen umfassende Schilderungen.*) Was ich berichte, sei auch ein treuer kameradschaftlicher Gruß an meine tapferen Mitkämpfer in großer Zeit, an Führer und Mann, und allen Getreuen der ostpreußischen Heimat eine Herz- und Seelenstärkung!

Um das „Werden“ und „Sichvollenden“ der Winterschlacht zu verstehen, muß ich zuerst von ihrem „Keimen“ sprechen.

Es war eine scharfe Jagd gewesen, in der wir 1914 nach der Tannenbergsschlacht und der anschließenden Herbstschlacht an den Masurischen Seen die Russenreste vor uns hergetrieben hatten. Dort war's uns unter Hindenburgscher Führung gelungen, zuerst fast die gesamte, von Süden eingefallene Narewarmee einzukreisen und zu vernichten; danach die von Osten

*) Vgl. hierzu: Ludendorff, „Meine Kriegserinnerungen“. — „Die Winterschlacht in Masuren“. Heft 20 aus „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“, herausgegeben im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres. —

„Die Ereignisse im Osten. Die Winterschlacht in Masuren. Die Kämpfe bei Wirballen“. Heft 3 aus „Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier“.

Der „Rahmen des großen Geschehens“ ist im wesentlichen dem Heft 20 aus „Der große Krieg in Einzeldarstellungen“ entnommen. Auch die eingefügte Skizze lehnt sich an Skizze 2 desselben an.

vorgedrungene Njemenarmee Rennenkampfs in der Front mit vorgreifendem Südflügel zu fassen und zu Paaren zu treiben. Die 8. Armee hieß unser kleines tapferes Heer, und kleiner und kleiner wurde sie. Denn es galt alsbald, Hilfe zu bringen auf dem österreichischen Kriegsschauplatz in Polen. Ach, wie oft noch war es uns auferlegt, abzugeben an die schwächer und schwächer sich gebärdenden Bundesbrüder! „Korsettstangen einziehen“ nannte es bezeichnend derber Soldatenmund!

Selbst unser Hindenburg wurde uns dorthin entführt. Als das Hauptwerk zur Rettung Ostpreußens getan schien, wurde er zur Hebung größerer Not, zu Schlesiens Schutz, zur Führung der neu gebildeten 9. Armee berufen. Die 8. Armee blieb ihm zwar unterstellt, doch konnte bei der eigenen höchsten Inanspruchnahme seine Einwirkung nur eine leichte sein. Am 15. September geschah dieser „Umzug“ nach Südpolen. Hoch klingt das Lied von Hindenburgs dortigen Taten! Der Vorstoß Mitte Oktober gegen die Weichsellinie Zwangorod—Warschau, das dann folgende siegreiche Aufhalten der russischen „Dampfwalze“, zuerst durch die vorbildliche Rückwärtsbewegung zur posen-schlesischen Grenze, dann durch den glänzenden Vorstoß Madensens, dem nach Hindenburg unter ihm die 9. Armee anvertraut war, im Weichselbogen längs Ostpreußens Südgrenze im November 1914 mit den wunderbaren Kämpfen um Lodz (Litzmanns Durchbruch bei Brzeziny 23./24. 11.) bis zum endlichen Winterhalt von der Rawka bis zur Nidda durch ganz Südpolen.

Zur Winterschlacht in Masuren ward Hindenburg, der am 1. November zum Oberbefehlshaber sämtlicher deutschen Streitkräfte im Osten, kurz „Oberost“, ernannt, am 27. November zum Feldmarschall emporgestiegen war, Ostpreußen wiedergeschenkt. Die Inschrift auf dem weißen Emailleband des Feldmarschallstabes lautete in Goldschrift: „König Wilhelm II. von Preußen dem Feldmarschall von Hindenburg“ und weiter unten: „Für die glänzende Führung des Ostheeres, Tannenberg, November 1914.“

Inzwischen hatte sein Geist seine 8. Armee weiter beseelt, derart, daß Rennenkampfs noch wochenlang glaubte, mit Hindenburg selbst, noch am 2. Oktober wähnte, mit der bisherigen vollen 8. Armee zu kämpfen. Und doch waren es am 28. September nur noch 5 Linien- und Reserve-Divisionen mit etwas Landwehr, dazu 1 Kavallerie-Division. Noch bis zum Njemen nördlich Grodno war dies kleine Heer den flüchtenden Scharen Rennenkampfs nachgestürzt. Dort war am 25. September die 2. Inf.-Division auf dem Südflügel der 8. Armee im Begriff, bei Druschkieni überzusetzen, als ein drüben angesammeltes, durch Fliegerbeobachtung noch rechtzeitig erkanntes, frisches Russenheer in dreifacher Überlegenheit Halt gebot. Langsam und zäh, nur schrittweise, in heißen Kämpfen Boden aufgebend, ward dem wachsenden Drucke gewichen, zuerst bis zur Grenze, dann in zum Teil längst vorbereitete Stellungen, die von der Scheschuppe bei Lasdehnen, östlich an Gumbinnen vorbei, über Darkehnen, Lözen bis Rudczanny südlich des Spirdingsees führten.

Nach Hindenburg hatte General d. Art. v. Schubert die Führung der kleiner gewordenen 8. Armee erhalten. Ihm folgte bald der stets unternehmende, den Russen nicht zu Atem kommen lassende General d. Inf. v. François, vorher Führer des I. Armeekorps, bis er zu anderer Verwendung abberufen wurde, schließlich Otto v. Below, mein Vorgänger im Frieden als Kommandeur der 2. Division, dann Führer des I. Reservekorps, der sich jetzt und später einen besonders klangvollen Namen als Heerführer erworben hat.

In ihrer Stellung hatte die 8. Armee — Hauptquartier Insterburg — von Mitte November 1914 ab auszuharren, bis sie die Winterschlacht in Masuren im Februar 1915 aus ihren Fesseln löste. Sie wurde zu dem dichten Schleier, hinter dem sich der Aufmarsch zur Winterschlacht vollziehen sollte.

Mir war vorwärts des Unterlaufs der Angerapp die Linie von südöstlich Gumbinnen bis Darkehnen ausschließlich anvertraut. Die im Frieden viel genannte und noch jetzt

dauernd sich verstärkende Angerapp-Stellung bei Nemmersdorf hat im Kriege keine Rolle gespielt. Erst von Darkehmen ab südlich kam die Angerapplinie zur Geltung. Die Zusammensetzung der 2. Inf.-Division im Januar 1915 geht aus der nachseitigen Kriegsgliederung hervor. Als damals einzige Quelle festgefügtcr Truppenteile mußte die Division es über sich ergehen lassen, zahlreiche Abgaben als Stützpfiler der Landwehr- und Landsturm-Formationen der langen Angerapp-Lözen-Front zu stellen, Abgaben, die erst zur „Winterschlacht“ mir zurückgegeben wurden. Der Divisionsstab lag in Adlig Groß-Wilken, südlich Gumbinnen. Bei der 1. Kav. Div., die vom Westrand der Schoreller Forst bis nördlich Gumbinnen sicherte, be-



Des Kaisers erster Besuch in Ostpreußen.

Nach einer Photographie.

fand sich das III. Batl. J. R. 44, hinter ihrem linken Flügel zurückgezogen als Armee-reserve das III. Batl. J. R. 45 bei Budwethen. Im Bogen östlich um Gumbinnen wachte die aus der Besatzung Königsbergs gebildete Division Sommer. Südlich von ihr schloß an die sehr bewährte verstärkte 9. Landwehr-Brigade, Generalleutnant Clausius; sie war mir unterstellt. Bei Darkehmen stand die tüchtige 3. Res.-Division, Generalleutnant Kollwee. Es folgte die 1. Landwehr-Division, General d. Inf. v. Jakobi, bis zum Mauersee bei Angerburg; an sie hatte ich das Grenadier R. 4 ohne III. Bat. abzugeben. Die Feldstellung Lözen selbst, deren Kern die Feste Boyen zwischen Mauer- und Löwentinsee und die Paprodtker Berge südlich der Stadt bildeten, bis Nikolaiten am Spirdingsee verteidigten die 30. und 70. Landwehrbrigade, vornehmlich aber meine verstärkte 4. Inf. Brig. unter Generalmajor Boës (Füsilier R. 33, J. R. 45 ohne III. Batl., $\frac{1}{2}$ 2. Eskr. Jäger 3. Pf. 10, Stb. u. I. Abt. Feld=Art. R. 37, Stab und 1. Batt. I. Fuß=Art. R. 1 mit $\frac{1}{2}$ 1 Mun. Kol., $\frac{2}{3}$ 2. Pion. Kp., $\frac{1}{3}$ 3. San. Kp.). Auch der Stab der 2. Feld=Art. Brig. kam nach Lözen. In der Seenenge an der Südwestspitze des gewaltigen Spirdingsees bei der kleinen Panzerkuppelfeste Rudczany, mitten im Johannisburger Forst gelegen, und südwärts bis zur Grenze sicherten unter Oberstleutnant Bacmeister einige aufmerksame Landsturmbataillone. Die Feldstellung Lözen kommandierte der Führer des I. Armeekorps, Generalleutnant Kosch, der in Glombowen, 3 Meilen südwestlich Lözen, Quartier genommen hatte.

Mit Front nach Süden schloß sich die 4. Kav. Div. südlich Neidenburg an und zwischen Neidenburg und Soldau das aus Landwehr und Landsturm zusammengesetzte Korps Zastrow (noch zur 8. Armee gehörig) und daran bis zur Weichsel der Grenzschutz aus Graudenz und Thorn.

Die zum I. Armeekorps gehörige 1. Inf.-Division war hinter die Lözenstellung nach Rastenburg als Reserve zurückgezogen, ward bald nach Südpolen entsendet und schied endgültig aus ihrem bisherigen Verbands aus.

Mit dem Kampfwert von etwa 6 Inf.-Divisionen stand die 8. Armee den Winter über im Stellungskampfe gegen etwa 14 russische Divisionen. An verschiedenen Stellen unserer Front suchte der Russe seine Überlegenheit geltend zu machen, so bei Darkehmen, zumeist aber auf dem Nordflügel; ohne Erfolg. Nur südlich der Lößener Paprodtker Berge am Südennde des Buwelnosees gelang's ihm, einen Landwehrposten einzudrücken, ohne weiteren Nutzen daraus ziehen zu können.

Es war ein langes Harren im ersten Stellungskriege, den wir kennenlernten. Solch ostpreussischer Winter hat's in sich. Doch mit selbst starkem Froste bei guter Verpflegung wußten unsere Leute in ihren Gräben und Erdhöhlen trefflich fertig zu werden und sich mit allerlei Bequemlichkeiten, wie Bettgestellen mit Drahtgeflechten als „Sprungfedermatrassen“, Tischen, Türen, Fenstern aus Häuserresten, gefundenen und gelieferten Öfen u. a. m., wohnlich einzurichten. Schlimmer war's bei Tauwetter, das die Gräben mit Schlamm füllte und Erdreich und Wege unergründlich machte. Doch die Verluste waren gering, der Gesundheitszustand gut, die Laune vortrefflich. Wir lernten alle, uns mit wenigem begnügen, hielten treu zusammen als gute Kameraden und stählten uns für die nahenden Bewegungsschlachten.

Zu solch innerer Stählung trug auch der Besuch unseres geliebten kaiserlichen Kriegsherrn bei. Ganz plötzlich hieß es: „Unser Kaiser, der Ostpreußen besucht, will auch zu seinen, die Provinz schützenden Truppen kommen. Am Montag, den 30. November 1914, gegen 11 Uhr vormittags, wird er bei uns sein.“ Bei Kutzuhnen an der Chaussee zwischen Gumbinnen und Gr.-Wilken konnte ich ihm, was vorn auf Stunden entbehrlich war, nur an 200 Mann, vorstellen. Leichter Regen hatte die Straßen erweicht, hatte aber zur Feier des Besuches aufgehört. In offenen Kraftwagen, alle Insassen tüchtig mit Schlamm bespritzt, trafen der hohe Herr und seine Begleiter ein. Wie schlug uns allen das Herz hoch und freudig! Wie freundlich redete unser Kaiser seine Soldaten, zumal die schon ausgezeichneten, an! Einzelnen verlieh er sein Eisernes Kreuz. Kurz nur war das Bleiben, weiter ging die Kaiserfahrt zu den Nachbarn bei Darkehmen. Unsere Leute aber kehrten froh bewegt an die Front zurück und teilten den dort verbliebenen Kameraden von ihrer Freude mit.

Das Weihnachtsfest, das erste im Felde — o, wie hofften wir noch, es würde das letzte sein! — verlief, überschüttet von Liebesgaben aus der Heimat, für uns alle beweglich, aber auch erhebend. Es blieb ruhig vor meiner Front, obwohl ja der Russe nach seinem Kalender erst 14 Tage später Weihnachten feiert. Nicht so an der Lößener Front. Aus dem Briefe eines Gefreiten meines Süsilier-Regiments 33, das die Paprodtker Berge hielt, sei eine bezeichnende Stelle mitgeteilt. Er ist am 28. 12. 14 an den Divisionsadjutanten geschrieben und schildert zuerst, wie in der heiligen Nacht um 12 Uhr, am ersten Feiertag um 7 Uhr früh und 7 Uhr abends die Russen scharf angegriffen hätten und blutig jedesmal zurückgeworfen worden seien. Er fährt dann fort:

„Vor unserer Stellung lag eine ganze Anzahl toter Russen, die, in den Kampf getrieben, ihren Gehorsam mit dem Leben bezahlen mußten.

Der 2. Feiertag verlief ruhig, hin und wieder wurden Schüsse gewechselt. Herr Leutnant kam mit einem Reserve-Unteroffizier ins Gespräch, wie man es bewerkstelligen könnte, den Russen Gelegenheit zu geben, ihre Toten zu begraben, denn wir liegen ja etwa 60 Meter vom Feinde entfernt. Nun, ein Weg war bald gefunden. Soldaten meiner Kompanie fertigten am Vormittage aus einem weißen und roten Taschentuch ein Genfer Abzeichen. Auf einem Handtuch wurde die Zeit von 1 bis 3 Uhr nachmittags aus roten Streifen angegeben und kurz vor 1 Uhr wurde das neutrale Abzeichen auf der Brustwehr unseres Schützengrabens ausgesteckt. Anfangs aber schienen uns die Russen nicht zu trauen. Als sie aber sahen, daß wir uns über die Brustwehr erhoben und sie auf ihre Toten hinwiesen, faßten

sie Zutrauen und sandten ihre Sanitäter, die ihre gefallenen Kameraden bestatten sollten, während die anderen uns „fröhliche Weihnachten“ wünschten. Herr Leutnant erbot sich einem russischen Offizier gegenüber, aus dem Graben zu kommen, falls er auch kommen würde. Nachdem sie sich verständigt, eilten sie sich entgegen. Bald sah man auf unserer wie auf russischer Seite Offiziere aus dem Graben steigen und sich freundschaftlich die Hände reichen. Zigaretten und Zigarren, Rum usw. wurden ausgetauscht, dies oder jenes über den Krieg erzählt. Ja sogar ein Mann von der . . . Kompanie spielte „Handharmonika“ und auf dem schneebedeckten Ader wurde getanzt. Um auch ein bleibendes Andenken dieses friedlichen Augenblicks in der Zeit des heißen



Deutsche Volltrefferwirkung im Fort 3, Kowno.
Phot. Hans Breuer, Hamburg.

Ringens sich zu sichern, wurden von unseren sowie von den russischen Offizieren Gruppenaufnahmen gemacht — von Freund und Feind —. Rechts und links sah man auf der ganzen Linie Freund und Feind zusammeneilen, gegenseitig sich freundschaftlich die Hände reichend, und von dem Wenigen, was sie hatten, teilten Freund und Feind, und fröhlich schlugen die Herzen während des „zweistündigen Friedens“, hervorgerufen durch das Gefühl der Menschlichkeit, das in jedes Deutschen Brust gepflanzt ist! —

Nochmals Herrn Major viel Glück im neuen Jahre wünschend,

grüßt gehorsamst

Gefr. H. Sch."

Ein schönes Zeichen wahrer Kameradschaft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ist dieser Brief. Aber er zeigt auch, wie eigenartig ritterlich sich damals Freund und Feind noch gebärden konnten. Wir haben dergleichen späterhin nicht mehr erlebt. Auch wurde es unsererseits aus begreiflichen Gründen nicht mehr gestattet.

Ein bedeutsamer Besuch ward dem Divisionsstabe noch zuteil, und zwar von sieben Militärattachés der noch neutralen Staaten. Der Nordamerikaner fehlte. In Begleitung von Generalstabsoffizieren des Armeekommandos bzw. der Nachrichtenabteilung in Berlin erschienen sie an einem herrlichen Wintertage, am 14. Januar 1915, bei uns für wenige Stunden.

Das stolze Kriegsjahr 1914 ging zu Ende. Der Armeebefehl Otto v. Belows zum neuen Jahr lautete: „Das neue Jahr bricht an; dankbar für das Erreichte sehen wir frohen Mutes in die Zukunft. Frisch auf zur Befreiung des Vaterlandes und zum endgültigen Siege!“ Voll Zuversicht schritt das Ostheer dem Kommenden entgegen.

Es hatte sich gegen die Jahreswende eine lebhaftere Gefechtstätigkeit russischerseits bemerkbar gemacht. Von dem weihnachtlichen Kampfe südöstlich Lützen war oben erzählt worden. Ende Dezember wurde mein General Mengelbier (3. J. Br.) mit einigen Linienbataillonen nach dem äußersten linken Flügel in die Gegend östlich Tilsit, südlich des Memel,



Generaloberst von Eichhorn, Oberbefehlshaber der 10. Armee, später Führer der Heeresgruppe von Eichhorn.
Nach einer Aufnahme von E. H. Voigt, Frankfurt a/M.

geschickt. Zusammen mit der 1. Kav.-Division warf er bei Lasdehnen an der Scheschuppe russische Kavallerie und Infanterie in die Schorreller Forst in südlicher Richtung auf Pillkallen. Der General kehrte bald zu mir zurück. Weitere Folgen hatte dies Unternehmen nicht, aber es verstärkte sich der Eindruck, als ob der Russe einen neuen, mächtigen Angriff auf Ostpreußen vorbereite. Die Vorbereitungen entsprachen einem bekannt gewordenen „gigantischen Plane“ der Alliierten. Von den Russen sollte der Krieg gewonnen werden. Durch überwältigende Umfassung sollte die 8. Armee von Norden her aufgerollt, zwischen Mława und Weichsel der schwache Grenzschutz überrannt und in Westpreußen eingebrochen werden. Die russische Weichselfront war stark genug, um dazu Kräfte auszusondern und zugleich die galizische Front der sieglos bleibenden Österreicher weiter zu bedrängen. Der Ausführung des „gigantischen Planes“ mußte zuvorgekommen und damit zugleich dem Bundesgenossen geholfen werden. Wohl konnten unmittelbar einzelne Divisionen noch als „Korsettstangen“ eingeschoben werden. Zu mehr aber reichte das zur Verfügung stehende hier nicht mehr aus. Hindenburgs genialer Wille fand den Weg zur entscheidenden Hilfe im Norden. Dort konnte sie unter gleichzeitiger Befreiung ganz Ostpreußens gebracht werden, wenn es gelang, ehe der Feind dessen inne wurde und rechtzeitig Gegenmaßnahmen zu treffen vermochte, die dazu notwendigen Verstärkungen nach Ostpreußen zu werfen. Entscheidend aber konnte der Schlag auch dann nur geführt werden, wenn eine doppelte Umfassung der dort gegenüber stehenden Linie der russischen 10. Armee erzwungen, also auch deren linker Flügel in die Zange genommen werden konnte. Noch war die Masse des Zustroms der russischen Dampfwalze aus dem Innern nach Polen und Galizien gelenkt. Noch war die geplante Verstärkung der russischen 10. Armee nicht zugeführt. Ihr Nordflügel an der Scheschuppe, rückwärts gestützt auf Kowno und Olita, konnte umfaßt werden und auch ihr Südflügel bei Johannsburg, Biälla, gestützt auf Grodno und die Narewfestungen, bot diese Möglichkeit. Offensichtlich aber drohte von diesen Festungen dem rechten Flügel des kühnen Wagnisses Hindenburgs schwere und dauernde Gefahr. Welch eine Aufgabe! Und wie wurde sie gelöst!

Dier Armeekorps: drei neue, wohl geschulte, das XXXVIII., XXXIX., XXXX. Reservekorps, und das XXI., Saarbrückener Korps, Friß v. Below, mit seinem, für den Westen ungeeigneten elsass-lothringischen Ersatz, waren „Oberost“ von der Obersten Heeresleitung zur Verfügung gestellt worden. Von diesen 4 Korps wurden 3 hinter den linken Flügel geleitet, nur das XXXX. (Litzmann) hinter den rechten. So entstand links neben der 8. Armee die neue deutsche 10. Armee unter Generaloberst v. Eichhorn. Ihr wurden von der 8. Armee noch zugeteilt die 1. Kav. Div., die 5. Garde-Inf. Brig., die Landwehrdivision Königsberg (vor Gumbinnen), die bisher mir unterstellte 10. Landwehrdivision, zu der die ausgezeichnete 9. Landwehrbrigade (Clausius) durch Verstärkungen erhoben wurde. Darkehmen war der Trennungspunkt der beiden Armeen. Hier setzte der linke Flügel der 8. Armee unter General d. Inf. Otto v. Below an mit den ihr verbliebenen bisherigen Truppen: 3. Ref. Div., 1. Landw. Div., 11. Landw. Div. um Löben mit dem bei ihr zunächst noch verbleibenden

Stab der 4. Inf. Brigade und dem Füsilierregiment 33. Südlich Nikolaiten sammelte sich der Stoßtrupp des rechten Flügels: die 2. Inf. Division (ohne Füsilierregiment 33), das XXXX. Res. Korps; hinter diesem traf von der 9. Armee her bei Ortelsburg das XX. A. K. bei der 4. Kav. Div. ein, bestimmt, demnächst auf Lomsza vorgezogen zu werden. Es schloß an der Grenzschutz, der aus der 9. Armee nach Mlawa Verstärkungen erhielt. Hier, zwischen Orzyc und Weichsel, erhielt General d. Art. v. Gallwitz den Oberbefehl.

Alle diese Truppen waren für einen Winterfeldzug vortrefflich ausgerüstet. Das ging im besonderen Bekleidung, Verpflegung und Nachschub an. Für die Fortbewegung der schweren Fahrzeuge boten die verschneiten oder vereisten Wege große Schwierigkeiten. In großen Mengen waren daher Schlitten bereitgestellt, zumal viele kleine schmalspurige „Panje“-Schlitten nach russischem Muster. Dazu auch zahllose eiserne Schlittenkufen zum Unterschnallen, sozusagen, unter die einzelnen Räder; mit Ketten wurden sie befestigt. Wir hatten selbst viele Fahrversuche schon gemacht, die aber nicht befriedigten. Ein Schlitten verlangt starre durchgehende Kufen; die Beweglichkeit von Vorder- und Hinterachse ließ sich nicht ganz beseitigen. So setzten wir vielfach die Achsen auf Schlittenuntergestelle; deren Haltbarkeit blieb aber zweifelhaft. Trotz allem, wir halfen uns durch!

Das Keimen der Winterschlacht war beendet, ihr Werden begann!

Der Aufmarsch zur Winterschlacht in Masuren war am 6. Februar 1915
vollendet!

Gewöhnt an Wind und Wetter, gestählt durch trotziges Ertragen winterlicher Unbill, geübt durch mancherlei kühne Schützengrabenunternehmungen traf die 2. Inf. Division wenige Tage nach Kaisers Geburtstag der Befehl zum Aufbruch. Der 2. Inf. Div. sollte es beschieden sein, den Auftakt zur Winterschlacht zu geben und zu ihrem ruhmreichen Ende den letzten Riegel vorzuschieben.

Am 31. Januar 1915 erhielt ich die Fernspruchnachricht in Gr.-Wilken: „Der Divisionsstab mit seinen, bei ihm noch befindlichen Teilen der verstärkten 3. Inf. Brigade solle bereits am 1. Februar in die Gegend westlich Lözen abbefördert werden. Die Eisenbahn stehe nur an diesem Tage noch zur Verfügung und solle dann anderen Zwecken dienen.“ So ward auch uns Führern nur das Notwendigste und auch dies nur vorsichtig und verhüllt mitgeteilt. Die zur 10. Landw. Div. anwachsende Brigade Clausius löste meine Leute in der folgenden Nacht ungestört und unbemerkt ab und besetzte den ganzen 16—17 km langen Abschnitt. Eine etwa siebenstündige Eisenbahnfahrt in ungeheizten Abteilen stand Stab und Truppe bevor. Ich selbst beschloß, mit drei wichtigsten Begleitern im geschlossenen Kraftwagen die winterliche Fahrt zu machen. Kam es doch auch darauf an, möglichst bald an Ort und Stelle zu sein, zu erkunden und vorzubereiten. Mein vorläufiges Ziel war Lözen-Stadt, das wir über Insterburg, Nordenburg, Gerdauen, Rastenburg, Gr.-Stürlack in 160 km langer Fahrt erreichten. Es war etwas eng, aber warm im Auto. Bald waren die Fenster mit einer Eiskruste überzogen, die den Ausblick störte.

In Insterburg, das wir zur Mittagsstunde erreichten, war buntes Leben. Da empfing ich so recht einen Eindruck, wie schwer es ist, den Schleier des Geheimnisses über Kommendes zu decken. Eine gar heilsame Maßnahme ist die, freilich für alle Beteiligten empfindliche, Postsperrre. Sie trifft in der Regel nur die Briefe aus dem Felde zur Heimat, seltener die Umkehrung, so daß wenigstens zumeist die Front weiß, wie es daheim zugeht. Es soll nach Möglichkeit nichts in die Öffentlichkeit dringen über das, was etwa geplant sein könnte. Zu Haus aber ahnt man beim Ausbleiben von Nachrichten alsbald, daß etwas vorgeht, und macht seine Schlüsse. Gespannt werden Gedanken und Wahrnehmungen ausgetauscht. Man

glaubt kaum, was gemunkelt und geschwätzt wird. Viele tun es aus wäckerem Interesse und denken der Lauscher nicht.

Dennoch gelang der Aufmarsch zur Winterschlacht in vollendeter Weise. Unsere Schützengräben hielten dicht. Das Gerede im heimischen Volke blieb im engsten Kreise. Dem Russen fehlten damals Zeit, Kraft, Beweglichkeit, Aufmerksamkeit, um irgendwie und wo rechtzeitig wirksame Gegenmaßregeln zu treffen. Wie anders beim letzten großen Vorstoß im Juli 1918 im Westen! Brüchigkeit in Heimat und Front verhinderte die für ein durchgreifendes Gelingen notwendige Überraschung.

In Nordenburg sah man mancherlei Spuren vom vorjährigen Russeneinfall. Die Linie Nordenburg—Gerdauen war von den Russen damals stark befestigt. Der größte Teil uralter Bäume, die die Chaussee zu einer herrlichen Allee gestaltet hatten, war des freieren Schußfeldes halber umgelegt; noch lagen die Baumkronen, die Äste deutschwärts als Hindernis gerückt, auf dem Felde am Wege.

Bei Gerdauen liegt hoch das schöne, mit reichen Kunstschätzen versehene Schloß des Herrn v. Janson. Der Besitzer war nicht geflohen und hatte während der deutschen Beschießung tagelang im Keller gegessen. Dem Schlosse ist nichts zugestoßen. Auch die Russen haben es nicht geplündert. Gerdauen selbst hatte ernst gelitten.

Früh dunkelte es. Von Gr.=Stürlack machte ich südwärts einen Abstecher nach Glombowen, dem Sitz des Kommandierenden Generals I. A. K. (Generalleutnant Kosch) behufs Meldung und Empfangnahme von Befehlen. Freudig war die Begrüßung nach mehr als zehnwöchiger Trennung und im Hinblick auf die bevorstehenden Taten.

Endlich in Lözen, Kaiserhof.

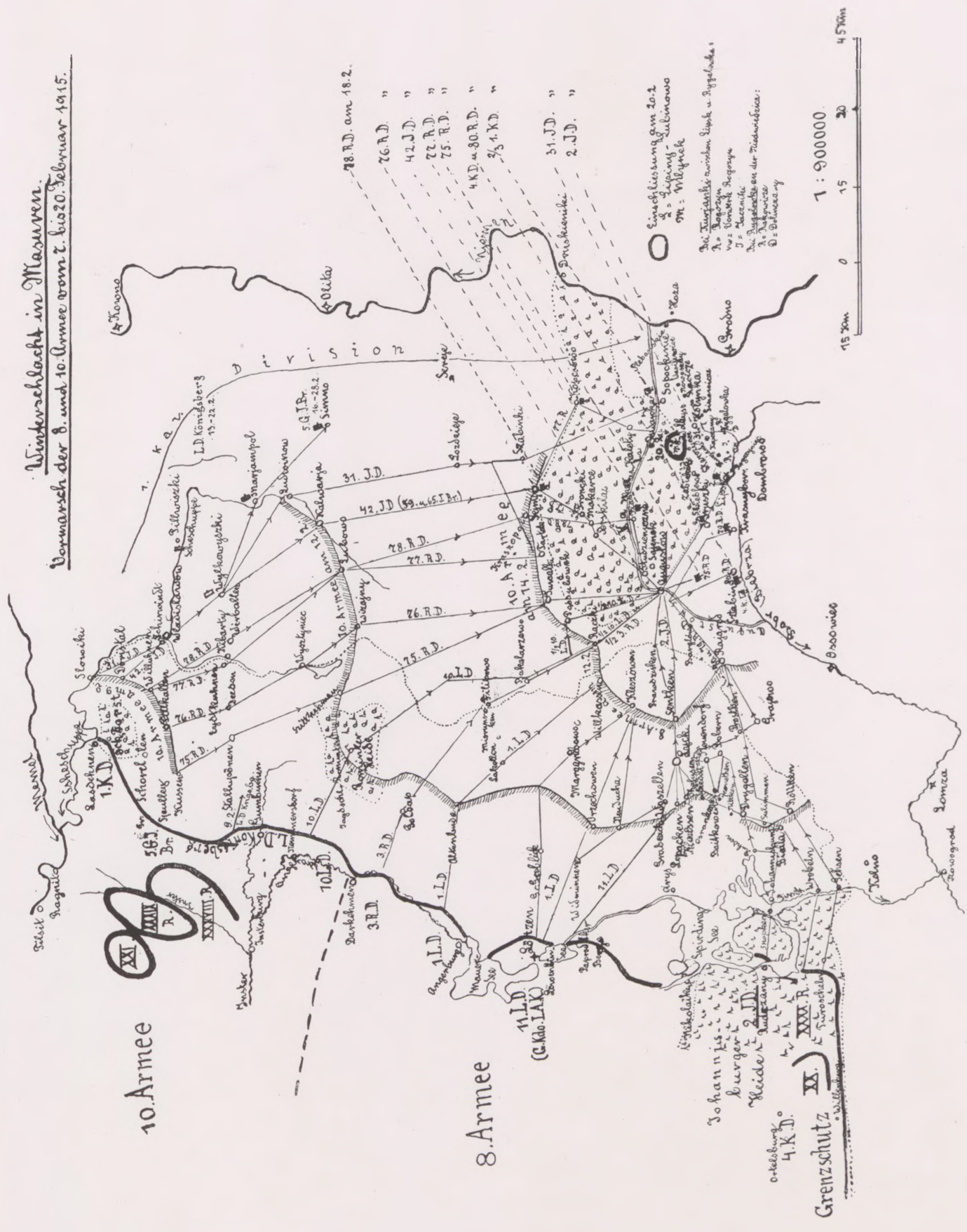
Am 2. Februar führte mich das Auto mit meinem Generalstabsoffizier, Hauptmann Fleck, (Wolfgang)*, über Rhein, Sensburg, Peitschendorf, wo ich im September 14 auf der Verfolgung nach Tannenbergt Quartier genommen, Alt-Ukta nach Rudczany, der Sperre zwischen Beldahnsee nördlich und Niedersee südlich. Ersterer mündet in den riesigen Spirdingsee. Von Rudczany aus sollte ich ja voraussichtlich meinen Ausgangspunkt wählen. Sehr mildes Winterwetter herrschte mit Neigung zum Tauen und Schneien. Aber mein kleines Taschenbarometer stand gut, versprach den so sehr notwendigen haltbaren, wenn auch leichten, Frost und behielt recht. Seen und Bäche und Brüche durften uns jetzt keine Hindernisse sein. Die Straßen mußten festen Untergrund behalten.

Wie schön ist das Masurenland auch im Winter! Wald und Seen im bergigen, von herrlichen Tannen und hochwertigen Kiefern besetzten Gelände. Schnee ringsum. Bei Rudczany hat, vor nun wohl 50 Jahren, der preußische Staat zur Ausnutzung des gewaltigen Holzbestandes des Johannsburgers Forstes eine große Schneidemühle einrichten lassen. Mit staatlicher Unterstützung übernahm damals der spätere Kommerzienrat Anders das Werk. In seinem hübschen Landhaus wohnte er auch den Winter über dort trotz der Nähe der nur zwei Meilen östlich Johannsburg besetzt haltenden Russen.

Mehrere Landsturmbataillone und Landwehrreiter, Maschinengewehre und leichte Geschütze in Panzertürmen schützten die Seenenge. Oberstleutnant Bacmeister, inaktiver Stabsoffizier vom Generalkommando XX. A. K. in Allenstein, befehligte hier, wachsam und erfolgreich. Er führte mich in der Gegend herum und zeigte mir die vorhandenen, entstandenen und entstehenden Befestigungsanlagen. Zivilarbeiter waren in der weiten Umgebung von Lözen an den Erd- und Schanzarbeiten tätig. Man weiß ja nie, was wird. Das Vorhandene hatte sich bereits als wehrhafter Kiegel bewährt.

*) Heute Oberstleutnant und Chef der Adjutantur des Reichswehrministers.

Winterschlacht in Masurien.
Vorwarsch der 8. und 10. Armee vom 1. bis 20. Februar 1915.



Nach mehrstündigem Verweilen ging's zurück nach Lözen. Auf dem Hin- und Herwege begegneten uns Truppenzüge und marschierende, eben in der Gegend von Rudczany oder Alt-Ukta ausgeladene Truppen und Fahrzeuge. Die hier laufenden strategischen Bahnen sind mit zahlreichen großen Truppenladestellen versehen. Das war das neue XXXX. Reservekorps, das nun mein rechter Nachbar wurde. Kartenstudium und Schreiben füllten den Tagesrest.

Am 3. und 4. Februar hatte ich in Lözen selbst auszuhalten, während nach und nach in der südwestlichen Umgegend meine Truppen eintrafen. Ich nutzte die Zeit, um neben sonstigen vorbereitenden Arbeiten mir von dem tapferen Kommandanten, Generalmajor Busse, die Feste Boyen (so heißt die Befestigung der Stadt Lözen, die seit Kriegsbeginn erheblich erweitert worden ist) zeigen zu lassen und mir sein Dienstwohnhaus, ein altes, schönes Ordenschloß, anzusehen. Sonderbar ist, daß der alten Feste feindwärts vorgelagert die eigentliche Stadt liegt; durch Herauschieben der neuen Befestigungsanlagen nach Osten ist dem abgeholfen. Die Stadt liegt sehr hübsch zwischen Löwentin- und Mauersee, ansehnlich und sauber mit großem Marktplatz. Einen vom Krieg bedrohten Eindruck machte sie gar nicht. Alles ging in Handel und Wandel wie im gewohnten Friedensgeleise. Nur das starke militärische Treiben mahnte an den Ernst der Zeit. Landwehr, Landsturm, Fahrzeuge wimmelten in den Straßen.

Am 5. Februar erfreuten nach mehrtägigem ± 0 -Standpunkt des Thermometers 7° R. Kälte. Unser Bundesgenosse! Freilich ist auch viel Schnee gefallen. Das erschwert Marschieren und Fahren. Meine Truppen näherten sich den ihnen bestimmten Ausgangsquartieren. Ich selbst — mein Stab war zum Teil schon voraus — erreichte Baranowen westlich Nikolaiten. Welche Wohltat ward uns dort geschenkt! Liebe Manövererinnerungen, Krieg im Frieden, wurden wach. Denn eine deutsche Hausfrau, Frau v. Ketelhodt, geb. Rogalla v. Bieberstein, die Gattin des im Etappendienst verwendeten Besitzers, empfing uns, zwei, bald drei Söhne im Felde! Tapfere Frau! Ihr Ausharren wurde belohnt. In Baranowen ließ ich mir vom Oberförster aus Rudczany über die Geländeverhältnisse berichten. Er erklärte im besonderen das Bruchgelände am Pissek westlich der Linie Snopken-Karwik bei dem herrschenden Winterwetter als passierbar. Das erwies sich als ein Irrtum.

Der 6. Februar brachte mich nach Alt-Ukta, dem großen Siliponendorfe, bewohnt von den Nachkommen einer priesterlosen russischen Sekte (Mönch Philipp), von der 500 Seelen im 17. Jahrhundert einst aus dem Gouvernement Olonez in Ostpreußen einwanderten. Man fürchtete mit Unrecht von ihnen russische Gesinnung. Sie haben sich treu verhalten. Beim Eintreffen in meinem Quartier im Dienstgebäude des Postverwalters Reichelt fand ich dort noch den im Aufbruch zu seinem sich sammelnden XXXX. Res. Korps begriffenen Generalleutnant Litzmann vor und konnte mich bei ihm, als meinem Gruppenkommandierenden melden. Vor Jahren war er in meiner Lehrzeit mein Direktor an der Kriegsakademie gewesen. Nun war er durch seinen entschlossenen, stolzen Durchbruch mit der 3. Gardedivision, am 23./24. 11. 14 bei Brzeziny, zum erfolgreichen Führer geprägt. Das Soldatenglück blieb ihm hold. Entfernung, Wege und Schneeverhältnisse, mangelhafte Verbindung hinderten sein Einwirken auf meine Führung. Ich blieb dadurch taktisch völlig selbständig, operativ nicht. Für meine braven Leute war's der letzte Unterkunftstag unter Dach und Fach, für die meisten fast für die Dauer der Winterschlacht. Ihnen hat der Winter nichts angetan. Wir waren alle gehärtet und bereit.

Schon hatten meinerseits von Rudczany aus die ersten Erkundungen stattgefunden. Es galt selber zu sehen, im besonderen festzustellen, ob Hindernisse im Walde, Wegesperrungen und dergleichen vorhanden, wo die vordersten feindlichen Posten und Befestigungen seien. Solche wurden erst dicht westlich Snopken, das nur 3 km vor Johannisburg liegt, gefunden. Im Forst außer Patrouillenspuren auf einzelnen Wegen und stärkeren Verkehrspuren auf der

Chaussee nichts zu bemerken; es herrschte volle Ruhe. Die Erkundungen mußten durchaus unauffällig vorgenommen werden. Meine Infanteristen und Pioniere erhielten dazu die Abzeichen des den Russen längst bekannten Landsturms, vor allem die schwarze Wachsleinwandmütze.

Sonntag, der 7. Februar war's, als unser rechter Stoßflügel das Spiel begann. Mitte und linker Flügel des Gesamtangriffs hatten noch zu warten. Meine Division (ohne die noch bei Lößen verbliebenen Teile) ging auf und längs der großen Johannisburger Chaussee vor, weit ab rechts von mir das XXXX. Ref. Korps mit seiner linken Kolonne (80. Ref. Div.) auf Wrobeln, seiner rechten (79. Ref. Div., Gen.-Major Boës, bisher Kommandeur meiner 4. Inf. Brigade, den ich ungern verlor), auf Gehsen. Die genannten Orte sind die Übergänge über den Pissekfluß. Sie mußten gewonnen sein für das folgende gemeinsame Wirken der gesamten Angriffsfront, für das Gelingen der ganzen Operation.

Noch war die Trennung durch den großen Spirdingsee zu überwinden. Von meinem linken Flügel bis Lößen klappte eine Lücke von 45 km. Die Deckung durch die trennenden Wasserflächen, die festgefroren waren, war unzuverlässig. Es kam der Sextersee (Südostende des Spirdingsees) und für den Weitermarsch der lange Rosch- oder Warschausee in Betracht. Das zwang mich zur Entsendung einer linken Seitenkolonne (Oberstleutnant Gerstenbergh) Inf. R. 45, II. S. A. K., 2. Pi. K. von Weißuhnen nordöstlich Rudczany auf Karwik—Trzonken. Die 3. Inf. Brigade (Gen.-Major Mengelbier) ohne III/44, I. S. A. 1 ohne 3. (II. S. A., traf erst am 8. 3. ein), 1. S. A. R. 1, 4. Pi. K., $\frac{1}{2}$ Landw. Pi. K., einige Reiter, bis von Peitschendorf her, gefolgt zu meiner Verfügung von dem Rest der schweren Artillerie, Minenwerfer, Scheinwerfer gingen auf der Chaussee vor. Eine rechte Kolonne (Oberstleutnant Berring), III/44, Jäg. 3. Pf. 10 ohne Abgaben, 3. S. A. R. 1, $\frac{1}{2}$ Landw. Pi. K., auch zur Verbindung mit der 80. R. Div., marschierte über Wiartel auf Johannisburg. Früh war alles in Bewegung. Die 40 km tiefe Waldzone des Johannisburger Forstes wurde anstandslos durchschritten. Bei Rudczany und bei einem ehemaligen Chausseehäuschen beim Bahnhof Breitenheide, nahe dem Ostrande des Waldes, meinem Gefechtsstand, am 7. Februar, ließ ich meine stolzen Truppen an mir vorüberziehen. Leicht stöberte Schnee vom Himmel herab. Sehr anstrengend war der Marsch. Auf der stark schneeverwehten Chaussee sanken Mannschaften und Pferde bei jedem Schritt oft bis ins Knie ein. Abscheulich schwer hatten es zumal die vorn marschierenden ersten Leute, die den Weg bahnten. Dann hielt wohl die obere, festgetretene Schneedecke eine Weile, brach aber unter den folgenden schweren Fahrzeugen wieder zusammen. Ein Gemengsel von Schollen- und Staubschnee bedeckte die Straße. An anderen vom Winde freigewehten Stellen war die Glätte groß, und schwer schleuderten hier die Fahrzeuge, vor allem die am Schluß folgenden schweren Mörser. Erst um 2 Uhr nachmittags trat meine Infanterie aus dem Ostrand des Johannisberger Forstes heraus. Der Angriffsbefehl auf das verschanzte Snopken wurde gegeben, zu beiden Seiten der Chaussee, nördlich die 4. Grenadiere, südlich J. R. 44. Die Artillerie fuhr am Waldrand auf. Auch die Mörser wollte ich noch vom Walde her, mehr nördlich der Straße, mitwirken lassen. Doch kamen sie nicht mehr zum Schuß. Unter guter Wirkung der anderen Artillerie brach durch tiefen Schnee die 3. Inf. Brig., zuerst II/44., in Snopken ein. Bei hereinbrechender Dunkelheit ward das Errungene in Stellung östlich des brennenden Dorfes behauptet. 2 Offiziere, 425 Gefangene, (Rgt. 205, 288), 2 M. G. waren die Beute. Unsere Verluste waren gering. Die nördliche Kolonne Gerstenbergh kam vor Karwik nicht über den unpassierbaren Snopkenbruch, die südliche Berring lag vor Jablon 3 km südlich Snopken.

Im „Kurhaus“ von Rudczany verbrachte ich in Kleidern eine kurze Sofanacht.

Am 8. Februar — dem Tage von Pr.-Eylau 1807 — 10° R Kälte, mit grauendem Morgen ward der Angriff wieder aufgenommen in derselben Gliederung, mit betontem



Hindenburg im Panje-Schlitten.

Nach einer Photographie.

Schwerpunkt auf dem rechten Flügel, rechte Kolonne über südlich Jablon, Niedzwedzen auf Sparfen, die Mitte mit J. R. 44 über Schützenhaus Johannsburg, südlich der Stadt, Grenad. 4 rittlings der Chaussee, mit linkem Flügel über Maldaneyen, nördlich der Stadt, die linke Kolonne gegen die Karwikenge. Der Feuerkampf, in dem alle schweren Feldhaubitzen mitwirkten, dauerte bis in den frühen Nachmittag. Auch die ungefügten Mörser griffen ein von nördlich Försterei Snopfen aus auf Karwik und Johannsburg. Unter dem Druck von Süden her machen sich die ersten Anzeichen des Weichwerdens am feindlichen linken Flügel bemerkbar. Grenad. Rgt. 4 erkennt das, beginnt den Sturm und führt ihn durch trotz Verlusten und tiefem Schnee. Die Spielleute schlagen, Hornisten blasen, wie auf dem Exerzierplatz, die geschlossen folgenden Teile gar heben an zu singen: „O, Deutschland, hoch in Ehren.“ Auch von Norden her bricht's vor. Unaufhaltsam! Gefällte Bäume sperren Chaussee, Straßen, den Stadteingang. Offiziere, Verwundete, alles hilft sie beseitigen. Grenadiere 4 und I/44 dringen gemeinsam bis an den Ostausgang Johannsburgs hindurch. 10 Offiziere, 2600 Mann (27., 28. sibir. Schützen-Rgt.), 13 M. G., 8 Geschütze fielen in unsere Hände. Wundervolle Soldaten! Ich selbst war über den gestrigen Gefechtsstand nach Snopfen vorgeeilt.

Das war der Auftakt zur Winterschlacht in Masuren. Im Norden war die Karwikenge noch nicht gefallen. Abteilung Gerstenbergh erhielt nun Befehl, dort nur zu sperren, alles Entbehrliche aber auf Johannsburg zu schicken. So trat III/45 mit 6. S. A. R. 37, $\frac{2}{3}$ 2. Pi. K. unter die 3. Inf. Brig.

In Snopfen erreichte mich 5,45 nachmittags ein stark verspäteter und durch die Ereignisse längst überholter Korpsbefehl, von 10,30 vormittags datiert aus dem nur 16 km südlich liegenden Königsdorf. Ein Beleg, wie schwierig die Befehlsverbindung war. Der Befehl enthielt die Mitteilung, daß die 80. Res. Div. den Pissekübergang bei Wrobeln gewonnen

habe, die 19. Res. Div. im Begriff sei, bei Gehsen und Pasken überzugehen. Die 3. Kav. Brigade sei über Bialla auf Lyč angesetzt, auf Bialla auch die 80. Res. Div., die 79. Res. Div. auf Pawlozinnen, 1 Meile östlich Bialla. „Die 80. R. D. entsendet 1 Abt. mit 2: 10 cm Kanonen nach Gr.=Kessel=Ribitwen zur Vollendung der Einkreisung des bei Johannisburg stehenden Gegners.“

Ich selbst hatte mir eine andere Vorstellung von Aufgabe und Absicht unserer Stoßgruppe gemacht. Während ich den Vormarsch der Lözener Truppen als auf Lyč, ihr natürliches Ziel, gerichtet annahm, suchte ich für mich als innere Division unter Staffellung links die Richtung Bialla — und dann einen Ort südlich Lyč, höchstens Neuendorf, am liebsten Prostken. Dementsprechend dachte ich mir das XXXX. R. Korps mit starker Staffellung rechts, die 3. Kav. Brig. voraus, weitausgreifend auf Grajewo, höchstens Prostken. So stellte ich mir das Wirken des südlichen Zangengliedes am wirksamsten, auch jeden Frontwiderstand, der gerade bei Lyč selbst stark sein mußte, durch Umfassung brechend, vor. Gerade die von dem XXXX. R. K. in allen Befehlen jetzt und später immer wieder betonte „Einkreisung der russischen 10. Armee“ wollte mir auf solche Weise erreichbarer erscheinen, als durch, wie ich es empfand, zu unmittelbar erstrebte taktische Schlachtfelderfolge. Ich fühlte mich bestärkt in meiner Auffassung durch die Ereignisse der nächsten Tage.

Es wirkte dann wohl noch mehr nach Norden ziehend und darum einengend eine des Abends eingehende Fliegermeldung des Armeeoberkommandos mit, daß eine feindliche Kolonne (Regimentsstärke) von Arys auf Johannisburg im Anmarsch sei; zugleich aber meldete sie, daß der Feind vor mir auf Bialla zurückgehe.

Noch blieb Bialla mein Ziel. Darüber auf Lyč und über Ruhden auf Arys setzte ich im abendlichen Befehle die Aufklärung meiner Jäger zu Pferde an, die zugleich die Verbindung mit der 80. R. D. zu erhalten hatten. Der Abteilung Gerstenbergh mit den ihr verbliebenen Teilen (J. R. 45 ohne III., II. S. A. 37 ohne 6., $\frac{1}{3}$ 2. Pi. K., Scheinw. Zug) ward die Deckung der linken Flanke und Sperrung der Straße von Arys nach Johannisburg übertragen. Auch die Mörser beließ ich ihr; sie erwiesen sich für diesen schweren Vormarsch unbrauchbar und wurden alsbald vom A. O. K. anders verwendet. Der große Rest der 2. J. D. sollte am 9. Februar um 7 Uhr vormittags am Ostausgang von Johannisburg marschbereit stehen. Gestiefelt und gespornt verbrachte man die Nacht in kaltem Zimmer.

Am 9. Februar 1,30 morgens traf ein Korpsbefehl von 11,30 abends (am 8.) in Snopken ein.

Aus ihm ging hervor, daß die 79. Res.=Division noch, im Begriff bei Gehsen über den Pißeł zu gehen, einen starken russischen Angriff von Lomsza=Kolno her abzuwehren hatte. Sie bewährte sich jetzt und weiter unter ihrem besonnenen, verantwortungsfreudigen Führer, Gen.=Major Boëß, als wirksamer Flankenschuß.

Der russische Vorstoß war der Beginn einer Reihe zielbewußter feindlicher Angriffe gegen die sich immer mehr verlängernde Südflanke des Hindenburgschen Vormarsches. Von der Bobr—Narew—Linie her entbrannten sie bald gegen die ganze südliche Grenze Ostpreußens. Ihre



Generale beobachten eine Kampfhandlung.
Originalaufnahme von Paul Lindenberg.

Abwehr ward in die erprobten Hände des Generals d. Art. v. Gallwiz, bis dahin Führer des Garde-Res.-Korps, gelegt und trug wesentlich zum Gelingen der Winterschlacht bei.

Der Korpsbefehl ließ die „Einkreisung der russischen 10. Armee“ als unmittelbar bevorstehend erachten. Er gab der 79. R. D. die Richtung über Kollfen (5 km südöstlich Biälla) auf Lyč, der 80. R. D. über Drygallen, Biälla auf Reuschendorf (16 km westlich Lyč), der 2. J. D. über Ruhden scharf nördlich auf Schlaga-Krug (11 km südöstlich Arys). Dieser als Kiegel gegen einen vermeintlichen Durchbruchversuch nach Süden gedachten Bewegung entsprach die Belassung der Abteilung Gerstenbergh bei Karwit-Jeglinnen nördlich Johannsburg. Sie folgte bald, schwachen Feind vor sich herdrängend, am Nordrand des Rosch- oder Warschau-sees und dann des Schwenzekbaches in Richtung Nitten.

Schon gegen 6 Uhr morgens brachte mich das Auto nach Johannsburg. Es war seine vorläufig letzte Fahrt; ich sah es erst am 5. März bei Augustow wieder. Bis dahin ging's nur zu Pferde. In Johannsburg war erfreulicherweise wenig Gefechts- und Russenschaden zu bemerken. Letzteren anzurichten, hatte sichtlich der Feind keine Zeit gehabt. So schnell waren wir ihm über den Kopf gekommen. Ganz überrascht war er worden durch unseren Angriff, so sehr, daß, wie man uns erzählte, er für den Abend des Sonntags, an dem Snopfen fiel, noch ein Tanzfest in Johannsburg angesagt hatte. Nun, wir hatten ihm gut aufgespielt!

Der der 2. J. D. angewiesene Vormarschweg war sehr schwer gangbar vor Schnee und Glätte. Um die Mittagszeit bei Ruhden angelangt, fanden wir die dortige Schwenzekbrücke zerstört und nur für geringe Kräfte passierbar. Das Jäg. R. 3. Pf. 10 überschritt den Bach und erreichte noch etwa den Nordrand des Truppenübungsplatzes Arys. Die Division aber benutzte den am zerstörten Übergang zur Wiederherstellung erzwungenen Halt zum sehr notwendigen Essen.

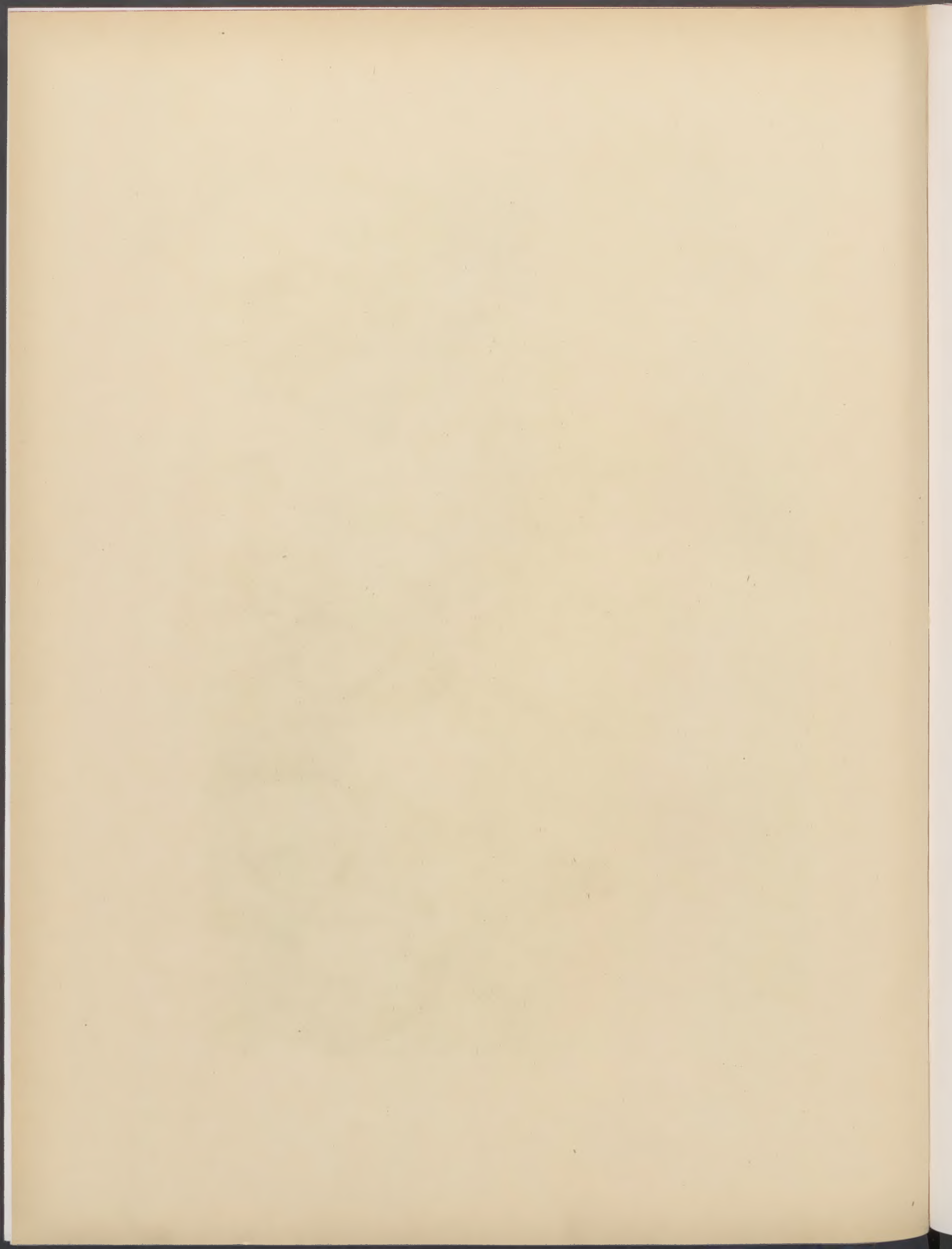
Immer noch im Sinne der von der Division beabsichtigten mehr ostwärts überholenden Verfolgung erbat und erhielt ich vom XXXX. R. K. die Erlaubnis, südlich des Schwenzek ostwärts auf Drygallen weiter zu marschieren. Auch scholl von der Straße Biälla—Drygallen Gefechtslärm herüber. In der Tat war die 80. R. D. bei Sulimmen-Neu-Drygallen auf den Feind gestoßen. Meldung ging ein, daß er auch bei Drygallen sich stark verschanzt habe. Den Ort zu nehmen, trat um 3 Uhr nachmittags die 2. J. D. an und beim Heraustreten aus dem Walde westlich Drygallen ins Gefecht. Schon dunkelte es. Nur kurze Zeit noch hatte die Artillerie Feuermöglichkeit. Zu beiden Seiten des Weges entwickelte sich die Infanterie. Ein sehr lebhaftes Feuergefecht entspann sich. 1 km westlich Drygallen kam der Angriff zum Stehen, geriet auch im Dunkeln in das Kreuzfeuer von der 80. R. D. Es blieb nur übrig, sich für die Nacht in der gewonnenen Linie einzugraben. Im winterlichen Walde, im tiefen Schnee, ging das Gros der Division einschließlich des Divisionsstabes, bar jeder Unterkunft, zur Ruhe über. Nur die Abteilung des Major Sritsch (II./44., 2. Batt. S. A. 1, 1 Pi. K.) an der Brücke in Ruhden fand ein Dach. Auf einem Brett sitzend, den Rücken gegen einen deckenden Holzstoß gelehnt, vor mir ein Feuer, saß ich, bei bis 9° R Kälte steigendem Frost, die lange Winternacht hindurch.

10 Jahre waren es her, daß ich, damals Kommandeur der Königsberger 3. Grenadiere, des Leibregiments unseres Kaisers, so manches Mal meine Braven hier friedlich getummelt hatte. Heut schwerer Ernst!

Geschosse durchschwirrten den Wald bis zum Morgengrauen des 10. Februar. Gewehr im Arm hatte man sich gegenüber gelegen. Am Morgen wurde erkannt, daß der Feind seine Stellungen geräumt hatte. Drygallen wurde schnell besetzt. Die im nächtlichen Waldgefecht vermischten Verbände wurden geordnet. Endlich war man klar, daß Durchbruchversuche der Russen in südlicher Richtung nicht mehr zu befürchten und starke russische Kolonnen ostwärts im Abzuge waren. Doch wurde für nötig gehalten, die Abteilungen Gerstenbergh



Der Kaiser in Lütt (14. Februar 1915)
Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.





Maschinengewehre vor!

Nach einer Photographie.

(Straße Johannisburg—Arys) und Gritsch (bei Ruhden) als Sperrposten zu belassen. Auch mußten solche noch bei Schlagamühle und Nitten ausgesetzt werden. Auf weit umfassende Bewegungen wurde auch jetzt verzichtet. Nicht der 2. J. D., die über Osranken auf Sareyken angeführt wurde, sondern der 80. R. D. wurde die Straße über Baitkowen auf Lyck übertragen. Die 79. R. D. ward allein auf Prostkfen eingedreht.

Neben der Aufklärung nach Osten und Norden hatte längst das Suchen nach dem Verbleib der Lößener Truppen begonnen.

Der Marsch der Division, ehe sie bei Osranken, eine Meile nordöstlich Drygallen, die große Straße erreichte, war eine bewundernswerte Gewaltleistung für Mann und Pferd und Fahrzeuge. Weg und Steg waren von hohem Schnee fast unkenntlich gemacht. Man versank in metertiefe Wächten. Selbst die Chaussee war dick verweht. Mühsam arbeiteten wir uns durch. An der Spitze meiner Truppen (III/44) erreichte ich in voller Dunkelheit Mostulten, 12 km südwestlich Lyck. 1 km weiter, kurz vor Trazen, stießen wir auf den Feind. Ihm dicht gegenüber zu beiden Seiten der Chaussee von westlich Suszzen bis zum Wege Pistken—Suszzen legten sich meine Schützen fest. In den leeren Ortschaften rückwärts fand wenigstens ein Teil meiner Leute farge Unterkunft. Inzwischen war der Gefechtslärm rechts von mir, wo die 80. R. D. bei Andreaswalde vor dem Russen im Angriff lag, leiser geworden. Der Divisionsstab ging nach Sdeden und verbrachte dort eine „angezogene“ Nacht, der dort noch zwei weitere folgten.

Schwere Stunden standen uns bevor. Im Schneesturm lag sich Freund und Feind nahe gegenüber, mit dem Unterschiede, daß der Russe ihn im Rücken hatte, während er uns den schmerzenden Schneestaub ins Gesicht trieb, die Gewehre vereiste, alle Glieder von Kälte erstarren machte. Meine Leute erwarteten mit aufgepflanzten Seitengewehren jeden Augenblick russische Vorstöße die arge Nacht hindurch, auf die wiederholte starke Feuerüberfälle vor Trazen deuteten. Doch kam es nicht dazu.

Der Russe vor uns hatte seinen Zweck erreicht und war nicht nur vor uns nach Osten abgezogen, sondern hatte auch für nördliche Kolonnen den Abzug über Lyck ermöglicht. Sein Standhalten in den Seenengen westlich Lyck diente weiter letzterem Zwecke. Sibirier (III. sib. Korps), russische Kerntuppen, trefflichste Soldaten, standen uns gegenüber und hielten uns, wie ich es gefürchtet, fest: drei volle Tage dauerte hier noch das Ringen.

Der 11. Februar brachte die Fortsetzung unseres Angriffs. Meiner Absicht, ihn nördlich umfassend zu führen, begegnete ein feindlicher Gegenangriff über Thalussen (Chaussee nach Lyck). Dort und bei Reuschendorf, westlich Thalussen, kam es zu hartnäckigen Kämpfen. Der Russe ward geworfen, hielt aber seine Stellungen, die auch die nördliche Chaussee östlich

Thalussen sperrten. Das starke Schneetreiben mit Ostwind dauerte an. Unser Angriff kam zum Stehen.

Rechts von mir kämpfte die inzwischen bei dem XXXX. R. K. als Verstärkung eingetroffene 5. Inf.-Brigade, Gen.-Major v. Buttlar, mit Teilen der 80. R. D. (Abteilung Hohenhorst) vor Baitkowen. Sie sollte laut Korpsbefehl über Baitkowen—Kostken „den Kampf der 2. J. D. entscheiden“. Es gelang ihr nicht, Baitkowen endgültig zu nehmen.

Nachts dauerten die Kämpfe fort. Im Laufe der Nacht ging die willkommene Nachricht von meinem Jäg. R. 3. Pf. 10, das Rosinsko, 4 km nordöstlich Klaußen am Nordoststrand des Druglinsees, erreicht hatte, ein, daß es in Grabnik die Verbindung mit der 11. Landw.-Division aufgenommen habe. So war nun die Fühlung mit den Lößener Truppen (Kosch) gefunden.

Der am 12. Februar früh 2,10 Uhr eintreffende Korpsbefehl aus Monethen (11. 2., 11,45 abends) setzte die 79. R. D. von Prostkten aus, der die 80. R. D. ohne Abteilung Hohenhorst folgen sollte, „zur überholenden Verfolgung“ auf Rajrod an. So hatte es mir 4 Tage früher vorgeschwebt. Die 3. Kav. Brig., die Wischniewen, 2 Meilen südöstlich Lyd, erreicht hatte, sollte nach diesem Befehl auf Marggrabowa, 24 km nördlich Lyd, vorgehen, wurde aber entgegengesetzt auf Rajrod abgedreht und eilte bald von dort auf Augustow weiter. Der 2. J. D. und Brigade Buttlar-Hohenhorst „fiel die Vernichtung des über Lyd vorgegangenen Gegners durch Einkreisung zu“. Eine nicht mehr zu lösende Aufgabe!

Am 12. morgens standen die bisher abseits gehaltenen Teile der 2. J. D. — Gerstenbergh und Fritsch — wieder zur Verfügung. Die Abteilung Gerstenbergh, nunmehr das volle J. R. 45 mit II. S. A. 37 u. 2. Pi. K., ward bei Thalussen eingesetzt. Dort wogte ein bis in die Dunkelheit währender verlustreicher Kampf, bis das Dorf endgültig behauptet wurde. Die Nacht verlief ruhiger wie bisher.

Für den 13. Februar war die Fortsetzung des Angriffs mit Nachdruck von Thalussen her auf Monczen befohlen. Das bis dahin frostharte Wetter schlug an diesem Tage um. Leichter Regen nieselte; bald waren die Wege oben zerweicht, unten noch glashart, endlich in den nächsten Tagen ein Brei über Löchern. Der Feind hatte erneuten Kampf nicht abgewartet. Am Morgen ward sein Abmarsch erkannt und unter schneller Überwindung feindlicher Nachhuten auf der ganzen Front längs beider Chausseen nachgedrückt. Abends war

der Westrand des Lyder und des Sarter Sees erreicht. Die Division stand in Linie Barannen—Sarken—Mathildenhof. Der Divisionsstab eilte nach Susczen vor. Sprungbereit lag die Truppe, Lyd zu gewinnen.

Nördlich Thalussen liegt der Pila-chornia-Berg, d. i. Wachtberg oder Berg des Schweigens, damals von russischen Schützengräben, heute von einem Heldenfriedhof gekrönt, auf dem auch manche von meinen Tapferen ruhen.

Dom XXXX. R. K. war die 79. R. D. im schweren Angriffsgesecht bei Rajrod. Schon erschien hinter ihr bei Grajowo neuer Feind. Er wurde von der aus der Gegend von



Hindenburg mit General Ludendorff und Oberst Busse, dem Kommandanten der 79. Inf. Div. (links), während der Kämpfe bei Lyd.

Presse-Photo-Vertrieb.

Ortelsburg herangezogenen 4. Kav. D. festgehalten, bis aus dem großen, sich verengenden Angriffsring der 10. und 8. Armee frei werdende Truppenteile eingriffen. Die 80. R. D., die der 79. R. D. hätte folgen sollen, war, um den Kampf der Brigade Buttlar um Baitkown entscheiden zu helfen, südlich vorbei auf Bobern, südlich Neuendorf an der Straße Lyč—Prostken, marschiert. Baitkown wurde nun vom Russen geräumt. Brigade Buttlar schloß sich, Richtung Neuendorf, der Vorwärtsbewegung der 2. J. D. an.

Sonntag, der 14. Februar, brach an; ein Tag schöner Entscheidung. In früher Morgenstunde traf ein vorläufig letzter Korpsbefehl des XXXX. R. K. aus Monethen ein, der die Brigade Buttlar (ohne Hohenhorst, der zur 80. R. D. zurücktrat) mir unterstellte und Fortsetzung des Angriffs auf die feindlichen Stellungen südwestlich Lyč befahl. Die 80. R. D., verstärkt durch Teile der 3. Res.-Division, erhielt als Kampfziel Grajewo. Gleichzeitig wurde ich ersucht, zu einer Rücksprache in Sdeden mich einzufinden. Dort traf nach längerem Wartenlassen, weil das Auto versagte, der Führer des XXXX. R. K. ein, um mir zu danken für die Mitwirkung der 2. J. D. und sich von mir zu verabschieden, da mein Rücktritt zum 1. A. K. bevorstand. Ich empfand diese Rücksprache als vermeidbar und eilte mit meinem Begleiter, reitend wie in Leutnantstagen, bei Tauwetter, unglaublichen Wegen, in tiefem Schnee, wieder vorwärts meiner Division nach. Sie war längst in Bewegung. Ich erreichte sie, gegen 11,30 vormittags, als sie eben die Schloßbrücke von Lyč betrat. Von allen Seiten strömten die siegesfrohen Truppen herzu. In der Mitte der 2. J. D., von Chroszcziellen her, drang über die Schloßbrücke das Grenadier R. 4 ein und alsbald durch die Stadt hindurch an deren Ostausgang, Straße nach Zielassen. Rechts über Barannen kam J. R. 44, links über Bartossen J. R. 45. Die Artillerie war auf die 3 Kolonnen verteilt. Das Jäg. R. 3. Pf. 10 war auf den rechten Flügel geholt worden und sicherte die rechte Flanke der 2. J. D. Brigade Buttlar schied südlich Lyč aus und folgte der 80. R. D. auf Prostken. Der Feind war fast ohne Kampf gewichen.

Von weiter links über Woszczellen rückte kurz danach mein Süs. R. 33, das 3 Monate fast in der Lützenstellung von der Division getrennt gewesen war und nun wieder unter meinem Befehl trat, allein von den Lützen Truppen ein und hielt auf dem Marktplatz. Dort erlebte es jene denkwürdige Begegnung mit unserem Kaiser, der seit dem 13. Februar den heißen Kämpfen dieser Truppen bei Grabnik und Woszczellen beigewohnt hatte. Die Begrüßung fand statt unter dem Schuß meiner bereits durch Lyč ostwärts gezogenen Regimenter. Bei ihnen befand pflichtgemäß auch ich mich und ward so dieses Wiedersehens mit meinem Allerhöchsten Kriegsherrn beraubt. Doch seine Anerkennung hat mich nicht vergessen.

Die Sprengung der Lyčflußbrücke, 2 km östlich Lyč, deren Wiederherstellung erst abends sich vollendete, verzögerte den Weitermarsch. Der Feind hatte sich in Linie Pissaniken—



General d. Inf. Fritz von Below, Kommandierender General des XXI. Korps.

Nach Originalaufnahme von E. Dieber, Berlin.

Gollupfen verschanzt. Die eintretende Dunkelheit verhinderte die Einleitung des neuen Angriffs. Die Division bezog Unterkunft in Lyč und östlich.

Die Löhener 11. Landw.=Division, deren das Süß. R. 33 ein Teil gewesen war, sollte, als die Winterschlacht begann, im Sinne des Angriffsplanes am zurückhaltendsten von allen Truppen der Angriffsfront antreten. Es stand ihr, wie es schien, die schwere Aufgabe bevor, die mit allen Mitteln der Befestigungskunst verstärkte Stellung der Russen vor Löhzen zu stürmen. Da bemerkte sie, wie der Feind unter dem Druck der drohenden Umfassung von links und rechts von selbst zu räumen begann, und war alsbald kampflös Herr der russischen Schützengräben. Im Nachdrängen in breiter Front begannen schwere Kämpfe. Bei Gr.-Gablitz, halbwegs zwischen Löhzen und Marggrabowa, bei Neu-Zucha, bei Grabnik-Woszczellen kam es am 11. Februar, dem Tage, an dem meine Division Sühlung mit der Löhener Division gewann, an den Seenengen, die die Russen mit aller Kraft zu halten suchten, zu hartnäckigem, mehrtägigem Ringen. Am 14. Februar war der feindliche Widerstand gebrochen. Die 11. Landw.=Division erreichte an diesem Tage noch, zum Teil über Marggrabowa ausholend und nach Süden gegen die Chaussee Lyč—Augustow eindrehend, Klezöwen an der Straße Marggrabowa—Wyssoczen, 8 km nördlich genannter Chaussee.

Für mich persönlich war es ein gar eigenartiges Gefühl, als ich an der Spitze meiner Division in Lyč einrückte. War es mir doch vergönnt, meine eigene Geburtsstadt von den Russen zu befreien. Als Sohn des damaligen Staatsanwalts, nachmaligen Kultusministers der 70er Jahre, Dr. Falk, war ich 1856 dort zur Welt gekommen. Eine freundliche Schicksalsfügung schenkte mir nun dies Soldatenglück. Freilich, wie schwer hatte die Russenherrschaft die Stadt leiden lassen! Wieviel lag in Schutt und noch rauchenden Trümmern! Als Ruine stand die schöne Kirche vor mir, unverfehrt neben ihr das Kriegerdenkmal von 1870/71. Noch heute (1921) mahnt die Ruine: „Denkt daran!“

Wir müssen uns nun vergegenwärtigen, was seit dem 7. Februar nördlich von mir bis zum äußersten linken Flügel der deutschen 10. Armee geschehen war.

Am 12. lese ich in meinen Aufzeichnungen im Anschluß an einen Stoßseufzer, daß — „ich weiß nicht mehr wie lange“ — keine Nachricht von daheim an mich gelangt sei, die Worte: „Zeitungen? Ja, was geht in der Welt vor? Nicht mal vom Nordflügel, der aus Linie Tilsit—Schirwindt im Vorstoß befindlichen Hindenburg-Armee (10., v. Eichhorn), erfährt man etwas, kaum vom nächsten linken Nachbar, der aus der Löhzen-Stellung vorgebrochen ist.“

Gewaltiges war geschehn. Wie ein Sturmwind war der Nordflügel über die russische 10. Armee, voll überraschend, auftrollend, hergebraust.

Die Reihenfolge der sprungbereiten Korps und Divisionen war beim Aufmarsch (Seite 94) gegeben. Hinter dem vorderen Schleier hatten sich die Divisionen nebeneinander gesetzt. Alle Wege zwischen der Scheschuppe an der russischen Grenze und Gumbinnen waren belegt: ganz links die 31., dann die 42. Inf. Div. (XXXI. A. K., Striz v. Below), 78., 77. Res. Div. (XXXIX. R. K.), 76., 75. Res. Div. (XXXVIII. R. K.), bei Gumbinnen die Landw. Div. Königsberg, endlich die 10. Landw. Div. Die ganz im Norden verschleiern den 1. Kav. Div. und 5. Garde-Inf. Brig. staffelten sich, als der Schleier durchbrochen war, hinter dem linken Flügel zur Abwehr gegen Kowno bereit.

Während wir auf dem Südflügel, wie geschildert, am 7. Februar anpakteten und den Blick der Russen auf uns lenkten, war für den Beginn des Zufassens der nördlichen Zange der 9. Februar bestimmt. Am Nachmittag des 8. Februar bemerkte man Anzeichen einer rückwärtigen Bewegung am äußersten Nordflügel. Feuerfäulen in den vorliegenden Ortschaften, das übliche Anbrennen bei beginnendem Rückzug, deuteten darauf hin. Der Russe bog hier seinen rechten Flügel in vorbereitete Stellungen zurück. Sofort schritt die 31. J. D. zum Angriff. Und nun gab es kein Halten mehr. Vorwärts, vorwärts! Ohne Rast und Ruh

mit äußerstem Druck auf den linken Flügel: Friß v. Below, die Seele des Antriebs, alles mit seinen Divisionen forttreibend. Kaum noch war Artillerie heran, die schweren Geschütze vermochten nicht rechtzeitig zu folgen. Die Wegeverhältnisse waren die gleichen schlimmen, wie wir am Südflügel sie erlebten. Schwere Kämpfe entbrannten. Ein starker russischer Angriff von Kowno in die Belowsche linke Flanke ward am 9. Februar leicht abgewiesen. Schirwindt, Wladyslawow waren am Abend in der Hand der stürmenden 65. Inf.-Brigade, die sich 29 Stunden keine Ruhe gegönnt und nun im Überfall warme Quartiere und reiche Verpflegung fand. Unaufhaltsam ging es weiter.

Am Morgen des 10. Februar bereits war den Russen die Abzugsmöglichkeit auf den Straßen Stallupönen—Wirballen—Kowno verlegt! Unheimlich begann sich der russische Troß, abgedrängt mehr und mehr nach Süden, auf dem sich verengenden Raum zu verstricken. Sollten die zahllosen Fahrzeuge den weichenden Truppen selbst nicht den Rückzug versperren, mußte bald, was nicht vernichtet werden konnte — und dazu ließ unser Ansturm nicht die genügende Zeit — den Deutschen überlassen bleiben. Unendliche Beute fiel ihnen in die Hände und erleichterte, ja ermöglichte die Atemlosigkeit unseres fliegenden Vormarsches durch gute Verpflegung. Die Zahl der Gefangenen zählte schon nach Zehntausenden; Geschütze, Maschinengewehre, Munitionswagen, ärztliche Hilfsmittel, Stiefel, Kleidung, Feldküchen u. dgl. wurden in Menge erbeutet.

Am 12. Februar hatte das XXI. A. K. Kalwarja erreicht, westlich reihte sich bei Lubowo das XXXIX. R. K. an, südlich des Wysztyter Sees stand das XXXVIII. R. K. Damit war den Russen nun auch die Straße Suwalki—Kowno genommen. Immer wirrer und unwirtlicher sah's auf den russischen Rückzugsstraßen aus. Unsere rastlosen Flieger meldeten von dem Durcheinander und der steigenden Not im Hinterlande. Schon waren ganze feindliche Divisionen vernichtet. Die Zahl der Gefangenen, die Beute wuchs stündlich. Und weiter stieg die Flut.

Am 14. Februar, dem Tage, an dem Lyč fiel, war vom linken Flügelkorps, dem XXI. A. K., die 31. J. D. über Łodzieje bis an die Nordspitze des Augustower Waldes, die 42. J. D. über Sejny bis zu den Seenengen südlich Sejny am Nordrande des Waldes vorgestoßen. Damit war dem Feinde der Rückzug auf Olita und Grodno nördlich der Waldzone versperrt.

Am 15. Februar ließ General Friß v. Below die 31. Inf.-Division, Generalleutnant Berrer, bereits über Kopciowo bis Sopoćinie bis zum Südrand des Augustower Waldes vordringen, trotz den ostwärts drängenden Russenmassen im Walde, trotz dem nahen Grodno. Dem Kühnen hilft das Glück. Das Wagnis gelang der vereinzelt Division. Sie bildete mit der am Njemen entlang streichenden 1. Kav.-Division den undurchdringlichen Ostriegel für die von Westen anbrandende Russenwelle. Der 31. Inf.-Division sollte bald meine 2. Inf.-Division von Süden her die Hand reichen.

Die 42. Inf.-Division rückte am 15. Februar auf der Straße Sejny—Giby—Augustow in das Waldgelände vor, erreichte Mafarce und Serfsilas und bemächtigte sich noch am Abend mit der 65. Inf.-Brigade unter Generalmajor v. Estorff der Seenenge von Studzienicza, nur 7 km östlich Augustow, knapp 5 km nördlich der Straße Augustow—Grodno. Dicht südwestlich des Engpasses fand sie heftigen Widerstand an einer beiderseits an Seen angelehnten Waldstellung. Mit Abstand war die 59. Inf.-Brigade bis Mafarce gefolgt.

Das XXXIX. Res.-Korps und XXXVIII. Res.-Korps trafen westlich vom XXI. A. K. auf die vor der 8. Armee ostwärts flüchtenden Russenmassen und warfen sie, scharf zupackend, in harten Kämpfen nach Süden zurück. Zumal um die Höhen nördlich und nordöstlich von Suwalki war am 13. und 14. Februar ein schweres Ringen. Die 77. R. D., rechte Div. des XXXIX. R. K., und die beiden westlich anschließenden Divisionen des XXXVIII. R. K.

bestanden den Strauß zum Teil ohne genügende Artillerie, die nicht schnell genug zu folgen vermochte. Erst am 15. Februar gelang es mit der umfassenden Hilfe der $\frac{1}{2}$ 10. Landw. Div., die von Südwesten eingreifend, bei Poduwef, südwestlich Suwalki, dem Feinde in den Rücken stieß, den Widerstand zu brechen. Die Linie Krasnopol—Suwalki war am 15. gewonnen.

Schon vermochte der sich verengende Ring der Gesamtfront der 10. und 8. Armee, die einen sich mehr und mehr zusammenschließenden Dreiviertelfreis von Südwest über Nord nach Südost schufen, nicht mehr alle Truppen der vordersten Linie zu fassen.

Die ganze Division Königsberg, vorwärts Gumbinnen, hatte gleich nach Beginn des Vormarsches keinen Raum mehr zwischen dem XXXVIII. Res. K. und der 10. Landw. Div. Sie wurde heraus und nach dem äußersten linken Flügel der 10. Armee gezogen. Dort übernahm sie den Schutz der immer tiefer werdenden linken Armeeflanke. Am 12. Februar abends finden wir die Abteilungen der Division Königsberg längs der Scheschuppe von östlich Wladislawowa, bei Pilwischki, bis nordöstlich Kalwarja wieder, wo sie gemeinsam mit der 5. Garde-Inf. Brig. (bei Simno) und der 1. Kav. Div. noch weiter südlich, gegen die Njemenlinie Kowno—Olita sicherte. Der 1. Kav. Div. fiel mehr und mehr die Beobachtung gegen Grodno zu. Sie handelte dort in engem Einvernehmen mit der 31. Inf. Div. des XXI. A. K.

Die den rechten Flügel der 10. Armee nördlich Darkehmen bildende 10. Landw. Div. näherte sich im Vormarsch nach Osten schnell dem rechten Flügel des XXXVIII. Res. K. In hartem Kampfe bemächtigte sie sich am 12. Februar der Romintener Heide und wandte sich vom Jagdschloß Rominten nach Südosten auf Przerosl. Am 15. Februar stieß sie über die Straße Silipowo—Suwalki vor und griff, mit einer Hälfte ostwärts sich wendend, in den schweren Kampf der 75. Res. Div. um Suwalki bei Podubowef ein, während die andere Hälfte die Straße Bakalarzewo—Raczki wählte und der $\frac{1}{2}$ 3. Res. Div. folgte, damit engsten Anschluß an den linken Flügel der 8. Armee gewinnend.

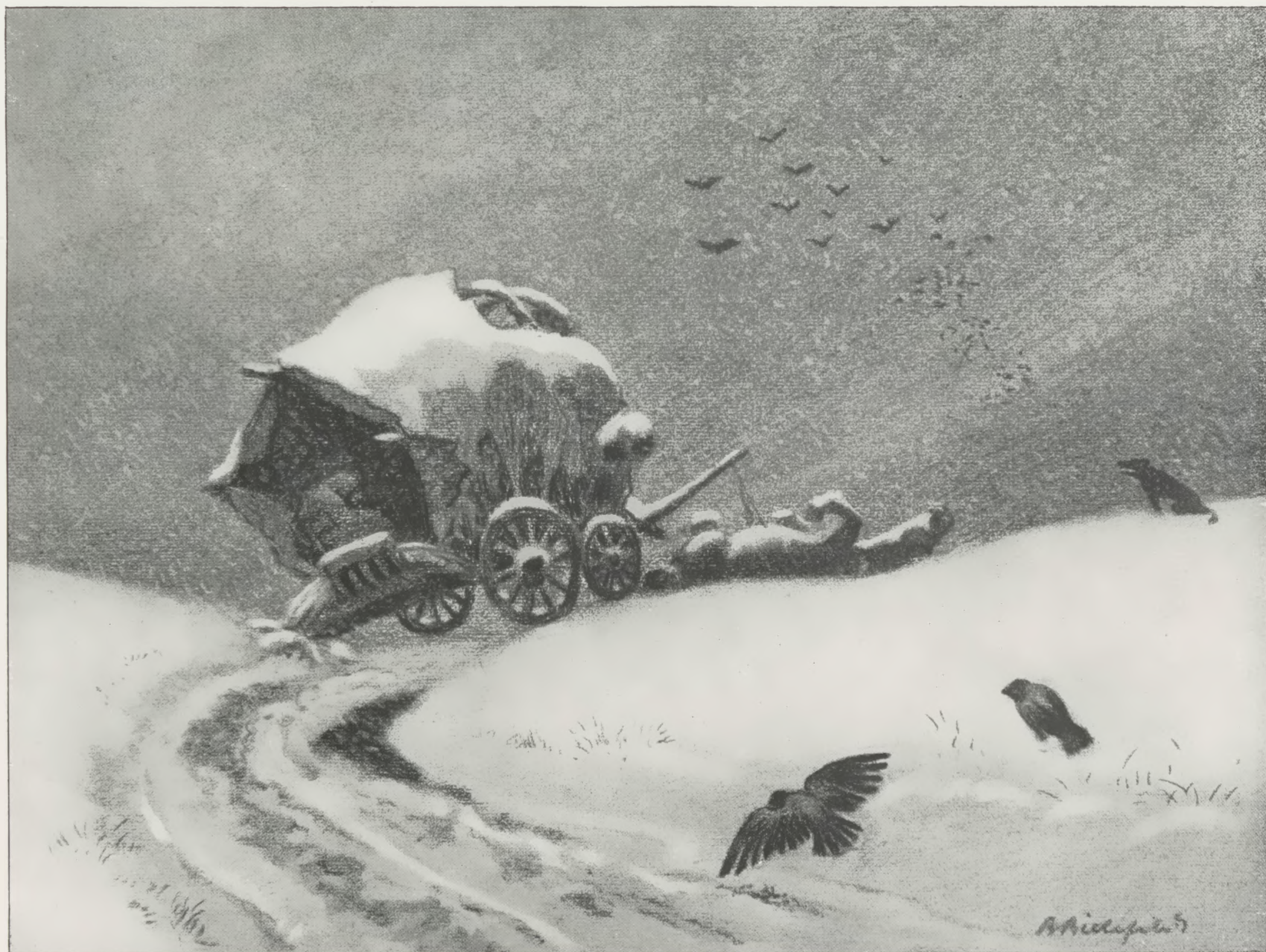
Inzwischen war die 8. Armee, die sich plangemäß mit ihrem linken Flügel und ihrer Mitte anfangs zurückgehalten hatte, mit diesen Teilen in Übereinstimmung mit der Schwendung der 10. Armee angetreten.

Die 3. Res. Div. folgte von Darkehmen aus dem weichenden Feinde, scharf nachdrückend, auf Goldap, erzwang am 11. Februar den Übergang über den Goldapfluß und erreichte kämpfend am 12. die russische Grenze bei Silipowo. Von dort setzte eine Hälfte mit dem Div. Kdr. die Angriffsbewegung neben der 10. Landw. Div. fort, die andere Hälfte wurde, der Verengung der Front und der Bedrohung des Südflügels Rechnung tragend, herausgezogen und zum rechten Flügel in Marsch gesetzt, wo sie am 14. Februar bei der 80. Res. Div., wie dort erwähnt, eintraf. Die verbleibende $\frac{1}{2}$ 3. Res. Div. eilte von Silipowo auf Raczki weiter, griff am 15. Februar russische Verschanzungen südlich des Ortes an und strebte weiter auf Augustow vorwärts.

Rechts neben ihr war die 1. Landw. Div. (Angerburg) kraftvoll vorgegangen und hatte am 12. Februar südlich Goldap an der Straße Goldap—Marggrabowa Lafellen erreicht. Von dort verfolgte sie mit einer Hälfte weiter nach Süden, erreichte am 15. Februar Kleszöwen und löste dort die 11. Landw. Div. ab. Die andere Hälfte wurde am 12. herausgezogen, um von Angerburg mit der Eisenbahn an die ostpreußische Südgrenze abbefördert zu werden zur Heeresgruppe v. Gallwitz. Hier wurde der russische Gegendruck vom Narew her immer fühlbarer.

Die 11. Landw. Div., die wir am 14. Februar bei Kleszöwen verlassen hatten, wurde am 15. Februar aus dem Verbands des I. A. K. (Kosch) zurückgezogen und gleichfalls nach der Südgrenze geworfen. An ihre Stelle trat die $\frac{1}{2}$ 1. Landw. Div. (Brigade v. Hugo).

Die 2. Inf. Div., die am 14. Februar über Lyd bis Sentken und südlich gelangt war, nahm am 15. die Verfolgung, Ziel Augustow, wieder auf. In 2 Kolonnen drang sie vor, das



Im Schneesturm verkommen!

Aus Bielefeld, „Aus Ostpreußens Not“, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

Jäg. Rgt. 3. Pf. voraus, links auf der Chaussee die Masse der Division, rechts über Pissaniken, Borzymmen das verstärkte Gren. Rgt. 4. Nur schrittweise wich der Feind zurück. Die entseßlichen Wege erschwerten das Vorwärtskommen ungemein. „So was Fürchterliches“, schrieb ich damals nieder, „kannte ich bisher nicht. Aber man kam doch durch!“ Und dazu dauerndes Kämpfen! Es war dunkel, als wir nun auf russischem Boden, Rudki stürmten. Rechts wurde Rejzki besetzt, links Grabowo, 3 km nördlich Rudki, genommen. Der Div. Stab fand im letzten masurischen Dorf an der Grenze in Prawdzisten bei dem katholischen Kuratus, namens Majewski, Quartier. Er behandelte uns mit gleißender Freundlichkeit, wie er es tags zuvor noch mit dem Russen getan haben mag. Ein unheimlicher Mann! Als nach dem Zusammenbruch jenes Grenzland „besetztes Gebiet“ wurde, wovon es erst durch die Abstimmung des 11. Juli 1920 wieder frei wurde, hat dieser Diener einer christlichen Kirche seine deutsche Vergangenheit schmählich verleugnet und sich an den polnischen Umtrieben in verräterischster Weise beteiligt. Schon längst ein Polenagitator, Spizel und Spion schlimmster Sorte, hat er nach dem Zusammenbruche dies Geschäft in übelster Weise fortgesetzt, auch als Schmuggler in Pferden und Waffen nach Polen hinüber sich hervorgetan. Als ihn der Staatsanwalt zu fassen suchte, verschwand er über die Grenze und kehrte nicht wieder, um sein erbärmliches Dasein unter seinesgleichen weiter zu leben.

Rechts von der 2. Inf. Div. hatte das XXXX. Res. K. am 14. Februar bei Rajgrad mit der 79. Res. Div., bei Grajewo mit Teilen der 80. Res. Div., unterstützt von der 4. Kav. Div., die von Osten und Süden angreifenden Russen geschlagen und ihnen zahlreiche Gefangene abgenommen. Beim Weitermarsch am 15. Februar auf Augustow traf es bei Barglow (79. Res. Div.) — Pomiany (80. Res. Div.) erneut auf den Feind. Sein Widerstand konnte erst am 16. gebrochen werden.

Der 3. Kav. Brigade war es gelungen, am 15. Februar südlich Augustow den Augustowskikanal zu überschreiten und die Beobachtung auch nach Osten aufzunehmen.

Die dem XXXX. Res. K. folgende 4. Kav. Div. erhielt mit dem Fortschreiten des XXXX. Res. K. den Auftrag, in Richtung Sztabin-Suchowolka über die Bobr-(Biebrza-)niederung ostwärts aufzuklären. Ihr schloß sich die 3. Kav. Brig. an.

Am Abend des 15. Februar nach 9tägigem Ringen war kein Russe mehr auf ostpreussischem, auf masurischem Boden! Die „Winterschlacht in Masuren“ war geschlagen. Aber zu Ende war sie noch nicht. Wir sind ihrem Werden gefolgt. Nun gilt es noch von ihrer Vollendung zu erzählen, an der die 2. Inf. Div. in besonderer Weise beteiligt war.

Mit allen Kräften strebten alle Teile der 8. Armee Augustow zu. Noch war der zähe Widerstand der Russen vor ihnen nicht gebrochen. Neue Stellungen waren zu überwinden.

Während das XXXX. Res. K. noch bei Barglow-Pomiany kämpfte, griff die 2. Inf. Div. am 16. Februar Jeziorki erfolgreich an und nahm um 6,30 abends Jarnowo. Auch Uscianki südwestlich und Biernatki nordwestlich davon wurden besetzt. Dicht hinter Biernatki rückte die $\frac{1}{2}$ 1. Landw. Div. auf. Auf der Straße Raczki—Augustow war die $\frac{1}{2}$ 3. Res.=Div. über Janowka vorgeedrungen. An sie schlossen die beiden Hälften der 10. Landw. Div. an, deren östliche die Straßengabel von Szczebra an der Chaussee Suwalki—Augustow erreicht hatte, 7 km nördlich des ersehnten Ziels.

Der Regen hatte sich in Schlacker Schnee verwandelt.

Der 17. Februar brachte ohne Kampf des Wettlaufs Ende. Ich hoffte mit der 2. Inf. Div. der erste in Augustow zu sein. Sie floß zuletzt auf der großen Chaussee mit der nördlichen Kolonne des XXXX. Res. K. zusammen. Als meine Spitze in Augustow einrückte, war die Stadt bereits seit 4 Uhr morgens in deutschen Händen. Der Szczebraer $\frac{1}{2}$ 10. Landw. Div. fiel die Palme zu. Sie war, gelockt von dem nur schwachen Widerstand, den sie gefunden,

unternehmungsfühn nachts weiter marschiert, um 1 Uhr morgens von Norden her in Augustow eingedrungen, hatte überraschend die dortigen russischen Kasernen überfallen und war nach Häuserkampf Herr der Stadt geworden. 5000 Mann hatten, des Kampfes müde, die Waffen gestreckt vor dem kleinen Häuflein, 12 Geschütze, viele Maschinengewehre, reiche Bestände waren die Beute. Wohlverdienter Lohn der Kühnheit!

Don Janowka her rückte auch die $\frac{1}{2}$ 3. Res. Div. ein.

Ein eigenartiges Bild entwickelte sich in und um Augustow. In „drangvoll fürchterlicher Enge“ durchströmten die von Süden, Westen, Norden die anscheinend nur von Juden bevölkerte Stadt. Nicht leicht war das Entwirren. Es fand nach einem schon am 16. abends eingegangenen Armeebefehl statt, der in der Nacht vom 16. zum 17. Februar ergänzt wurde.

Nach ihm wandte sich die Verfolgung des XXXX. Res. K. mit der 80. Res. Div. nach Sztabin, der 79. Res. Div. nach Krasnybor—Jastrzembna. Seine weitere Aufgabe war, den Bobr zu überschreiten. Vor dem Südflügel des Res. K. sollte die 4. Kav. Div. über den Bobr greifen.

Die 2. Inf. Div. erhielt die, auf einem langen Damm durch den halbvereisten Sumpfwald führende Chaussee Augustow—Grodno zugewiesen und sollte möglichst bald Gruszki, dicht an der Südostecke des Waldgebiets, erreichen, wo sich das freie Gelände vor Grodno öffnet. Noch kam die Division nicht so weit. Zwar waren die Nettabrücken östlich Augustow unverfehrt, aber die Brücken bei und südlich Sajenek waren für Fahrzeuge unbenußbar und mußten erst wieder hergestellt werden. Hier, sowie 9 km südöstlich Nowe Budy und 3 km nördlich bei Studzieniczna standen meine Vorposten.

Die $\frac{1}{2}$ 3. Res. Div. zog nach Barglow, um später beim Angriff auf Osowiec sich zu beteiligen.

Was an Landwehrtruppen bei Augustow vorhanden war, brachte sich westlich der Stadt unter und ward demnächst auch zur Sicherung der Südflanke eingesetzt.

Mein Div. Stab blieb in Augustow. Mit ihm verbrachte ich in der Gastenniza Levita, nach zwei Stroh- und Flohnächten, eine leidliche Ruhenacht.

Noch war an das Heranziehen der großen Bagagen nicht zu denken. Es war nur vorhanden, was die Truppe mit sich führte.

Am 18. Februar zeigte das Thermometer erfreulicherweise wieder leichten Frost; mochten die Wege holperig sein, sie waren wenigstens hart.

Nun schob sich die 2. Inf. Div. bis zum folgenden Tage wie ein Riegel am Südrand des Augustower Sumpfwaldes vor die noch darin wimmelnden Russenhäufen vor. Das war die bedeutsame letzte Aufgabe, die zur Vollendung der gewaltigen Winterschlacht der 2. Inf. Div. gestellt war.

Zahllose Spuren: fortgeworfene Ausrüstungsstücke, umgestürzte Geschütze, zerbrochene Fahrzeuge, wiesen darauf hin, daß kurz vor mir flüchtende Russenkolonnen hier marschiert waren.

Am 18. Februar ward Lipsk erreicht. Beim polnischen Pfarrer nahm ich Quartier. Er wurde als Spionageverdächtig in den nächsten Tagen in Schutzhaft genommen. Die südwestlich Lipsk gelegene Bobrbrücke wurde gesichert, über sie hinüber zu dringen, erwies sich nicht mehr möglich. Jenseits der sumpfigen (Biebrza-)Bobrniederung hatte der Russe bereits starke Postierungen aufgestellt.

Der 19. Februar führte die 2. Inf. Div. bis auf 1 Meile an die westlichen Außenforts von Grodno heran. Von der Niedzwiedzicamündung in den Bobr-Nurka, rechter Flügel, zog sich ihre Stellung längs des Baches nordwärts über Rygalowka—Dolinczany, an der Chaussee Augustow—Grodno bis Holynta, wo sie Anschluß an die 31. Inf. Div. gewann, die bis zur Ankunft der 2. Inf. Div. schon Abteilungen bis Lipsk—Kurianki vorgeschoben hatte. Dort bog

sie nach Westen längs des Wolfußbaches, dicht am Südrand des Augustower Waldes, über Bohatery, Zabidie bis nach Krasne um. Wie auf einer schmalen „Landzunge“ befand sich die Division, von 2 Meilen Tiefe, ehe sie rechts Anschluß an die 79. Ref. Div. fand, vorn bis 12 km, bei Lipsk nur von 6 km Breite, rings vom Feinde umbrandet: im Süden und Osten feindlichen Geschützen, zumal den schweren Festungsgeschützen und Entsatzversuchen ein willkommenes Angriffsziel, im Norden der Schutzwall gegen die verzweifelten Durchbruchstöße des im winterlichen großen Walde eingeschlossenen Russenheeres, dem die einzige Zufuhrstraße der Division von Augustow (4 Meilen bis nördlich Lipsk), nur von schwachen Abteilungen etappenartig geschützt, leicht erreichbar erscheinen konnte.

Ich brachte mich unter 6 km rückwärts Rygalwka an der Chaussee in Kurianki, in unsauberer Bauernstube, doch auf sauberem Stroh unter; bei mir meine nächste Umgebung. 7 ereignis- und entscheidungsvolle Tage brachten wir hier zu.

Wie aber sah es im großen Walde aus, in den hinein von Norden her die 10. Armee zum Kesseltreiben vorging?

Wir hatten deren Armeekorps am 15. Februar verlassen.

Das XXI. A. K. hatte sich, wie geschildert, bis zum 15. nicht nur mit seiner östlichen Division, der 31. Inf. Div., am Ostrande des Waldes weit vorgeschoben, sondern war auch mit seiner westlichen Division, der 42. Inf. Div., im Walde vor die Front des XXXIX. und XXXVIII. Ref. K., ja unversehens zwischen die flüchtenden Russen geraten. Die vordere Brigade der 42. Inf. Div., die 65., stand am 16. Februar noch im schweren Kampfe dicht südwestlich Studzieniczna gegen die russische Waldstellung, die sich schützend vor die letzte Rückzugsstraße Augustow—Grodno legte. Deutlich wurde das ostwärts führende Rasseln von Fahrzeugen gehört. General v. Estorff setzte alles daran, den Durchstoß zu erzwingen. Er hatte am 15. abends zur eigenen Sicherung links und zur Besetzung der dortigen Enge 1 Bataillon 17 nach Sajenek, 2 km südlich, vorgeschickt. Es geriet mitten in Russenmassen hinein und ward vernichtet. In der Erkenntnis, daß die Kräfte seiner Brigade nicht ausreichten, wollte er von seinem bei der 59. Inf. Brig. befindlichen Div. Kdr. Hilfe erbitten. Die Meldungen kamen nicht durch. Bei Serskilas hatten sich feindliche Massen dazwischen geschoben. Die 65. Inf. Brig. blieb auf Tage fast eingeschlossen. Nur nach Augustow war die Verbindung noch vorhanden. Dort sprach ich den General am Vormittag des 17. Februar persönlich. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah. Am 20. Februar fiel er in den Waldkämpfen, die ihn, die eingeschlossenen Russen werfend und einengend, weiter ostwärts geführt hatten, bei Rudawka, nahe der Wolfußmündung in den Augustowskifanal, den Heldentod.

Ein erbittertes Ringen hatte angehoben. Von Suwalki her südöstlich abströmende Russen stießen bei Serskilas auf den Truppenverbandsplatz der 65. Inf. Brig. Nach heftiger Gegenwehr fiel das gesamte dort befindliche Personal in vorläufige Gefangenschaft. Die nur 3 km nordöstlich bei Mafarce befindliche 59. Inf. Brig. vermochte nicht zu helfen. Sie wurde selbst von Nordwesten überwältigend angegriffen, unter ernststen Verlusten, auch an Gefangenen, durchbrochen und mußte nordöstlich auf Gronci weichen. Da griff von Krasnopol herbeieilend die 78. Ref. Div. des XXXIX. Ref. K. am Südrand des Wigrysees ausholend ein und warf in schweren Waldkämpfen im Verein mit der wieder vordringenden 59. Inf. Brig. und der von Suwalki herangerückten 76. Ref. Div., der linken Div. des XXXVIII. Ref. K., den verzweifelten Feind nach Südosten zurück. Erst in der Nacht vom 17. zum 18. war das gelungen.

Immer enger schloß sich der eiserne Ring um die Russen. Am 20. Februar waren sie — das XX. russische Armeekorps und die 53. Division — nach gewaltigen Verlusten in einem Kessel von nur noch 2 Meilen Umfang um Mlynek und Lipiny-Lubinowo zusammengedrängt.



15 000 russische Gefangene in Augustow (Winter 1915).

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph A. Kühlewindt, Königsberg.

Im Südwesten und Westen schloß die 76. Res. Div. zwischen Dw. Rubcovo und Mlynef ab, nördlich Lipiny=Lubinowo die 42. Inf. Div., im Osten auf dem rechten Wolfußufer die 77. Res. Div., im Südosten beiderseits Markowce die 31. Inf. Div., im Süden anschließend bis Zabickie die 2. Inf. Div.

Der 31. Inf. Div. im Verein mit der 1. Kav. Div. und der 2. Inf. Div. fiel zugleich die Abwehr der Anstürme vom Njemen und von Grodno her zu, der 2. Inf. Div., verstärkt bei Lipsk von Teilen der 78. Res. Div., auch noch die Sicherung der sumpfigen Bobrniederung südöstlich Lipsk bis zur Niedzwiedzica.

Aus dem XXI. A. K., der 2. Inf. Div., 1. Kav. Div., 77. Res. Div. war am 19. Februar eine einheitliche Armeegruppe unter dem tatkräftigen, kühnen General Friß v. Below gebildet worden; eine Führung, an die ich stets mit dankbarer Freude zurückdenke. In Sopockinie, kaum 1 Meile von der vordersten Linie der 31. Inf. Div. gegen Osten, noch näher dem eisernen Ring gegen Westen, war das Hauptquartier dieser Armeegruppe.

Im Norden und Süden des „großen Waldes“ regten sich immer lebendiger russische Angriffsstöße. Im Norden drangen sie von Olita vor. Es war deshalb bereits am 18. Februar die 78. Res. Div. des XXXIX. Res. K. aus den Augustower Waldkämpfen nach Sejny herausgezogen worden. Sie übernahm mit den bereits gegen Olita—Kowno stehenden Truppen den Flankenschuß der 10. Armee. Im Süden am Bobr hatte das XXXX. Res. K. und die 4. Kav. Div. starke Vorstöße bei Sztabin abzuwehren. Auch das XXXVIII. Res. K. wirkte mit seinen nach und nach frei werdenden Divisionen hier mit.

Die 2. Inf. Div. hatte auf ihrer „Landzunge“, igelartig Front nach allen Seiten machend, am 20. 2. etwa, wie folgt, ihre Truppen verteilt: Am Nordrande, zur Absperrung des Waldes — von Zabickie — nördlich Starozynce—Bartniki vorbei, längs des Wolfußbaches bis zum Anschluß an die 31. Inf. Div. bei Holynta, Front nach Norden, die 3. Inf. Brig. mit dem Gren. Rgt. 4 und 1 Btl. Inf. Reg 44 in vorderer Linie, Rest hinter dem rechten Flügel ge-

staffelt. 1. Abt. Feld=Art. R. 1, 1 schw. Btr. hinter Starozynce, 2 schw. und 10 cm Batt. östlich Bartniki.

Daran schloß, Front nach Osten, die 4. Inf. Brig., Inf. Reg. 45 mit starkem Nordflügel bei Kopczany und südlich, Süf. Reg. 33 bei Rygalowka, von ihm 1 Batl. zur Verfügung der Div. in Kurjanki; 1 Abt. Feld. Art. Reg. 1 westlich und südwestlich Kopczany, Feld=Art. R. 37 nordwestlich Rygalowka.

Die Südfront längs des Bobr von südlich Rygalowka über Dw. Rogozyn=Rogozyniec bis Lipsk sicherte das Res. Reg. 263 der 79. Res. Div.; auch 3 Feldbatterien des Res. S. A. R. 60 und 1 schw. Batt. waren von ihr an die 2. Inf. Div. abgegeben.

Dauernd brachten die nächsten Tage Verschiebungen je nach den Erfordernissen der Lage: eine ruhelose Vervielfachung der aufs stärkste angespannten Kräfte.

Am 20. Februar setzte wieder Regenwetter ein, das die Nacht andauerte und in der Ruffenhölle den letzten Widerstandswillen brechen half.

Wieder war's ein Sonntag: der 21. Februar, der uns deutschen Kämpfern ein hoher Festtag ward. Denn er brachte die letzte Entscheidung im „großen Walde.“ Verzweifelte Durchbruchversuche gegen die Süd- und Ostlinie der Einschließung füllten den ganzen Tag und scheiterten völlig.

Auch aus der Festung Grodno heraus wurde der Versuch gemacht, durch einen allgemeinen Angriff gegen die Ostfront der 2. und 31. Inf. Div. und die 1. Kav. Div. den im Walde Eingeschlossenen Rettung zu bringen. Es war das XV. russische Korps, das diesen Entsatzversuch unternahm.

Er begann vormittags bei der 2. Inf. Div. mit einem Vorstoß über den Unterlauf der Niedzwiedzica auf das nur leicht besetzte Jaczniki, der schnell geworfen wurde. Es wirkte von Rogozyn aus Infanterie der 79. Res. Div. mit. Um die Mittagszeit brach der Hauptangriff los. Er traf die 2. Inf. Div. vornehmlich bei Rygalowka und prallte dort vor Süf. Res. 33 unter blutigsten Verlusten ab. Inf. Reg. 45 herbeigeholt, stieß nach und setzte sich in Dolinczani und Rakowicze fest.

Der linke Nachbar, die 31. Inf. Div., deren Stellung von Holynka nordostwärts am Bachrand entlang diesseits Nowosady bis Wasilewicze lief, wurde vornehmlich auf dem linken Flügel bedroht, wo die 1. Kav. Div. bis zum Njemen anschloß. Bei Hocza=Plebanski war der Feind auf einer Kriegsbrücke übergegangen. Zur 1. Kav. Div. wurden Teile der 77. Res. Div. herangezogen. Der Ansturm brach auch hier restlos zusammen. Die 31. Inf. Div., bei Wasilewicze von der 77. R. Div. unterstützt, schob sich verfolgend vor bis in die Linie Ginowicze—Racicze—Szadzince und nahm im besonderen auch die vorspringende, beherrschende Höhe 214 südlich Racicze.

So war mit vollem Bewußtsein durch General Griß v. Below der weitere Verfolgungsgedanke schon jetzt wieder aufgenommen und ein Vorgehen in südlicher Richtung vorbereitet, noch ehe die Entscheidung im „großen Walde“ endgültig gefallen war.

Jeder Hoffnung beraubt, streckten über 30000 Mann mit 200 Geschützen, ungezählten Maschinengewehren, Pferden, Feldküchen, Fahrzeugen aller Art und sonstigem Material die Waffen. An der Spitze der Gefangenenzüge ließen die Russen bei der Übergabe, auch sich selbst dadurch schützend, ihre deutschen, nun befreiten, bei Serskilas gemachten Gefangenen marschieren.

Noch war das „Sichvollenden“ der Winterschlacht nicht vollzogen. Kein Ruhm auf unsern Lorbeern war uns beschieden.

Eine gewaltige, viele Kräfte und längere Zeit in Anspruch nehmende Aufgabe war allein die Ordnung und Rückführung der gefangenen Massen und die Sichtung und Bergung der Riesenbeute. Augustow war deren Haupt sammelpunkt.

Auch an Schutz und Sicherung des Errungenen gegen feindliche Unternehmungen mußte gedacht werden. Das schien am besten erreichbar und zugleich die weitere Ausnützung des Erfolges gewährleistend durch sofortige Wiederaufnahme des eigenen Angriffs. In wie vorausschauender Weise und vorbereitend General Friß v. Below schon im Laufe des 21. Februar nach Zurückweisung des Grodnoer Entsatzversuchs gehandelt hatte, haben wir gesehen. Noch am Abend erließ er weitere Befehle. Die Verbände wurden neu geordnet, die Fortsetzung der Verfolgung in südlicher Richtung wurde für den 22. verfügt. Die 2. Inf. Div. sollte von ihrem Südflügel aus über den (Biebrza) Bobr gehen und sich in Besitz der Brücke bei Gut Golafi für ein Vorgehen der 1. Kav. Div. nach Süden setzen. Labno—Ogrodniki sollte das Ziel der 31. Inf. Div. sein. Die 77. Res. Div., unterstützt von der 1. Kav. Div.,



Einsame Gräber in Rußland (Massengräber).

Aus Bielefeld „Aus Ostpreußens Not“, Verlag Georg D. W. Callwey, München.

sollte die russische Kriegsbrücke westlich Hocza in Besitz nehmen. Zwar waren Meldungen von betonierten Stellungen der Russen westlich Grodno eingegangen (viel später erwies sich das als falsch). Aber auch das lähmte nicht unsere Angriffsgedanken. Das tat die Erkenntnis, daß beim Feinde der Zustrom neuer Truppenmassen aus der schier unerschöpflichen Menschenquelle Rußlands und die Zuführung frischen Kampfmateriels das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt hatte und von einer Fortsetzung unseres Angriffs an dieser Stelle keinen Erfolg mehr erhoffen ließ. Es kam zum Stillstand und zu neuen Plänen Hindenburgs.

Nicht fern liegt bei einem Rückblick auf den so erfolgreichen Beginn der Winterschlacht, auch an unserm Südflügel, die Frage, ob ein früher einsetzendes, weiter umfassendes Umgreifen der Südzange den Bobrübergang bei Sztabin-Krasnybor ermöglicht haben würde, ehe die halt gebietenden russischen Kräfte an die wankende Front herangeschoben waren und

im Verein mit dem kühnen, scharfen Vordringen Fritz v. Belows die Katastrophe der russischen 10. Armee früher herbeigeführt hätte. So lag es wohl ohne Zweifel im Hindenburgschen Plane.

„Wer Großes will, muß sich zusammenraffen, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“

Und so beschränkten wir uns.

Noch eine Reihe schwerer Tage stand uns bevor, ehe die nun erwogene Ablösung vom Njemen durchgeführt werden konnte.

An unserem Frontteil blieben wir vorläufig noch auf dem erkämpften Boden stehen.

Es erwies sich zunächst, daß die der 2. Inf. Div. am Südrande des Augustower Waldes übertragene Sperre noch nicht gelockert werden durfte. So erhebliche, umherirrende russische Heerestrümmer steckten noch in dem unübersichtlichen Waldgebiet, die herausdrängend aufgefangen werden mußten. Im Dunkel der langen Winternächte konnte es schwachen Abteilungen gelingen, durch Lücken in der an sich dünnen Sperrlinie lautlos durchzuschlüpfen. In der Nacht, die der Waffenstreckung vorhing, strich eine stärkere feindliche Abteilung, die für „gut Freund“ wohl gehalten wurde, dicht an meinem Stabsquartier Kurianki von Nord nach Süd vorbei, entnahm, 2 ahnungslose Posten still niedermachend, am Dorfe stehenden Proben eiserne Portionen, versuchte sonst aber keinen Überfall, nur bestrebt, sich zu retten. In der folgenden Nacht marschierte sogar eine Russenkompanie durch den Ort auf Rygalowka. Deren letzte Gruppen gaben sich erschöpft in Kurianki gefangen, der Rest wurde in Rygalowka abgesetzt. Am 21. bei hellerlichem Tage waren in meiner Bauernstube die Befehlsempfänger versammelt, als 2 erdfarbene Gestalten: Russen, in der offenen Tür erschienen und unschuldig dort stehen blieben, bis sie erkannt und festgenommen wurden. „Mein Krieg ist zu Ende!“ ein von russischen Gefangenen oft gehörtes Wort, dachten wohl auch sie. Erlebnisse!

Dem erwähnten starken Entsatzversuche am 21. Februar folgten in den nächsten Tagen fast tägliche Kämpfe. Auch verstärkte sich das diese vorbereitende und begleitende Feuer aus schwerstem Geschütz.

Verlief der 22. Februar einigermaßen ruhig, so begann am 23. morgens zum ersten Male ein planmäßiges Beschießen unserer Unterkunftsorte durch schwere Artillerie mit ernstesten Verlusten an Mannschaften, Pferden und Gebäuden. „Selten sitzt so ein Brummer, dann aber zerschmettert er ein ganzes Haus und alles, was darin ist.“ Nachmittags erfolgte ein heftiger Infanterieangriff gegen die Stellung von J. R. 45 bei Dolinczany-Rakowice. Es war bezeichnend für die neuerlichen Angriffe der Russen, daß sie mit dicken Schützenlinien geschahen, die sich ohne Rücksicht auf das in sie hineinschlagende Feuer vorwärts zu wälzen suchten. Sichtlich waren es unausgebildete junge Truppen, die zwecklos vorwärts getrieben wurden. Ein in seinem Mißerfolge grausiges Schauspiel. Nicht anders erging es vor der Front der 31. J. D.

Die nächste Nacht brachte neue vergebliche Angriffsversuche, der Vormittag des 25. Februar wieder schweres Artilleriefeuer auf die Unterkunftsorte, dem nachmittags zwei russische Angriffe von Grodno her folgten. An diesem Tage ward auch von südlich Lipsk her unter Überschreitung des Bobr über Ostrow ein Vorstoß bis vor Jastrzembna (80. R. D.) getragen, den ein Teil meines Gren. R. 4 mit abwehren half. Diese sich in den nächsten Tagen in dieser Gegend noch weiter abspielenden Kämpfe hatten etwas Bedrohliches für meine Verbindungsstraße nach Augustow. Es begann das Feuer vom Südufer des Bobr, zumal von Jalowo, südlich Lipsk, her sich zu verstärken. Die Alarmbereitschaft meiner Leute wuchs steigend.

Im Laufe des 24. ging das Generalkommando des I. A. K., das bisher tatenlos in Augustow hatte zubringen müssen, zur Übernahme des Befehls über die Truppen am Njemen nach Norden ab.

Die Nacht zum 25. Februar glich der vorhergehenden an Unruhe. Der wieder eingetretene stärkere Frost machte den Bobr zufrieren und für Infanterie passierbar. Die Spannung erhöhte sich. Auf der von Süd nach Nord Grodno durchschneidenden Eisenbahn wurde starker Zugverkehr in beiden Richtungen gemeldet.

Der 26. Februar brachte außer Artilleriekampf nichts Besonderes.

In der Nacht vom 26. zum 27. ward die mir benachbarte 31. Inf. Division durch die andere Division des XXI. A. K., die 42. Inf. Division, abgelöst. Sie sollte eine neue Verwendung erhalten. Die Ablösung selbst ging zwar noch ungestört vor sich. Aber mit frühem Morgendunkel bereits setzte schweres Artilleriefeuer auf der ganzen Front ein. Alsbald folgte ein schwerer, bis zum Abend dauernder, zäher, hin und her wogender Infanterieangriff gegen die 42. J. D.

Er tobte vornehmlich um die vorspringende, beherrschende Höhe 214 südlich Raczice. Mit Hilfe der nun links neben der 42. J. D. wieder eingesetzten 31. J. D. und von Teilen der 77. R. D. ward der Feind unter Verlust von 1500 Gefangenen und schweren blutigen Opfern geworfen, die Stellungen durchweg behauptet. Doch wurde im Sinne der bevorstehenden allmählichen Räumung die Wiedereinnahme der hinter dem Niedzwiednica=Abschnitt liegenden Stellung vorbereitet.

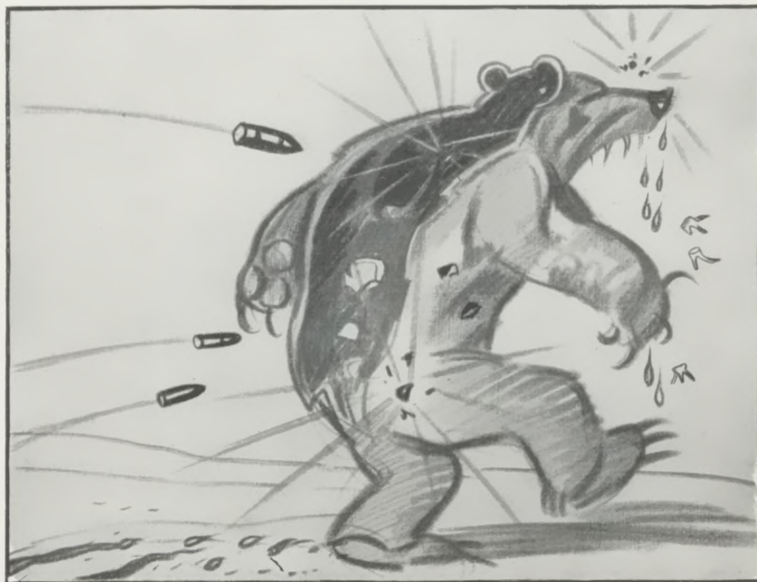
Unheimlich begann das Benehmen der zurückgebliebenen Bevölkerung zu werden. Überall gingen Brände hoch. Auch erweckte das Beschießen wichtiger Punkte, wie z. B. der Quartiere höherer Stäbe, den Verdacht heimlicher Verbindung mit dem Feinde. Gegen 9 Uhr vormittags stand ich auf der Dorfstraße vor meinem Quartier, als von Osten her leichte Russengeschosse erst westlich, dann östlich meines Bauernhauses, das genau im Strich der Schüsse lag, einschlugen. Ein Artillerieoffizier neben mir erklärte: „Jetzt schießt sich der Russe mit leichtem Geschütz ein, wie es der Ersparnis wegen zu geschehen pflegt, in einer halben Stunde folgt das schwere Geschütz nach. Er hat sich eingegabelt.“ War schon tags

Hat er sich nicht wieder verzählt?



Im Sack hat er die Russen, seht,
Es kann ihm ja nicht fehlen.

Doch wie's bei solcher Menge geht —
Sie sind so schwer zu zählen.



Hindenburg streichelt den russischen Bären.

Aus dem Bildwerk „Aus einem Tagebuch 1914/15“ von Prof. M. Henzeler,
Verlag E. Schnell, München.

zuvor aufgefallen, daß sehr nahe meinem Quartier Geschosse eingefallen waren, heute war die Absicht klar. So war es richtig, die schon vorbereitete Rückwärtsverlegung meines Standorts alsbald auszuführen, und dies um so mehr, als durch längere Anwesenheit des Stabes in Kurjanki das dort befindliche Truppenlazarett, dessen Freimachung im Gange war, nicht gefährdet werden durfte. Bereit waren wir ja stets. So brach denn gruppenweise eine Reiterkavalkade alsbald auf, um das 4 km rückwärts gelegene Skieblewo zu erreichen. Gute feindliche Beobachtung war vorhanden. Denn kaum waren

wir unterwegs, als uns der ärgerliche Feind aus Feldgeschützen nachfeuerte, freilich ohne Erfolg. Ein Offizier des Div.=Stabes mußte an der noch besetzten Fernsprechstelle bleiben. Er wurde alsbald durch ein schweres Geschos erschreckt und erfreut, das in die Stallung des Gehöfts dröhnend und zerschmetternd, aber ohne zu frepieren, einschlug. Verständigerweise stellte dann der Russe das nun doch nutzlose Geschieße ein und ließ meine Verwundeten ungeschoren.

Diese deutlichen Zeichen einer zwischen der Bevölkerung und dem Feinde vorhandenen Verständigung zwang zu durchgreifenden Maßnahmen. Als einzige unblutige und, so hart sie war, menschliche blieb nur übrig, die Bewohner hier und andernorts zusammenzutreiben und nach Augustow abzuschieben.

Sie war um so heilsamer und wichtiger, als die ersten deutlich sichtbaren Zeichen beginnender Loslösung der östlich des Augustower Waldes bisher eingesetzten Truppen sich bemerkbar machten. Ich erhielt Befehl, meine ganze 3. Inf.=Brigade mit I. Feld=Art. 1 und 1 Eskadron bis zum 28. Februar morgens herauszuziehen und nach Augustow zu schicken. Sie ward demnächst von Augustow mit der Bahn nach Willenberg befördert, um südlich davon zwischen Orzyc und Omulew eingesetzt zu werden. Die Ablösung erlitt keine Störung. Geschehen mußte sie mit Teilen der mir verbleibenden Truppen. So bedeutete der Weggang der Brigade eine starke Verdünnung der Besetzung meiner ausgedehnten Stellung.

Skieblewo schenkte mir und meinen treuen Helfern im sauberen, wohlhaltenen, freilich verlassenem Lehrer- und Schulhaus eine willkommene Unterkunft für die nächsten Tage. Es war buchstäblich ein „Lauseneß“, das wir in Kurjanki 8 Tage behaust hatten.

Noch waren gespannte Tage zu überwinden. War auch die Herauslösung der 3. Inf.=Brigade in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag gut gelungen, so war der Abmarsch doch nicht unbemerkt geblieben. Als die Ablösung der in der Front verbleibenden Truppenteile untereinander im Morgengrauen des 28. Februar erfolgte, griffen die Russen, die wohl an Rückzug glaubten, plötzlich gegenüber II./33 bei Dolinczany an. Sie wurden von dem kaltblütigen Führer, dem stets sich auszeichnenden Major Otto, ganz nahe herangelassen und dann von dem Gewehr- und Maschinengewehrfeuer der ihrem Führer gleichen Süsilere buchstäblich niedergemäht; 30 Gefangene retteten sich zu ihnen hinüber.



Hier ruht !

Nach einem Gemälde von Willy Werner.

Hier ruht !

Du lichter Held, was ist von dir geblieben:
ein fernes Grab, als Schmutz den Eisenhut,
ein schlichtes Holzkreuz und darauf geschrieben:
Hier ruht . . .

Denn hier erlosch ein stolzes Soldatenleben,
dem Vaterlande und sich selber treu;
Deutschland in seiner größten Not gegeben
obn' Reu.

Georg Frhr. von Eppstein.



Im Laufe des Nachmittags erging der Befehl der Armeegruppe, daß in der folgenden Nacht die Rückverlegung in die erkundeten Stellungen am Westrand des Niedzwiednicabaches zu erfolgen hätte. Auch wurden bereits die Wege für den weiteren Abzug hinter den Augustower Wald festgelegt. Der 2. J. D. verblieb die Chaussee nach Augustow. Vorbildlich blieb die Art und Form dieser Befehlserteilung.

Die Loslösung vom Feinde und Besetzung der neuen Stellungen vollzog sich glatt. Der Feind stieß nicht nach.

An der Südflanke der 2. J. D. wurde der Russe jetzt lebhafter. Am Nachmittage des 1. März überschritt er, den anhaltenden leichten Frost ausnützend, bei Rogozyniec, südlich Lipsk, den Bobr und ging, das R. J. R. 263 (79. R. D.) zurückdrängend, auf Lipsk vor, das gehalten wurde. Damit war unsere rechte Flanke ernst bedroht. Schwache Teile des XXI. A. K. waren hilfsbereit alsbald in Skieblewo zur Stelle. Ein geplantes Vorgehen des XXXX. R. K. nördlich Lipsk kam nicht zur Ausführung. Der Russe besetzte das Waldstück westlich Rogozyn und griff nachts diesen Ort und das Dw. Rogozyn mehrmals vergeblich an. Auch gegenüber der 80. R. D. südwestlich Lipsk ging er über den Bobr, besetzte Ostrow, begann sich nordöstlich auszudehnen, ward aber bald wieder vertrieben.

Auch am folgenden Tage, 2. März, versuchte der Feind einen neuen Angriff von Rogozyniec auf Lipsk.

Ich sammelte, soviel die geringen Kräfte erlaubten, um das Verlorene, vornehmlich Rogozyniec, wieder zu gewinnen. Nur dann durfte man erwarten, den bevorstehenden Abmarsch ungestört durchführen zu können. Der Gegenangriff ward am 3. März vorbereitet und in der Nacht zum 4. März in Gang gesetzt. Er fiel zusammen mit einem Angriff der Russen, der sich bald nach Mitternacht mit stärkeren Kräften auf Rogozyn und das Vorwerk richtete. In der Dunkelheit entbrannte ein hartnäckiger Kampf. Es gelang den Russen, in Dw. Rogozyn einzudringen und von rückwärts einige Prozen zu nehmen, sogar dabei einen Batterieführer zu entführen. Aber nach kurzer Zeit kam der Kampf zum Stehen. I./33 warf in schnellem Ansturm den Feind zurück und brachte 5 Offiziere und über 900 Mann der 28. und 29. russischen Division als Beute heim. Unsere Verluste waren gering, die feindlichen groß. Ein im Morgengrauen erfolgender nochmaliger Angriff wurde blutig abgewiesen.

Auch der Angriff des Oberstleutnants v. Gözen (R. J. R. 263) von Lipsk auf Rogozyniec gelang und trieb den Russen über den Bobr zurück. Wir beschossen kräftig seine Stellungen auf dem südlichen Bobrufer.

Nun war wieder Luft gemacht und zu hoffen, daß der nunmehr für die Nacht vom 5. zum 6. März befohlene Abmarsch sich glatt vollziehen würde. Dankbar gab ich dem XXI. A. K. die mir geliehene Hilfe zurück und schied aus dem mir wert gewordenen Armeegruppenverbande aus, nicht ohne Anerkennung für die 2. J. D. aus dem Munde seines Führers.

Der 5. März schenkte uns noch starkes Artilleriefeuer aus der Gegend von Jalawo südlich Lipsk, insonderheit auf mein Stabsquartier Skieblewo, das wohl inzwischen als solches bekannt geworden war. So brach der Div.-Stab schon um 3 Uhr nachmittags auf und ritt über Krasne nach Gruski. Dort wartete ich meine Truppen eine erwartungsvolle, sternklare Winternacht hindurch ab.

Als letzte Sicherungen blieben von den beiden Inf.-Regimentern je 1 Kompanie mit 2 Geschützen noch am Feinde. In 2 Abteilungen, auf der Chaussee und auf dem Wege Skieblewo—Krasne—Jasionowo—Gruski zogen unbehelligt, einschließlich der Nachhuten, meine Truppen ab. Bei Gruski fädelt sich alles in eine Kolonne ein. Auf zum Teil spiegelglatter Chaussee war's kein leichtes Werk. Auch ich marschierte ein gutes Stück zu Fuß, bis mich unweit von Augustow das entgegen gefommene Auto aufnahm und mich noch einmal in die Gastenniza Levita brachte.

Der 6. März war für meine Leute ein wohlverdienter Ruhetag. Die $\frac{1}{2}$ 2. Inf.=Div. erhielt Befehl, in Richtung Rajgrad—Lyč abzumarschieren als Armeereserve des Oberbefehlshabers Ost. Sie sollte nach einem kurzen Festhalten bei Barglow durch das XXXX. R. K., das eine Stellung vom Jezgrinafluß am Jezioro Drenstwo, 10 km westlich Barglow, östlich an Augustow vorbei, bis zum Südrand des Jezioro Wigry, südöstlich Suwalki, bezogen hatte, wo es Anschluß an das XXXIX. R. K. fand, bald wieder mit seiner vorausgeschickten 3. Inf.=Brigade südlich Willenberg vereinigt sein, bereit zu neuen Taten.

Auch das Sichvollenden der Winterschlacht in Masuren war geschehen.

Eine Gesamtbeute von 110000 Gefangenen, von etwa 300 Geschützen, von unendlichem anderen Heeresmaterial war errungen. Die russische 10. Armee war vernichtet.

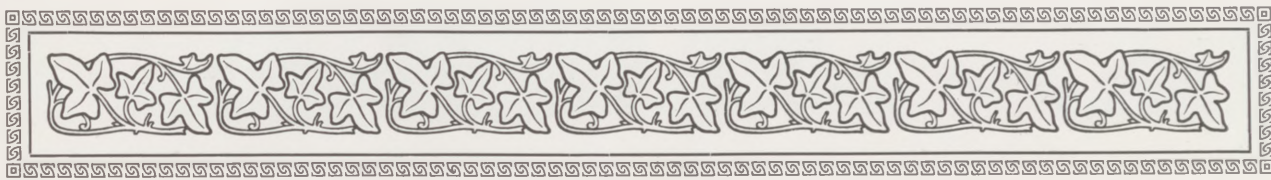
Eine neue Hindenburg=Tat war geschehen, größer fast als Tannenberg. Hier wie dort hat die 2. Inf.=Division an hervorragender Stelle mitwirken dürfen. Was sie hat leisten dürfen, verdankt sie der herrlichen Truppe, Offizier und Mann. Dieser echte Ostpreußenschuß und =trutz hatte sich auch hier wieder unvergleichlich bewährt.

Und diese Division war nur eine unter vielen gleichwertigen, war nur ein Stück unseres „Volkes in Waffen“, das damals noch in allen Teilen gar stolz und aufrecht stand: draußen und drinnen. Noch nagte der innere Wurm nicht an seinem Lebensmark, noch stand sein Siegeswille ungebeugt. Und wenn er nach vier langen Kriegsjahren sich endlich dennoch brechen ließ, unauslöschlich steht in der Geschichte, was unser Volk in seinen Hindenburg=Tagen einst geleistet hat. Es darf und soll sich an diesen Erinnerungen aufrichten, sich des Bewußtseins seiner Kraft, wenn es nur will, inne werden und nimmer verzweifeln! „Einst wird es wieder helle in aller Brüder Sinn, sie kehren zu der Quelle in Lieb' und Reue hin“, zur Quelle starken, sieghaften Deutschbewußtseins!



Der russische Rückzug.

Aus dem Bildwerk „Aus einem Tagebuch 1914/15“ von Prof. A. Hengeler,
Verlag E. Schnell, München.



Im Hauptquartier Ost bei Hindenburg.

Von

Sven Hedin.*)

Feldmarschall von Hindenburg hatte mir durch meinen alten Freund Generaloberst von Moltke Ende Februar 1915 nach Berlin hin telephonisch sagen lassen, daß ich im östlichen Hauptquartier herzlich willkommen sei. Wenige Tage später dampfte ich vom Bahnhof Friedrichstraße nach Osten ab. Am Mittag des 2. März hielt mein Zug in der kleinen Stadt Loetzen, von der aus damals Feldmarschall von Hindenburg den Oberbefehl über die im Osten kämpfenden deutschen Heere führte.

Ein Offizier erwartet mich im Automobil, das uns geradeswegs nach dem Hause bringt, in dem der Generalstab sich einquartiert hat. Ich soll dem Generalleutnant Erich Ludendorff meine Aufwartung machen, dem Generalstabschef beim deutschen Oberbefehlshaber an der Ostfront. Nie werde ich das große Zimmer vergessen, in dem der General saß, umgeben von gewaltigen Tischen, die mit noch gewaltigeren zusammengeklebten Karten bedeckt waren. Blaue und rote krumme Linien bezeichneten die deutschen und russischen Stellungen, römische und arabische Ziffern in den gleichen Farben gaben jene der verschiedenen Armeekorps und Abteilungen an, und zuweilen sah man auch in Klammern die Namen der Befehlshaber. Die Plätze der Artilleriegruppen waren in gewohnter Weise hervorgehoben.

Als wir eintraten, saß der General, die Feder in der Hand, über eine solche Karte gebeugt. Ich störte ihn jedenfalls in seinen Gedanken über neue Operationen. Aber die Unterbrechung verstimmte ihn nicht. Er begrüßte mich mit freundlichem Lachen und kräftigem Handschlag und hieß mich beim „Oberbefehlshaber Ost“ herzlich willkommen. Hindenburgs Generalstabschef macht auf alle, die den Vorzug haben, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, einen unauslöschlichen Eindruck. Sein Äußeres ist zugleich gewinnend und imponierend. Eine hohe Gestalt, ist er kräftig gebaut; seine Bewegungen sind vornehm und beherrscht; unter hochgewölbter Stirn blicken blaugraue Augen durchdringend und fest; die Nase ist aristokratisch gebogen. Der wohlgepflegte Schnurrbart vermag die äußerst bestimmten Linien der Lippen nicht zu verdecken. Er ist ein außergewöhnlich schöner Mann, und seine Züge strahlen, wie seine ganze Person, eine unbeugsame Energie und Willenskraft aus, eine unerschütterliche Entschlossenheit und eine Ruhe, die auch in den härtesten Stürmen nicht ins Wanken gerät. General Ludendorff ist einer der seltenen Menschen, die

*) Mit Genehmigung des Verfassers und der Verlagshandlung dem Kriegswerk „Nach Osten“ (Leipzig, S. A. Brockhaus) des berühmten Reisenden entnommen.



In Löben.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph A. Kühlewindt, Königsberg.

in einer glühenden Seele die titanische Kraft haben, Kriegsmassen ohne große Gebärden zu türmen. Die Scharen, die der Zar bei Tannenberg und in der Winterschlacht heranzuführte, vermochten nichts über diese eisenharte Seelenruhe — ebensowenig wie der Gedanke an die Zukunft. Ihm konnte man getrost „das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes“ anvertrauen!

Unsere Unterredung dauerte nur wenige Minuten. Der General fragte mich nach meinen Plänen und Wünschen. Nachdem ich darüber Auskunft gegeben hatte, schlug er vor, daß wir am Abend ein Programm für die nächsten Tage aufstellen wollten. Schließlich lud er mich auf 8 Uhr zum Abendbrot beim Feldmarschall, wo sich der ganze engere Stab versammelte.

Mein nächster Besuch galt dem Generalquartiermeister Oberst von Eisehart Rothe; groß, schlank, sehnig, blond, unendlich lebenswürdig und sanft, ist er ein kluger, klarschender Mann, ein Organisationsgenie, einer der Unentbehrlichen beim „Oberbefehlshaber Ost“. Wenn der Stabschef alle die blauen und roten Zeichen auf seinen Kar-

ten im Kopfe hat und sie sich jeden Augenblick vor sein inneres Auge rufen kann, so weiß der Generalquartiermeister die Stellung jeder einzelnen Truppe und welche Straßen und wie schnell sie marschieren muß, um rechtzeitig das bestimmte Ziel zu erreichen. Er arbeitet jetzt wie früher die Operationsübersichten aus. Unnötig zu sagen, daß die Bewillkommung hier ebenso herzlich war wie beim Chef. Überall bin ich bei Hindenburgs Armeen nicht wie ein Fremder aufgenommen worden, sondern wie ein Freund. Ich fühlte mich auch von Anfang an im höchsten Grade heimisch. Schließlich wurde ich eine Treppe höher im selben Hause geführt. Hier hatten die Generalstabsoffiziere und Adjutanten ihre Arbeitsräume. Im ersten machte ich die Bekanntschaft des ersten Adjutanten, Major Kämmerer, eines gemütlichen, heiteren Mannes, dessen Züge viele meiner Leser im Bilde gesehen haben, da er auf unzähligen Porträts des Feldmarschalls vorkommt, in dessen Gesellschaft er außerm Hause immer zu sehen ist. Er wurde im Scherz der „König des Ostens“ genannt.

Im selben Zimmer saß auch der dritte Adjutant, Artilleriehauptmann von Trotha, und im zweiten Zimmer der zweite Adjutant, Hauptmann Hans Joachim von Brodhufen,



Sitz der Obersten Heeresleitung in Löben.

Nach einem Aquarell von H. Rothgießer.

Hindenburgs Schwiegersohn, in Friedenszeiten Landrat in Kolberg in Pommern, sowie Besitzer des Guts Großjustin im Regierungsbezirk Stettin. Er ist ein außergewöhnlich feingebildeter Mann, vertraut mit ziviler und militärischer Organisation, ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur — er konnte stundenlang Goethe und Schiller auswendig hersagen — und ein Sänger von Rang. Außerdem ist er ein herzenguter, liebenswürdiger Mensch, voller Mitgefühl und Humor, für alles interessiert, in allen Fragen anregend, lustig und munter — außer wenn er sich auf langen ermüdenden Fahrten im Automobil ein Schläfchen leistet! Er wurde mein Spezialfreund und war mein Wirt bei den verschiedenen Besuchen, die ich dem Hindenburgschen Hauptquartier abstattete.

Die Offiziere des Stabes hatten ihre Quartiere verstreut in verschiedenen Privathäusern, deren Besitzer nach sicherern Orten verzogen waren. Die höheren Herren nahmen ihre Mahlzeiten am Tisch des Feldmarschalls ein, die übrigen in kleinen Gruppen oder an ein paar langen Tafeln im Hotel Kaiserhof. Kämmerer, Brodhusen, Trotha und Fleischmann, Hauptmann im österreichischen Generalstab, wohnten in einem schönen Haus neben der Villa des Feldmarschalls und des Generalstabschefs. Brodhusen hatte zwei große Zimmer mit Fenstern und Balkon auf die Straße hinaus. Nachdem die notwendigsten Besuche erledigt waren, begab ich mich dorthin, und das eine Zimmer wurde mir zur Verfügung gestellt.

In feierlichen Worten voll prächtigen Humors ermahnte mein Wirt seinen Burschen, den „landwirtschaftlichen Administrator“ Schulz aus Mecklenburg, sich des schwedischen Gastes anzunehmen und es mir nach bestem Vermögen recht zu machen. Schulz klappte die Haken zusammen und antwortete in seinem unnachahmlichen norddeutschen Dialekt: „Jawoll, Herr Hauptmann!“ Er war ein großer, breitschultriger Mann von genau demselben Format wie der Oberbefehlshaber im Osten selber. Als daher Professor Hugo Vogel ins Hauptquartier kam, um das Porträt des Feldmarschalls zu malen, eines im Sitzen und eines im Stehen, die Hand am Säbelgriff, da mußte Schulz die Feldherrnuniform anlegen und für den Körper sitzen und stehen, während Hindenburg selbst nur Zeit hatte, für seinen weltberühmten, inhalt-



Oberst (später General) von Eisenhart Rothe,
Oberquartiermeister Ober-Ost.

Nach einer Photographie.

schweren, gemessenen Schritte des Feldmarschalls, und eine stattliche, volle, kräftig gebaute Gestalt erschien auf der Schwelle. Ich brauche nicht erst den Versuch zu machen, diese ernsten, herben, strengen Züge zu beschreiben, die wehmütigen, aber freundlichen Augen, den festen Mund, das aufrechtstehende graue Haar und den dichten, in scharfem Bogen abwärts gehenden Schnurrbart. Das Bild ist jedem Deutschen und jedem Schweden bekannt. Als ich vor dem berühmten Manne stand, dachte ich an die alten Germanen im Teutoburger Wald. Seine Taten werden wie die ihren bis ans Ende der Zeiten leben; denn sie haben sich dem Volksbewußtsein sofort als übermenschlich eingepägt, und die Liebe des Volkes hat seinen Helden schon jetzt mit dem Schimmer der Sage umwoben.

Hindenburg ist auch ein Sproß von uraltem germanischen Häuptlingsstamm, selber ein Häuptling. Nicht etwa die einzelnen Gesichtszüge sind merkwürdig und verraten ungewöhnliche Eigenschaften — wäre der Sieger von Tannenberg ein deutscher Bauer, so würde niemandem

schweren Kopf zu sitzen. Schulz bildete sich nicht wenig auf diese Ehre ein. Brodhusen nannte ihn denn auch mit komischem Ernst „Feldmarschall Schülzken“, und Schulz' feuchte Augen glänzten vor Zufriedenheit, als er das unvermeidliche „Jawoll, Herr Hauptmann!“ antwortete. Als Landsturmmann gehörte er zum 1. Garderegiment zu Fuß und kam dann als Pferdepfleger zu Brodhusen, als dieser an der Westfront stand. Nun ist er sein Bursche, ein treuer, ehrlicher, munterer und arbeitssamer Mensch.

Kurz vor 8 Uhr begab ich mich in die Villa des Oberbefehlshabers. Von der Straße war sie durch ein Gitter getrennt, und über dem Garteneingang las man auf einem ovalen Schild, ähnlich einem kleinen Triumphbogen, die beiden Worte: „Herzlich willkommen!“

Im Salon versammelten sich die Offiziere des Stabes und die Gäste des Tages. Zuletzt kam Generalleutnant Ludendorff. Man unterhielt sich in kleinen Gruppen. Punkt 8 Uhr vernahm man im Nebenzimmer die



Hindenburg vor seinem Wohnhause in Lützen.

Nach einer Photographie.

sein Aussehen auffallen. Man würde nur sagen, dieser Bauer habe außergewöhnlich kräftige, männliche und grundehrliche Züge, und man würde vermuten, daß er die 68 Jahre seines Lebens viel gearbeitet und gegrübelt habe. Die Gestalt und der große Kopf, der Mann selbst sagt, was und wer er ist, der Feldherr, der die moskowitzische Dampfwalze zerbrach, und der auf dem Posten, auf den ihn sein Kaiser und Herr gestellt hat, fortfahren wird, Deutschlands Feinde zu vernichten.

So sah ich ihn das erste Mal, die personifizierte Sicherheit und Zuverlässigkeit, eine Atmosphäre von unerschütterlicher Ruhe ausstrahlend. Und ich begriff etwas von der Macht der Persönlichkeit im Kriege, der Macht, mit der der Heerführer über die Masse gebietet.

Lautlos still war es im Zimmer geworden, und alle standen stramm. Aber der Feldmarschall veränderte keine Miene, er sah ebenso ernst aus wie zuvor, als er meine Hand drückte und die Worte über der Einfahrt wiederholte: „Herzlich willkommen!“ Dann begrüßte er die übrigen Gäste, machte dem Stab eine leichte Verbeugung und lud uns ein, ihm in das Speisezimmer nebenan zu folgen.

Dieses bestand genau genommen aus zwei zusammenhängenden Zimmern. Im ersten war für 9 Herren des Stabes gedeckt, im zweiten — von dem aus eine Wendeltreppe in die Privaträume des Feldmarschalls und seines Stabschefs hinaufführte — stand ein Tisch für 16 gedeckt. Hier nahm der Wirt in der Mitte der einen Längsseite Platz, und ihm gerade gegenüber war mein Name auf einen kleinen Zettel geschrieben. Die Anwesenden waren: der Staatssekretär im Reichskolonialamt Solf, der frühere österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, zwei hohe Generale, Generalleutnant Ludendorff, Oberst v. Eisenhart, Oberstleutnant Hoffmann, Major v. Bodenberg, Geheimrat Kessel und die Hauptleute v. Walter und Hofmann.

Die Gäste wurden mit Champagner willkommen geheißen. Die Stimmung war ausgezeichnet, und das Gespräch ging hurtig wie die Weine und Gerichte. Von der englischen Aushungerung war auch hier nichts zu spüren! Nichts fehlte an einem vollständigen eleganten Diner. Schließlich wurden Kaffee, Likör, Zigarren und Zigaretten und brennende Lichte von achtamen Soldaten herumgereicht. Im übrigen herrschte in der Villa des Oberbefehlshabers große Einfachheit. Sie war klein und die Räume beschränkt. Der Feldmarschall hätte kaum mehr Gäste an seiner Tafel sehen können als die 24, die jetzt dort waren.



Hindenburg mit General Ludendorff.

Nach einer Photographie.

Wir besprachen die Weltbegebenheiten und was die Zukunft wohl im Schoße tragen könne. Die Ansichten, denen da Ausdruck gegeben wurde, sollen das Geheimnis der Tischgäste bleiben. So viel aber kann verraten werden, daß scharfe Worte nicht gespart wurden gegen die, die diesen unheimlichen Krieg über die Menschheit gebracht und mit illoyalen Mitteln und durch Zwangsmaßnahmen einen neutralen Staat nach dem andern zum Krieg gegen Deutschland zu treiben versucht haben. „Aber laßt sie nur kommen, einen nach dem andern, wir nehmen es noch mit ein paar mehr auf und werden schließlich doch siegen.“ So war die Stimmung — und man dachte besonders an Italien, dessen Haltung für höchst unzuverlässig angesehen wurde. Doch hielten manche das Eingreifen dieser Macht für undenkbar. Daß ein Mitglied des Dreibunds neutral blieb, während die beiden übrigen von der halben Welt angefallen wurden, war schon schlimm genug. Daß man aber die Waffen gegen



Hindenburg mit Gattin und Tochter in Löben (1915).

Nach einer Photographie.

die eigenen Bundesbrüder kehren könne, das wollte und konnte man nicht glauben. Man dachte vom italienischen Volk noch zu hoch, um von ihm eine so niedrige und feige Handlung voraussetzen zu können.

Der Feldmarschall richtete einige Fragen an mich über meine Eindrücke von der Westfront und gab der Hoffnung Ausdruck, daß ich mich in meinen Erwartungen an der Ostfront nicht betrogen sehen möchte. Er sprach vom Kaiser, dem Obersten Kriegsherrn der Armee, und war glücklich, im Herbst seines Alters noch einem solchen Monarchen dienen zu dürfen. Als ich äußerte, es müsse für ihn auch eine Quelle unendlicher Freude und Befriedigung sein, zu wissen, daß er sein bedrohtes Vaterland von einem mächtigen und raubgierigen Feind befreit habe, antwortete er ganz einfach und anspruchslos: „Ja, sehen Sie mal, Herr Doktor, ein Soldat muß auch Glück haben!“ Für seine großen Siege gibt Paul von Hindenburg in erster Linie Gott die Ehre, der mit ihm gewesen, dem Kaiser, der ihm den verantwortungsvollen Posten im Osten anvertraut, Ludendorff, dem unentbehrlichen, klarsiehenden General-

stabschef, seinem ganzen ausgezeichneten Offizierkorps und schließlich, aber nicht zum wenigsten, seinen tapferen Soldaten. Für seinen Teil erhebt er keinen Anspruch auf Auszeichnung oder Ruhm. Es ist ihm wohl eine stille Freude, zu fühlen, wie er des ganzen deutschen Volkes Herz und seine unvergängliche Dankbarkeit besitzt. Aber er brüstet sich nicht damit. Er ist dankbar für den Glanz, der durch ihn seinem Vaterland zuteil geworden, und ist und bleibt demütig vor Gott und den Menschen.

Die Abendmahlzeit war zu Ende, und die Kaffeetassen standen leer. „Vielleicht haben die Herren Lust, ins Vorderzimmer zu kommen und ein Glas Bier zu trinken?“ Und wir gingen nun zum Bier und scharten uns um den berühmten Wirt. Es war ein ungezwungenes Bei-

sammensein mit lustigen Reden und Scherzen. Man wäre nicht leicht auf den Gedanken gekommen, daß man sich in einem der Brennpunkte des Kriegs und an einer Stelle befand, wo die operative Leitung der deutschen Armeen im Osten zusammenlief. Die Hand, die eben noch so hart zugeschlagen hatte, sah man jetzt ganz friedlich ein Getränk aus Wasser,



Hindenburg trifft zur Einweihung des Heldenfriedhofes in Seehöhe bei Löben ein.
Nach einer Photographie.



Hindenburg besucht, von Löben aus, das in ein Diakonissenhaus umgewandelte einstige Elternhaus in Pinne.

Atlantic-Photo-Co.

und keine Gefahr mehr drohen könne. Der Feldmarschall saß, bequem in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, die Singerspitzen gegeneinander gespreizt, und erzählte ein paar Erinnerungen aus seiner Jugend, aus dem Krieg von 1870 und von der Kaiserkrönung in Versailles. Dann kam er auf die letzten Er-



Hindenburg begrüßt die Jugendwehr in Löben.
 Berliner Illustrations-Gesellschaft.

eignisse im nordöstlichen Polen und machte mir schließlich den Vorschlag, nach einem Besuch im Gouvernement Suwalki auch einen Abstecher in die von den Russen verheerten Teile Ostpreußens zu unternehmen. Denn wer nicht die unheimlichen Spuren einer russischen Invasion gesehen habe, der wisse nicht, was „die russische Gefahr“ bedeute.

Unter den Gästen des Generalfeldmarschalls war auch Professor Hugo Vogel, dessen beide Versuche, den Oberbefehlshaber in Öl zu malen, so wohl gelungen sind. Major Kämmerer erzählte mir, er habe seine liebe Not damit, die deutschen Porträtmaler im Abstand zu halten. Noch schlimmer sei es mit der unerhörten Post, die jeden

Tag ankäme. Es sei unmöglich, alle Briefe zu beantworten. Nur Schreiben von besonderem Interesse würden dem Feldherrn vorgelegt. Wenn er alle lesen wollte, hätte er längst seinen Abschied nehmen müssen und wäre auch dann nicht damit fertig geworden! Es kämen auch Verse und Kompositionen, Autographen- und Porträtsammler, und dann liefen Briefe von Kindern ein, die den großen siegreichen Feldherrn „Lieber Onkel Hindenburg“ anredeten und sich „sehr zufrieden“ erklärten mit dem, was er bisher geleistet habe!

Ich hatte später noch oft die Ehre, Hindenburgs Gast zu sein, und er gab mir da verschiedene Einblicke in seinen Lebensgang. Auf diesen Mitteilungen, vor allen Dingen aber auf dem Bericht, den mir eines Abends sein Schwiegersohn gab, ist die folgende kurze Schilderung aufgebaut.

Als etwas Charakteristisches will ich zuerst hervorheben, daß Hindenburg während des russischen Feldzugs so wenig wie nur möglich seine Friedensgewohnheiten geändert hat. Er arbeitet, geht spazieren, ißt und schläft zur gleichen Zeit und ebenso lange wie im Frieden. Er läßt sich in seinen Gewohnheiten und in seiner Ruhe nicht stören. Er hält an dem fest, was ihm einmal lieb und nützlich geworden und was ihm wohlbekommt.

Im Feld wie im Frieden beginnt er seine Arbeit unmittelbar nach dem ersten Frühstück. Er steht im Sommer um 6 Uhr auf, im Winter eine Stunde später. Das Arbeiten dauert bis gegen 11 Uhr. Darauf wird bei jedem Wetter und zu allen Jahreszeiten ein ausgiebiger Spaziergang unternommen, jetzt im Kriege wie früher im Frieden. Ich sah ihn ein paarmal in sein gedecktes Automobil steigen und mit seinem Adjutanten aufs Land hinausfahren, um in irgendeinem friedlichen Wald mehr oder weniger gebahnte Wege zu wandern. Fünf Minuten vor 1 Uhr kommt er zurück, um sich für das Mittagessen fertig zu machen, das Punkt 1 Uhr beginnt. Man könnte seine Uhr nach seiner äußerst genauen Einteilung der Stunden des Tages stellen. Das Essen ist einfach; er trinkt dazu gern ein Glas Moselwein.

Wenn er vom Mittagstisch aufsteht, geht er direkt in seine Zimmer hinauf, um zu ruhen. Um 4 Uhr beginnt die Arbeit wieder und dauert bis einige Minuten vor 8 Uhr. Im Frieden genießt er gegen 4 Uhr im Familienkreis Kaffee mit Kuchen, ein sogenanntes Desperbrot, worauf er Besuche empfängt und, je nachdem, mit den Seinen ausgeht oder arbeitet. Er sieht immer, nicht zum wenigsten im Felde, Gäste an seinem Tisch und hat ein großes Vergnügen daran, sich mit ihnen zu unterhalten und selbst über die brennenden Tagesfragen zu sprechen.

Punkt 8 Uhr wird die Abendmahlzeit eingenommen, und die Unterhaltung beim Bier dauert bis gegen 11 Uhr. So geht es den einen Tag wie den andern, ohne Störung. Wie der Krieg nicht vermocht hat, Hindenburgs Lebensweise zu ändern, so haben auch des Krieges Härte und seine weltgeschichtlich bedeutungsvollen Ereignisse seine überlegene Geistes-



Besuch Dr. Sven Hedins in Löhzen.

Nach einer Photographie.

stärke nicht beunruhigen können. Er war genau derselbe während der Masurischen Tage Anfang Februar wie jetzt. Als im Dezember alles für Scheffer und Litzmann bangte, da sie von den Russen östlich von Lodz hoffnungslos eingeschlossen zu sein schienen, bewahrte Hindenburg seine Gelassenheit und fragte, als eben die Unruhe am größten war, woher die prächtige Torte gekommen sei, die auf dem Mittagstisch stand! Sie war von der Mutter eines jungen Leutnants geschickt worden, und diese empfing dafür seinen besonderen Dank. Die scheinbar eingeschlossenen Korps brachen denn auch mit jener kalten Entschlossenheit durch, die der Feldherr sich berechtigt glaubte, von ihnen zu erwarten, und sie machten obendrein 12000 Gefangene! Eine solche Ruhe ist wohl zum großen Teil eine Gabe der Natur. Sie ist aber auch eine Folge der Erziehung zum Tragen der schwersten Verantwortung, worin die deutschen Offiziere von Anfang an geübt werden.

Hindenburg ist der Abgott der Soldaten; denn der Sieg ist an seinen Feldherrnstab gebunden. Die Soldaten werden durch seinen bloßen Namen zu den allergrößten Anstrengungen angefeuert und gehen mit Begeisterung für ihn in den Tod. Unser Held ist aber auch wie ein Vater für seine Truppen, und er kümmert sich in jeder Weise um ihr Wohlergehen.

Rührend ist das Verhältnis zwischen Hindenburg und seinem Generalstabschef. Nur der Tod kann ihren Treubund lösen. Es ist oft gefragt worden, ob der Feldmarschall oder der Generalstabschef die Operationen plant, aber man kann überzeugt sein, daß die beiden sich ergänzen. Doch trägt der Feldherr allein die Bürde der Verantwortung. Der Oberbefehlshaber und sein Generalstabschef sind so nicht nur durch die Bande der Freundschaft, sondern auch durch die gemeinsame fruchtbringende Arbeit untrennbar verbunden. Wenn man die beiden Generale sich unterhalten sieht, hat man ein Gefühl von unbezwinglicher überwältigender Kraft. Der „Feldherr der Zukunft“ ist der Name, den der Feldmarschall seinem Ludendorff gegeben hat, und was dieser von seinem Vorgesetzten denkt, das ist an der Ostfront allen wohlbekannt. Die Worte, die Prinz Joachim einmal dem Schwiegersohn Hindenburgs schrieb, können als Ausdruck der Gefühle dienen, die das ganze Heer für den Sieger von Tannenberg hat: „Sie wissen, ich bin kein Schuster, aber für Hindenburg lasse ich mich gerne totschlagen!“





„Schachmatt!“ Hindenburg und Großfürst Nikolai Nikolajewitsch.

Nach einer Zeichnung von Franz Züttner im „Klabberadatsch“.



Der Krieg an der Ostfront vom Durchbruch bei Gorlice bis zu ihrer Erstarrung im Winter 1915/16.

Don

Generalmajor a. D. Maercker.

1.

Die russischen Winterangriffe 1914/15 in den Karpathen waren dank dem Eingreifen der deutschen Südararmee unter Linsingen zusammengebrochen. Dann aber, nachdem Mitte März durch den Fall der Festung Przemyśl gegen 100 000 Mann russischer Belagerungstruppen freigeworden waren, verlor die Armee Boroewic die Ostbeskiden. Das neu aufgestellte deutsche Beskidenkorps unter General v. d. Marwitz stellte zwar die Lage einstweilen wieder her; aber sie blieb bedrohlich. Mit weiteren Durchbruchversuchen in Richtung Budapest mußte gerechnet werden. Ein größerer Erfolg der Russen dort würde wahrscheinlich die sofortige Kriegserklärung Italiens und Rumäniens herbeigeführt haben, die sich des Drängens der Entente kaum erwehren konnten.

Eine Entlastung der gefährdeten Karpathenfront blieb also unerläßlich. Aber die Verbündeten glaubten, ihre Ziele weiter stecken zu können. Denn die vergeblichen verlustreichen Angriffe in den Karpathen hatten nicht nur die Angriffslust im russischen Heere vermindert. Es trat auch Waffen- und Munitionsknappheit ein; ja es machte sich sogar fühlbar, daß selbst der unerschöpflich scheinende Menschenbehälter Rußland solche Massenverluste auf die Dauer nicht zu ersetzen vermochte. So hoffte man, durch einen Großangriff die russische Angriffskraft endgültig brechen zu können.

An welcher Stelle der langgedehnten Front hatte er die meisten Aussichten?

Ein tiefer Stoß aus Ostpreußen über die Njemenlinie durchschnitt die Lebensfäden der an der preußischen Grenze östlich der Weichsel und im Weichselbogen stehenden russischen Heere. Aber dieser Kampfplatz lag zu weit von den Karpathen ab. Ein auf ihm erzielter Erfolg konnte sich nicht rasch genug bis zum weit entlegenen rechten Flügel der verbündeten Front auswirken, der eine unmittelbare Entlastung verlangte.

Ein Stoß aus den Karpathen heraus über die Linie Lemberg—Przemyśl, dann zwischen Bug und San nordwärts, wäre sehr wirkungsvoll gewesen. Er hätte die ganze westgalizische und polnische Front der Russen bedroht und zur Vernichtung eines großen Teils des russischen

Heeres führen können. Aber die Bewegung durch das Gebirge erschien zu schwierig. Auch war das Eisenbahnnetz Nordostungarns nicht leistungsfähig genug, um große Truppenmassen darauf zu stützen; ein schwer erklärlicher Fehler der Kriegsvorbereitungen der Donaumonarchie.

So wurde als Ausgangspunkt des Angriffs eine Stelle der galizischen Front gewählt, die eine rasche Versammlung großer Massen erlaubte und die den Karpathen räumlich so nahe lag, daß der Angriff die Karpathenfront unmittelbar entlasten mußte. Es war die Stelle, wo sich die ost-westlich gerichtete Karpathenfront mit der süd-nördlich gerichteten westgalizisch-polnischen Front traf, die Gegend von Gorlice—Tarnow. Ein von dort in Richtung auf den mittleren San gerichteter Stoß blieb in den Seiten durch Gebirge und Weichsel geschützt, entlastete unmittelbar die Karpathenfront, und traf zudem auf den Abschnitt der Armee des Fürsten Radko Dimitrieff, der erst kürzlich zugunsten der Karpathenangriffe geschwächt war.

General v. Conrad erbat für einen solchen Angriff die Unterstützung durch zwei deutsche Divisionen. Die deutsche Oberste Heeresleitung aber gedachte diesmal ganze Arbeit zu machen. Sie schickte 4 Korps und zwar: das Gardekorps unter General v. Plattenberg, das X. Armeekorps unter General v. Emmich, das 41. Korps unter General v. François sowie die 119. und 11. bayr. Div. Diese 8 Divisionen bildeten mit dem Österr. 6. Korps unter General Frhrn. Arz v. Straußenburg und der ungarischen 11. Kav. Division die 11. Armee und wurden unter deutschen Oberbefehl gestellt.

Hierfür wurde Generaloberst v. Mackensen ausersehen, der ruhmreiche Führer in den schweren Kämpfen bei Warschau, Kutno und Lodz, dessen gewinnendes, auch fremder Eigenart gerecht werdendes Wesen für die Zusammenarbeit mit dem österreich-ungarischen Bundesgenossen vor allem geeignet war. Ihm wurden die deutsche 11. und die k. u. k. 4. Armee, Erzherzog Josef Ferdinand, unterstellt. Sein Generalstabschef wurde Oberst v. Seeckt, den seine Erfahrungen in der Januarschlacht 1915 bei Soissons für diese Aufgabe besonders befähigten und dessen Gründlichkeit und ruhiger Tatkraft die Unternehmung ihren großen Erfolg verdanken sollte. Die operative Oberleitung behielt das k. u. k. Armee-Oberkommando.

Nach vierstündiger überwältigender Artillerievorbereitung erfolgte am 2. Mai vormittags der Angriff der 11. Armee, der in 60 Kilometer Breite die russische, teilweise aus sieben Schützengrabenreihen bestehende Hauptstellung durchstieß, während die k. u. k. 4. Armee den Dunajetzübergang erzwang. In den nächsten zwei Tagen wurden zwei weitere russische Linien westlich der Wisloka genommen. Am 5. Mai abends war der größte taktische Durchbruch, den die Welt bis dahin erlebt hatte, vollendet.

Dank der sorgfältigen Vorbereitung, der taktischen und moralischen Überlegenheit des Angreifers und seines unbeirrbaren Willens zum Siege gelang hier das, was von den Ententeheeren im Westen nicht erreicht war, was auch Nikolai Nikolajewitsch seit Monaten vergebens erstrebt hatte.

Die Aufgabe der Wislokalinie durch die Russen mußte sich auch in den Karpathen fühlbar machen. In der Nacht zum 5. Mai bereits trat hier der Russe den Rückzug an. Dieser wurde zur Flucht, als General Emmich, der Lüttichstürmer, nach einem Gewaltmarsch vor Dukla im Rücken der abziehenden Russen erschien. Dankbar empfand die k. u. k. 3. Armee Boroewic die Entlastung von schwerem Druck. Ungarn war gerettet, eine ungeheure Gefahr für die Donaumonarchie war gebannt.

Am 9. Mai bereits stellte sich heraus, daß die Armee Dimitrieff keine Kampfkraft mehr besaß. Sie hatte an 100000 Gefangene eingebüßt und ihre Verbände waren völlig durcheinander geraten. Ihre Niederlage zog die Nachbararmeen in Mitleidenschaft. Nördlich der Weichsel wich die Armee Evert hinter das Berggelände der Lysa Gora zurück. Südlich des Stromes flutete alles auf den unteren San zurück und die ganze 8. russische Armee räumte die Karpathen.

Nur auf dem linken Flügel von Mackensens Stoßgruppe war der Erfolg nicht befriedigend. Hier trat zum erstenmal der Verrat in den Reihen der österreichisch-ungarischen Truppen zutage und lähmte die Stoßkraft der k. u. k. 4. Armee, deren linker Flügel nicht in erwünschter Weise vorankam.

Unterdessen waren die Verbündeten auch weiter ostwärts angetreten. Die k. u. k. Armeen Boroewic und Boehm-Ermolli sowie Linsingens Südarkmee stiegen vom Karpathenkamm ins galizische Hügelland hinab. Während Iwanoff die am äußersten rechten Flügel kämpfende Armee Pflanzers-Baltin energisch anpaktete und bis zum Pruth zurückwarf, stürzten sich neue Kräfte von Lemberg her in Linsingens rechte Flanke. Er durchbrach sie am 31. Mai bei Strij und warf sie über den Dnjestr zurück. Es waren russische Divisionen, die bei Odessa bereitgestellt waren, um die Engländer und Franzosen im Kampfe um Konstantinopel zu unterstützen. So wirkte sich die Durchbruchschlacht bis zum Orient hin aus.

Dimitrieff plante, die Verteidigung am unteren San neu aufzubauen, gestützt auf die befestigten Brückenköpfe von Sieniawa, Jaroslau und Radymno und auf die beschleunigt wiederhergestellte Festung Przemysl. Er sammelte seine flüchtende Armee auf dem westlichen Ufer, fügte die durcheinandergekommenen Truppen zu neuen Verbänden zusammen und befahl, die Verteidigung angriffsweise zu führen.

Dazu sollte es jedoch nicht mehr kommen. Schon am 14. Mai erreichten die Verfolger die Flußlinie, schlossen Przemysl von Süden her ab und begannen mit dem Angriff auf Jaroslau, auf dessen Behauptung Dimitrieff anscheinend besonderen Wert legte. Am nächsten Tage bereits wurden der Brückenkopf und die Stadt von der preußischen Garde und dem k. u. k. VI. Armeekorps gestürmt.

Die folgenden Tage brachten weitere Übergänge über den San in die Hände der Verbündeten, darunter den wichtigen Brückenkopf von Radymno, den François' Truppen nahmen, und am 3. Juni morgens, nach viertägiger Belagerung, rückten die Verbündeten in Przemysl ein. Österreich-ungarische Truppen hatten am 30. Mai ein Stützpunkt der Südwestfront, deutsche Regimenter tags darauf die Nordfront mit stürmender Hand genommen. In neun Tagen hatten die Verbündeten erreicht, wozu die Russen 14 Wochen gebraucht hatten.

Mit Przemysl war nicht nur der stärkste Rückhalt der Sanverteidigung gefallen, die Wiedernahme der einzigen Festung, die von den Heeren der Entente erobert war, bedeutete einen wesentlichen politischen Erfolg.

Der Ausbau der rückwärtigen Verbindungen zwang dazu, dem Russen eine kurze Ruhepause zu gewähren. Dann ging der Angriff weiter. In einer neuen Durchbruchschlacht vom 12. bis 16. Juni wurden die Stellungen an der Wiznia und Lubaschowka durchstoßen. Zwei Tage lang hielt der Russe noch die Seeengen von Grodek westlich Lemberg, bis er im Norden umgangen war.



General d. Kav. von der Marwitz, Führer des Besidentenkorps.
Nach einer Aufnahme von Alb. Meyer, Inh. Arthur Schulze, Berlin.

Am 22. Juni fiel die Landeshauptstadt, der Russe ging hinter die Linie Dnjestr — östlich Lemberg—Kawaruska—Tanew zurück.

Der Fall Lembergs löste in Rußland weitgehende innerpolitische Folgen aus. In Brest-Litowsk kam es zu heftigem Auftritt zwischen dem Zaren und dem Kriegsminister Suchomlinow, der als Prügelnabe abgehen mußte. Die öffentliche Meinung war tief erschüttert. Dem Drängen der Duma nach Einberufung mußte stattgegeben werden. Drohend erhob sich im Hintergrunde das Gespenst der Revolution.

Wie war die militärische Lage?

Man muß es dem Russen lassen, daß er verstand, Rückzüge anzuordnen. Er hatte sich nicht mit Kleinigkeiten abgegeben, hatte stets die großen Zusammenhänge gewahrt, hatte nirgendwo offene Flanken entstehen lassen und hatte sich damit vernichtenden Einwirkungen entzogen. Seine jetzige Front Dnjestr—Lemberg—Kawaruska—Tanew—östlich Kielze—Rawka verlief gerade und damit nicht ungünstig. Gewiß, er hatte Verluste erlitten, die in die Hunderttausende gingen, aber seine Front war auch kürzer geworden. Er hatte zwei Drittel Galiziens und auch ein Stück Südpolen verloren. Auch Südfurland bis zur Dubissa und Windau waren ihm Ende Mai durch einen Vorstoß des Generals v. Lauenstein genommen worden. Aber spielte Geländeverlust bei ihm eine Rolle? Wohl bedeutete die Aufgabe von Przemyśl, Lemberg und der Bukowina für ihn einen schweren Verlust an Ansehen bei den Balkanstaaten. Der Vernichtung eines wesentlichen Teiles seines Heeres aber, die die Verbündeten bei Gorlice erstrebten, hatte er sich entzogen. Aus dem glänzend geglückten Durchbruch war schließlich ein frontales Ringen, nicht eine Vernichtungsschlacht geworden.

Die politische Lage forderte weitere entscheidende Erfolge der Verbündeten. Italien zwar hatte sich bereits unter dem Druck der Entente für diese entschieden. Die Lage auf dem Balkan aber stand auf des Messers Schneide. Dort blickte man gespannt nach Galizien, bereit, sich der Mächtegruppe anzuschließen, die sich als die stärkere erweisen würde. Es kam also darauf an, durch einen entscheidenden Schlag gegen Rußland den Anschluß Rumäniens und Bulgariens an die Zahl unserer Feinde abzuwenden. Die Türken, durch das Fortziehen der Odessaarmee fürs erste entlastet, vermochten sich infolgedessen einstweilen noch die Engländer in Gallipoli vom Halse zu halten. Wie lange sie jedoch bei ihrem Mangel an Kampfmitteln aller Art Widerstand leisten konnten, war ungewiß. Ihre Unterstützung war notwendig. Im Westen schließlich bereitete die Entente einen neuen großen Angriff vor, der für den September erwartet wurde.

Alles forderte also einen raschen entscheidenden neuen Schlag. War ein solcher möglich? Die nach Norden gerichtete Front Mackensens zwischen Lemberg und dem San und der Umstand, daß der Russe sich noch immer mit starken Kräften im Weichselbogen hielt, wiesen den Weg dazu.

2.

Eine Fortsetzung des am 2. Mai bei Gorlice begonnenen Angriffs in östlicher Richtung konnte nicht mehr in Frage kommen. Gewiß wäre damit auch der Rest Galiziens vom Feinde befreit, vielleicht Rumänien zum Anschluß an die Verbündeten geneigt gemacht und ein an Getreide, Kohle und Erz reiches russisches Gebiet besetzt worden. Aber der Stoß wäre ins Uferlose gegangen, hätte die Front der Verbündeten unzulässig verlängert und ihre Nordflanke westlich Kawaruska einem Stoße aus Richtung Cholm—Lublin ausgesetzt, wo der Russe Mackensen gegenüber starke Kräfte bereitgestellt hatte. Vor allem konnte mit Fortführung des Angriffs nach Osten nur ein Zurückdrücken des Feindes, kein Vernichtungsschlag erreicht werden. Es mußte ein anderer Weg gewählt werden.

Als Großfürst Nikolai, dem Zwange folgend, der ihm von Hindenburg auferlegt war, mit seiner „Dampfwalze“ die Weichsel überschritten hatte, da hatte er die Vorbedingung für



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg (Copr.)

Tafelrunde in Löken
Nach einer Zeichnung von Arnold Busch.



den von den Verbündeten jetzt gefaßten Plan geschaffen. Er lief auf nichts Geringeres heraus, als die an der Weichsel stehenden russischen Armeen mit einer riesigen Zange abzukneifen und zu vernichten. Es ist klar, daß das Vorhaben um so wirksamer sein mußte, je weiter östlich sich die Zange zusammenschloß. Die Grenze des Möglichen lag an der Westgrenze des ungeheuren Sumpfgebietes der Poljesje, also etwa an der Bahn Baranowitschi—Rowno. Ein Zusammentreffen der von Nord und Süd aufeinander zukommenden Zangenenden auf der Linie Pinsk—Brest—Litowsk hätte ein ungeheures, Millionen fangendes Sedan bedeutet. War ein solches Riesenunternehmen nach Zeit, Kraft und Raum möglich?

Die politische Lage auf dem Balkan und das Bestehen des erwähnten englisch-französischen Durchbruchversuches im Westen ließen die

deutsche Oberste Heeresleitung davon absehen, einen so weitgreifenden Angriff zu wählen, der sich voraussichtlich bis weit in den Herbst hinziehen mußte. Auch glaubte sie, daß sie nicht die Truppenmengen verfügbar machen könne, die eine so weitgreifende Operation erforderte. Denn daß der Angriff in der Hauptsache durch deutsche Truppen geleistet werden mußte, darüber war man sich nach den bisherigen Erfahrungen mit dem Verbündeten klar geworden.

Dazu kam, daß man sowohl bei der Obersten Heeresleitung, wie auch beim k. u. k. Oberkommando den westlichen Ausläufer der Poljesje, die Pripetsümpfe beiderseits des Styr, für größere Truppenmassen ungangbar hielt — eine Annahme, die sich später als unrichtig erwies.

Man entschloß sich also, das südliche Zangenende nicht beiderseits des Styr oder doch wenigstens zwischen Styr und Bug vorgehen zu lassen, sondern zwischen Bug und Weichsel. Hier trat also bereits eine Abschwächung des Planes ein, der das Höchstmaß des Erfolges versprach.

Noch schwieriger war die Wahl für das Vorgehen des nördlichen Zangenflügels, der sich aus der Hindenburgschen Front östlich der Weichsel vorbewegen mußte.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß ein Durchbrechen südlich Grodno gegen die Linie Bialystok—Wolkowysk das strategisch wirksamste war. Es unterbrach die zwei von Nordrußland nach Polen führenden Bahnen, durchschnitt damit den dort kämpfenden Armeen den Lebensfaden und führte ferner in den Rücken der Armeen, die vor dem Angriff aus Galizien her



Der große Pan in den Karpathen.
Die erschreckten Kinder ‚Väterchens‘: „Er regt sich! Er wacht!“
Zeichnung von Georg Brandt im „Klabberabatsch“.



Kampfsplatz in Galizien.

Aus Bucherer, „Aus Galizien und Polen“, Verlag E. Reinhardt, München.

zurückgehen mußten. Aber von diesem Vorgehen mußte Abstand genommen werden, weil das Gelände am oberen Bobr der breiten Sümpfe wegen zu schwer angreifbar war, wie vergebliche deutsche Angriffe im September 1914 und Frühjahr 1915 gelehrt hatten.

Weiter westlich am mittleren Narew bis Lomscha hin war ebenfalls des Geländes wegen jeder Angriff aussichtslos.

Die Gegend am unteren Narew zwischen Lomscha und Segerscha war gangbarer. Die befestigten Narewübergänge von Roschan und Pultusk hoffte man rasch bezwingen zu können. Hier war also ein Vorbiegen des nördlichen Zangenendes aus den deutschen Linien möglich. Aber natürlich konnte es niemals solche Aussichten eröffnen, wie ein Angriff in Richtung Wolkowst—Bialistok.

Aus diesen Erwägungen heraus schlug Hindenburg eine Operation vor, die an Großartigkeit der Anlage und an Kühnheit, wie an Aussichtsöglichkeiten die andern weit hinter sich ließ. Er wollte nördlich des Njemen, wo er noch operative Freiheit besaß, unter gleichzeitiger Wegnahme von Kowno auf Wilna vorstoßen, dann nach Süden einschwenken und in Richtung Baranowitschi in den Rücken des russischen Heeres vorgehen. Der Zeitverlust durch das weite Ausholen sollte durch Schnelligkeit ausgeglichen werden.

Der Chef des deutschen Generalstabes des Feldheeres, General v. Falkenhayn, glaubte, daß er nicht die Zeit und die Kräfte besäße, so weitfliegende Pläne ausführen zu können. Er zog daher ein räumlich und zeitlich engeres Zusammenwirken der beiden Stoßgruppen vor. Er wollte sich mit einem „Abschneiden der an der Weichsel und vor Mafkensen stehenden Massen“ begnügen und dazu den nördlichen Zangenarm gegen den unteren Narew ansetzen, trotz seiner früher selbst geäußerten Ansicht, daß eine solche Operation nicht gelingen würde. Tatsächlich konnte sie nur dann einen Erfolg haben, wenn die Angriffe so rasch Raum gewannen, daß die beiden äußeren Zangenflügel sich bei Brest-Litowsk vereinigten, bevor die an der Weichsel kämpfenden russischen Armeen sich der ihnen drohenden Umflammerung entzogen hatten.

Im Einvernehmen mit dem k. u. k. Oberkommando wurde beschlossen:

Die Heeresgruppe Mackensen greift mit der neu gebildeten Bugarmee unter Linsingen, der deutschen 11. und der 4. k. u. k. Armee zwischen Bug und Weichsel an. Ihre rechte Flanke wird gesichert durch Vorgehen der 1. k. u. k. Armee (Puhallo) auf Wladimir Wolynsk, wo man stärkere Kräfte vermutete.

„Zur Entlastung“ der Heeresgruppe Mackensen greift die deutsche 12. Armee (v. Gallwitz), durch Teile der 9. Armee verstärkt, die russische 1. Armee bei Prasnisch an und geht über den unteren Narew vor, unterstützt durch das Vorgehen des rechten Flügels der 8. Armee über den Narew oberhalb Ostrolenka.

Die Armeen im polnischen Weichselbogen (Woyrsch und 9. Armee unter Prinz Leopold von Bayern) fesseln die ihnen gegenüberstehenden Russen durch Angriffe.

Auf dem rechten Flügel in Galizien gehen die 2. k. u. k. und die deutsche Südararmee (Graf Bothmer) ostwärts bis zur Zlota lipa vor. Die 7. k. u. k. Armee stellt sich am Dnjestr in der russischen linken Flanke bereit.

Auf dem linken Flügel im Baltikum greift die Njemenarmee (Otto v. Below) die russische 5. Armee an, um feindliche Kräfte auf sich zu ziehen.

Am 15. Juli begann der Angriff der Heeresgruppe Mackensen. Es zeigte sich bald, daß man auf die russischen Hauptkräfte stieß. Nur langsam kamen die frontalen Angriffe der Bugarmee und 11. Armee gegen zahlreiche, vorzüglich ausgebaute Stellungen in einem für die Verteidigung besonders günstigen Gelände voran, die zäh gehalten wurden. Der Russe hatte klar erkannt, daß von seinem Widerstande hier das Schicksal seiner Armeen an der Weichsel



Ein österreichischer 30,5 cm Mörser vor Schußabgabe.

Aus Bucherer, „Aus Galizien und Polen“, Verlag E. Reinhardt, München.

und der Weichselfestungen abhing, deren rückwärtige Verbindungen durch ein Vordringen der Deutschen in Gefahr gerieten. Er wehrte sich in verzweifelten Gegenstößen, deren einer die k. u. k. Armee südlich Krasnik zurückwarf und dort zeitweise eine bedenkliche Lage schuf. Erst am 1. August wurde, nachdem drei feindliche Stellungen durchbrochen waren, die Bahn Cholm—Lublin—Zwangoz erreicht und damit die erste der russischen Rückzugslinien durchschnitten.

Die erwartete Flankenbedrohung von Wladimir Wolhynsk blieb aus. Aber die Befürchtung bei der Heeresgruppe gegen einen „Marnestöß“ der Russen über Lutzk—Kowel blieb bestehen. Die k. u. k. 1. Armee wurde deshalb nicht — wie ursprünglich beabsichtigt — auf Wladimir Wolhynsk vorgeführt, leider aber auch nicht auf dem rechten



Gefechtsstand des Generals d. Inf. von François mit seinem Ordonnanzoffizier Oberleutnant von Eppstein bei Gorlice.

Nach einer Photographie.



General d. Inf. Graf von Bothmer, Führer der Südararmee.

Nach einer Aufnahme von Gebr. Martin, Augsburg.

der bedrängten 4. f. u. f. Armee Luft machend. von Warschau—Neu-Georgiewsk links des Stromes vor.

Auf dem Nordflügel der Verbündeten trug die Njemenarmee ihre Waffen durch Kurland bis an die Newjascha und Aa vor, nahm Mitau und erreichte den Rigaischen Meerbusen. Die 10. Armee drückte die Russen südlich Kowno hinter den Jesjaabschnitt zurück.

In Ostgalizien arbeiteten sich die Armeen bis zur Zlota lipa und dem Bug vor.

Obgleich so auf allen Fronten beträchtliche Erfolge erzielt waren, wurde es doch Ende Juli klar, daß es zum „Abschneiden“ der an der Weichsel und in ihren Festungen kämpfenden russischen Armeen nicht kommen würde. Die Zange besaß nicht die Kraft, sich rasch genug zu schließen. Während die Stoßgruppen Mackensen und Gallwitz durch starke Kräfte in Deckungsstellungen gefesselt wurden, die dem Angreifer keine Gelegenheit boten, durch eine Umfassung größere Wirkung zu erzielen, zog zwischen ihnen die Masse der russischen Armeen durch das offenbleibende Tor von Brest-Litowsk nach Osten ab. Schon lagen Anzeichen vor, daß Warschau und Zwangorod vor dem deutschen Druck freiwillig würden aufgegeben werden. Nur ein energisches Vorgehen der Bugarmee rechts des Bug in Richtung Kobrin und ein scharfes Vorstoßen des linken Gallwitzschen Flügels bugaufwärts hätte noch größere Erfolge erwirken können. Beides geschah nicht. Es war daher vorauszu sehen, daß es auch jetzt wieder den Russen gelingen würde, ihre Front zu begraden und daß dann die Verbündeten gezwungen sein würden, sie im frontalen Kampf in westöstlicher Richtung zu verfolgen, genau wie nach den Kämpfen am San im Juni. Hindenburg kam deshalb erneut auf seinen Vorschlag zurück, die Vernichtung des Feindes durch Vorgehen gegen seine Verbindungen zwischen Wilna und Baranowitschi

Bugufer nach Norden vorgetrieben, um die operative Umfassung der westlich des Bug stehenden Russenheere einzuleiten, sondern nur zur verteidigungsweisen Flankensicherung am Bug verwendet. Damit begab man sich des aussichtsreichsten Mittels, den Grundgedanken des ganzen Feldzuges zur Durchführung zu bringen.

Am 13. Juni war die Armee Gallwitz angetreten, hatte in glänzendem Anlauf die russischen Stellungen beiderseits Praßnisch durchbrochen und bereits vier Tage später den Narew erreicht. Am 23. Juli wurden die Festungen Roshan und Pultusk genommen, der Narew zwischen ihnen überschritten und die Wegnahme der Festungsgruppe Serodsk, Segersche und Neu-Georgiewsk eingeleitet. Dann aber kam der Angriff zum Stehen und gewann erst Anfang August wieder Raum.

Auf dem linken Weichselufer warf Woytsch am 19. Juli die Russen über die Ilshanka und dann über die Weichsel, die er am 28. zwischen Zwangorod und Warschau überschritt, damit Die 9. Armee ging zur Einschließung



Hindenburg und Generaloberst von Eichhorn (links).

Aufnahme der Obersten Heeresleitung im Osten.

zu erstreben. Er konnte aber auch jetzt nicht die Widerstände der Obersten Heeresleitung besiegen, die noch immer glaubte, daß die Entscheidung im Kampfe gegen Rußland südlich des Narew fallen werde.

3.

Der August brachte den Zusammenbruch des mit ungeheuren Mitteln (meist französischer Herkunft) geschaffenen russischen Verteidigungssystems.

Sast kampfflos räumte der Russe Warschau und Zwangorod. Die 9. Armee nahm am 4. August die Forts der Westfront von Warschau und besetzte am 5. August die polnische Hauptstadt, am 8. August ihre auf dem rechten Weichselufer gelegene Vorstadt Praga. An den gleichen Tagen besetzte die Armee Kövesz die Festung Zwangorod links bzw. rechts des Stromes. Wichtige Eisenbahnknotenpunkte waren damit in unserer Hand.

Am 7. August nahm General v. Beseler, der Bezwiner Antwerpens, der mit der Eroberung der starken Lagerfeste Neu-Georgiewsk betraut war, deren Außenforts; am gleichen Tage fiel die Sperre Dembe, am 8. August die Anschlußbefestigungen von Segersche und Serokk. Damit war die Nordwestseite des polnischen Festungsgürtels durchstoßen, die Einschließung von Neu-Georgiewsk auch auf der Ostfront ermöglicht und eine Besatzung von mehr als 80000 Mann abgeschnitten. Der Verfolgung über den Narew war jetzt die Bahn frei gegeben. Die geschlagene Bresche war am 3. August mit dem Fall von Ostrolenka, am 9. August mit dem von Lomza noch erweitert. Die ganze Narewfront war damit in deutscher Hand.

Am 20. August fiel nach abgekürztem Angriffsverfahren unter ausgiebiger Verwendung schwerster Artillerie das mit 700 Geschützen ausgestattete starke Neu-Georgiewsk.

Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß es den Russen nur noch darauf ankam, ihre im Bugbogen kämpfenden Truppen durch schnellen Rückzug hinter den Fluß zu retten und die Verteidigung in der Front Kowno—Grodno—Brest Litowsk—Wladimir Wolynsk neu aufzubauen. Der erste Teil dieser Operation war ihnen Mitte August geglückt, denn schon kämpfte die Stoßgruppe Mackensen mit nordöstlich gerichteter Front. Gallwitz sogar mit ausgesprochener



Einnahme von Kowno.

Nach einer Zeichnung von Professor Ludwig Mangel.

Front nach Osten. Es wurde noch ein letzter Versuch gemacht, einen großen Schlag zu führen, indem die jetzige Heeresgruppe Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern (aus der Armeeabteilung Woyrsch und der 9. Armee bestehend) über die Linie Lufow—Sjedlez vordrang mit der Absicht, sich zwischen die russischen Fronten zu schieben, die gegen Madensen und Gallwitz kämpften. Die Absicht mißlang, denn der Russe gab zu schnell nach. In der letzten Augustwoche kämpften die Heeresgruppen Madensen und Prinz Leopold von Bayern, die 12. und 8. Armee frontal mit östlich gerichteter Front in der Linie Kowel—Brest-Litowsk—Bialistok—Augustowo. Die Zangenoperation war mißglückt.

Der Russe hatte sehr schwer gelitten. Er hatte im August über 270000 Gefangene und mehr als 2200 Geschütze an uns verloren. Sein Verlust allein an Gefangenen seit dem Durchbruch bei Gorlice betrug etwa drei Viertel Millionen Mann. Er hatte fast ganz Galizien, Polen und Kurland eingebüßt; jede ernstere Gefahr für österreich-ungarische und deutsche Gebiete schien auf längere Zeit ausgeschlossen — aber zu einer Vernichtung der russischen Armeen, die an der Weichsel gekämpft hatten, war es nicht gekommen, ebensowenig zu der von General v. Falkenhayn erwarteten Feldzugsentscheidung. War es jetzt noch möglich, eine solche im Sinne des Hindenburg—Ludendorffschen Planes zu erreichen, nämlich durch einen Vorstoß über Kowno—Wilna? Das war jedenfalls sicher: für eine Weiterführung des Durchbruchs in Richtung Lida—Baranowitschi war es bereits zu spät. Dazu war der Rückzug der Russen am Bug bereits zu weit gediehen. Der Stoß mußte jetzt, wenn er sich voll auswirken sollte, auf Minsk zielen. Auch General v. Conrad setzte sich für den Plan ein, dem er einen großen, entscheidenden Erfolg versprach.

4.

Die russische 5. Armee war durch die Njemenarmee Anfang August nach einem mißglückten Gegenangriff bis Oniſchtsy—Popel zurückgedrückt. Die Hauptmasse der russischen Armee stand am mittleren Njemen. Zwischen beiden Armeen befanden sich nördlich der Linie Kowno—Wilna nur schwache Kräfte.

Hier gedachte der Oberbefehlshaber Ost durchzubrechen und dann nach Südosten einzuschwenken.

Der Führer der 10. deutschen Armee, General v. Eichhorn, hatte General Litzmann, den Sieger in der Durchbruchschlacht von Brscheschini, Anfang August mit der Wegnahme von Kowno betraut. Nach kurzer Artillerievorbereitung wurde die Festung am 18. August gestürmt. Der Russe, dem der Weg zum Entsatz der Festung völlig freistand, ließ die Eroberung untätig zu, obgleich mit ihr der Eckpfeiler der Njemenverteidigung zu Fall kam. Schon acht Tage später brach diese zusammen. Die Sperrfeste Olita wurde geräumt, und die Armee Eichhorn konnte, allerdings nur unter heftigen Kämpfen, den Njemen überschreiten. Ihr rechter Flügel fand bei Grodno, das am 2. September von der 8. Armee genommen wurde, Anschluß an diese. Der über Kowno auf Wilna vorgehende linke Flügel fand starken Widerstand. Der



Russische Gefangene in Mariampol.

Nach einer Zeichnung von Professor Ludwig Mangel.

Russe führte erhebliche Kräfte von Polen aus dorthin. Nur langsam gewann die 10. Armee Raum. Weiter nördlich aber bot sich der deutschen Kavallerie ein wunderbares Betätigungsfeld. Mit starken Geschwadern brach sie nördlich der Wilja durch und stieß kühn bis zu den Bahnlinien Molodetschno—Wilna, Polozk—Molodetschno und selbst Orscha—Minsk durch, die sie unterbrach. Wenn es gelang, diese Erfolge durch die 10. Armee zu sichern, dann war ein Teil von Hindenburgs Vernichtungsgedanken doch noch zur Durchführung gekommen. Die eine Bahn über Pinsk hätte nicht genügt, die russische Front von Lida bis Brest-Litowsk zu retten. Aber die 10. Armee war zu schwach, die Aufgabe zu leisten. Erst am 18. September fiel Wilna. Inzwischen war der russische Rückzug so weit gediehen, daß der Russe gegen die ihm von Norden drohende Gefahr einschwenken konnte. Kurz bevor die Infanterie eintraf, mußte die Kavallerie Smorgon räumen. Leider gelang es nicht mehr, dem Russen den wichtigen Bahnknotenpunkt Molodetschno zu entreißen. Von Smorgon aus wurde die Front der 10. Armee über den Narotschsee mit der Njemenarmee in Übereinstimmung gebracht, die die Düna von Dünaburg

abwärts erreicht hatte. Südlich Smorgon fand die Verfolgung der Russen an der Beresina ihr Ende.

Nachdem der Russe seine letzten Truppen über den Bug zurückgenommen hatte, wurde am 25. August auch die, durch das Zusammentreffen von sechs Eisenbahnlinien strategisch wichtige Festung Brest-Litowsk genommen. Erst am 18. August, nachdem die Festung bereits seit längerer Zeit mit der Räumung begonnen hatte und nachdem die Bugarmee den großen Bugübergang Wlodawa erreicht hatte, war dieser die Freiheit gegeben, auf dem rechten Bugufer gegen die Rückzugsstraßen der Russen vorzugehen. Die Maßnahme kam jetzt zu spät. Es gab nichts mehr „abzuschneiden“. Daß man sich nicht früher zu dieser wirksamen Angriffsrichtung entschloß, die von der Bugarmee immer und immer wieder befürwortet war und die ja auch Oberst v. Seede einst selbst ins Auge gefaßt hatte, mag seinen Grund darin gehabt haben, daß man bei der Heeresgruppe einen Angriff der bei Rowno sich sammelnden starken russischen Kräfte in nordwestlicher Richtung als wahrscheinlich annahm, während General v. Linzingen die bestimmte Ansicht gewonnen hatte, daß es dazu nicht kommen würde.

Nach dem Fall von Brest-Litowsk marschierte das russische Weichselheer nach Osten ab, von den Heeresgruppen Mackensen und Prinz Leopold v. Bayern frontal verfolgt. Die starke Verkürzung der verbündeten Front (sie betrug Anfang November etwa 400 km gegenüber der Front vom 1. Mai) sowie der Zustand des russischen Heeres gestatteten es, starke Kräfte der Verbündeten zu anderweitiger Verwendung aus der Front zu ziehen. Die 1. und 4. k. u. k. Armee schieden aus der Heeresgruppe Mackensen aus, um in Galizien vor neue Aufgaben gestellt zu werden. Damit fand die Zusammenarbeit der Verbündeten bei der großen Angriffsbewegung ihr Ende.

Die beiden deutschen Heeresgruppen gaben ferner Anfang September 9 deutsche Divisionen ab. Teils wurden sie nach dem Westen geschickt, wo für die Monatsmitte der neue große englisch-französische Durchbruchversuch erwartet wurde, teils wurden sie für den Feldzug gegen Serbien bereitgestellt. Um diesen vorzubereiten, begab sich auch Generalfeldmarschall v. Mackensen nach Ungarn. Es glückte, sowohl die Absicht dieses Feldzuges überhaupt, als auch die Abreise des Feldmarschalls geheim zu halten.

Seine Heeresgruppe, die fortan von General v. Linzingen geführt wurde, erreichte den Styr und die weit in die Polje hineintragende Dünenzunge von Pinsk. Dort fand sie Anschluß an die Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern, deren Front unter dauernden Kämpfen bis zum Oginskikanal vorgeschoben war, den Eisenbahnknoten von Baranowitschi umfaßte und dann am Serwetsch entlang lief.

5.

Die k. u. k. Armeen, soweit sie nicht zur Heeresgruppe Mackensen gehörten, standen Anfang August hinter dem Dnjestr, der Zlota lipa und dem Bug, mit dem linken Flügel etwa bei Wlodawa. Nordöstlich Lemberg stand der Feind also diesem, als Landeshauptstadt wie als Eisenbahnknotenpunkt gleich wichtigen Orte nur zwei Tagemärsche entfernt gegenüber. Das k. u. k. Armeekommando beabsichtigte, die darin liegende Bedrohung Lembergs zu beseitigen, ganz Galizien zu befreien und die große russische Nord-Südbahn Baranowitschi—Rowno an letzterem Orte zu unterbrechen. Es erwartete zugleich von einer siegreichen Unternehmung nicht nur eine sehr nötig gewordene Hebung des tief gesunkenen Selbstgefühls der k. u. k. Truppen; man wollte auch die Achtung der Russen zurückgewinnen, die sich angewöhnt hatten, österreich-ungarische Verbände nicht mehr als vollwertige Gegner anzusehen. Der Plan des Generals v. Conrad ging dahin, den Nordflügel der russischen Südwestfront bei Luzk—Rowno einzudrücken. Da sich zwischen den russischen Armeen in Nordpolen und den in Wolhynien eine Lücke befand, besaß die k. u. k. Heeresleitung hier operative Freiheit, wiewohl sie durch

das Sumpfgelände des Styr etwas beeinträchtigt war. Eine Stoßgruppe aus der k. u. k. 1. und 4. Armee bestehend, sollte, in der Nordflanke durch Kavallerie gesichert, über Kowel—Łuzk bis Rowno vorstoßen. Die südlichen Armeen sollten über Brody und Tarnopol vorgehen.

Die 1. u. 4. Armee, die sich bei der Heeresgruppe Mackensen befanden, wurden zu diesem Zweck bis zum 25. August, dem Tage der Übergabe von Brest-Litowsk, herausgezogen und dem k. u. k. Oberkommando zur Verfügung gestellt.

Am 27. August begann der Angriff auf einer Front von 250 Kilometern. Er gewann zunächst gut Raum. Mitte September waren die Russen vom Südflügel (7. k. u. k. und deutsche Südararmee) über den unteren Sereth und die Strypa zurückgeworfen.

Die über Brody vorgegangene Armee Böhm-Ermolli besetzte am 8. September die Ikwasperre Dubno; nördlich von ihr drang die 1. Armee (Puhallo) von Kowel auf Łuzk vor, dessen Sorts sie am 30. September besetzte, und nahm dann den Stublaabschnitt südwestlich Rowno.

Auf dem linken Flügel kämpfte die Armee Josef Ferdinand (4. k. u. k.). Hier versagte die Führung. Obgleich der Feind unterlegen war, fand man nicht die Kraft des Entschlusses zum Durchbruch — vielleicht, weil man der Stoßkraft der Truppen nicht genügend vertraute — begann statt dessen zu manövrieren und verlor damit kostbare Zeit.

Inzwischen hatte der Befehlshaber der russischen Südwestfront Iwanoff starke Kräfte herangeführt, um über Kowel auf Lemberg und Stanislaw durchzubrechen.

Im Süden brachte dieser Gegenangriff der Armee Pflanzer-Baltin eine empfindliche Niederlage bei. Sie wurde über die Strypa zurückgeworfen und konnte den Verlust erst Anfang Oktober zum Teil wieder wettmachen, nachdem ihr Verstärkungen zugeführt waren, die eigentlich für Serbien bestimmt waren.

Die 2. Armee konnte ihre Stellungen an der Ikwä behaupten,

Sehr schwierig gestaltete sich aber die Lage auf dem Nordflügel. Die Armee Josef Ferdinand hatte nach vergeblichen Versuchen, vorzukommen, am 12. September den Befehl erhalten,



Eine Munitionskolonnen in Galizien.

Aus G. Hedlin, „Nach Osten“, Verlag F. W. Brockhaus, Leipzig.

den Angriff einzustellen. Am nächsten Tage traf sie Iwanoffs Gegenstoß, vor dem sie völlig zusammenbrach und über Jkwa und Styr zurückging, nur einen Brückenkopf bei Lužk haltend.

Die Lage war sehr bedrohlich, denn dem k. u. k. Armee-Oberkommando standen Reserven nicht mehr zur Verfügung. So schwer es dem General v. Conrad fiel, er mußte um deutsche Hilfe bitten. Sie wurde unter der Bedingung gewährt, daß die Leitung der Operationen auf dem Nordflügel fortan unter deutscher Führung stände. Die 4. k. u. k. Armee wurde darauf der Heeresgruppe Einsingen unterstellt und das Korps Gerok nach Wolhynien entsandt. Es traf zur rechten Zeit ein. Am 22. September war Lužk wieder verloren gegangen, die Russen drangen über den Styr vor. Drei Tage später setzte Geroks Gegenangriff bei Kolki ein, vor dem die Russen wieder über den Fluß zurückgingen.

Auf Anraten Generals v. Falkenhayn wurde vom Angriff auf Rowno Abstand genommen. Da es auch östlich Rafalowka und östlich Pinsk nicht gelungen war, an die Bahn Baranowitschi—Rowno heranzukommen, blieb diese in der Hand der Russen. Sie hatten damit eine 300 km weit hinter ihrer Front entlang laufende Querverbindung, was ihnen die Kriegführung in Wolhynien naturgemäß außerordentlich erleichterte.

Der Angriff auf Rowno war die erste rein österreich-ungarische Unternehmung seit Gorlice gewesen. Daß sie so kläglich zusammenbrach, drückte das Selbstgefühl der k. u. k. Truppen auf den Nullpunkt herab. Bei den deutschen Truppen und ihrer Leitung löste die Tatsache, daß man wieder einmal dem versagenden Verbündeten hatte Hilfe leisten müssen, begreifliche Mißstimmung aus. Sie steigerte sich noch, als im November das Versagen ruthenischer Truppen bei Tschartorysk am Styr gelegentlich eines neuen Iwanoff'schen Durchbruchversuches auf schmaler Front schwere Verluste der anschließenden deutschen Truppen zur Folge hatte.

Abgesehen von weniger wichtigen Kampfhandlungen an der Strypa, östlich Brody, trat im November auch an der dem k. u. k. Oberkommando unterstehenden Front zwischen Pripet und der rumänischen Grenze Ruhe ein.

6.

Werfen wir noch einmal einen zusammenfassenden Blick auf den Sommerfeldzug 1915. Der deutsche Feldzugsplan faßte ein „entscheidendes Eingreifen“ im Osten, ein „Abschneiden der an der Weichsel und vor Madensien stehenden Massen“, eine „dauernde Lähmung der russischen Angriffskraft“ ins Auge. Diese Ziele waren zweifellos nicht erreicht. Gewiß — die russischen Verluste an Menschen, Kriegsmaterial und Land waren ungeheuerliche gewesen. Das innere Gefüge des russischen Heeres war auf das schwerste erschüttert. Das hatte dahin geführt, daß der russische Generalissimus, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, seines Postens enthoben wurde und der Zar selbst die Führung des Heeres übernahm, weil man hoffte, daß das Zauberwort vom „weißen Zaren“ das erschütterte Vertrauen des Volkes wiederherstellen würde.

Aber es war weder gelungen, die „russischen Weichselheere“ abzuschneiden, noch die russische Angriffskraft „dauernd“ zu lähmen, noch gar die „Feldzugsentscheidung“ im Osten herbeizuführen.

Hat das Erreichen dieser Ziele innerhalb der Grenzen der Möglichkeit gelegen?

Um diese Frage — nicht zu beantworten, sondern zu erörtern, müssen wir in die Hauptquartiere sehen, in denen ja der „Schlüssel zum Siege“ liegt. Den an der Spitze des österreich-ungarischen Generalstabes stehenden General v. Conrad haben wir bereits bei der Beschreibung des Herbstfeldzuges in Polen geschildert (s. Seite 163). An der Spitze des deutschen Generalstabes stand seit dem Rückzuge von der Marne der Kriegsminister Erich v. Falkenhayn; ein Mann, der sich auch in widrigen Lebenslagen durchzusetzen verstanden hatte, von erstaunlicher körperlicher und geistiger Frische, elegant, schlagfertig, feurig, von bewundernswerter



Hindenburg verabschiedet sich vom General d. Inf. Freiherrn von Arz gelegentlich seines Besuches des I. u. I. Armeeoberkommandos (Sommer 1916).

Nach einer Photographie.

Arbeitskraft. Die Armee kannte ihn wenig. Er selbst aber vertraute auf sich, war in starkem Ehrgeiz entschlossen, nach den Sternen zu greifen und durchaus bereit, Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, in gesunder Rücksichtslosigkeit beiseite zu schieben.

Solche Hindernisse bereitete ihm einmal der ängstlich um das Prestige der österreich-ungarischen Wehrmacht besorgte General v. Conrad, der trotzdem bei dem häufigen Versagen seiner Truppen immer wieder, und oft zu denkbar ungünstigen Zeiten, genötigt war, seinen Kollegen um Hilfe zu bitten. Die Eigenart beider Männer bot viel Gelegenheiten zu sachlichen und persönlichen Gegensätzen und sie sind nicht ausgeblieben. General v. Falkenhayn sagt zwar in seinem Buche: „Die Oberste Heeresleitung 1914—1916“, es sei im Verkehr mit der österreichisch-ungarischen Heeresleitung nicht das leiseste Anzeichen für ein schlechtes persönliches Verhältnis zu ihr beobachtet worden. Wer aber die Feldzugserinnerungen der Generale v. Cramon und Graf Stürghl gelesen hat, wird dies subjektive Urteil kaum als zutreffend anerkennen.

Von wesentlichem Einfluß auf den Verlauf des Feldzuges war ferner der Gegensatz zwischen dem General v. Falkenhayn und dem Oberbefehlshaber Ost. Er beruhte vor allem auf einer Verschiedenheit in der Auffassung darüber, auf welchem Kriegsschauplatz — Ost oder West — die Kriegsentscheidung gesucht werden sollte. Deutschland hatte natürlich nicht die Mittel, sie an beiden Fronten herbeizuführen. Ein Kriegstheater mußte zugunsten des andern zurückstehen.

Hindenburg-Ludendorff wollten die Feldzugsentscheidung im Osten erkämpfen. Sie waren davon überzeugt, den Russen entscheidend schlagen und zum Friedensschluß geneigt machen zu können, wenn ihnen nur alle entbehrlichen Kräfte von andern Kriegsschauplätzen zugeführt würden, und sie waren ferner davon überzeugt, daß dies der sicherste, ja der einzige Weg sei, zum Frieden auch mit den Westmächten zu kommen. Die österreich-ungarische Kriegs-

leitung trat diesem Gedankengange um so überzeugter bei, weil er vorerst zum mindesten eine Sicherung der Donaumonarchie erreichte.

General v. Falkenhayn sah den Hauptfeind in England. Im übrigen stand er den Hoffnungen des Feldherrnpaares Hindenburg-Ludendorff skeptisch gegenüber. Er glaubte nicht an die Möglichkeit einer raschen Niederringung Rußlands. Sein Streben ging vor allem dahin, Deutschland zu befähigen, den von England begonnenen Ermattungs- und Hungerkrieg auszuhalten zu können. Nachdem sein Versuch, der englisch-französischen Front in Flandern die Flanke abzugewinnen und dort den Bewegungskrieg wiederherzustellen, im November 1914 gescheitert war, hatte er sich zu der Anschauung durchgerungen, daß mit den deutschen Kräften ausgehalten werden müsse, um nicht früher zu erliegen als der Gegner.

Hindenburg-Ludendorff waren von dem, der deutschen Armee durch Graf Schlieffen eingepflanzten Gedanken beseelt, den Feind zu vernichten. General v. Falkenhayn steckte sich seine Ziele nicht so weit. Er wollte den Feind nur zermürben, indem er hoffte, ihn auch dadurch einer Verständigung geneigt zu machen.

Dieser Gegensatz der Auffassungen zwischen dem Generalstabschef und dem Oberbefehlshaber Ost machte sich nun während des Sommerfeldzuges 1915 immer wieder von neuem bemerkbar. Dieser wollte etwas ganz Großes wagen und erreichen, nämlich einen „entscheidenden, vielleicht vernichtenden Schlag“ gegen das russische Heer durch Vorgehen nördlich des Njemen. General Falkenhayns Gedanken nahmen nicht so hohen Flug. Er begnügte sich mit dem Stoß über den unteren Narew, von dem er sich selbst früher wenig versprochen hatte, im Juli aber doch die „Entscheidung im Kampf gegen Rußland“ erhoffte. Er hat sich geirrt. Seine Kriegführung hat nicht verhindern können, daß Rußland im Jahr 1916 wieder so erstarke, daß es seinem Verdunangriff in den Rücken fallen konnte.

Ein Buch, das dem deutschen Nationalheros Hindenburg gewidmet ist, kann nicht vorbeigehen an der Frage, warum dem unvergleichlichen Feldherrnpaare Hindenburg-Ludendorff nicht früher, als geschehen, ein maßgebenderer Einfluß auf die deutsche Kriegsleitung eingeräumt wurde. Wenn wir zu dem Ergebnis kommen, daß rein menschliche Beweggründe nicht selten die sachliche Stellungnahme beeinflussen haben, so darf darin von niemand ein Tadel erblickt werden. Gerade wir Soldaten verlangen, daß wir von Männern mit Ehrgeiz, von heißem Gefühl geleitet werden, nicht von Rechenmaschinen mit Fischblut.

Hindenburg hatte nach üblicher Generalstabslaufbahn die Stellung eines Kommandierenden Generals erreicht. Als er jüngeren Kräften Platz machen mußte, war die Stelle eines Armeeeinspektors nicht frei. Er trat also, wie unzählige tüchtige Generale vor ihm, in den Ruhestand, befriedigt von dem Erreichten und von seiner Lebensarbeit am Ausbau des deutschen Heeres, in Folge seines Alters ohne besondere militärische Hoffnungen für die Zukunft. Dem drohenden Kriege sah er nicht ohne Bedenken entgegen; denn er erkannte wohl, in welcher gefährdeten Lage sich Deutschland infolge einer Politik befand, die „sich mehr nach einem Ehrenkodex als nach den Bedürfnissen unseres Volks und unserer Weltlage richtete“ und die Deutschland an Bundesgenossen fesselte, von denen der eine ein wandelnder Leichnam, der andere im höchsten Grade unzuverlässig war. So konnte er nur wünschen, daß der Krieg hinausgeschoben würde, bis die politische Lage für uns eine günstigere geworden war. Als dann der Krieg doch vorher kam, hatte der alte Soldat natürlich keinen heißeren Wunsch, als daß ihm vergönnt werden möchte, seine Kraft im Dienste des Vaterlandes zu betätigen.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Sein Kaiser rief ihn, um die verzweifelte Lage, die in Ostpreußen entstanden war, wiederherzustellen. Keine schönere Aufgabe konnte es für ihn geben. Und er konnte ihrer Lösung mit um so ruhigerem Blute entgegensehen, als ihm die beste militärische Kraft, die Deutschland besaß, zur Seite gestellt war.

Ludendorff besaß in der Armee einen Ruf, wie er in Friedenszeiten nur wenigen Offi-

zieren beschieden gewesen ist. Seit Anfang des Jahrhunderts hatten wir jüngeren Generalstabsoffiziere zu ihm als dem kommenden Mann emporgesehen, zu dessen Klarheit, Organisationsgabe und Tatkraft wir ein unbegrenztes Vertrauen besaßen, den wir in gleicher Weise für den Posten des Chefs des Generalstabes der Armee, wie für den des Kriegsministers geeignet hielten. Und als 1913, nach der Verabschiedung der großen Heeresvorlage, General v. Heeringen den kriegsministeriellen Sessel verließ, war das Bedauern in weiten Kreisen der Armee groß, daß Oberst Ludendorff noch zu jung war, als daß er nach den Gepflogenheiten der preußischen Armee den wichtigen Platz hätte einnehmen können. Nur wenige wußten, daß Ludendorff, diese „bedeutendste Erscheinung des Wilhelminischen Zeitalters“, in- zwischen „kaltgestellt“ war. Die Abneigung, die im Deutschland der Vorkriegszeit gegen starke Charaktere herrschte, hatte dahin geführt, daß er von wichtigster Stelle im Generalstabe scheiden mußte, weil er mit zuviel Temperament und mit zuviel Nachdruck anläßlich der Wehrvorlage 1913 die Forderung nach der Auf-



Ein 24-cm-Blindgänger in den Befestigungswerten von Przemysl.
 Im Vordergrund links Dr. Ludw. Ganghofer, rechts Sven Hedin.
 Aus S. Hedin, „Nach Osten“, Verlag F. W. Brockhaus, Leipzig.

stellung von 3 neuen Armeekorps erhoben hatte, die das Kriegsministerium nicht glaubte vertreten zu können. 14 Tage, nachdem diese beiden bedeutenden Männer sich in der Frühe des 23. August 1914 auf dem Bahnhofe in Hannover getroffen hatten, war Ostpreußen gerettet, eine der größten Vernichtungsschlachten aller Zeiten geschlagen, eine russische Armee vernichtet, eine andere schwer geschädigt und das bis dahin grenzenlose Vertrauen der Entente auf die Millionenheere des weißen Zaren erschüttert. Während im Westen ein in seinen letzten Gründen noch unaufgeklärter Kleinmut dem deutschen Heere die Siegespalme aus der Hand nahm, war das bereits aufgegeben gewesene Land östlich der Weichsel vom Feinde befreit. Während dort Schlieffens genialer und gigantischer Feldzugsplan bis zur Erfolglosigkeit verwässert wurde, erreichte hier die Befolgung seiner Lehre ein Cannä in einer Vollkommenheit, die der große Lehrmeister des deutschen Generalstabes selbst als eine Seltenheit bezeichnet hat.

Das deutsche Volk erwies sich dankbar, indem es in diesem Heldenpaare fortan eine unzertrennliche Einheit sah. Es war daher eine schwer verständliche Verkennung der Volkspsyche, wenn von seiten der Obersten Heeresleitung zweimal der Versuch gemacht wurde, die beiden Männer zu trennen, indem Ludendorff zum Chef bei andern Armeen ernannt wurde.



Befuch Hindenburgs beim deutschen Generalkonsul Heinze in Lemberg.
Nach einer Photographie.

General v. Falkenhayn war als Chef des Generalstabes des Feldheeres verpflichtet, alle Maßnahmen zu ergreifen, um den Ansichten der Obersten Heeresleitung, sobald sie von S. M. dem Kaiser gebilligt waren, Geltung zu verschaffen. Es war für ihn naturgemäß sehr schwer, sich gegenüber einem Feldherrnpaare von den militärischen Gaben, dem starken Eigenwillen und dem unerhörten Soldatenglück eines Hindenburg-Ludendorff durchzusetzen, hinter dem das Vertrauen nicht allein der Armee, sondern des ganzen deutschen Volkes stand. General v. Falkenhayn hat in seinem starken Selbstbewußtsein und in seinem Pflichtgefühl nicht gezögert, den Kampf aufzunehmen, als er fand, daß die Ansichten des Oberbefehlshabers Ost über die Kriegsführung den seinigen widersprachen. Daß er diesen Kampf aber stets in glücklichen Formen geführt hat, wird man verneinen dürfen, wenn man sein Buch „Die Oberste Heeresleitung“ daraufhin aufmerksam durchliest und es mit den Ausführungen Ludendorffs in dessen „Kriegserinnerungen“ vergleicht. In der Armee, in der er, wie schon erwähnt, ebenso wie im Volke nur wenig bekannt war, wurden bald Stimmen laut, die manche seiner Maßnahmen darauf zurückführten, daß er auf den Oberbefehlshaber Ost eifersüchtig sei. Und weil den beiden großen Unternehmungen, die seine ureigenen waren, den Ypernkämpfen und dem Angriff auf Verdun, kein Glück beschieden war, so wurde im Heere wie im Volke in immer steigendem Maße der Wunsch laut, Hindenburg, um dessen Haupt die Legende den Nimbus der Unbesiegbarkeit wob und dessen strategischem Genie die Truppen unbedingt vertrauten, möchte an Stelle des Generals v. Falkenhayn an die Spitze der Obersten Heeresleitung gestellt werden.

Tatsächlich bedurfte es erst der schwierigen, fast verzweifelten Lage, in die die Verbündeten durch den Kriegseintritt Rumäniens gebracht wurden, bis man sich entschloß, Hindenburg an die Stelle zu setzen, wohin ihn das Vertrauen von Heer und Volk seit langem mit aller Inbrunst wünschte.



Hindenburg und Ludendorff,

— Persönliches —

und die Verwaltung Ober-Ost.

Von

General der Infanterie a. D. von Eisehart Rothe.

Feldmarschall von Hindenburg stammt aus demselben Regiment wie ich, dem 3. Garderegiment zu Fuß; er war mir daher schon vor dem Kriege persönlich bekannt.

Meine erste Erinnerung an ihn reicht bis in meine frühesten Leutnantsjahre zurück. Die Vorschrift der neuerlassenen Felddienstordnung, jeder Stabsoffizier solle einmal im Winter ein „Kriegsspiel“ leiten, forderte ihre Opfer, wenn auch nur auf dem Gebiet der Autorität. Denn es war nicht jedermanns Sache, vor Vorgesetzten und — — — Leutnants eine solche damals noch ganz ungewohnte und unbekannte Arbeit zu leisten. Manch wunderbares Bild, manche ans Komische grenzende Entgleisung, die sich da zeigten und viel Ratlosigkeit, wie man der schweren, aber so unbedingt notwendigen Aufgabe gerecht werden solle.

Ähnlich auch bei uns im Regiment. Da kam der findige Adjutant auf den glücklichen Gedanken, unsern „alten Herrn“ Hindenburg, der als Major im Kriegsministerium Dienst tat, zu bitten, dem Offizierkorps doch mal die Sache vorzumachen. Er willigte ein und kam, schob die vielen, schön angespitzten Bleistifte, den Würfelbecher — wer siegen solle —, die Gehilfen usw. ruhig beiseite, setzte sich wuchtig auf seinen Stuhl und führte uns ebenso einfach wie klar, großzügig und verblüffend in die Mystrie des Kriegsspiels ein. Seitdem konnten wir's, glaubten dies wenigstens!

Dann sah ich ihn wieder, als ich als Kriegsakademiker die Manöver beim X. Armeekorps mitmachte, in dem er als Oberst das 91. Regiment kommandierte.

Nun ist im Manöver ein Regimentskommandeur im allgemeinen „einer von vielen,“ also nicht besonders beachtet, wenigstens außerhalb seines Regiments.

Hier aber war es anders. Überall trat Oberst v. Hindenburg hervor, überall wirkte er durch die Macht seiner Persönlichkeit. Ich hatte das Gefühl, das ganze Manöver drehe sich um ihn. Ich weiß nicht, ob ich mich da geirrt habe, aber der zwingende Eindruck lag vor.

Im Oktober 1914, nach der unseligen Marneschlacht, lag ich im Lazarett in Anizy le château und verfolgte in äußerster Spannung mit allen Kranken und Ärzten den Gang der Ereignisse im Westen, wo beide feindlichen Heere um Überflügelung rangen, und die Erfolge im Osten, wo Tannenberg erstrahlte war.

Mein Arzt, der um seine Patienten kämpfte, wie die Löwin um ihre Jungen, fragte mich oft nach dem Sieger von Tannenberg: „Wie ist sein Ruf? War er schon früher als bedeutend bekannt? Wird er auch halten, was wir von ihm erhoffen?“

Ich konnte den warm und echt deutsch empfindenden Mann beruhigen: „Wer im Frieden im IV. Armeekorps unter Hindenburg stehen und dienen durfte, wurde beneidet. Wer zu ihm in persönlich engere Berührung kam, hatte das große Los gezogen. Er wird's schon machen. Hat er doch auch als Chef unseren besten Generalstabsoffizier, Ludendorff, an seiner Seite. Also keine Sorge, Herr Dr. Bernhardt, und Kopf hoch!“

Am 29. Januar 1915 meldete ich mich als neuernannter Oberquartiermeister Ober-Ost beim Feldmarschall im Schloß zu Posen. Mit welchem Empfinden brauche ich wohl kaum zu schildern, auch nicht, mit welchen Gefühlen der Spannung, der Dankbarkeit und Arbeitswilligkeit ich die Reise nach Posen zurückgelegt hatte. Aber alles, was ich zu erwarten hoffte, wurde noch weit übertroffen durch das, was ich finden und erleben durfte. Ich merkte bald, daß zwei eiserne Ringe den Stab Ober-Ost fest zusammenschlossen und zusammenhielten in treuester, nie rastender Arbeit und Hingabe: die unerschütterliche Verehrung vor der Persönlichkeit des Feldmarschalls und die bewundernde Liebe zu seinem großen Chef, General Ludendorff.

Oft habe ich mir damals die Frage vorgelegt: Worin besteht eigentlich die Macht Hindenburgs auf seine Mitmenschen?

Kaum ein Gast weilte beim Stabe Ober-Ost — und es verging selten ein Tag ohne mehrere Gäste —, der sich nicht mir gegenüber mit innerster Überzeugung und ehrlicher Dankbarkeit dahin ausgesprochen hätte: „das war heute der schönste Tag meines Lebens.“ Manch hochbedeutender Mann hat mir das gleiche auch schriftlich zum Ausdruck gebracht.

Worin lag der Grund zu dieser Dankbarkeit, dieser unbedingten Anerkennung der überragenden Persönlichkeit des Feldmarschalls? In den bei oder nach Tisch geführten Gesprächen an sich kaum. Wie ernst die Fragen auch waren, die da erörtert wurden, wie überraschend das Gedächtnis des Feldmarschalls, wie ausdrucksvoll seine kurze, prägnante, dabei aber gütige, und oft humorvolle Art der Rede, wie warm auch durch seine Worte stets sein deutsches Denken und Empfinden hindurchklang und wie ehrfurchtgebietend eine Gestalt dem Auge des ihn geistig Betrachtenden auch wurde und wuchs, das alles allein machte es nicht.

Es war eben eine Art geistigen Fluidums, das von ihm ausging, das sofort auf alle wirkte und diese Wirkung festhielt bis zum Abschied und über diesen hinaus. Schon der Eintritt des mächtigen, straff aufgerichteten Mannes, die Begrüßung der Anwesenden trug bei aller Einfachheit und allem Nichtgewollten das Gepräge des großen Mannes, ganz gleich, ob seine Gäste Leutnants, Bürgermeister kleiner Städte oder regierende Fürsten waren.

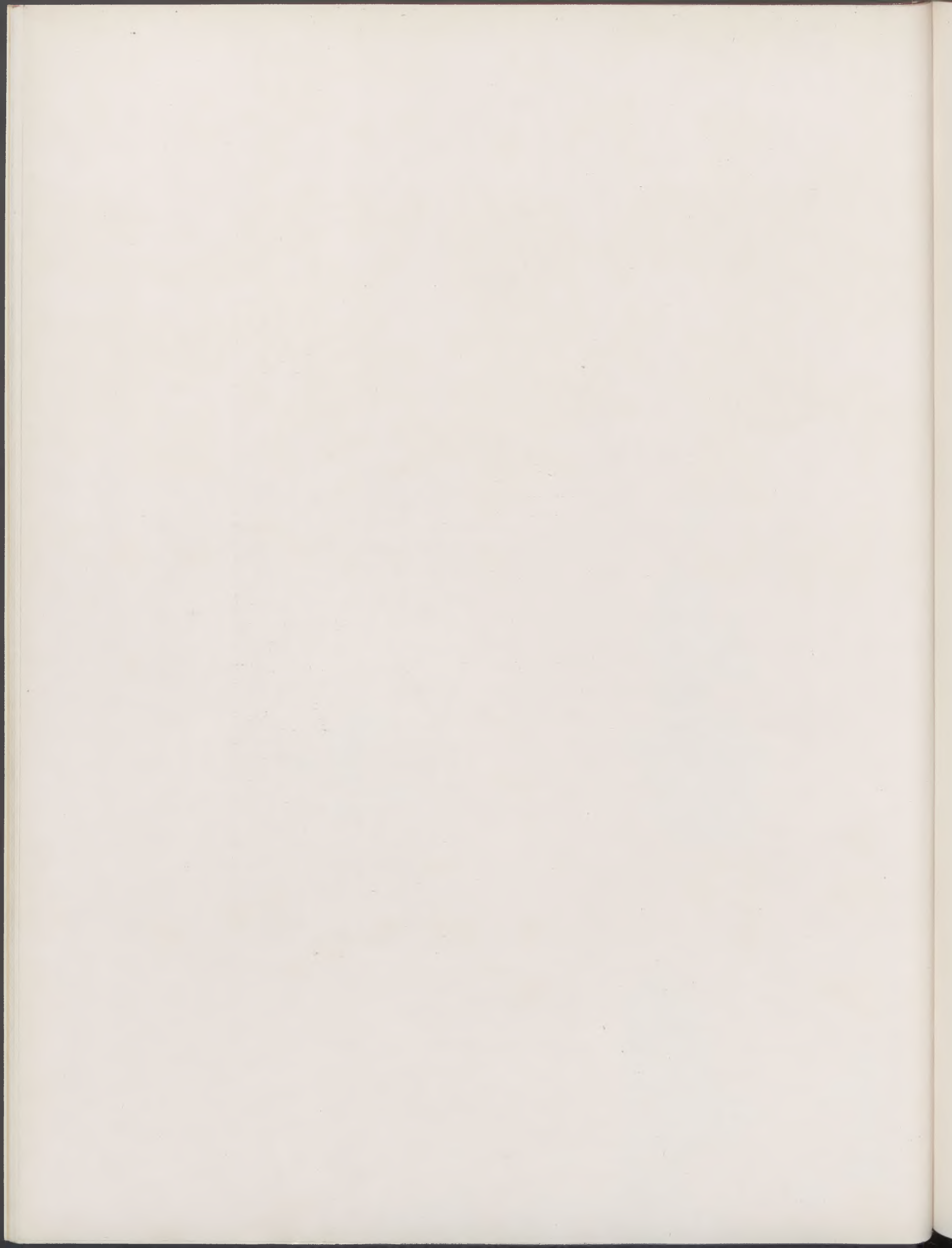
Ebenso seine Haltung bei der täglichen, meist mehrmaligen Begrüßung durch Fremde auf der Straße, beim Ansprechen von Verwundeten oder Altgedienten, beim Sackelzug der Bewohner von Lößlen gelegentlich der Verlegung des Hauptquartiers nach Kowno, kurz bei jeder Gelegenheit. Der Feldmarschall bestach nicht durch geniale Einfälle, überraschte nicht durch blendenden Witz oder überströmende Gedanken, aber er imponierte durch das Granitartige seines Charakters. Ich möchte ihn das Genie der moralischen Stärke, des felsenfesten Vertrauens nennen und glaube damit seine Eigenart am klarsten zu kennzeichnen.

Als er mir 1915 beim Heldentode meines ersten Sohnes sein Mitempfinden in direkt väterlicher Weise aussprach, hatte ich das Gefühl: du stehst vor einem Fürsten. Gerade das Natürliche, Ungekünstelte und doch dabei so Tiefe seiner Worte, mußte solch Gefühl wachrufen. So gewann er Vertrauen und Liebe.

Auch in seinen Schwächen — und welcher Mensch hat die nicht? — so in einer gewissen Einseitigkeit seiner Stellung zu manchen Schulfragen, zeigte sich Größe, jedenfalls keine



Vom östlichen Kriegsschauplatz: Auffahrende Artillerie unter feindlichem Feuer. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.





Unser Generalfeldmarschall.
Nach einer Aufnahme von E. Dieber, Hamburg.



Arbeitszimmer Hindenburgs in Kowno.

Nach einer Photographie.

Lust zum Paktieren. Er war kein Freund der humanistischen Schulbildung und hielt die Zeit für vergeudet, die auf Erlernung z. B. des Griechischen verwendet wurde.

Unvergeßlich wird mir ein längeres Wortgefecht bleiben, das er auf diesem Gebiet mit dem bekannten Parlamentarier Grafen York v. Wartenburg führte, einem Manne, der durch sein fabelhaftes Wissen und die feine Dialektik seiner Sprache stets verblüffte.

Dieser hatte sich damals gerade als freiwilliger Schützengrabenkämpfer das E. K. I. erworben, fand aber trotzdem beim Feldmarschall keine Gnade beim Lanzenbrechen fürs Griechische. Nachher, als York fortgegangen, lobte und anerkannte Hindenburg die glänzende Sechtkunst seines Gegners mit den wärmsten Worten.

Spaßig, wenn auch für den Betreffenden nicht gerade sehr erfreulich, war eine andere Szene, die sich aus ähnlichem Anlaß auf dem Bromberger Bahnhof bei der Fahrt von Posen nach Insterburg zur Winterschlacht 1915 abspielte.

Wir kamen gegen 6 Uhr morgens in Bromberg an und hatten eine Stunde Aufenthalt, die benutzt wurde, um die dort wartenden Telegramme zu lesen und zu bearbeiten.

Der Feldmarschall ging, etwas frierend und unlustig, auf dem Bahnsteig auf und ab, ich neben ihm, als ein älterer Hauptmann des Beurlaubtenstandes sich bei ihm meldete, soweit ich mich entsinne als Bahnhofskommandant. Hindenburg hörte ihn gütig an und erkundigte sich nach seinen persönlichen Verhältnissen. Als der über die Auszeichnung strahlende Mann voll Stolz erwiderte, er sei Oberlehrer am humanistischen Gymnasium, brach das Unwetter los. Der Feldmarschall kanzelte den nunmehr ganz verblüfft und vertattert Dastehenden energisch ab: Wozu die armen Jungens all den Unsinn lernen mußten, namentlich die griechischen Verben auf mi? Die Mädels hätten es viel besser, dafür beherrschten sie aber auch die modernen Sprachen bedeutend gründlicher als die schon übertrainierten Jungens. „Haben Sie einen Jungen in der Klasse, der Französisch oder Englisch wirklich kann? Zweifellos keinen!“ „Na,“ setzte er freundlich und begütigend hinzu, „Sie können ja nichts dafür.“ Das Gesicht des Oberlehrers werde ich nie vergessen. Ob er noch lebt?



Zimmer in der von Hindenburg in Kowno bewohnten Dilla Tillmann.
(An den Wänden Bilder des Zaren und der Zarin.)

Nach einer Photographie.

Gern neckte der Feldmarschall seine Umgebung durch Hinweis auf kleine Schwächen, ohne jedoch je kränkend zu werden. Einen in der Unterhaltung sehr temperamentvollen und angriffslustigen Major nannte er oft den „kleinen Terrier“, einen anderen Herrn, der viele Sitzungen zu leiten hatte, zog er gern mit seiner anscheinenden Vorliebe für „Geheimräte“ auf.

Er ironisierte sich auch selber. Bei den sehr häufigen Reisen Berliner Herren zu Besprechungen bei Ober-Ost äußerte er oft, behaglich schmunzelnd: „Die kommen ja doch nur her, um das „große Tier“ zu sehen.“ — Der Ausdruck konnte noch schärfer und sarkastischer lauten. — „Legen Sie die Sitzung nach Grajewo, und passen Sie auf, keiner kommt!“

Bei Tisch war er aber zu denselben Persönlichkeiten stets von ritterlicher Liebenswürdigkeit und offener, herzlicher Sachlichkeit. Am liebsten aber sah er junge, frische Leutnants, direkt von der Front, als seine Gäste bei sich. Rührend war seine Fürsorge um das leibliche Wohl der ihn besuchenden Abordnungen von Regimentern, deren Chef er war. Er strahlte, wenn sie recht lebhaft und unbekümmert ihren hohen Gastgeber unterhielten und sorgte persönlich dafür, daß sie auch für die Weiterreise „ordentlich etwas mitbekamen“.

Ganz besonders behaglich wurde er, wenn er sich nach dem Essen mit seinen Gästen um den berühmten runden, stets mit einer Palme der Kaiserin geschmückten Tisch setzte und von der Vergangenheit, namentlich von seinen Feldzügen erzählte. Dann konnte er ungemein lebhaft werden und ein erstaunliches Gedächtnis auch für die kleinsten Kleinigkeiten entwickeln. Jede Erkundungsreise, die er als Generalstabsoffizier ausgeführt, jedes Kaisermanöver, das er mitgemacht, jeden Gefechtsmoment, an dem er beteiligt gewesen, wußte er haarscharf in klarer, logischer und prägnanter Sprache zu schildern, ohne den geringsten örtlichen, zeitlichen oder persönlichen Irrtum zu begehen.

Ungemein peinlich und altpreußisch korrekt war er in seinem äußeren Auftreten und in seinen schriftlichen Äußerungen. Mancher Maler — und wer wollte ihn nicht malen? — bekam einen kleinen Anpiff, weil er sich im Anzug, im Orden und dergl. vergriffen hatte. In die Entwürfe seines Generalstabschefs Ludendorff hat er manches Komma hineinkorrigiert.

Seine Unterschrift durfte nie gelöscht werden, weil sie der wenn auch stets gemeißelten, aber doch schweren Schreibart wegen sonst leicht gelöscht wäre. Das wäre ihm aber bei seinem Ordnungssinn und der Gründlichkeit und Genauigkeit seines Charakters sehr unangenehm gewesen.

Einst hatte ich seine Genehmigung erbeten — es war nach dem Zusammenbruch, in Kolberg —, für die Herren meiner aufzulösenden Formation der General-Intendantur des Feldheeres seine Namensunterschrift unter das Dogelsche Bild „Hindenburg und Ludendorff am Arbeitstisch“ zu gewähren.

Als ich mich am Tage darauf bei ihm abmeldete, sah ich den ganzen Boden seines Arbeitszimmers mit den Bildern bedeckt. Er hatte eben die Namensunterschrift vollzogen und die Bilder zum Trocknen auf den Boden gelegt. Mühsam und vorsichtig mußte ich mich durch sie zu seinem Schreibtisch durchschlagen, um meine Meldung abstellen zu können. Tiefe Rührung und Dankbarkeit überkamen mich bei diesem Anblick des Zimmers.

Seine Genauigkeit zeigte sich auch in der von ihm geforderten peinlichen Einhaltung der Essenszeiten. Punkt 1 Uhr zum Frühstück, auf den Glockenschlag 8 Uhr abends zum Essen trat er in den Speiseraum. Späteres Erscheinen seiner Umgebung konnte er sehr übel nehmen. Selbst General Ludendorff setzte sich öfter in Trab, um vom Arbeitszimmer noch rechtzeitig die kleine Villa zu erreichen, in der gemeinsam gegessen wurde.

Volksstimme, Gottesstimme sagt ein schönes deutsches Sprichwort. Selten hat sich seine Richtigkeit so schlagend gezeigt, wie dem Feldmarschall gegenüber. In verblüffend kurzer Zeit hatten seine Siege, seine gewaltigen Erfolge auf so vielen Gebieten, seine auch äußerlich überragende Persönlichkeit, seine absolute Lauterkeit und Zuverlässigkeit, seine durch nichts zu erschütternde Ruhe und Festigkeit ihn nicht nur zum allverehrten, sondern auch überall geliebten Volksheros gemacht. Kein Tag verging, an dem er nicht überschüttet wurde von Briefen, Anfragen, Klagen, Bitten. Alle mußten eingehend beantwortet werden. Jeden Tag gegen 12 Uhr Mitternacht erschien sein Adjutant mit zwei dicken Mappen bei mir, die er mir zur Unterschrift im Auftrage des Feldmarschalls, oder zur Prüfung für seine eigene Unterschrift vorlegte.

Da war kein Stand, kein Beruf, dessen Vertreter sich nicht an den Feldmarschall voll festen Vertrauens auf seine Hilfe gewandt hätte, oft ergreifend, oft auch voll unbewußten und unbeabsichtigten Humors.

Selbst die Hebammen eines Ortes beklagten sich über mangelhafte Tätigkeit und forderten Abhilfe, und manche Frau erbat von ihm, den beurlaubten Mann wieder an die Front zu entbieten, da er sie zu sehr quäle. Nicht immer war's leicht, in den Antworten den nötigen Ernst zu wahren, und doch mußte dies sein.

Selten nur wurde das Gleichmaß der Arbeit unterbrochen, selbst kaum am 7. April 1916, dem Tage, an welchem Hindenburg in Kowno sein goldenes Militärjubiläum beging, und über den mir noch einige Worte vergönnt sein mögen.

Während in ganz Deutschland die Feier in würdig-festlicher Weise begangen wurde, merkte man in Kowno, dem damaligen Sitz des Hauptquartiers Ost, verhältnismäßig wenig von dem bedeutungsvollen Tage; es fand weder eine größere Feier noch eine Parade statt, alle offiziellen Ehrungen hatte der Feldmarschall, den bei dieser Gelegenheit allein acht ober-schlesische Städte zum Ehrenbürger ernannt, abgelehnt, aber er konnte es nicht verhindern, daß emsige Hände über Nacht sein wohnliches Heim, eine aus rotbraunem Holz aufgeführte Villa, und den Eingang wie die Treppe des Arbeitsgebäudes des Hauptquartiers mit Tannengewinden geschmückt hatten.

Warm und innig, von Dankbarkeit erfüllt, war das Telegramm des Kaisers gehalten, der als Geschenk sein großes Bildnis gesandt:

„Mein lieber Feldmarschall! Vor dem Feinde feiern Sie heute den Tag, an dem Sie vor 50 Jahren aus dem Kadettenkorps dem 3. Garderegiment zu Fuß überwiesen wurden. Mit Be-



Hindenburg und Ludendorff am Tage des Goldenen Dienstjubiläums des Feldmarschalls
(7. April 1916) in Kowno.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Kühlewindt, Königsberg.

friedigung und Stolz dürfen Sie auf Ihre Dienstzeit zurückblicken. Die in der Jugend gesammelten Kriegserfahrungen haben Sie in langer treuer Friedensarbeit zu vertiefen und mit hervorstechendem Erfolg der Schulung von Führern und Truppe nutzbar zu machen gewußt. Insbesondere erinnere ich mich hierbei Ihrer langjährigen Tätigkeit an der Spitze des IV. Armeekorps. Der Geist, dessen Pflege Sie sich zur Aufgabe gesetzt hatten, hat sich auch im gegenwärtigen Kriege herrlich bewährt. Ihnen selbst aber war es beschieden, den schwersten und höchsten Aufgaben, die einem Heerführer im Felde gestellt werden können, mit beispiellosem Erfolge gerecht zu werden. Sie haben einen an Zahl weit überlegenen Feind mit wuchtigen Schlägen aus den Grenzmarken vertrieben, durch geschickte Operationen weiteren Einfällen vorgebeugt, in siegreichem Vordringen Ihre Stellungen weit in Feindesland vorgeschoben und gegen stärkste Anstürme gehalten. Diese Taten gehören der Geschichte an. Ich aber weiß mich eines mit der Armee und dem gesamten Vaterland, wenn ich Ihnen am heutigen Tage mit wärmsten

Glückwünschen versichere, daß Dank und Anerkennung für alles, was Sie geleistet, niemals verlöschen werden.“

In schlichter Weise ehrte der Stab des Hauptquartiers Ober-Ost seinen verehrten Oberstkommandierenden, er überreichte ihm seine von Professor Ludwig Manzel geschaffene bronzene Statuette. Hierbei hielt Generalleutnant Ludendorff eine markige Ansprache, in kraftvoller Weise die Summe des bisherigen Lebens und der Kriegstaten des Heerführers ziehend. Nachdem er einleitend der Einigungskriege gedacht und ihre Bedeutung für die Ausbildung des jungen Offiziers hervorgehoben, fuhr er fort:

„Es kam die Zeit, wo den Deutschen und Deutschland der Rost zu eng wurde, der bisher



Hindenburg mit seinem Stabe am Tage des Militärjubiläums (7. April 1916) in Kowno.

Nach einer Photographie.

getragen war, wo alles hinausstrebte, wo unbewußt und bewußt Deutschland ein Rivale der großen Mächte wurde, die da glaubten, die Welt beherrschen zu dürfen. England erkannte dies, und so entstand dieser Weltenbrand, der nur damit enden kann, daß Deutschland und Mitteleuropa die Machtstellung erlangen, die ihnen gebührt. Fünfzig Jahre sind seit 1866 vergangen. Der Weg, den Preußen-Deutschland zurückgelegt hat, ist ein gewaltiger Weg. Die Ernte, die 1866 säte, ist gereift. Und diese gewaltige Zeit, das Werden Deutschlands, Herr Generalfeldmarschall, bildete den Hintergrund Ihres Lebens und Wirkens. Sie haben mitgesät und helfen jetzt mit ernten. Die Kriegsjahre führten den jungen Offizier über Königgrätz nach Wien, über Gravelotte und Sedan nach Paris. Als Mann haben Sie dann mitwirken können, das Schwert zu schärfen, das Deutschlands Kaiser und Preußens Könige ihrem Volke gaben, um diesen Weltkampf bestehen zu können. Und nach des Lebens Arbeit wurden Sie, Herr Generalfeldmarschall, aus der Ruhe berufen, dieses Schwert zu führen. Der Weg

von Tannenberg bis zu den Schlachten am Naroczsee und vor Dünaburg und Jakobstadt machte Ihren Namen unsterblich. Er hat Sie dem Herzen des deutschen Volkes zugeführt, das an Sie glaubt und auf Sie hofft. Herr Generalfeldmarschall! Wir, die wir hier versammelt sind, haben das Glück gehabt, Ihnen in dieser gewaltigen Zeit am nächsten zu stehen, viele seit dem 23. August 1914, ich selbst einige Stunden früher als die anderen. Das warme deutsche Soldatenblut, das hier im Osten geflossen ist, das schmiedet den Oberbefehlshaber und seine Truppen zusammen, das verbindet den Stab mit ihm unlöslich. Aus diesem Gefühl der Treue heraus entstand bei den Herren, die seit Jahr und Tag mit ihrem Oberbefehlshaber an einem Tische gegessen, der Gedanke, ihrer Verehrung auch äußeren Ausdruck zu geben. Es entstand der Wunsch, Herr Generalfeldmarschall, Sie so für Ihre Familie festzuhalten, wie wir Sie immer vor uns sahen, und in dem Geiste der Treue und Dankbarkeit bitten wir Sie, das von Meister Manzels Hand geschaffene Werk für Ihre Familie anzunehmen. — Mit dieser Bitte vereinigen wir alle unsere heißesten Wünsche für Ihr Wohlergehen. Gott schütze Sie! Generalfeldmarschall v. Hindenburg, Hurra!"

Der Feldmarschall antwortete kurz, indem er betonte, daß er zu bewegt sei, um viele Worte zu machen. Was sein Generalstabschef Ludendorff und seine anderen Mitarbeiter ihm seien, wußten sie selbst und er am besten.

Ende Mai stattete der Kaiser im Hauptquartier Ost seinen Besuch ab, um dem Feldmarschall nachträglich persönlich seine Glückwünsche darzubringen:

„Ihnen, mein lieber Feldmarschall, hat die Vorsehung in diesen Kämpfen das Große beschieden, die Provinz Ostpreußen vom Feinde zu befreien und unsere Waffen weit in Feindesland hineinzutragen. Das ist Ihr Verdienst, und dessen wird sich das deutsche Vaterland stets bewußt sein. Ich aber, als Ihr Kriegsherr und Ihr König, danke Ihnen von Herzen für diese Taten, die Ihnen für immer unvergessen bleiben sollen. Überall in deutschen Landen, in Ost und West, in Nord und Süd, sieht man die Verehrung für Sie. Sie sind zu einem Nationalheros des deutschen Volkes geworden. Der Name Hindenburg hat schon heute einen sagenhaften Klang. Wo er genannt wird, da bliken die Augen und da leuchten die Gesichter von jung und alt. Und darum fordere ich alle Anwesenden auf, sich mit mir in einem dreifachen Hurra auf den Generalfeldmarschall zu vereinigen.“

Und was ist da vom Neid des Kaisers auf den Feldmarschall gefrevelt worden!

Ungemein charakteristisch für Hindenburg war sein Verhältnis zu Ludendorff.

Der gewaltige Sieg von Tannenberg hatte diesem sein nun aber auch durch nichts mehr zu erschütterndes Vertrauen erworben. Dem gab er auch rückhaltlos bei jeder sich bietenden Gelegenheit Ausdruck. Ja, er suchte die Gelegenheiten geradezu, um die Verdienste, die



Glückwunschsadresse des Ersatz-Bataillons des 3. Garde-Regiments zu Fuß zum Goldenen Militärjubiläum.

Gemalt von Hermann Widmer.

Leistungen, die ganze Persönlichkeit seines Chefs auch nach außen hin ins rechte Licht zu setzen. Für kleinliche Eifersüchteleien, für den neidvollen Gedanken, durch Ludendorff überschattet zu werden, hatte seine freie und große Seele keinen Raum.

Unvergeßlich werden mir seine Worte sein, die er bei einem Essen im kleinen Kreise an Ludendorff richtete, als er gelegentlich des glorreichen Untersuchungsausschusses Anfang 1920 in Berlin weilte: „Wir beide gehören zusammen bis in den Tod. Was Gott zusammengefügt hat, das soll kein Mensch auseinanderreißen.“

Wenn doch all' die Besserwisser, die Rathausflugen, die Neidhammel und die Kurzsichtigen, die den Blick des Genius nicht zu ertragen vermögen, diese Worte unseres Volksheros beherzigen wollten! Wieviel größer ständen sie selber da, sie, die leider jetzt noch auch in den Reihen der Gebildeten, ja sogar der Militärs, zu suchen sind, sich aber durch ihr Verhalten Gott sei Dank wenig Ruhm und noch weniger Freunde erworben haben.

Der Mittelpunkt des engeren und weiteren Stabes Ober-Ost, seine Seele, die bis in alle Handlungen, in die gesamte Tätigkeit jedes Einzelnen ausstrahlte, war sein Chef, der zum Generalleutnant ernannte 48jährige Held von Lüttich und Tannenberg, Erich Ludendorff.

Die außerordentliche Arbeitsleistung des Stabes, seine Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die der damalige Oberpräsident v. Batocki mir gegenüber oft hervorhob, ergab sich hier ganz von selbst. Das leuchtende Vorbild, das jeder in dem ebenso bewunderten wie geliebten Chef sah, ließ es anders nicht zu. Es genügte eben, zu wissen oder zu hören: Erzellenz will es so oder meint es so, und jeder Zweifel war erledigt; auch innerlich.

Allerdings, tadellos vorbereitet mußte man zum Vortrag zu ihm kommen. Ludendorff fragte event. das sogen. „Loch in den Bauch“ und ließ sich bei seinem ungeheuren Gedächtnis nichts vormachen. Ohne reines Gewissen ging daher keiner gern zu ihm. Solche Leute duldete er aber auch nicht lange im Stabe. Wem er aber mal sein Vertrauen geschenkt, der kam gern; denn ihn bei der Arbeit zu sehen und zu hören, in der absoluten Geschlossenheit seines Wesens, war ein direkt künstlerischer Genuß. Natürlich, Ludendorff konnte auch heftig werden, und zwar sehr und auch mal zu Unrecht, so wenn z. B. ein von ihm gegebener Befehl noch nicht bei den Truppen war zu einer Zeit, in der seine Drucklegung noch nicht einmal möglich gewesen war. Aber was schadete das?

Dafür war er eben der Ludendorff mit den mächtig flammenden Augen, mit der ihm, Gott sei Dank, verliehenen Initiative im Denken und Handeln, der in seiner stahlharten Willenskraft und der unerbittlichen Logik, die sich und andern nie etwas vormachte, stets auf fester Grundlage und nach konsequenten Richtlinien arbeitete und zu arbeiten verlangte, der jeden Schein sofort durchsah und glatt verwarf. Dafür war er eben der Ludendorff, dem eine Arbeitslast und Verantwortung aufgepackt war, schon im Osten, wie sie wenige Sterbliche zu tragen vermocht hätten, deren Steigerung nachher, als er Generalquartiermeister geworden, schier übermenschlich erscheinen mußte. Aber diese Hefigkeit, vor der schon im Frieden mancher Inhaber hoher Stellen in Berlin gezittert hat und die — Gott sei es ewig geklagt! — dadurch seine einzig richtige sofortige Mobilmachungsverwendung, rechte Hand beim Chef des Generalstabes des Feldheeres, unmöglich gemacht haben soll, wurde so wundervoll gemildert und ausgeglichen durch das, was man „Herz“ beim Menschen nennt. Ich kenne wenige, denen so dieses Organ auf dem richtigen Fleck gegessen hat, wie ihm, und zwar das männliche, echt deutsche Herz. Glühende Vaterlandsliebe, loderndes Temperament, Achtung vor jeder wahren Autorität, Ritterlichkeit der Frau gegenüber, absolute Verachtung alles Unwahren, echte Kameradschaftlichkeit, neidlose Anerkennung der Verdienste anderer, Treue gegen sich und sein Amt mit seinen Pflichten, männliches Selbstbewußtsein, strengste Ehrlichkeit, altpreußische Einfachheit, enorme Arbeitskraft, kristallklarer Verstand, echte Frömmigkeit, und dem Ganzen der Kuß des Genius aufgedrückt, so steht seine Gestalt vor den Vielen, die als Mit-



General d. Inf. Ludendorff.

Aus Karl Bauer: „Führer und Helden“. Federzeichnungen aus dem Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, Berlin.



Hindenburg mit Generaloberst von Eichhorn (rechts) in den Trümmern der Zitadelle von Kowno.

Nach einer Photographie der Obersten Heeresleitung Ost.

arbeiter in gewaltiger Zeit ihn kennen lernen durften. Prinz Joachim von Preußen, der lange beim Stabe Ober-Ost tätig war, sagte beim Abschiede: „Er hat mich zwar sehr oft feste angepiffen, aber ich liebe ihn doch; für den Kerl lasse ich mich glatt totschlagen,“ und Graf York, ein treuer Helfer bei Ober-Ost, meinte öfter: „Wenn er mich auch mal anhaucht, ich gehe stets gern zum Vortrag. Er hört wundervoll zu, hat stets sofort den springenden Punkt erfaßt und entscheidet verblüffend schnell und immer richtig.“

Eine der besten Eigenschaften Ludendorffs war die leider so seltene Gabe, Widerspruch ertragen zu können. Er erzog seine Mitarbeiter direkt zum freimütigen Äußern abweichender Ansichten, nahm aber ihr Verschweigen übel auf. Die Berichte der Verwaltungschefs z. B. durften ihm in Kowno nur im Original vorgelegt werden, versehen mit den Bemerkungen der Zwischeninstanzen. Letztere hatten anfänglich versucht, die in ihnen enthaltene Kritik Ludendorffscher Anordnungen zu mildern; das wurde streng untersagt: dann könne er nicht erkennen, was er falsch gemacht habe. Einer seiner Verwaltungs-Abteilungsleiter, Geh. Rat Tiesler, äußerte einmal bei einem Vortrage zu einem von Ludendorff gemachten Vorschlage: „Exzellenz verlangen von uns die ungeschminkte Wiedergabe unserer Ansicht. Ich bitte, sie auch jetzt aussprechen zu dürfen. Was Ew. Exzellenz da vorschlagen, wäre meiner Ansicht nach das Salscheste, was wir machen könnten.“ Es handelte sich um eine Steuerangelegenheit für Litauen. Ludendorff lachte und bat um Begründung. Als ihm diese gegeben war, stimmte er rückhaltlos zu, und Tieslers schon feste Stellung ihm gegenüber hatte noch gewonnen.

Ich habe in einer Biographie des Generals die Äußerung einer Tante von ihm gelesen aus der Zeit seiner Kindheit: und wenn er noch so vergnügt mit den Geschwistern gespielt und getollt habe, er wäre stets durch seinen reinen Anzug aufgefallen. Ich habe oft an diese an sich bedeutungslose Schilderung denken müssen: Ludendorff hat sich in allem eine tadellos reine Weste zu wahren gewußt.

Ein Ausspruch von ihm ist mir für seinen ganzen Charakter äußerst bezeichnend. Er brauchte ihn eines Abends in Löben bei ziemlich erregter Debatte: „Wen ich hasse, den hasse ich, und wen ich liebe, den liebe ich, und den Kerl hasse ich, denn der Kerl, der lügt.“ Ist das nicht prachtvoll?



General Ludendorff und Oberst Hoffmann in Kowno.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph A. Kühlewindt, Königsberg.

Sachliche Zusammenstöße mit sonst von ihm geachteten Persönlichkeiten vergaß er schnell. Oft sagte er mir: „Ich habe mich damals über den Mann geärgert, das habe ich ihm erklärt. Wir haben uns gezannt. Jetzt ist das aber alles erledigt und vergessen, und ich würdige ihn weiter als tüchtigen Menschen.“

Mancher, der als Gast bei uns weilte und den General nicht dienstlich kennen gelernt hatte, war enttäuscht über seine Wortfargheit während des gemeinschaftlichen Zusammenseins bei oder nach Tisch. Aber abgesehen von der Kürze der Zeit — denn jeden Abend punkt $\frac{1}{2}$ 10 Uhr sprang er auf, um mindestens bis Mitternacht noch auf dem Büro tätig zu sein, — ist es nicht zu verstehen, daß der so stark überlastete Mann auch mal geistig ausspannen mußte, daß andererseits seine dauernde Gedankenarbeit ihm die Muße nicht gönnte, zu plaudern? Wie der scharfe Beobachter erkennen konnte, suchte er fast jeden freien Augenblick auszunutzen, um innerlich tätig zu sein. Kam aber ein Problem auf, das ihn besonders interessierte, schon weil es aktuell war, so griff er häufig, scharf im Ausdruck und klar in Gedanken, in die Unterhaltung ein.

Männliches Selbstbewußtsein klang dann aus seinen Worten, aber auch stets das Bereitsein, Gegen Gründe sachlicher Art zu hören und abzuwägen.

Ob er als junger Leutnant etwas eitel gewesen, wie mancher behauptet, weiß ich nicht, da ich ihn damals nicht kannte. Als Chef des Generalstabes Ober-Ost aber war er es sicher nicht, dazu war er zu groß. Eines Abends sagte er mir, man habe ihm den Adel angeboten, was ich dazu meine? Ich riet ihm dringend von der Annahme ab, und er stimmte mir rückhaltlos bei und hat entsprechend gehandelt.



Hindenburg mit dem Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern.

Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Man hat ihm Schroffheit dem gewöhnlichen Soldaten gegenüber vorgeworfen. Ich wünschte, solche Ankläger unterhielten sich mal mit ehemaligen Burschen des Generals oder mit seinen früheren Ordonnanzen.

Kürzlich hatte ich den Brief eines Mannes in der Hand, der lange in der Telefon-Zentrale Ober-Ost tätig gewesen war, eines jetzigen Oberpostsekretärs in Berlin-Schöneberg. Er schreibt u. a.: „Wir haben General Ludendorff verehrt und geliebt, weil wir stets durchfühlten, daß er ein Herz für den Soldaten hatte.“ Ich könnte noch mehr Belege für seine große Beliebtheit bei den ihn direkt unterstellten und daher in persönlicher Berührung zu ihm gewesenen Soldaten anführen.

Man hat ihn getadelt, weil er als Generalquartiermeister sich „in alles“ im Lande eingemischt habe. Ja, wie kam denn das? Die O. H. L. war eben die einzige Behörde, leider Gottes, der von allen Seiten rückhaltloses Vertrauen entgegengebracht wurde. Wie oft ist mir von hochstehenden Persönlichkeiten gesagt worden: die O. H. L. darf uns nicht im Stich lassen, sonst sind wir ganz verloren. Ein noch jetzt im Amt befindlicher hoher Beamter erklärte mir eines Tages: „Sehen Sie mal, von Ludendorff erhoffen wir alles. In dieser Frage — es handelte sich um eine Angelegenheit finanzieller Art in Belgien — kamen und kamen wir nicht vorwärts. Da wandten wir uns in unserer Not an Ludendorff, und in 14 Tagen war die Sache geregelt.“

Und so kamen sie alle, nicht nur in Briefen, Telegrammen, Gesuchen, sondern auch persönlich. Welche Mühe gaben wir uns, sie ihm fernzuhalten, denn dem schier Übermenschlichen seiner ressortmäßigen Arbeit und Verantwortung sollte immer mehr aufgepaßt werden. Auch er persönlich wehrte sich mit aller Macht, lehnte grundsätzlich den Besuch von Abgeordneten ab, soweit dies irgend durchführbar war, und verwahrte sich energisch dagegen, in die Fragen der inneren Politik eingezogen zu werden. Aber alle unsere Mühe half nicht; sie versuchten es immer wieder, und sein hochgespanntes Pflichtgefühl, seine Vaterlandsliebe ließen ihn nachgeben und den Fragen und Bitten Gehör schenken. Hatte ihn dann der Gegenstand, um den es sich handelte, gepackt, hatte er seine Bedeutung klar erkannt, so ließ er auch nicht locker, bis geholfen war.

Sollen wir ihm daraus jetzt einen Vorwurf machen? Sollte er sich der Not des Vaterlandes verschließen? Lassen sich im Krieg die Fragen wirtschaftlicher Art und damit in engem Zusammenhange die der inneren Politik, ebenso wie die der äußeren, von denen der Heerführung, ohne beiden zu schaden, überhaupt restlos trennen?

Man hat dem General mangelhaftes Verständnis für die Fragen der inneren und äußeren Politik nachgesagt. Ja, warum kamen denn all die Prominenten zu ihm, wenn er von den Sachen nichts verstand? Natürlich war er kein gelernter Politiker, woher sollte er das auch sein? Natürlich hat er sich in manchen Fragen geirrt, aber wer tut das nicht? Der Beweis, daß er im allgemeinen kein Politiker, daß ihm politischer Sinn abgeht, muß noch erst erbracht werden. Seinen scharfen und eminent flugen Blick für Verwaltungsfragen wird

der kurze Überblick zeigen, den ich noch über sein großes Werk, die Verwaltung Ober-Ost, geben werde. Daß Ludendorff nicht einseitig in politischen Dingen war, hat mir oft seine Bereitwilligkeit zu Kompromissen bewiesen, falls er eben erkannte — und das tat er sehr schnell —, daß das Rennen mit „dem Kopf gegen die Wand“ nichts einbrachte. — So stand er auch in der belgischen Frage, besonders in der der flandrischen Küste, durchaus nicht auf dem Standpunkt der Radikalen. Er forderte nur das, was er im Interesse unserer Grenzen und unserer Industrie für unbedingt geboten ansah, und mancher Arbeiterführer hat ihm damals, wie ich genau weiß, in diesem Punkt Recht gegeben. Ebenso ist es nichts mit dem so oft gegen ihn vorgebrachten Vorwurfe unnötiger Kriegsverlängerung. Ohne auf dieses über den Rahmen der mir gestellten Aufgabe hinausführende Thema näher einzugehen, möchte ich nur hervorheben, daß er jedesmal, wenn sich irgendeine Friedensmöglichkeit bot, stets sofort auch bereit



Hindenburg und Prinz Heinrich in Kowno.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph A. Kühlerwindt, Königsberg.

war, diese zu ergreifen. Nur einen Fall möchte ich hier anführen, der Interesse verdient. Ende des Jahres 1917 trat der damalige Unterstaatssekretär Edler v. Braun, jetzt Präsident des Reichswirtschaftsrats, mit der Mitteilung an mich heran, daß er auf Grund von ihm gewordenen Äußerungen eines ihm seit längerer Zeit bekannten, sehr vertrauenswürdigen Neutralen, zu der sicheren Annahme berechtigt wäre, daß die Londoner City kriegsmüde sei, Verhandlungen zwischen hervorragenden Vertretern der deutschen Industrie und Kaufmannschaft und der City daher erreichbar wären. General Ludendorff, an den ich mich sofort wandte, war mit letzterem sehr einverstanden, ebenso die daraufhin von Braun und mir in Berlin zusammenberufenen 6 deutschen Vertreter. Als Verhandlungsort wurde der Haag gewählt. Nach etwa 4 Wochen teilte mir Unterstaatssekretär v. Braun mit, daß die Sache am Widerstande der deutschen Gesandtschaft im Haag gescheitert sei. Ludendorff war empört und schlug nunmehr Stockholm als Verhandlungsort vor, womit alle deutschen Beteiligten auch einverstanden waren. Die Sache zog sich dadurch natürlich bis in das Frühjahr 1918 hin. Zu unser aller Erstaunen lehnte auch die Gesandtschaft Stockholm ab, so daß die ganze Aktion dadurch lahmgelegt wurde. Wir alle, auch Erzellenz Ludendorff, glaubten in diesem Verhalten beider Gesandtschaften die ablehnende Stellung des Auswärtigen Amtes erkennen

zu müssen, gegen das wir ohnmächtig waren. So verlief der ganze Plan, der wohl Erfolge versprach, im Sande.

Ende September 1918 rief General Ludendorff die Chefs der verschiedenen Behörden der O. H. L. zusammen, um ihnen die Mitteilung von der Notwendigkeit des Waffenstillstandes zu machen. Ich glaube, daß dies wohl einer der schwersten Augenblicke seines Lebens gewesen ist, fast nie aber habe ich ihn so bewundert wie damals. Kerzengerade aufgerichtet, ehernen Angesichts, mit klarer, fester Stimme und ohne auch nur eine Sekunde zu schwanke oder zu zögern, sprach er die verhängnisvollen, uns Hörer niederschmetternden Worte. Dann behielt er mich allein zurück und sprach noch fast 15 Minuten mit mir über die ganze Schwere der Lage. Auf meine Frage, die ich tief bewegt an ihn richtete: „Erzellenz, wenn uns, wie ich vermute, Bedingungen gestellt werden, die unerträglich sind, hoffen Euer Erzellenz da nicht mit mir, daß dann ein „furor teutonicus“ im ganzen Lande ausbrechen wird, wie ihn nur der 2. August 1914 gesehen, und der uns befähigt, siegreich weiter zu kämpfen?“ erwiderte er leuchtenden Auges ungefähr mit den Worten: „Damit rechne ich, und darauf hoffe ich ganz bestimmt!“ Von dem so oft behaupteten Nervenzusammenbruch war also damals nichts zu spüren.

Bewundernswert war auch sein Verständnis für die Sorgen und Leiden der Heimat. Als ich im Januar 1917 Generalintendant des Feldheeres wurde, bat ich um ständige Mitwirkung bei dem Kriegsernährungsamt, weil ich eine verschiedenartige Behandlung von Heer und Heimat auf dem Gebiet der Verpflegung für falsch ansah. Ludendorff griff das sofort auf und hat stets dafür gesorgt, daß die Forderungen des Heeres mit denen der Heimat in Einklang gebracht würden, so schwer ersteres auch unter diesem Gesichtspunkt zu leiden hatte. Denn eine Truppe schlagfähig zu halten, wenn sie nur einen Teil des Notwendigen an Verpflegung für Mann und Roß erhält, ist kaum möglich. Die Schwierigkeiten, denen z. B. die Frühjahrsoffensive 1918 auf diesem Gebiet begegnete, sind m. E. noch lange nicht genug gewürdigt. Sie zwangen uns zu oft geradezu unerhörten Maßnahmen, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß ohne die Erträgnisse der Arbeit in den besetzten Gebieten, einschließlich der Ukraine, ohne die noch nicht abgeernteten Felder in den neu in Frankreich eroberten Teilen und ohne die Hingebung der Truppe, im Interesse der Heimat zu hungern, Deutschland schon damals infolge Unterernährung zusammengebrochen wäre.

Das bringt mich zum Schluß noch zu einer kurzen Würdigung von Ludendorffs Tätigkeit in der Verwaltung Ober-Ost.

Mit voller Kraft setzte sie ein, als nach der Eroberung Kownos im Osten ein gewisser Stillstand in den militärischen Operationen eingetreten war, und das gewaltige neugewonnene Gebiet in unsere Verwaltung übernommen werden mußte.

Die Schwierigkeiten waren ungeheuer. Das Land verödet und zum Teil verwüstet, alle Behörden und viele Einwohner geflohen oder verschleppt, die zurückgebliebene Bevölkerung zum großen Teil stumpfsinnig, gleichgültig und verroht, ohne Verständigungsmöglichkeit mit der deutschen Truppe, von den das Jiddische und das Deutsche beherrschenden Juden abgesehen. Dazu der Schmutz, Krankheiten und Seuchen, die unglaublichsten Verkehrsschwierigkeiten, die niedrige Kultur, vor allem auf dem Gebiet der Landwirtschaft, der Hygiene, der Schulen.

Hier griff nun Ludendorff mit eiserner Energie ein. Zunächst sorgte er für einen Stab auserlesener, tüchtiger Gehilfen, die Ordnung in das Chaos zu bringen suchten, und dann schuf er, vom Kleinsten anfangend und ganz von unten aufbauend, die musterhafte Organisation der Verwaltung Ober-Ost, die nicht nur in überraschend kurzer Zeit im Sattel saß, sondern auch bald weitgehendes berechtigtes Aufsehen erregte.

Der Heimat keinen Groschen zu kosten, war erstes selbstverständliches, dann aber weit überholtes Gebot der Verwaltung. Die Interessen von Heer und Heimat stets denen des besetzten



Hindenburg und Großherzog Friedrich II. von Baden in Kowno.

Nach einer Photographie.

Gebietes voranzustellen, also nach dem Wort zu handeln, „jede Kuh in Deutschland ist wertvoller als die beste in Litauen“, dazu zwangen schon die völkerrechtswidrigen Maßnahmen unserer Feinde, zwang die ständig wachsende Not in Deutschland. Aber soweit es nur irgend möglich war, führte trotzdem die Verwaltung in voller Übereinstimmung mit der Haager Konvention die Herstellung und Erhaltung geordneter wirtschaftlicher und politischer Verhältnisse durch, setzte sie sich für die wirtschaftlichen, sozialen und persönlichen Interessen der Bewohner des schwer leidenden Landes ein mit der völligen Hingabe und Objektivität, der eben nur ein Deutscher fähig ist.

Der nicht nur theoretisch gefasste, sondern auch praktisch restlos durchgeführte Grundsatz: keine Politik der Nadelstiche, nichts Kleinliches in der Verwaltung und ihrer Durchführung, so besonders auf dem Boden der Fürsorge für Schule, Kirche und Sprache, hat uns viel Freunde unter der Bevölkerung erworben. Dem gab mir Januar 17 bei meinem Abschied vom Lande auch der Kownoer Bischof, den wir aus der russischen Verschleppung durch Hilfe der Kurie wieder auf seinen Bischofsstuhl gesetzt hatten, lebhaften Ausdruck, indem er mir nach einem ebenso überraschenden, wie gut gemeinten Kuß versicherte, wir hätten ihm wieder Vertrauen und Lebensmut gegeben, er würde uns ewig dankbar sein.

Mit den denkbar geringsten persönlichen Kräften mußte die Verwaltung des ungefähr 4 preussische Provinzen oder die Größe von Bayern, Württemberg und Baden umfassenden Landes durchgeführt werden. Oft hat ein eben ernannter Kreishauptmann, nur begleitet von seinem Burschen, sich auf den Weg gemacht, um seinen Kreis — — zu suchen. Wochen vergingen, bis ihm einigermaßen genügendes Personal nachgeschickt werden konnte. So hatte im Durchschnitt ein feldgrauer Wirtschaftsoffizier die Kleinigkeit von 60 000 Morgen zu bewirtschaften! Und daneben ein gerüttelt Maß von Verwaltungstätigkeit. Denn erst allmählich und, außer in Kurland, nur in wenigen Gebieten gelang es, einheimische Kräfte zur Selbstverwaltung heranzuziehen. Alles Russische war ja geflohen, unendlich viel der Intellektuellen aus der einheimischen Bevölkerung verschleppt, möglichst alles Aktenmaterial vernichtet.

Und da regieren!



Sorstrat Escherich (in der Mitte) in dem von ihm verwalteten Bialoweszer Wald.
Nach einer Photographie.

Daß fast alle Herren der Verwaltung Ober-Ost kriegsbeschädigt und nicht mehr kriegsverwendbar waren, braucht als selbstverständlich nicht hervorgehoben zu werden.

Dazu die schwache Bevölkerung des Gebietes. Von 4 200 000 Menschen der geschätzten Friedenszahl waren nach unserer Zählung nur rund 2 200 000 geblieben. Ein Kreis in Kurland zählte z. B. auf den Quadratkilometer nur 2 Einwohner gegen 120 in Deutschland. Mit ihnen sollten alle die schweren Aufgaben auf dem Gebiet der Felderbestellung, der Waldausnutzung, der Rohstoffversorgung usw. gelöst werden! Eine anscheinend ganz unmögliche Aufgabe, und doch gelang sie glänzend, weil eben jeder sein Letztes

hergab. Was da der einsame Wirtschaftsoffizier inmitten seiner stumpfsinnigen, zunächst ganz unverständlichen Bauern — wie mancher deutsche Offizier hat da litauisch oder weißrussisch gelernt! —, was da der unerschrockene Forstmann in der meilenweiten Öde des Urwaldes oder beim Holzschlag in den unheimlichen Sümpfen von Augustowo oder Bialowes, die nur bei stärkstem Frost betretbar waren, was da der stets in Todesgefahr schwebende deutsche Gendarm fern von jeder Verbindung erlebte, durchmachte und leistete, es soll ein ewiges Ruhmesblatt in der Geschichte der oft so schwer geschmähten Etappe sein und bleiben.

Die Zentralverwaltung Ober-Ost, die das Ganze leitete, gliederte sich in allmählicher Erweiterung in 12 Abteilungen und wurde in ihrer Zusammenstellung und in ihren Obliegenheiten einem Landes-Ministerium ähnlich und vergleichbar. Diese Abteilungen waren

1. Die politische.*) Sie bearbeitete die allgemeine Landesverwaltung, das Verordnungs-wesen und die politischen Fragen, insbesondere die der Nationalitäten und vermittelte die politische Zusammenarbeit mit den obersten Heeres- und Reichsstellen, was allerdings leider nicht immer gelang. Ihr war die Druckerei Ober-Ost angegliedert, die neben sonstiger umfangreicher Tätigkeit und neben Zigaretten- und Zündholzbanderolen zum Teil auch den Darlehens-fassenschein Ober-Ost, das im Verwaltungsgebiet geltende Papiergeld, herstellte.

2. Die Finanzabteilung, die das Etats- und Kassenwesen, die direkten und indirekten Steuern, die Zölle und Monopole — Zigaretten, Branntwein und Zündhölzer — bearbeitete.**)

Wie schon erwähnt, kosten durfte die ganze Verwaltung der Heimat nichts, trotz ihren ständig wachsenden Aufgaben, im Gegenteil. Die Weitererhebung der alten russischen Abgaben war aber ausgeschlossen, da die hierzu notwendigen Unterlagen fast gänzlich fehlten. Es mußte daher eine völlige Neuregelung der Steuern vorgenommen werden, natürlich so einfach, fast könnte man sagen, so roh wie möglich. Es würde zu weit führen, das ganze System der Steuern, Zölle und Monopole hier zu entwickeln, das die finanziellen Tragbalken der Verwaltung Ober-Ost lieferte; erwähnen möchte ich nur als Beweis ihrer Großzügigkeit, daß zu gesunder Dezentralisation, zur sachgemäßen Ausnutzung der Wirtschaftskräfte und zur Vertiefung des Interesses der Verwaltungsorgane an ihrer Arbeit die sogenannte Eigenwirtschaft eingeführt wurde, die den Bezirksverwaltungen und Kreisen eigene Einnahmequellen erschloß,

*) Leiter: Hauptmann Freih. v. Gayl. **) Leiter: Hauptmann Tiefster.



Strasse mit Pappeln = Chaussee Cernay—Conde.

Weg nach Lutro.

Von der dritten Champagne Schlacht: Lichtwirkung des die große französische und englische Offensive vorbereitenden siebenstündigen Artillerie-Trommelfeuers und der Leuchtgranaten, westlich der Argonnen, gesehen von dem Gelände zwischen Senuc und Montcheutin in der Nacht vom 22. zum 24. September 1915.
Nach einer Zeichnung des Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.



um sie zur selbständigen Lösung bestimmter, ihnen ein für alle Male übertragener Aufgaben zu befähigen.

3. Die landwirtschaftliche Abteilung, der neben der Organisation der Landbestellung die Ausbarmachung der landwirtschaftlichen Vorräte des Landes für das Heer und die Versorgung der Bevölkerung des Verwaltungsgebiets oblag. *) Die außerordentlich zusammengedrückte Vegetationsperiode des Landes, seine Rückständigkeit in der landwirtschaftlichen Kultur, der Mangel jeder planmäßigen Entwässerung, die uns Deutschen ganz unmöglich scheinenden Schwierigkeiten der Bahn- und Wegeverbindungen — ganz Litauen besaß nur eine Chaussee! — und die geringe Bevölkerungsdichte stellte ganz außergewöhnliche Aufgaben. Daß neben planmäßiger Hebung der Viehzucht auch sehr bald eine systematische Ausnutzung des Fischreichtums der Küsten- und der Binnengewässer einsetzte, sei nebenbei bemerkt.

4. Die Forstabteilung für die Verwaltung und Ausnutzung der riesigen Waldbestände des Gebietes, ca. 2¼ Millionen Hektar Staatswald. **)

Die Größe der 42 Militärforstinspektionen, in denen das gesamte Gebiet zusammengefaßt war, schwankte zwischen 20 000 und 70 000 Hektar. Ihnen waren außer den unterstellten deutschen Förstern und Waldwärtern teilweise die im Lande gebliebenen Buschwächter als Hilfskräfte zugeteilt. Zum Abtransport des Holzes mußten zahlreiche Waldbahnen neu angelegt und die gesamte Flößerei in einer Hand militärisch organisiert, zur Herstellung von Schnittholz für den Ausbau der Stellungen, auch im Westen, von Bahnschwellen, ferner von Waggon-, Gruben- und Papierholz zahlreiche, elektrisch betriebene Säge- und Schwellengatter eingerichtet werden; ebenso Holzvollmaschinen, Stellmachereien, Möbeltischlereien und mehr.

So schuf, wie die amtliche Darstellung sagt, deutscher Fleiß und deutsches Geschick Betriebe der Holzindustrie, die mit den sie umgebenden Unterkunftsbaracken, Büroräumen, Entlausungsanstalten, Lazaretten für erkrankte Arbeiter, Speiseanstalten, Ställen und was sonst dazu gehört, kleine, nur durch die Feldbahn mit der Außenwelt verbundene Verkehrszentren mitten im friedlichen, unberührten Urwalde bildeten. Der Panje, der statt der mißtönenden Kreis- säge und des Pfiffs der Feldbahnlokomotive von früher her nur den Schrei des Adlers, den Ruf des Kolkraben und das Locken der Holztaube kannte, stand staunend und kopfschüttelnd über das, „was der Germanski alles macht“.

Hinzusetzen möchte ich noch, daß auch der ungeheure Bedarf an Brennholz für die Städte — so verschlang allein Wilna in einem Winter fast 600 000 Raummeter — gewaltige Aufgaben auch eisenbahntechnisch an die Forstverwaltung stellte. Trotzdem wurde diese, soviel als irgend möglich, nach forstlichen Gesichtspunkten geleitet, ja sie schritt sogar stellenweise, wo es Zeit und Arbeitskräfte gestatteten,



Hindenburg und der König von Sachsen.

Nach einer Aufnahme von W. Girde, Berlin.

*) Leiter: Major Heffel.

**) Leiter: Hauptmann Kirchner.

zu Zapfensaaten und Anlegung von Saatkämpfen. Die Schilderung der Bewirtschaftung des Bialowieser Urwaldes, das großzügige Werk des Forstrats Escherich, würde ein besonderes Kapitel erfordern.

5. Die Kirchen- und Schulabteilung, der die Leitung des Kirchen- und Schulwesens, sowie die Pflege von Kunst und Wissenschaft zufiel. *)

Die russischen Staatschulen hatten sich aufgelöst, ihre Neueinrichtung wurde erste Aufgabe der Schulverwaltung. Daneben ging die Eröffnung von Seminaren für beide Geschlechter und von Lehrer- und Lehrerinnenkursen.

Ein allgemeiner Schulzwang wurde nicht angeordnet, wohl aber regelmäßiger Besuch des angemeldeten Schülers gefordert. Die öffentlichen Schulen standen grundsätzlich allen Kindern ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses offen. Als Unterrichtssprache galt die Muttersprache, deutsch, litauisch, lettisch, jiddisch oder polnisch; nur Unterricht im Russischen war verboten. Da einheimische Kräfte oft fehlten, mußten häufig Soldgrauere als Lehrer dienen. Dieser Lehrermangel ließ aber, auch dank ihrer Ausbildung durch uns, allmählich nach, der Eifer der Schüler wuchs von Monat zu Monat.

6. Die Justizabteilung. **)

Auf dem Gebiet der Rechtspflege herrschte zur russischen Zeit im besetzten Gebiet ein ziemliches Durcheinander; russisches Recht in Kowno, Grodno und Wilna, code civil in Suwalki, deutsches Recht in Kurland seien aus dem bunten Gemisch angeführt. Die Flucht fast aller Berufsrichter und der meisten sonstigen Gerichtsbeamten, ebenso die Beseitigung fast aller Archive und Akten zwang zur Einführung neuer Gerichte: Friedensgerichte, Bezirksgerichte und ein Obergericht, unter Berücksichtigung der bisher gültigen Gesetze auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts, ferner zur Einführung des bisher nur in einzelnen Abschnitten gültigen russischen Strafgesetzbuches von 1903 in vollem Umfange und zur Übernahme der deutschen Zivil- und Strafprozeßordnung. Letztere wurde notwendig, weil sich die Beibehaltung

des außerordentlich umständlichen russischen Prozeßverfahrens als unmöglich herausstellte, und die deutschen Übersetzungen nicht zu beschaffen waren.

Alle Vorschriften sollten, den besonderen Verhältnissen der Kriegszeit entsprechend, sinngemäß anzuwenden sein.

Allgemein dürfte es interessieren, daß schon 1916, um ungesunder Bodenspekulation vorzubeugen, jede Veräußerung und Belastung von Grundstücken ohne behördliche Genehmigung verboten war.

7. Die Postabteilung für den Postverkehr der einheimischen Bevölkerung. ***)

Schon im Januar 1916 konnte der Post- und Telegrammverkehr für die Bevölkerung wieder aufgenommen werden, natürlich unter den notwendigen Sicherungen, und zwar gelang dies durch Ausnutzung der zahlreichen, über das



Zar Nikolaus mit seiner Gemahlin in Kowno.
Bild wurde in Kowno von unseren Offizieren gefunden.

*) Leiter: Major Altmann.

**) Leiter: Senatspräsident Krahenberg.

***) Leiter: Hauptmann Ziegler.

ganze Land verteilten Feldpost- und Feldtelegraphenanstalten. Wo diese fehlten, wurden für den Privatverkehr eigene „deutsche Postämter“ errichtet. Bereits im ersten Betriebsjahr hatte der Briefverkehr den Umfang von 4 Millionen Sendungen, der durch Postanweisungen abgewickelte Bargeldverkehr die Höhe von 35 Millionen Mark überschritten.

So wurde in kurzer Zeit auch hier ein weiterer Schritt auf dem Wege der Hebung von Handel und Wandel getan.

8. Die Handelsabteilung mit der Aufgabe, Handel, Gewerbe und Industrie neu zu beleben und der deutschen Wirtschaft nutzbar zu machen.*)

Hierzu kam die Bearbeitung der Rohstofffragen, des Geld-, Bank-, Kredit-, Sparkassen- und Versicherungswesens, der Industrie, Technik, des Bergbaues und der Wasserstraßen, die Regelung und Beaufsichtigung der Ein-, Aus- und Durchfuhr, des Binnenhandels und Marktverkehrs, der Preisfestsetzungen in Handwerk und Gewerbe, der Arbeiterverhältnisse, des Frachtverkehrs und der Statistik. Ein recht reichhaltiges Programm, dessen Durchführung eine besonders hervorragende Kraft erforderte.

Die amtliche Handelsstelle deutscher Handelskammern, die 1916 im Gebiet Ober-Ost ins Leben gerufen wurde, hatte die Aufgabe, die alten Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen, neue Wege zu bahnen und neben der Sicherung der wirtschaftlichen Existenzmöglichkeit der Schuldner die Einziehung von Außenständen der Vorkriegszeit zu betreiben.

Außer für das überreichlich vorhandene Holz war sonst die Ausfuhr aus dem besetzten Gebiet grundsätzlich verboten, ebenso die Einfuhr besonders von Lebensmitteln aller Art in das Gebiet von Deutschland her. Den notwendigen, in beiderseitigem Interesse gelegenen Ausgleich hier zu schaffen, war auch Aufgabe der Handelsabteilung, ebenso die Regelung des Warenaustausches innerhalb des Gebietes Ober-Ost. Da die Industrie — Tabak, Webstoff, Metall, Leder — allmählich durch die Macht der Tatsachen eine reine Heeresindustrie geworden war, und die Kaufkraft der zurückgebliebenen Bewohner, namentlich in den Städten, schwer gelitten hatte, war für eine Betätigung des Großhandels natürlich keine Möglichkeit gegeben; auch der Kleinhandel wurde hauptsächlich nur durch das Geld der Feldgrauen auf gewisser Höhe gehalten.

9. Die Landeskulturabteilung für die allgemeinen Aufgaben der Landeskultur, ferner des Pflanzenschutzes, der Melioration, des Obst- und Gemüsebaues.**)

Wohl nichts ist bezeichnender für deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, als die Tatsache, daß sich die Verwaltung Ober-Ost trotz der ungeheuren Schwierigkeiten ihrer Tätigkeit schon im April 1916 entschloß, eine Reihe von vergleichenden Sortenanbau-Versuchen mit



Fürst zu Dohna, Stellvertretender Militär-Kommissar des Roten Kreuzes.

Nach einer Photographie.

*) Leiter: Major Eilsberger. **) Leiter: Rittmeister v. Rümker.



Juden aus dem besetzten Gebiet, photographiert für den Ober-Ost-Paß.

deutschem Saatgut anzustellen, Versuche, die allmählich immer mehr erweitert und vermehrt wurden und durch Feststellung geeigneter Sorten den nächstjährigen Ertrag zu erhöhen und das Ausäen ungeeigneter Saatware, auch durch die Truppe, zu verhindern wußten. Daneben ermöglichten pflanzenpathologische Untersuchungen die erfolgreiche Bekämpfung der Raupenschädigung des Obstbaues; die selbsterzeugten Typhuskulturen schufen Rettung vor der ungewöhnlich heftigen Mäuse- und Rattenplage.

Abgesehen von den weitgehenden Bemühungen der Abteilung, die

Imkereei im Lande, die sich vor dem Kriege gewisser Blüte erfreut hatte, zu heben und zu fördern, hatte sie sich ganz besonders der Produktion und Verarbeitung von Obst und Gemüse angenommen. In Hunderten von Sammelstellen zusammengebracht, wurde dieses den Darren, Pülpestationen und Marmeladefabriken zugeführt, von denen 1916 schon 5 neu gebaut und eingerichtet waren. In dem genannten Jahre stellten die so gewonnenen Werte, Marmelade, Backobst, getrocknetes Gemüse, Obstsaft, Obstbranntwein, Obstwein, Pilze, getrocknete Blaubeeren, Sauerkraut usw., allein einen Wert von etwa 20 Millionen Mark dar.

Daß auch hier wie überhaupt alles, bei Ober-Ost, bar bezahlt wurde, wurde sehr früh angeordnet.

10. Die verkehrspolitische Abteilung mit der Auslandsabteilung.*)

Sie hatte die Kontrolle des gesamten Reiseverkehrs zu übernehmen und diese einerseits mit den militärischen Forderungen der Spionageabwehr, andererseits mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens, sowie von Handel und Industrie in Einklang zu bringen. So verlangte der Durchreise-, der Grenznah- und der Innenverkehr, der „dauernde Aufenthalt“ und der Postverkehr peinlich durchdachte und in ihrer Wirkung sehr verschieden geartete Maßnahmen. Auch die berühmten „Entlausungsscheine“ fielen in das Arbeitsgebiet dieser Abteilung. Eine wahre Riesenarbeit erforderte die Ausstellung des Ober-Ost-Passes, den jede über 10 Jahre alte Person bei sich zu führen hatte. Rund 3 Millionen Menschen mußten dazu durch unsere Paßkommandos photographiert, gemessen, gekennzeichnet und gebucht werden! Auch dies gelang.

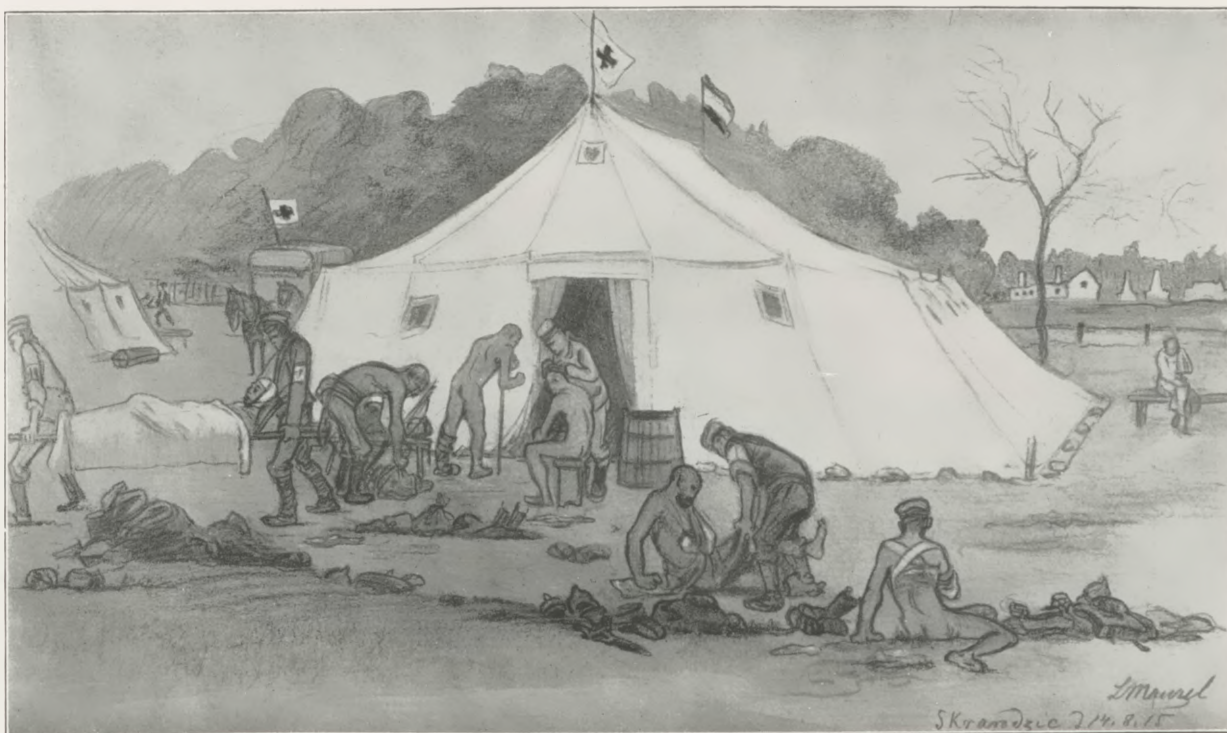
11. Die Presseabteilung.**)

Die 8 Soldatenzeitungen, die teilweise in Auflagen von 30 000 Stück und darüber erschienen und alle vorzüglich und ernst geleitet waren, wurden von den betr. Kommando-behörden, meist einem Armeekommando, herausgegeben, fielen also nicht unter das Arbeitsgebiet der Presseabteilung Ober-Ost. Dieser lag vielmehr die Aufgabe ob, eine Presse zu schaffen, die sich auch an die Bevölkerung wandte und diese über die militärische und politische Lage, sowie über die Maßnahmen und Verordnungen der Verwaltung aufklärte. So entstanden 1915 die Mitauische, Libauische, Pinsker und Grodnoer Zeitung, ferner in litauischer Sprache die Dabartis (Gegenwart), sodann 1916 die Kownoer und Wilnaer Zeitungen, in

*) Leiter: Major Schmidt-Reder. **) Leiter: Hauptmann Bertkau.

lettischer Sprache die *Dzimtenes Senas* (Heimatsnachrichten), in jiddisch die *Lezte Nais* (Lezte Nachrichten), in polnischer Sprache der *Dziennik Wilensko* (Wilnaer Tageblatt), in weißruthenisch der *Homan* (Volksstimme), ferner die *Bialystoker Zeitung* und die *Suwalkier Nachrichten*, denen sich 1917 noch die litauische *Lietuvos-Aidas* (Litauer Echo) anschloß. Die meisten Blätter erschienen mit teilweise illustrierten Beilagen. Daneben wurde noch seit 1916 in Kowno die litauische Zeitschrift *Ateitis* (Zukunft) und seit 1917 in Mitau die deutsche Zeitschrift *Kelle und Schwert* herausgegeben.

Diese gesamten Zeitungen wurden von der Presseabteilung ins Leben gerufen und zensiert. In Verbindung mit dem Wolffschen Telegraphenbüro richtete sie ferner für die genannten Zeitungen drahtlichen Nachrichtendienst ein und ebenso zwischen diesen einen Austausch von



Lazarettzelt bei Skrandzie (Herbst 1915).

Nach einer Zeichnung von Professor Ludwig Manzel.

lokalen Nachrichten, um die verschiedenen Gebietsteile in engere Beziehung und Berührung zueinander zu bringen und die Gegensätze auszugleichen.

Allmählich wurde das Gebiet mit 100 Feldbuchhandlungen durchsetzt, die möglichst weit an die Front vorgeschoben wurden. Soldatenheime und fahrbare Kriegsbüchereien suchten sie erfolgreich zu ergänzen. Zur Überwachung der Herstellung und Einfuhr von Büchern und sonstigen Druckschriften wurde das Buchprüfungsamt Ober-Ost mit einer Kontrollstelle in Leipzig der Presseabteilung angegliedert, auch wurden „Städteführer“, lokale Beschreibungen, Ansichtspostkarten und ähnliches von ihr hergestellt.

Zur Verbindung mit der Heimat, d. h. um diese durch ihre Presse fortlaufend über alles Wissenswerte im besetzten Gebiet zu unterrichten, entstand eine besondere „Korrespondenz B“, die viel benutzt worden ist. Eine Kartothek der „Übersetzungsstelle der Presseabteilung“ hatte die von ihr in das Lettische, Litauische, Polnische, Weißruthenische, Großrussische und Jiddische übersetzten Worte gesammelt und ihre Zahl auf 8000 gebracht. Die Herausgabe eines für amtliche Übersetzungszwecke geeigneten Wörterbuches in sieben Sprachen sollte sich anschließen.



Bad unserer Feldgrauen in Ober-Ost.

Nach einer Photographie.

rufsgendarmen als Berittführer aus garnisondienstfähigen Leuten aller Berufsclassen, Landwirten, Arbeitern, Beamten, Pfarrern, Malern, Referendaren, Kaufleuten usw. Ihre Patrouillen, meist von einem Hund begleitet, waren im Durchschnitt auf das Riesengebiet von je 170 Quadratkilometer angesetzt, ihr Dienst ein außerordentlich umfangreicher. Einziehung der Steuern, Prüfung der Banderolen und der richtigen Abgaben der Bevölkerung, so der vorgeschriebenen Eier für jedes Huhn, der befohlenen Menge Butter und Milch für jede Kuh, natürlich alles gegen Barzahlung, Beaufsichtigung in der Ausführung der Vorschriften bei Menschen- und Tierseuchen, Zählung der Bevölkerung und der Viehbestände, Überwachung der Heldengräber, Bekämpfung des Bandenwesens, das sind so die hauptsächlichsten Seiten ihrer Tätigkeit. So mancher Feldgendarm hat hier Gesundheit und Leben verloren, namentlich natürlich im Bandenkrieg. Waren schon im Frieden die gewaltigen und unwegsamen Wälder ein unausrottbares Schlupfmittel für Räuber und Verbrecher, der Schrecken der Nachbarschaft, wieviel mehr jetzt, wo die ständigen Verbrecher aus den russischen Deserteuren und den entwichenen Kriegsgefangenen unaufhörlichen Zuzug erhielten, sich in schwer bewaffneten und oft vorzüglich geleiteten Trupps organisierten und Stärken erreichten, die sie nicht nur zu Herren der terrorisierten Bewohner machten, sondern sogar zu Offensivunternehmungen gegen die deutschen Gendarmeriestationen befähigten. Oft mußten plan-



Heimatlos!

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.

*) Leiter: Oberst Rochus Schmidt.

mäßige Streifen von Etappen-
truppen eingerichtet werden, um
größere Banden aufzuheben oder
zu verscheuchen.

Durch sein energisches und
doch entgegenkommendes Auftreten
und seine die Bewohner zunächst
allerdings peinlich überraschende
Unbestechlichkeit wußte der Feld-
gendarm sich bald zum Vertrauten
der ihm anvertrauten Bevölkerung
zu machen.

Wie oft hat man nach dem
Kriege von Bewohnern des be-
setzten Gebietes gehört: ja damals,
als deutsche Truppen, deutsche
Gendarmen bei uns im Lande
waren, da galt Ruhe, Ordnung
und Gerechtigkeit. Aber jetzt? Ein
Auspruch, der allerdings mit
gleichem Recht und ebenso häufig
auch auf die später von uns be-
setzten Gebiete Livland, Estland,
Ukraine usw. Anwendung ge-
funden hat.

Die Gesundheitspflege im
Lande war zwar an sich kein Arbeits-
gebiet der Verwaltung Ober-Ost,
sondern unterstand direkt dem Chef
des Feldsanitätswesens, dem als
Arzt, Organisator, Philosophen und Menschen gleich hoch geschätzten Obergeneralarzt Dr. v. Kern.
Trotzdem möchte ich aber auch sie und ihre Aufgaben hier kurz streifen, da das Bild über die
deutsche Tätigkeit im besetzten Gebiet erst hierdurch für den Leser ein einigermaßen abge-
schlossenes wird.

Was unsere Ärzte im Lande an brauchbarem Personal und Material vorfanden, war
äußerst gering an Zahl und Wert. So mußte auch hier neu aufgebaut werden, neu, schnell
und doch dauerhaft. Um die Zahl der einheimischen Ärzte, die rund 100 betrug, zu erhöhen,
wurden Feldschere, einige Zahnärzte und Hebammen wenigstens für Hilfsdienstleistungen heran-
gezogen und weitere Pflegepersonen und Desinfektoren herangebildet, ebenso eine Reihe neuer
Apotheken eingerichtet. Die Hauptlast und Arbeit lag aber natürlich auf den Schultern des
deutschen Personals, von denen viele im Kampf mit den Seuchen ihr Leben einsetzten und
dahingaben.

Erste Aufgabe war die Hebung der allgemeinen hygienischen Verhältnisse, so der Umbau
und die Neuanlage von Brunnen, der Neubau von Zapfstellen, Wasserbehältern, Pumpen und
Siltern in den bestehenden, aber gänzlich verwahrlosten Wasserwerken einiger großer Städte,
der Ausbau des Kanalnetzes, z. B. in Wilna um etwa 2 ½ Kilometer und sein Anschluß dort
an alle Spitäler, viele Hotels und Privathäuser, sowie überhaupt die Regelung der Abortver-
hältnisse, die zum größten Teil ekelerregend waren, auf dem Lande teilweise sogar ganz fehlten,



Bettlerinnen und Bettler vor der Kathedrale von Suwalki.

Nach einer Zeichnung von Professor Ludwig Mangel.

die Einsetzung von Gesundheitskommissionen zur Überwachung des Nahrungs- und Genußmittelverkehrs und ähnliches mehr. Gleichzeitig und gleich energisch wurde die Bekämpfung der weit verbreiteten Seuchen, Cholera, Typhus, Ruhr und Sledfieber in Angriff genommen und bis 1918 fast vollkommen erreicht.

Auch die Schutzimpfung gegen die Pocken wurde durchgeführt. Der außerordentlich weit verbreiteten Tollwut der Hunde mußte durch Einfangen und Töten der zu Tausenden umherwildernden Hunde und — auf dem Wege der Hundesteuer erfolgreich zu Leibe gegangen werden.

Durch Einrichtung einer besonderen Dirnenfürsorge in Gestalt von Magdalenenheimen und Arbeitsstuben, durch Regelung der Irrenpflege und Internierung der Leprafranken, Eröffnung von unentgeltlichen Sprechstunden und Prüfung der hygienischen Verhältnisse in den Schulen und Gefängnissen wurde weiter der Versuch gemacht, die Bevölkerung selbst zur Mitarbeit an der Lösung der weit gesteckten Aufgaben zu erziehen.

Gerade dieses weite Stecken der Aufgaben, die sich sehr bald jede der oben genannten Verwaltungsabteilungen zu stellen mußte, war vielleicht das beste Gegenmittel gegen eine zu straffe Zentralisation in der Verwaltung Ober-Ost gegenüber den ihr unterstellten Verwaltungsbezirken des besetzten Gebietes. Aber auch die Auswahl der Persönlichkeiten, denen die Leitung der letzteren zufiel, trug neben dem Verständnis der Abteilungsleiter dazu bei, Konfliktgefahren möglichst zu beseitigen und den Verwaltungsbezirken die denkbar größte Freiheit in ihrer Betätigung zu verschaffen und zu belassen.

In ihrer inneren Organisation schlossen sich diese im allgemeinen der Organisation der Zentralverwaltung Ober-Ost völlig an.

Ihre Zahl hat geschwankt. Von ursprünglich sechs sank sie mit der fortschreitenden Durchführung der Verwaltungsorganisation durch Zusammenlegung auf vier*) und zum Schluß auf drei Verwaltungsbezirke herab: Kurland (19 000 qkm mit 270 000 Einwohnern: Deutschen und Letten), Litauen (63 000 qkm mit 1 928 000 Einwohnern: Litauern, Polen, Deutschen, Juden, Großrussen und Weißruthenen) und Bialystok-Grodno (26 000 qkm mit 712 000 Einwohnern: Polen, Juden und Weißruthenen).

Die Verwaltungsbezirke gliederten sich in Stadt- und Landkreise, geleitet von Kreishauptleuten; größere Landstädte bildeten einen eigenen Amtsbezirk unter einem Bürgermeister.

Die Landkreise, fast alle ungefähr dreimal so groß wie die der preußischen Ostprovinzen, waren in 6—7 von Amtsvorstehern geleitete Amtsbezirke zerlegt, die wieder in Gutsbezirke und Ortschaften, mit Guts- und Ortsvorstehern an der Spitze, zerfielen.

Landeseinwohner konnten im allgemeinen nur zu untergeordneten Diensten herangezogen werden; dagegen wurden Einwohnerbeiräte aus Einheimischen bei den Kreishauptleuten und Bürgermeistern gebildet, um ihre Erfahrungen und Kenntnisse möglichst weitgehend auszunutzen.

Die Verwaltung Ober-Ost kann stolz sein auf ihre ganz außerordentlichen Leistungen. Viele Parlamentarier, viele Landwirte und Industrielle sind zu ihrer Information in Kowno, dem Sitz der Hauptverwaltung, gewesen, ebenso die Vertreter der größten deutschen Zeitungen. Sie alle haben stets ihrem Erstaunen und ihrer Bewunderung über das im besetzten Gebiet Gesehene Ausdruck gegeben.

Ganz abgesehen von dem Neugeschaffenen, was bahnbrechend auch in der Heimat wirkte, so die Errichtung von Stroh- und Holzausschließungsfabriken ganz großen Stils, von einer Fabrik zur Herstellung von Terpentin und Kolophonium aus dem mühsam gewonnenen

*) Die vier Verwaltungschefs waren 1916: Rittmeister v. Gösler (Kurland), Oberstleutnant Fürst Jsenburg (Litauen), Major Graf Yorff v. Wartenburg (Wilna-Suwalki) und Rittmeister v. Heppe (Bialystok-Grodno).



Soldatenhumor im Osten (Dembona-Buda), Herbst 1915.

Nach einer Zeichnung von Professor Ludwig Mangel.

Kiefernharz, der einzigen in deutschen Händen, die Ergebnisse auf allen in Frage kommenden Gebieten bewiesen schlagend, wie hingebungsvoll und pflichttreu von den Ober-Ost-Leuten gearbeitet worden ist.

Nicht nur, daß das Land und seine Bewohner überraschend schnell Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit wieder kennenlernten und, soweit es der Krieg gestattete, Kultur sehen und fühlen konnten, nicht nur, daß der ganze Verwaltungsapparat der deutschen Heimat keinen Pfennig gekostet sondern beträchtliche Überschüsse eingebracht hat, die Erträge der landwirtschaftlichen und forstlichen Verwaltung sind in ganz ungeahntem Maße dem Heer und damit indirekt der Heimat zugute gekommen.

Es würde den Leser ermüden und über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen, wollte ich die Zahlen anführen, die hier für Getreide aller Art, Kartoffeln, Fleisch, Fett, Raufutter, Obst, Marmelade, Öle und ähnliches in Frage kommen, aber ich kann versichern, die Zahlen sind außerordentlich hoch und schwer zu unsern Gunsten ins Gewicht gefallen.

Nur wenige Kämpfer in den Schützengräben der Westfront haben z. B. wohl geahnt, um nur eins anzuführen, daß die Bretter ihrer Unterstände im fernen Litauen oder in Weißrußland geschnitten waren.

Das Lob der Verwaltung Ober-Ost soll die Verwaltungen der anderen besetzten Gebiete keinesfalls herabsetzen. Im Gegenteil; man soll ja überhaupt nicht immer vergleichen, sondern sich des Tatsächlichen erfreuen. Hoffentlich ist die Zeit nicht zu fern, wo das deutsche Volk erkennt, was es auch hier geleistet hat und stolz genug denkt, diese ungeheuren Leistungen



Erinnerungsgabe — geschaffen von Professor Constantin Starck —
der Verwaltung Ober-Ost für Hindenburg, General Ludendorff und
General von Eisenhart-Rothe.

zu preisen und sich an ihnen aufzurichten. Hervorheben möchte ich aber doch noch, daß die Entwicklung der Verwaltung Ober-Ost wohl die schwierigste von allen gewesen. Die Gründe sind ja genannt.

Daß Ober-Ost alle Hemmnisse so schnell und restlos überwand, ist hauptsächlich das Verdienst des einen Mannes, Ludendorff, dessen klarer Blick bahnbrechend und schöpferisch zielstreckend die Wege wies, dessen Objektivität und Gerechtigkeitsinn feines Verständnis für die Not, die Bedürfnisse, die Psyche des besiegten Volkes zeigte. Die leicht zu befürchtende übergroße Vorliebe des deutschen Beamten für das ihm anvertraute Land und die daraus entspringende Neigung, dieses auf Kosten Deutschlands unnötig zu schonen, wußte er von vornherein zu beseitigen. Sein hochgemuter Sinn verstand es, alle seine Mitarbeiter, wohl ohne jede Ausnahme, zur Anspannung der letzten Kraft zu begeistern. Die Mahnung, die er der Verwaltung Ober-Ost bei ihrer Gründung als Geleitwort auf den Weg mitgab: „In altpreußischer Pflichttreue und Sparsamkeit mit wenigem viel erreichen,“ wurde das Panier für alle.

So war es ein wundervolles, von gegenseitigem Vertrauen getragenes Zusammenarbeiten aller, das noch stets

nachklang, als Hindenburg und Ludendorff zum Leidwesen von Ober-Ost schon lange ihren Platz dort geräumt und zum Großen Hauptquartier übergesiedelt waren.

Mir aber, der ich staunend dieser neuen, ganz ungewohnten Arbeitsleistung des schon so ungeheuer in Anspruch genommenen Siegers vieler Operationen und Schlachten und den unbegreiflich schnell und sichtbar gewordenen Erfolgen auch auf diesem Gebiet gegenüberstand, wurde es schon damals klar, daß nur seine Ernennung zum leitenden Manne dem deutschen Volke den Endsieg verschaffen könne. Meine damaligen vielfachen und langen Gespräche mit dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg, die mir seine große Klugheit, aber auch seine Fassungslosigkeit dem Weltkriege oder „dem Kriege der Probleme“ gegenüber, wie er ihn bezeichnete, deutlich klar gemacht hatten, brachten diese Erkenntnis schnell zur Reife.*) So faßte

*) Charakteristisch für die Beurteilung der Persönlichkeit und Handlungsweise Bethmanns war mir auch seine Klage (1915), daß er über den Gang des Krieges nicht genügend unterrichtet sei. Auf meine erstaunte Frage, warum er sich das gefallen ließe, meinte er resigniert: „Was soll ich tun? Sie wissen doch auch, daß bei uns jeder Reserveleutnant vom Kriege mehr versteht als ein Kanzler.“ Und als ich erwiderte: „Die Kabinettsfrage stellen,“ sagte er: „Glauben Sie nicht, daß ich am Amte klebe. Wenn ich jetzt aber meinen Abschied erbitte, sagt der Kaiser: in meiner schwersten Stunde verläßt mich mein Kanzler, und dann muß ich bleiben, und die Sache ist schlimmer als zuvor.“ — Der Gedanke, daß er dann eben nicht bleiben dürfte, kam ihm nicht. —

ich Ludendorffs Arbeit in der Verwaltung Ober-Ost gewissermaßen als die Einarbeitung, die Vorprüfung für den Reichskanzlerposten auf. Als 1917 Bethmann Hollwegs Rücktritt bevorstand, habe ich in diesem Sinn zu wirken versucht. Ich sagte mir, daß allein ein Reichskanzler Ludendorff imstande wäre, alle Kräfte des Volkes einheitlich zusammenzufassen zu dem einen großen Ziele, der einen gewaltigen Aufgabe, den Vernichtungswillen des Feindes zu brechen, und daß der Reichskanzler oder Diktator Ludendorff allein der Mann wäre, diesen Siegeswillen des deutschen Volkes dem feindlichen Auslande gegenüber klar, unverrückbar und überwältigend zum Ausdruck zu bringen. Ich bin noch heute fest überzeugt, daß der Ausgang des Krieges dann ein ganz anderer geworden wäre. Leider bin ich mit meinen Bestrebungen nicht durchgedrungen.

Man wird mir vorwerfen: Du hast deinen Helden Ludendorff reichlich genug gelobt. Hast du denn nichts an seinem Charakter zu tadeln oder auszusetzen?

Natürlich hat auch Ludendorff Fehler; ich will einige nennen. Er hält z. B. treu an Personen fest, die dies nicht verdienen. Öster hat er mir geschrieben: „Hätte ich Ihnen damals nur mehr geglaubt. Aber mein Anstandsgefühl hielt mich zurück.“

Es ist also sehr schwer, ihn dazu zu bringen, jemand fallen zu lassen, dem er einmal sein Vertrauen geschenkt hat, und diese Eigenschaft hat ihm schon oft geschadet.

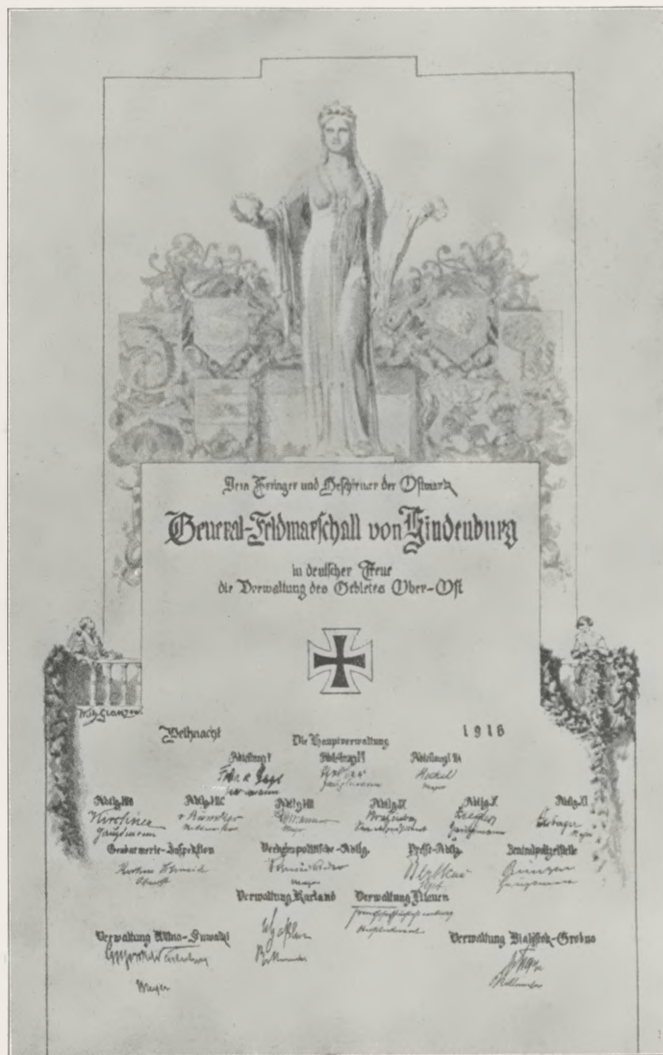
Ebenso die andere, daß er die Menschen überschätzt. Er sieht sie nicht so, wie sie sind, sondern so, wie sie sein müßten. Er schließt von sich auf andere, glaubt, mit lauter Ludendorffs rechnen und arbeiten zu können. Die Erfahrungen gerade der letzten Jahre haben da allerdings schon heilsam gewirkt.

Sie haben auch seinen dritten Fehler, seine glühende, auch mal über das Ziel hinaus schießende Impulsivkraft, schon stark ausgeglichen, wenn diese auch, Gott sei Dank, noch recht erheblich vorhanden ist.

Aber all diese Fehler sind meines Erachtens nicht imstande, das Bild des echten deutschen Siegfried zu verwischen, das für jeden, der ihn genau kennt, fest eingeprägt dasteht.

Daß ein Mann wie er viel angegriffen wird, darf nicht überraschen. Was sagte doch Bismarck zu Moltke, als er 1871 neben ihm beim Einzuge der Truppen durchs Brandenburger Tor ritt und die Menge ihn umjubelte? „Ja, Excellenz, hätten wir den Krieg verloren, dann hingen wir hier an den Laternenpfählen!“

Also solche Angriffe sind menschlich, wenn auch recht betrüblich. Schwer traurig aber ist es,



Adresse — gemalt von Wilhelm Granzny in Berlin — zur Erinnerungsgabe der Verwaltung Ober-Ost.

daß auch seine Bewunderer und Anhänger öfter auf Anklagen und Anschuldigungen hereinfallen, ohne sie sofort und gründlich nachzuprüfen.

Ich habe mich in solcher Lage stets dieser Aufgabe unterzogen und bisher immer die Grundlosigkeit der Anklage, die leider so oft dem Neid und auch der Rachsucht ihren Ursprung verdankt, einwandfrei nachweisen können.

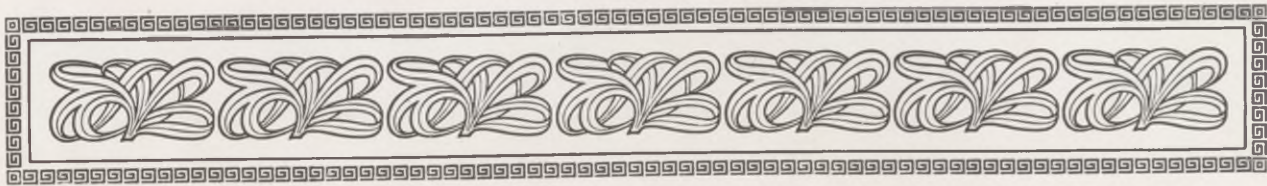
So wird, davon bin ich überzeugt, bald wieder eine Zeit kommen, jener gleich, wo ganz Deutschland zusammenkam — es ist noch nicht lange her! —, und viele, viele Millionen zur Ludendorff-Spende zusammenbrachte.

Der Feldmarschall verfolgte mit größtem Interesse den Aufbau und die Entwicklung der Verwaltung des durch sein Schwert eroberten Gebietes. Gerade das Eigenartige ihrer Konstruktion, die im Gegensatz zu den bestehenden Generalgouvernements einen rein militärischen Charakter zu wahren wußte, ohne daß irgendein Ministerium oder ein Parlament hineinreden durften, lag seiner Persönlichkeit ganz besonders. Mit eiserner Pflichttreue und der hochgespannten Gewissenhaftigkeit seines Charakters hat er die ihm obliegenden Aufgaben des Oberbefehlshabers Ost, die denen eines absoluten Herrschers gleichkamen, aufgefaßt und erfüllt und der Verwaltung Ober-Ost, wo es nötig war, seinen mächtigen Schutz angedeihen lassen.

Ihrer Dankbarkeit den beiden Männern gegenüber, Hindenburg und Ludendorff, die ihr ihren Stempel aufdrückten, gab diese durch Überweisung der prachtvollen, von Professor Starck geschaffenen Erinnerungsgabe Ausdruck, die hier im Bilde wiedergegeben ist.



Reliefdarstellung auf der Rückseite der Erinnerungsgabe
der Verwaltung Ober-Ost.



Chef des Generalstabes des Feldheeres.

Don

Paul Lindenberg.

Wir saßen, zwei Musketiere und ich,
An der Somme im Bereitschaftsteller.
Der Tod knapp über das Häuschen strich,
Die Decke war dünn wie ein Teller.

Der Stein war kalt und die Luft so dumpf,
Im Mauerwerk pfliffen die Ratten,
Da fiel uns das Herz aus der Hof' in den Strumpf,
Weil wir alles verloren hatten.

Es sprach der Müller mit zorn'gem Sinn —
Er schmiß den Helm in die Ecke:
„Nun ist auch der letzte Graben hin,
Und der Deutsche kampiert im Drecke.“

Nun sind von der braven Kompagnie
Die letzten sieben gefangen.
Der Rest ist unter der Artillerie
In Brei und Sezen gegangen.“

Der Kamerad Schulze — er war ein Schmied —
Der seufzte in tiefem Jammer:
„O Deutschland, es ist das alte Lied,
Dir fehlt auf den Amboß der Hammer.“

Du hast so viel brave und fleißige Leut',
Wohl an die siebzig Millionen,
Du bist so reich! Und doch fehlt's uns heut'
An Sliägern, Granaten, Kanonen.

Ich kann doch mit meinem Bajonett
Nicht gegen die Brummer stechen —
Wenn ich bloß dreitausend Kanonen hätt',
An dem Franzmann wollt ich mich rächen.“

Da stampft' ich auf und schrie hinein,
Mir war's zum Verrecken zumute:
„Kameraden, es kann nicht, es darf nicht sein,
Daß Deutschland so elend verblute!“

Die Luft war dumpf und der Stein so kalt,
Wir schwiegen in Furcht und Grimmen —
Da hob sich draußen vorm Kellerspalt
Ein Lärm von verworrenen Stimmen —

Ein Lärm zuerst, dann brach sich durch
Das wilde, das wachsende Brausen,
Der Name, der Name — Hindenburg!
Wie Glocken mit wuchtigen Pausen.

Da schrie schon einer: „Herzaß und Treff
Und die Jungen alle viere,
Der Hindenburg ist Generalstabschef,
Und der Ludendorff macht die Quartiere!“ — — —

Da haben wir uns still angeschaut,
So mitten aus Dreck und Tränen,
Und keiner hat sich ein Wort getraut,
Denn die Zunge stak zwischen den Zähnen.

Doch endlich der Müller sich lang erhob,
Er war in der Gruppe der Ältste,
Er sprach, und der Jubel weiterstob,
Und das Brausen sich weiterwälzte: . . .

„Kameraden, es bläst ein frischer Wind,
Mir fährt ein Sturm in den Nacken,
Mir ist, als müßten wir, so wie wir sind,
Den Feind an die Gurgel packen.

Mir ist, weiß Teufel, als führt' ich im Arm
Den Bliß aus dreitausend Kanonen,
Das Herze ist mir so warm, so warm,
Als wär's aus lauter Patronen.

Die alten Kämpfer heran, heran!
Es narben vor Freude die Wunden:
Der Kaiser hat seinen treusten Mann,
Er hat seinen Roland gefunden!“ — —

So passend schildert von der Holz in seinem in der „Liller Kriegszeitung“ abgedruckten Gedicht die Stimmung an der Westfront, als dort die Nachricht von der Berufung Hindenburgs zum Chef des Generalstabes des Feldheeres und seines getreuen Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister eintraf.

In seiner schlichten Art berichtet der Feldmarschall darüber in seinen „Erinnerungen“:
„Am 29. August (1916) vormittags traf ich in Begleitung meines Chefs in Pleß ein. Auf dem



Im Großen Hauptquartier in Pleß.

Nach einer Aufnahme von R. Sennede, Berlin.

Bahnhof empfing mich im Auftrage des Kaisers der Chef des Militärkabinetts. Aus seinem Munde erfuhr ich zuerst die für mich und General Ludendorff beabsichtigten Ernennungen. Vor dem Schlosse in Pleß traf ich meinen Allerhöchsten Kriegsherrn selbst, der das Eintreffen J. M. der Kaiserin, die von Berlin aus kurz nach mir Pleß erreicht hatte, erwartete. Der Kaiser begrüßte mich sogleich als Chef des Generalstabes des Feldheeres und General Ludendorff als meinen Ersten Generalquartiermeister. Auch der Reichskanzler war von Berlin aus erschienen und augenscheinlich von der Veränderung in der Besetzung der Chefstelle, die ihm Seine Majestät in meiner Gegenwart mitteilte, nicht weniger überrascht als ich selbst. Ich erwähne dies, weil auch hier die Legendenbildung eingesetzt hat. — Die Übernahme der Geschäfte aus den Händen meines Vorgängers vollzog sich bald nachher. General von Falkenhayn reichte mir zum Abschied die Hand mit den Worten: „Gott helfe Ihnen und unserem Vaterland.“ Welche Gründe unsere plötzliche Berufung in den neuen Wirkungskreis veranlaßten, erfuhr ich aus dem Munde meines Kaisers, der meines Vorgängers stets ehrend gedachte, weder bei der Übernahme meiner neuen Stellung noch später. Derartige Feststellungen rein historischen Wertes zu machen, fehlte mir immer die Neigung, damals aber auch die Zeit. Drängten sich doch die Entscheidungen nicht nach Tagen, sondern nach Stunden.“ —

Ja, die Stunden drängten zu entscheidenden Taten von weltgeschichtlicher Bedeutung!

Eine Welt von Feinden war Deutschland und seinen wenigen Verbündeten entstanden! Glänzende Erfolge hatten die deutschen Waffen errungen, im Westen waren gleich nach Beginn des Krieges neue, unverwelkliche Lorbeeren um die ruhmreichen Feldzeichen gewunden worden: nennen wir nur die Namen Lüttich, Mülhausen, Lagarde, Metz, Longwy, Semoy, Dalenciennes, Namur, so daß schon am 25. August 1914 Feldmarschall Freiherr von der Goltz



General d. Kavallerie von Einem, Kommand. General des VIII. Armeekorps, später Führer der 3. Armee.

Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Berlin.

Serben bekämpfen. Mag der bulgarische Soldat von Sieg zu Sieg fliegen. Vorwärts, Gott segne unsere Heere!" so hatte König Ferdinand von Bulgarien seine an sein Volk gerichtete Kundgebung geschlossen.

König Ferdinand — „er machte auf mich den Eindruck eines hervorragenden Diplomaten," schreibt Hindenburg von ihm; „sein politischer Blick ging weit über die Grenzen des Balkans hinaus; mit Meisterschaft verstand er es dabei, in den großen entscheidenden Fragen der Weltpolitik die Stellung seines Landes wirkungsvoll zu beleuchten und in den Vordergrund zu rücken, er war zurzeit jedenfalls einer der bedeutendsten Herrscher und bewährte sich uns gegenüber als treuer Bundesgenosse" — durfte mit Recht von dem siegreichen Vorrücken der Mittelmächte sprechen, für die sich, sofort mit dem Beginn des gemeinsamen

zum Generalgouverneur von Belgien ernannt werden konnte. Dann reiheten sich die Siege bei Verdun, St. Quentin, Reims an, die Festungen Givet, Maubeuge, Antwerpen wurden erobert, freilich erfolgte nach der fast gewonnenen Schlacht an der Marne der verhängnisvolle Rückzug in das Aisne-Gebiet.

Doch wir wollen hier keine Kriegschronik geben, nur noch erwähnen, daß am 12. November 1914 die Türkei, die zunächst neutral bleiben wollte, den heiligen Krieg verkündete, sich damit an die Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns stellend, daß am 23. Mai 1915 Italien an Österreich-Ungarn den Krieg und am 5. Oktober desselben Jahres Bulgarien den Krieg an Rußland erklärte, bald darauf jenen an Serbien, England, Frankreich, Italien. Daß Bulgarien seine Sache mit jener der Mittelmächte verknüpfte, war von größter Bedeutung für die gesamte Kriegslage, denn nun konnte man hoffen, direkt eine Verbindung mit der schwer bedrängten Türkei herzustellen, nachdem Serbien niedergerungen war. „Wir werden zugleich mit den tapferen Armeen der Mittelmächte die



General d. Inf. von Emmich, Kommand. General des X. Armeekorps.

Nach einer Aufnahme von Max. Möhle, Hannover.



Der neue Marschall Vorwärts
Nach einem Original von Professor Hugo Vogel.



Angriffes gegen Serbien Erfolg an Erfolg reihte, trotz tapferem Widerstande.

Der ward auch dem bulgarischen Vordringen entgegengesetzt, ohne ihn aufhalten zu können. Auf einer Front von 300 Kilometern stießen die Bulgaren in brausendem Siegesturme, nach umsichtigem strategischen Plane, vor, an drei Hauptstellen mit den Zielen Zaischar, Nisch und Pirot, sich auch schnell des wichtigen Ueskub in heißem Kampfe bemächtigend, in jedem, wagemutigem Stoße bis ins Herz Mazedoniens dringend. Nachdem am 26. Oktober durch Offiziers-Patrouillen die Verbindung zwischen der bulgarischen und der deutschen Armee hergestellt und der Donauweg freigelegt war — Kaiser Wilhelm sandte aus dieser Veranlassung an König Ferdinand ein herzliches Glückwunsch-Telegramm — ward von den kraftvoll vor-dringenden Bulgaren am 28. Oktober Pirot und am 5. November Nisch genommen, wobei neben Tausenden von Gefangenen wertvollstes Kriegsmaterial erbeutet ward. In der zweiten Novemberhälfte überschritt der letzte serbische Soldat die Grenze seines Mutterlandes — es war im



Generaloberst von Kluck, Führer der 1. Armee.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph A. Kühlerwindt, Königsberg.



Generaloberst Freiherr von Hausen, Führer der 4. Armee.

Nach einer Aufnahme von James Aurig, Dresden.

Besitz der Verbündeten, die weit über 500 Geschütze erobert hatten.

Die Kunde der Siege erweckten in ganz Bulgarien jubelnde Freude. Sofia hatte reichsten Slaggenschmuck angelegt und stürmische Huldigungen wurden dem König dargebracht. Letzterer hatte sich gleich nach Kriegsausbruch an die Front begeben, die Truppen in der Gefechtslinie besuchend und den Kämpfen, so jenen nahe Kumanowo im heftigsten Artilleriefeuer, beiwohnend, von seinen Soldaten und der mazedonischen Bevölkerung freudig begrüßt. Und das Eiserne Kreuz I. Klasse, das ihm Kaiser Wilhelm alsdann verliehen, und das von Kaiser Franz Joseph gesandte Militärverdienstkreuz I. Klasse, hatte er sich redlich verdient!

Das folgende Jahr sollte neue Arbeit für die Bulgaren im Verein mit den Verbündeten bringen: am 27. August 1916 hatte, gleichzeitig mit der Kriegserklärung Italiens an Deutschland, Rumänien an Österreich-Ungarn den



General d. Inf. von Heeringen, Führer der 7. Armee, später Oberstkommandierender des Küstenschutzes.

Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid, Berlin.

Krieg erklärt, worauf auch sofort Deutschland in den Kriegszustand mit Rumänien trat und sich Bulgarien anschloß.

Anfangs August war Hindenburg der Oberbefehl an der gesamten Ostfront übertragen worden; dies ermöglichte ein einheitliches Zusammengehen der versammelten Truppen vom Sinißchen Meerbusen bis zur rumänischen Grenze und bewies die treue Waffenbrüderschaft der Verbündeten, denn alsbald gesellten sich zu diesen und den österreichisch-ungarischen Truppen auch türkische. Mit Ludendorff besuchte Hindenburg die östliche Front, wo die Heeresgruppe Einsingen unter ihrem bewährten Führer und den Generalen Litzmann wie von Bernhardt all' die wütenden Angriffe der Russen trotz Schwächung der Linien abgewiesen hatten. Sie wandten sich dann mehr den Österreichern zu, dort teilweise Boden gewinnend, so daß, soweit dies möglich, weitere deutsche Hilfe gesandt werden mußte. — In dieser schweren Zeit war Hindenburgs Berufung an die Spitze des Heeres erfolgt.

Im Sommer hatte die allgemeine Offensive der Feinde begonnen, mit gewaltiger Überlegenheit und unerschöpflichem Material mancherlei Erfolge erringend. An der Somme tobte in kräfteaufreibendem Hin und Her der Kampf, wobei die Franzosen und Engländer über eine hervorragende Artillerie, stets ergänzte Munition und sehr gute Luftstreitkräfte verfügten. Die Kämpfe bei Verdun waren für uns verlustreich und ergebnislos verlaufen. Hindenburg bewog den Kaiser, die Angriffe einzustellen. Im Osten war Brussilow mit Riesenheeren in Galizien eingebrochen und hatte die Verbündeten zurückgedrängt; die Italiener holten am Isonzo zu neuen Schlägen aus, nachdem sie den österreichisch-ungarischen Truppen Görz genommen hatten, die Saloniki-Armee drohte in Bulgarien einzufallen, und nun waren auch noch die Rumänen hinzugekommen und saßen Fuß im unverteidigten Siebenbürgen, von dort aus Ungarn bedrohend.

Am 5. September trat Hindenburg, von Ludendorff begleitet, die Fahrt nach dem Westen an, über Charleville Cambrai erreichend, wo sich das Hauptquartier des Kronprinzen Ruprecht von Bayern befand. Er gewann lebhaftere Eindrücke von den unmittelbaren Vorgängen an der Front, in die vorhandenen Kräfteverhältnisse und taktischen Anschauungen der Führer, prüfte, welche Änderungen nötig waren, sah die Wichtigkeit der Verstärkungen an Artillerie, Munition, Fliegern und Flugmaterial sowie bessere Ablösungsmöglichkeiten durch frische Truppen ein. Neue Angriffs- und Verteidigungsmethoden mußten erprobt, Ausrüstungs- und Ausbildungsfragen erörtert und beschlossen werden.

Zurückgekehrt nach dem Großen Hauptquartier, das sich in Pleß in Oberschlesien befand, wo der Kaiser mit seinem Gefolge das Schloß bewohnte, während Hindenburg in einem be-

nachbarten grünspannenen Gebäude sein schlichtes Heim genommen, wurden die weiteren Operationen bestimmt, ausgearbeitet und ausgeführt. Rumänien, dessen Eintreten in den Krieg seitens unserer Feinde mit so hellen, verheißungsvollen Posaunenstößen angekündigt worden war, wurde binnen wenigen Wochen gründlich niedergeworfen, nachdem man es von verschiedenen Seiten aus gehörig in die Zange genommen. Unter Führung der Generale Falkenhayn und Arz drang man von Siebenbürgen her in das Königreich ein, Madensen stieß, nachdem die Bulgaren in der Dobrudscha ruhmvolle Arbeit getan, über die Donau vor und konnte bereits am 6. Dezember seinen Einzug in Bukarest halten. In ungestümem Siegeslauf waren binnen wenigen Wochen weiteste Teile des Landes mit dessen reichen Bodenschätzen besetzt worden, was nicht nur in militärischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung von größtem Wert für uns und unsere Verbündeten war. Diese gewaltigen, schnellen Erfolge übten auch ihren beträchtlichen Einfluß auf die Brussilowsche Offensive aus, die Rußland wiederum ungeheure Opfer gekostet,



General d. Inf. von Beseler, Führer des 3. Reservekorps, später Gouverneur von Warschau.

Nach einer Aufnahme von Ernst Sandau, Berlin.



Generaloberst von Einsingen, Kommandierender General des II. Armeekorps, später Führer der Heeresgruppe Einsingen.

Aus Karl Bauer: „Führer und Helden, Federzeichnungen aus dem Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, Berlin.“

und ließen die deutsche Tatkraft, die nach zweijährigem, hartem Kriege nicht im mindesten erlahmt war, in hellem Licht erstrahlen. Auch die männermordende Sommeschlacht war nach fünf schweren Monaten für die Gegner ohne ein die Aufwendung an Gut und Blut — man rechnet die Verluste der Engländer auf 500 000, jene der Franzosen auf 250 000 Mann — lohnendes Ergebnis verlaufen; der gesamte Geländegewinn betrug 300 Quadratkilometer.

Was zu diesen frischen Ruhmestaten Hindenburg als Generalstabschef beigetragen, erkannte der Kaiser mit herzlichen Worten an, die das Großkreuz des Eisernen Kreuzes — die höchste militärische Auszeichnung, die in diesem Kriege dem Feldmarschall als erstem zuteil geworden — begleiteten: „Der rumänische Feldzug, der mit Gottes Hilfe schon jetzt zu einem glänzenden Erfolge führte, wird in der Kriegsgeschichte aller Zeiten als ein leuchtendes Beispiel genialer Feldherrnkunst bewertet werden. Von neuem haben Sie die großen Operationen mit seltener Umsicht in glanz-



Bau einer Eisenbahnbrücke im Osten.

Aus Bucherer, „Aus Galizien und Polen“, Verlag E. Reinhardt, München.

voller Anlage und mit größter Energie in der Durchführung, mustergültig geleitet und mir in vorausschauender Fürsorge die Maßnahmen vorgeschlagen, die den getrennt anmarschierenden Heeresteilen zu vereinten Schlägen den Weg wiesen. Ihnen und Ihren bewährten Helfern des Generalstabes gebührt dafür aufs neue der Dank des Vaterlandes, das mit stolzer Freude und in Bewunderung die Siegesnachrichten vernommen und mit sicherer Zuversicht und vollem Vertrauen auf solche Führer der Zukunft entgegen sieht."

Über den täglich sich erneuernden und vermehrenden Sorgen um die Kriegsführung vergaß der Feldmarschall nicht jene für die Heimat. Im November richtete er an den Reichskanzler ein Schreiben, in welchem er in ernstesten Worten die Ernährungsfrage behandelte, die in engem Zusammenhang mit der Arbeiterfrage stand. Denn es ist, so bemerkte er, unmöglich, daß unsere Arbeiterschaft leistungsfähig bleibt, wenn es nicht gelingt, ihr eine ausreichende Menge Fett zuzuführen. Er gab hierzu verschiedene Anregungen und schloß: „In eindringlichster Weise bitte ich, allen Bundesregierungen, Verwaltungs- und Kommunalbehörden den Ernst der Lage vor Augen zu führen und sie aufzufordern, die ausreichende Ernährung unserer Kriegsindustriearbeiter mit allen Mitteln zu betreiben, starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer des Heimatheeres hinter Pflug und Schraubstock zu einmütigem Handeln zu verbinden und den furor teutonicus in der Heimat beim Bauern wie beim Industriearbeiter und Städter zu wecken. Ich habe den Eindruck, daß der beste Wille und die Tatkraft unserer in ihrer Tüchtigkeit und Lauterkeit unübertroffenen Beamtenwelt mürbe wird durch das Bestreben, in langwierigen Beratungen den Bedenken aller Art möglichst gerecht zu werden. Unentschlossenheit ist die Folge. Eure Excellenz wollen die darin liegende Gefahr nicht



König Ludwig III. von Bayern an der österr.-ungar. Heeresfront.

Aufnahme des Kriegsministeriums, Wien.



Österr.-ungar. Infanteriestellung auf einem Gebirgskamm in den Alpen.

Aufnahme des Kriegsministeriums, Wien.

verkennen. Das Volk will starke, entschlußkräftige Beamte sehen, dann wird es auch selbst stark sein und mancher unbequemen Maßnahme willig sich beugen.“

Das waren kraftvolle Worte, die mit erfrischender Offenheit wunde Stellen unseres Lebens hinter der Front darlegten und auf schnelle Abhilfe drangen, Kleinlichkeit und Ängsterei energisch beiseite schiebend. „Hindenburg ruft, ruft uns“, hieß es in weiten Kreisen der Landwirtschaft, und der Ruf wurde gehört und fand Erfüllung, fand Erfüllung durch die „Hindenburgspende“, die in den ersten sechs Wochen mehr als 1½ Millionen Kilogramm Schmalz, Speck und Fleischwaren für die Rüstungsarbeiter der deutschen Industrie ergab.

Und noch in anderer Weise sorgte Hindenburg für die Sicherheit der Heimat, durch Schaffung des Vaterländischen Hilfsdienstes, durch Mobilisierung der Heimarmee, der all die Millionen Männer, die aus irgendwelchen Gründen nicht die Waffen trugen, und zwar bis zu ihrem 60. Jahre, in den Dienst des Vaterlandes stellte, das nun über sie, über ihre Zeit und Arbeitskraft verfügen konnte. Millionen von Muskeln wurden gestrafft, Millionen von Köpfen wurden neue Ziele angegeben, Millionen von Herzen mit heißem Schlag für das allgemeine Wohl erfüllt. Anfangs Dezember wurde das Gesetz vom Reichstag angenommen, erfreut drahtete der Feldmarschall dem Reichskanzler: „Die Heimat leistet damit dem Feldheer einen Dienst, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann.“

Nach außen wie im Innern stark gerüstet, um allen Stürmen zu trotzen, auf glänzende Erfolge in Rumänien blickend, bot der Kaiser in Übereinstimmung mit unseren Verbündeten den Feinden die Friedenshand dar, was der Reichskanzler in der denkwürdigen Reichstags-sitzung vom 12. Dezember der atemlos aufhorchenden Welt verkündete, zugleich mitteilend, daß er am Morgen desselben Tages den Vertretern jener Mächte, die unsere Rechte in den feindlichen Staaten wahrnehmen, die Note zur weiteren Übermittlung übergeben habe. Die



Hindenburgs Besuch beim österr.-ungar. Armeekommando.

Aufnahme des Kriegsministeriums, Wien.

Rede schloß: „In schicksalschwerer Stunde haben wir einen schicksalschweren Entschluß gefaßt. Er ist durchtränkt mit dem Blute von Hunderttausenden unserer Söhne und Brüder, die ihr Leben gelassen haben für der Heimat Sicherheit. Menschenwitz und Menschenhand können in diesem Völkerringen, das alle Schrecknisse irdischen Lebens, aber auch die Größe menschlichen Mutes und menschlichen Willens in nie gesehener Weise enthüllt hat, nicht bis an das Letzte heranreichen. Gott wird richten. Wir wollen furchtlos und aufrecht unsere Straße ziehen, zum Kampfe entschlossen, zum Frieden bereit!“

Höhnisch wiesen die Feinde unser Angebot zurück. Sie hielten es gar nicht für nötig, sich nach unseren Bedingungen zu erkundigen, sondern stellten sofort die ihrigen auf, durch deren Erfüllung Deutschland und die Verbündeten ihr Todesurteil unterschrieben hätten. Ihr Vernichtungs- und Eroberungswille enthüllte sich, denn sie, die mit heuchlerischen Worten vorge-

geben, für Freiheitsliebe und Menschlichkeit zu kämpfen, hatten nur die Knechtung der Freiheit Europas und der Meere im Auge.

Wir hatten es wahrlich ehrlich mit unserer Friedensliebe gemeint — gut, die Feinde wollten es nicht anders, so sollten sie von neuem die Schärfe des deutschen Schwertes und die Widerstandskraft des Heldengeistes verspüren.

„Und Hindenburg rastet nicht, die militärischen Operationen gehen weiter,“ so hatte der Reichskanzler unter dem Beifall aller Parteien im Reichstage erklärt. Das Vertrauen auf unsere Oberste Heeresleitung zeigte sich auch darin, daß man mit völliger Ruhe die Anfang Februar erfolgte, durch nichts begründete Kriegserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika, denen sich noch weitere Staaten Mittel- und Südamerikas, sowie alsbald Siam, Liberia, und China anschlossen, entgegennahm.

Im Westen hatte Hindenburg, der rechtzeitig für Verstärkung unserer schweren Artillerie und Ausbau des Flugwesens gesorgt, einen meisterhaften Schachzug gemacht, der seit Monaten mit Anspannung aller Kräfte vorbereiteten französisch-englischen Offensive zuvorkommend, indem er die deutsche Front zwischen Arras und der Aisne sowie zwischen Avre und Oise zurückbog, ohne daß die Feinde etwas merkten, längst umsichtig vorbereitete festere Stellungen bezog und so die gegnerischen Pläne gehörig durchkreuzte. Das frei gewordene

Gelände war gründlich unbrauchbar gemacht worden, ihre in langer Winterszeit geschaffenen strategischen Hilfsmittel konnten die Nachdrängenden nicht in der erhofften Weise ausnutzen, unsere Front ward um 70 Kilometer verkürzt und wurden hierdurch wesentliche Truppenteile zu anderer Verwendung frei. Das Ganze war eine strategische Meisterleistung ersten Ranges.

Selbst die Feinde erkannten die geniale Frontveränderung an, schrieb doch die vielbeachtete Londoner Wochenschrift „Truth“ („Wahrheit“): „Der deutsche Rückzug an der Ancre erscheint als die größte Meisterleistung, die der deutsche Generalstab in diesem Kriege vollbrachte“, und ähnlich, wenn auch sehr widerwillig, urteilten französische und italienische Militärkritiker.

Der Wurf war also voll gelungen.

Wiederholt überzeugte sich der Feldmarschall von Kreuznach aus, wohin das Hauptquartier im Februar 1917 von Pleß verlegt worden war, von der Durchführung seiner Anordnungen, einen Sonderzug mit Arbeits- und Telegraphenwagen benutzend, auf bestimmten Haltestellen die Tagesmeldungen empfangend und, falls nötig, sogleich Bestimmungen treffend. Sein Erscheinen im Felde war stets ein Festtag für Offiziere und Soldaten. Sonst ging im Großen Hauptquartier alles seinen ruhigen, pflichtfreudigen Gang und die Bewohner des

hübschen, von der plätschern- den Nahe durchflossenen Badeortes merkten wenig davon, daß letzterer der Brennpunkt weltgeschichtlicher Ereignisse geworden war.

Hatte die im März in Rußland ausgebrochene Revolution, die den Zaren Nikolaus vom Throne stieß und später zu seiner und der Seinen Ermordung führte, zur Folge, daß an der Ostfront zunächst Ruhe herrschte, so fanden desto heftigere und blutigere Kämpfe im Westen statt. Anfangs April begann der große englische Angriff bei Arras und kurz danach der französische an der Aisne,



Österr.-ungar. Infanterie in überschwemmtem Gebiet bei Canziano.

Aufnahme des Kriegsministeriums, Wien.



Österr.-ungar. Infanterie auf einem Alpengipfel.

Aufnahme des Kriegsministeriums, Wien.



Artillerie in der Westwalachei.
Nach einer Zeichnung von V. G. Wowe.

und beide wurden mit Zwischenpausen bis in den Mai mit zähester Hartnäckigkeit und einem noch nicht dagewesenen Einsetzen von Menschenmaterial — die Franzosen brachten 51, die Engländer 53 Divisionen in den Kampf — fortgesetzt, um im Juni seitens der Engländer im flandrischen Wyttschaetebogen erneuert zu werden. Wohl gelang es den Feinden, in unsere durch einen Tag und Nacht stattgefundenen, unerhörten Geschosshagel eingeebneten vordersten Linien zu dringen, unter den allerschwersten Verlusten, die eigentlichen Stellungen erreichten sie nicht und noch weniger glückte ihnen der so sehnlich

erstrebte Durchbruch, im Gegenteil, durch kühne deutsche Vorstöße verloren sie vielfach wieder das Errungene. Die Hindenburgsche Strategie hatte sich aufs glänzendste bewährt, in enger Verbindung mit dem unerschrockenen Mut, der beispiellosen Standhaftigkeit und straffen Disziplin unserer Truppen, deren Taten das Höchste bedeuteten, das die Weltgeschichte in soldatischer Beziehung zu verzeichnen hat.

Die Kriegslage gestattete Hindenburg und seinem Generalstabschef Anfang Juli einen Besuch in Wien, wo beide Feldherren mit begeistertem Jubel aufgenommen wurden. Sie hatten hier wohl die Aufgabe, den Verbündeten das Rückgrat zu stärken, das etwas schwach geworden, so daß sich der Körper nach Frieden und Ruhe sehnte. Dies war aufs deutlichste aus einem Bericht des Grafen Czernin an den Kaiser Karl hervorgegangen, der unserer Heeresleitung mitgeteilt worden war und der großes Friedensbedürfnis verriet.

Auch in Deutschland fehlte es nicht an ähnlichen Bestrebungen, und Hindenburg wurde nicht müde, das deutsche Gewissen zu schärfen, zum Durchhalten aufzufordern und die Entmutigten zu ermuntern. Der so glänzend durchgeführte Lügenfeldzug der Feinde trieb auch bei uns seine schlimmen Früchte, ausländische Agenten und Spione verbreiteten törichte Gerüchte, die Ernährungsschwierigkeiten zermürbten vieler Nerven.

Mehr wie in jedem anderen Kriege gingen diesmal Mannesmut mit guter Ausrüstung Hand in Hand und hatte die Rüstungsindustrie die allerwichtigsten Aufgaben zu erfüllen. Überall in den deutschen Landen waren neue Werke erstan-



Ein zerstörtes Fort von Antwerpen. (In der Mitte: Fürst Leopold zu Lippe.)
Nach einer Photographie.



Dorbeimarsch der Stabswache vor dem Kaiser in Kreuznach.
 Nach einer Aufnahme von H. Schürumpf, Kreuznach.

den, aus deren zahllosen Fenstern auch in der Nacht helles Licht erstrahlte, waren neben Männern Hunderttausende von Frauen tätig, um den stets wachsenden Heeresbedarf zu decken, herrschte unermüdlisches Getriebe auf den Werften und in den Eisenbahnwerkstätten. — Wurden doch während der ersten drei Kriegsjahre, trotzdem wir viel Eisenbahnmaterial erobert hatten, 90 000 Eisenbahnwagen sowie 4000 Lokomotiven neu gebaut und in Dienst gestellt, mußten wohl ebensoviele wiederhergestellt werden, galt es, neue U-Boote zu bauen und die Schäden unserer Schiffe auszubessern. Während 1870/71 etwa 116 Kanonenrohre ins Feld nachgesandt wurden, war dies jetzt die wöchentliche Zahl, zu denen sich noch weit mehr Maschinengewehre, Minen- und Flammenwerfer, Revolverkanonen usw. gesellten, abgesehen von den 42 cm Mörsern und den 120 Kilometer tragenden Riesengeschützen. Hatten wir im letzten deutsch-französischen Kriege etwa 20 Millionen Kilogramm Eisen und Stahl nötig, so erforderte diesmal ein einziger Großkampftag eine solche Menge; hat man doch berechnet, daß in den ersten zehn Kriegsmonaten ungefähr 50 Milliarden Kilogramm Eisen und Stahl seitens der Mittelmächte für Kriegs- und kriegswirtschaftliche Zwecke verbraucht worden sind. Und nun denke man noch an Gewehre und deren Munition, Seitengewehre, Spaten, Hacken, Handgranaten, Stahlhelme, Brustpanzer, an die Ausrüstung der Unterstände mit Wellblech, Eisenträgern, Abflußröhren, an Öfen, Pumpenanlagen, Schienen, an Kraft- und sonstige Wagen, schließlich Torpedos und Tanks, und man wird Hindenburgs Sorge verstehen, daß hier jede Arbeitsstörung sich bitter rächen mußte, und an sein Wort, daß, je mehr Waffen man uns schafft, um so mehr das Blut unserer Braven geschont würde! — Unsere Industrie, die ja auch noch einen Teil des Bedarfs unserer Verbündeten decken mußte, erfüllte in bewundernswerter Weise ihr Hindenburg-Programm, nicht zuletzt die neugeschaffenen Hindenburg-Werkstätten Krupps in Essen, die allein viele Tausende von Arbeitern beschäftigten.

Und bewundernswert waren die Leistungen aller Volkskreise, die bestrebt waren, durch Arbeit und Ausharren den Krieg zu einem guten Ende zu führen. Oft hieß es, die Zähne

zusammenzubeißen und bis ans Ende der Kräfte zu gehen. Aber man hielt durch! Denn man hatte eingesehen, daß, wenn auch die Feinde unseren Grenzen fern blieben und wir weite Gebiete erobert hatten — Mitte Juli 1917 befanden sich 550 000 Geviertkilometer feindlichen Landes im Besitz der Mittelmächte — mehr oder minder doch jeder mitwirken mußte zu einem guten Gelingen des Ganzen, und man hatte die Ansicht, daß der Krieg nur eine militärische Sache sei, der man im Hinterland bequem zuschauen könne, gehörig über Bord geworfen, die eiserne Zeit pochte an alle Türen, sie erforderte stählerne Kräfte und Nerven, sie verlangte Hingebung und Vertrauen!

Nicht überall fand sie dies, nicht überall fand die große Zeit, in der es um des Deutschen Reiches Bestand, Wohlfahrt und Zukunft ging, das richtige Verständnis, und der eiserne Wagen des Schicksals konnte nicht auf seinem weltgeschichtlichen Wege Selbstsucht, Kleinlichkeitskrämerei, Mißgunst, inneren Parteizwist und Hader zermalmend beiseite schleudern. Immer wieder erhob Hindenburg seine warnende Stimme und erwies sich, wie im Felde mit dem blinkenden



Unsere Feinde im Westen: Gefangene Engländer, Marokkaner, Italiener und Serbige.

Aufnahme des Bilds und Filmmatts.

Schwert in der Hand, in der Heimat als der sorgende Herold, dem das Gedeihen des ganzen deutschen Volkes an treuem Herzen lag.

Wie recht Hindenburg mit seinen Warnrufen hatte, sollte sich gar bald zeigen. Im Deutschen Reichstage gärte und brodelte es, als wichtige Veränderungen im inneren politischen Leben geplant wurden und sich auch allerhand Sonderbestrebungen geltend machten. Der Feldmarschall, von Ludendorff begleitet, kam am 6. Juli nach Berlin, um am folgenden Tage dem Kaiser Vortrag zu halten, jedoch verlief seine Anwesenheit ergebnislos; der Kaiser sah die bedenklichen Berliner Vorgänge als eine ausschließlich innere Angelegenheit an, welche die militärischen Stellen nicht berühre. Am 8. Juli — Hindenburg und Ludendorff waren ins Große Hauptquartier zurückgekehrt — stimmte der Reichskanzler der von den Mehrheitsparteien des Reichstages beschlossenen Friedensresolution zu, gleichzeitig die Einführung des Reichstagswahlrechts für die Wahlen zum Preußischen Abgeordnetenhaus versprechend. Am 10. Juli bat er sodann den Kaiser um seinen Abschied, der abgelehnt wurde.

Hindenburg glaubte, gleich Ludendorff, nicht mehr an ein ersprißliches und doch unbedingt erforderliches Zusammenarbeiten der Obersten Heeresleitung mit der Reichsbehörde,

beide sandten am Abend des 12. Juli ihr Abschiedsgesuch nach Berlin. Ein dringendes Telegramm des Kriegsministers und der Wunsch des Kaisers riefen sie nach Berlin, wo sie am frühen Morgen des 13. eintrafen. Die Entscheidung war gefallen; der Kaiser hatte dem Reichskanzler den Abschied erteilt.

Ihre Anwesenheit in Berlin benutzten Hindenburg und Ludendorff zu mehrfachen Besprechungen mit Parteiführern und Mitgliedern des Reichstages, denen sie in zwangloser Weise Aufklärungen über die Kriegslage gaben. Sie betonten immer wieder: wir werden siegen, wenn hinter dem Heer das Volk in geschlossener Einigkeit steht; dazu muß die Volksvertretung helfen! —

Zu den inneren Sorgen gesellten sich äußere. In Ostgalizien hatte ein im Geheimen vorbereiteter, sehr starker russischer Angriff unter Kriegsminister Kerenskis gewalttätiger Lei-



Tor von Maubeuge.

Nach einer Photographie.

tung begonnen, mit dem Ziel gegen Lemberg. Nach einigen ersten Erfolgen kam er nicht nur zum Stehen, sondern nun setzte mit voller Wucht der von Hindenburg planmäßig vorbereitete Gegenstoß der verbündeten Truppen unter Führung des Prinzen Leopold von Bayern ein, Erfolg auf Erfolg erzwingend, Kaloman, Tarnopol und Czernowitz einnehmend und die Russen über die Grenzen zurückwerfend, hierdurch ganz Galizien und die Bukowina vom Feinde befreiend. Drei große russische Armeen, 60 Divisionen umfassend, waren binnen 14 Tagen vernichtend geschlagen und in die Flucht gejagt worden, trotz größten Schwierigkeiten im Gelände und harter Gegenwehr.

Es traf sich gut, daß der neue Reichskanzler Dr. Michaelis bei seinem ersten Erscheinen im Deutschen Reichstag am 19. Juli Gelegenheit hatte, ein ihm von Hindenburg zugegangenes Telegramm zu verlesen, das den in altbewährtem Schneid stattgefundenen Durchstoß der russischen Stellungen verkündete, was mit brausendem Beifall begrüßt wurde. Bald trafen die weiteren Siegesnachrichten ein; am 3. August konnte Hindenburg melden, daß der Angriff



General von Lettow-Vorbeck, Führer unserer Ostafrikaner.

Nach einer Aufnahme von H. Noack, Berlin.

nie entmutigter Streiter der englischen Übermacht noch Troß bot, nicht nur sich hartnäckig unten schwierigsten Umständen verteidigend, sondern aus Verfolgten oft zu Angreifern werdend und den so manch' liebes Mal verzweifelnden Feinden schwere Niederlagen bringend. Und mit nicht geringerem Stolz hörte man von den Taten unserer Luftschiffer, die in tausenden gefahrvoller Flüge sich stets aufs neue bewährten, sei es in winzigen Flugzeugen gleich Falken dahinschießend, in jeder Sekunde dem Untergange geweiht, sei es in den Zeppelinern die Bevölkerungen weiter Gebiete und der Weltstädte Paris und London in Schrecken versetzend und wichtigste feindliche Anlagen zerstörend.

Es war ein schöner Abschluß des dritten Kriegsjahres und des ersten Jahres der Führung der Obersten Heeresleitung unseres Hindenburg. Seinen „nie erlöschenden Dank“ sprach der Kaiser dem Feldmarschall aus, der „mit glänzender Feldherrnkunst der Übermacht der Feinde getrotzt und unseren Heeren den Weg zum Siege gebahnt hat“. Und der Kaiser war da der Wortführer des ganzen Volkes!

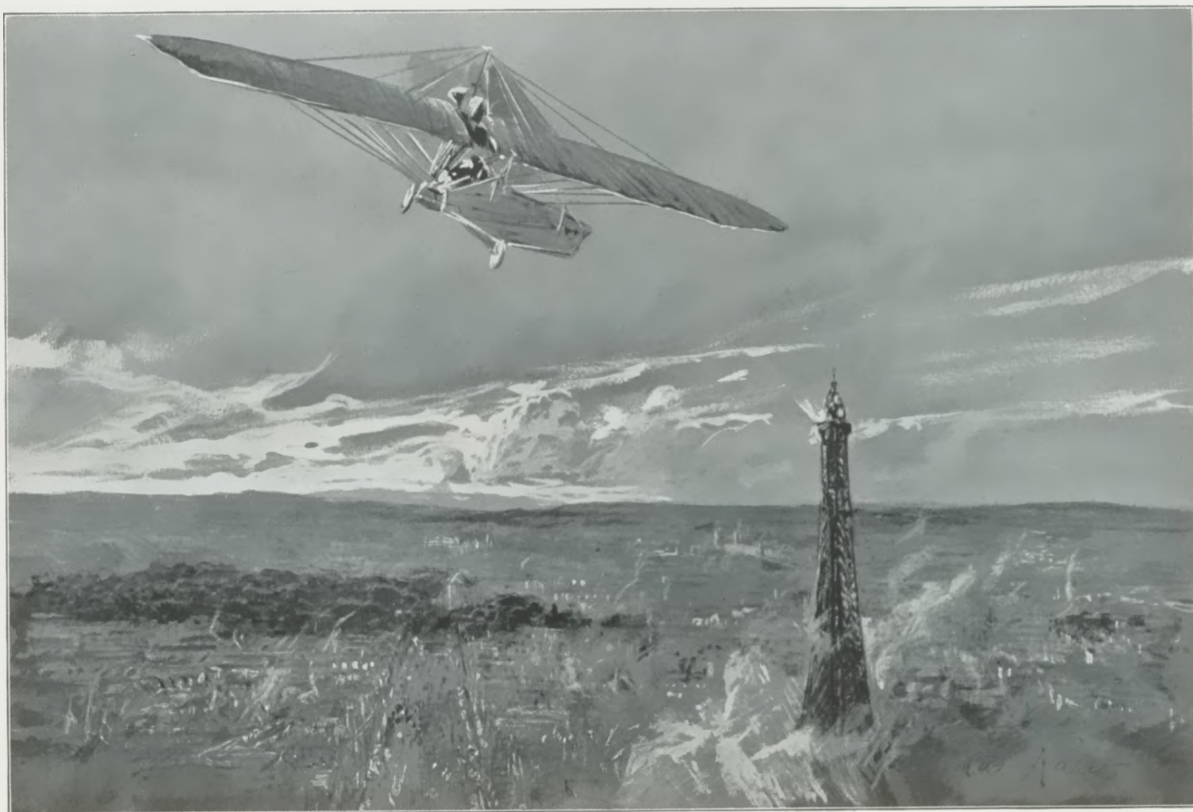
Wenige Wochen später, Ende August, konnte Reichskanzler Dr. Michaelis im Hauptausschuß des Reichstages einen telegraphischen Bericht Hindenburgs über die militärische Lage verlesen. Daran anschließend erklärte der Reichskanzler, auf die vom Papst ergangene Friedensnote bezugnehmend, daß die Reichsregierung jedem ehrlichen Versuch, in das Völkerelend des Krieges den Gedanken des Friedens hineinzutragen, sympathisch gegenüberstehe und daß der vom ernstesten Bestreben nach Gerechtigkeit und Unparteilichkeit getragene Schritt des Papstes warm begrüßt werde; die Regierung habe sich mit den Verbündeten ins Einvernehmen gesetzt und hoffe dem Ziele näher zu kommen: einem ehrenvollen Frieden fürs Vaterland. — Vergebliches Hoffen auch diesmal wieder! Nachdem die Papstnote deutscherseits aufs entgegenkommendste beantwortet worden war, wieder Hohn und das Hinausposaunen der angeblichen deutschen Schwäche, das war das Echo bei den Feinden!

Von neuem also mußten die Waffen sprechen, mußte Deutschlands Waffenschmied Hindenburg die gepanzerte Faust zeigen. Und er tat es, mit dem ihm eigenen Nachdruck. Die Franzosen und Engländer merkten's schnell. Sie kamen in Flandern nicht weiter, trotz ihren

der verbündeten Truppen unaufhaltsam fortschreite, daß Czernowiz genommen und Österreich-Ungarn wesentlich vom Feinde frei sei!

Und wie im Osten sich unsere Armeen neue, nimmer welkende Lorbeeren erwarben, so auch im Westen, wo die Engländer mit ungeheuren Mitteln in Flandern vorzudringen suchten, um uns in erster Linie die Stützpunkte unserer U-Boote zu nehmen, und auch die Franzosen ihre kriegsmüden Divisionen in den Tod jagten. Die deutsche Mauer hielt stand! In bewundernswerter Tapferkeit harrten unsere Braven und Ruhmvollen trotz furchtbarem Grauen im Eisenhagel aus und entrißen in siegesfrohem Draufgehen dem Feinde jene örtlichen Gewinne, die ihm durch sein tagelanges Trommelfeuer zugefallen.

Mit freudigem Stolz lauschte man in der Heimat auf die Nachrichten aus Ost-Afrika, wo unter der heldenhaften Führung des Generals von Lettow-Vorbeck eine kleine Schar kühner,



Ein deutscher Flieger über Paris.

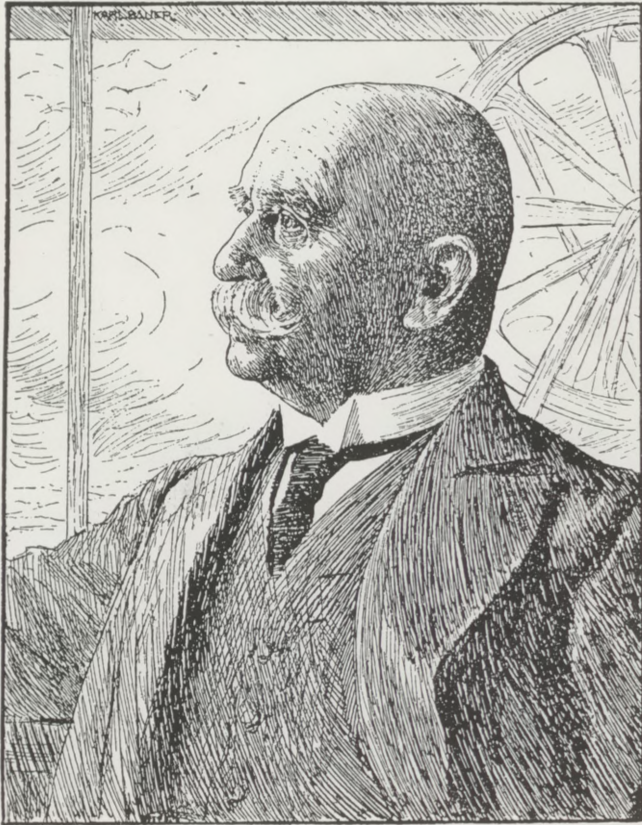
Nach einer Zeichnung von Professor Max Kabeš.

beispiellosen Anstrengungen und einem Menschen- wie Munitionseinsatz nach verhängnisvollem russischen Muster. In immerwährender Steigerung, Tag um Tag, Nacht um Nacht, trommelte die feindliche Artillerie auf unsere Linien, knarrten Panzerautos gegen unsere Gräben, wogten zahllose Flugzeug-Geschwader heran, gingen Infanteriemassen auf Infanteriemassen vor — es nutzte nichts, alles nichts! Wie eine wütende Dogge hatte sich der Engländer in den Plan verbissen, uns aus Belgien zu verdrängen, uns unsere U-Boot-Basis zu nehmen und sich die flandrische Küste zu sichern — trotz ihren scharfen Zähnen und wilder Zähigkeit biß die Dogge nicht den deutschen Wall entzwei, und kleine Löcher, die sie riß, waren nicht von Belang oder wurden schnell wieder ausgefließt.

Und während auch im Laufe des Septembers die Engländer und Franzosen nichts erreichten, auch nicht am bluterfüllten Großkampftage des 20. des Monats zwischen Langemarck und Hollebefe und den folgenden schweren Kämpfen in der gleichen Gegend bis zum 26. September, erzielten wir im Osten abermals Erfolg auf Erfolg. Durch einen umsichtig vorbereiteten und schnell durchgeführten Übergang über die untere Düna konnten wir uns am 3. September der Stadt Riga, der Festung Dünamünde und bald danach Jakobstadts bemächtigen, in raschem, jeden Widerstand niederwerfenden Ansturm.

„Was mag nur Hindenburg bezwecken, welche neuen Ziele hat er, was verbirgt er uns?“ fragten wißbegierig französische und englische Zeitungsschreiber, sich in lange Erörterungen darüber einlassend.

Zu letzteren hatte Hindenburg keine Zeit, er verschmähte auch Worte und ließ dafür Taten sprechen! Durch das hervorragende Zusammenwirken von Heer und Flotte wurde die dem Rigaischen Meerbusen vorgelagerte Inselgruppe — Oesel, Mooa, Dago — ohne besondere Opfer genommen, was für die Beherrschung der ganzen Ostsee von größter Wichtigkeit war und zur weiteren Lähmung der russischen Widerstandskraft beitrug, in militärischer wie poli-



Graf Ferdinand von Zeppelin.

Aus Kar Bauer: „Führer und Helden“, Federzeichnungen aus dem Verlag von
B. G. Teubner, Leipzig, Berlin.

tischer Beziehung. Kerenski und Kornilow wurden fortgejagt, Lenin und Trotzki ergriffen die Zügel der bolschewistischen Regierung und leiteten einen Waffenstillstand ein, als Anfang des zu schließenden Friedens.

Hatte an den Ostseeküsten die 8. Armee unter General von Hutiers Führung große Erfolge errungen, so waren diese auch der 14. Armee (von Below) im Süden beschieden. In elf Isonzoschlachten waren die Italiener gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen angestürmt, sich nach Strömen heißen Blutes Görz bemächtigend. Jetzt, Ende Oktober, sollten sie einen Dämpfer erhalten, einen gehörigen, der für Italien eine völlige Katastrophe bedeutete. In wenigen Tagen war das Strafgericht vollzogen. Gleich einem unaufhaltsamen Gebirgsstrome drangen unsere und die verbündeten Truppen vor, zerschmetterten die Front, jagten die Feinde über den Isonzo, den Tagliamento, die Lipanza auf das Westufer der Piave, vernichteten die Blüte des italienischen Heeres, machten über 300 000

Gefangene und erbeuteten neben ungeheuerem Kriegsmaterial mehr denn 3000 Geschütze.

Auch im Westen war's wieder losgegangen, schon Anfang Oktober. Es galt das alte, ersehnte Ziel: die flandrische Küste! Und wurde abermals nicht erreicht! Kampf folgte auf Kampf, Sturm auf Sturm, Trommelfeuer auf Trommelfeuer, die Tanks rasselten zu vielen Dutzenden heran und die Flieger durchhasteten zu Hunderten die Lüfte — alles vergeblich! Und nicht nur vergeblich, dem Feinde wurde eine blutige Niederlage am 26. Oktober zugefügt. Das wiederholte sich im November. Am 20. jenes Monats waren die Engländer, sich eine andere Stelle aussuchend, zwischen Nendhülle und Arras vorgebrochen und hatten zunächst einen Überraschungserfolg gehabt, der unsere vorderste, dünn gezogene Linie betraf. Sie wiederholten die Angriffe, mit Cambrai als Ziel, Großangriff auf Großangriff, wieder mit rücksichtslosestem Einsetzen aller Kräfte. Mochten auch Reihen auf Reihen niedergemäht und Tank auf Tank zerschmettert werden, wie aus einer Versenkung kamen neue Massen und neue Eisenungetüme, um im Feuerhagel der Geschosse unsere Stellungen zu nehmen. Wieder hatte sich die Dogge verbissen und wollte nicht loslassen! Bis sie die peitschenden Hiebe verspürte, durch unsere am 30. November einsetzenden dauernden Gegenangriffe herbeigeführt. Im Stoß und Nahkampf bewiesen die Unsrigen den alten Schneid, warfen die Engländer im Norden dahin zurück, wohin sie am ersten Schlachttage gelangt waren, drängten sie im Süden mehrere Kilometer rückwärts und zerstörten blutig ihren Traum auf Cambrai. Am 5. Dezember waren die Kämpfe zu unsern Gunsten entschieden; 9000 Gefangene konnten deutsche Quartiere beziehen, zu 148 Geschützen, zum teil schwersten Kalibers, gesellten sich 716 Maschinengewehre.

Aus den Verteidigern waren Angreifer geworden, das zähe Duldetum in feuerüberschütteten Gräben mit Schreidnissen unerhörter Art hatte sich zum frischen Draufgängertum

gewandelt, und hatte man erst die Zähne zusammengebissen im Hagel der Geschosse, die auf die Unterstände herabprasselten, bei den Feuergarben Tag und Nacht, den donnernden, Vernichtung bringenden Einschlägen, so gingen die Unererschütterten nun singend zum Sturm über und ließen die Bajonette sprechen. Aus den Höhlenbewohnern und Maulwürfen waren Panther und Wildkätzchen geworden, die „Sprung auf, Marsch=Marsch“ die Tommys packten und sie schüttelten, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Ja:

„Wer im Krieg will Unglück han,
Der fang es mit den Deutschen an!“

das konnte man damals mit Zug und Recht sagen.

Die Russen hatten es am einschneidendsten verspürt. Am 26. November hatte der Volks-



Hindenburg mit dem Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg im Großen Hauptquartier Kreuznach.

Nach einer Aufnahme von H. Schüttrumpf, Kreuznach.

Kommissar für Kriegs- und Marine-Angelegenheiten und der Höchstkommmandierende der russischen Armeen Krylenko durch Parlamentäre anfragen lassen, ob der deutsche Oberbefehlshaber zu sofortigen Waffenstillstandsverhandlungen bereit sei. Noch am gleichen Tage antwortete der Oberbefehlshaber Ost, Prinz Leopold von Bayern, daß er bereit und bevollmächtigt sei, mit der russischen Obersten Heeresleitung über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Am 2. Dezember trafen sich die russische und deutsche Kommission, und am 16. Dezember kam es zum Abschluß des Waffenstillstandes, dem sechs Tage später der Beginn der Friedensverhandlungen folgte.

Es war in politischer Beziehung ein guter Anfang der Kanzlerschaft des neuen Reichskanzlers Grafen Hertling, der, unter parlamentarischer Zustimmung und Mitwirkung, Dr. Michaelis abgelöst hatte. Eine schwere Erbschaft war dem Vierundsiebzigjährigen zuteil geworden, ein vollgerüttelt Maß umfassendster Verantwortung. Viel Neues und Lebensvolles hatte sich im Kriege durchgedrängt und verlangte Beachtung und Anerkennung, neue Gewalten kämpften

Berliner Lokal-Anzeiger

36. Jahrgang.

Montag, 11. Februar

1918.

Der Krieg mit Rußland beendet.

Telegraphische Meldung.

Brest-Litowsk, 10. Februar. Die deutsch-österreichisch-ungarisch-russischen Kommission für die Behandlung der politischen und territorialen Fragen hielt gestern und heute Sitzungen ab. In der heutigen Sitzung teilte der Vorsitzende der russischen Delegation mit, daß Rußland unter Verzicht auf die Unterzeichnung eines formellen Friedensvertrages den Kriegszustand mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet erklärt und gleichzeitig Befehl zur völligen Demobilisierung der russischen Streitkräfte an allen Fronten erteilt.

Für die aus dieser Lage sich ergebenden weiteren Besprechungen zwischen den Mächten des Vierbundes und Rußland über die Gestaltung der wechselseitigen diplomatischen, konsularischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen verwies Herr Trozki auf den Weg unmittelbaren Verkehrs zwischen den beteiligten Regierungen und auf die bereits in Petersburg befindlichen Kommissionen des Vierbundes.

(B. L. B.)

Druck und Verlag von August Gode & Co. Berlin SW, Zimmerstraße 28/29. — Verantwortlich für die Redaktion: L. B. Dr. Fritz Gode, Charlottenburg

mit alten, man erörterte bei uns weniger, was uns der Frieden nach außen, als was er uns im Innern bringen würde, die blitzartige Zertrümmerung der stärksten aller Monarchien, der russischen, und der Sieg der dortigen Revolution war von zuerst langsamem, dann wachsendem Einfluß auf vieler Stimmungen; Erwartungen, Pläne, frische Weltprobleme taten sich auf und klopfen mit eherner Faust Einlaß heischend an die Pforte des neuen Jahres 1918!

Sylvesterabend im Großen Hauptquartier. Auch an diesem Tage war die Arbeit ihren gewohnten Gang gegangen, hatten die einfachen Mahlzeiten nicht die übliche Zeit überschritten. Aber um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr versammelte der Feldmarschall noch einmal im alten Jahre die Getreuen, die seine militärische Familie bildeten, um sich, bei einem Glas Punsch und den heimatlichen Pfannkuchen. Die Lichter glänzten an den Weihnachtsbäumen, der Ernst der Zeit und die Weihe der Stunde hielten die Gemüter umfassen, die Gedanken wanderten zu den Lieben in der Heimat und zu den deutschen Helden, die in den eisumstarrten Gräben Slanders und Frankreichs, Polens und Rußlands, auf den vom Mondlicht überschimmerten Alpengipfeln Friauls und Venetiens sowie in den Ebenen des Piave und Tagliamento, an den sturmdurchwühlten Dünen der Nord- und Ostsee, in Rumänien, Mazedonien, Palästina, Mesopotamien die Wacht hielten, die in Ost-Afrika ausharrten und, nach Meeresbeute spähend, in den zusammengepreßten Räumen der U-Boote die giftigen Wogen der Nordsee und des Weltmeeres durchquerten, die in Flugzeugen und Luftschiffen die Wolken zerteilten.

Als die zwölf Schläge der letzten Stunde des alten Jahres verklungen waren, erhob sich der Feldmarschall zu einer kurzen Ansprache, das Gelöbnis der Treue zum Obersten Kriegsherrn erneuernd, erwähnend, daß wir noch vor großen, ernstesten Aufgaben ständen, und schließend: „Vorwärts mit Gott!“ Und dann fanden sich die Hände der ernstesten Männer, die das Herz des Heeres vertraten, in festem Druck zusammen, auch in einem Gelöbnis gemeinsamer Treue und gemeinsamer Weiterarbeit zum Besten des teuren Vaterlandes.



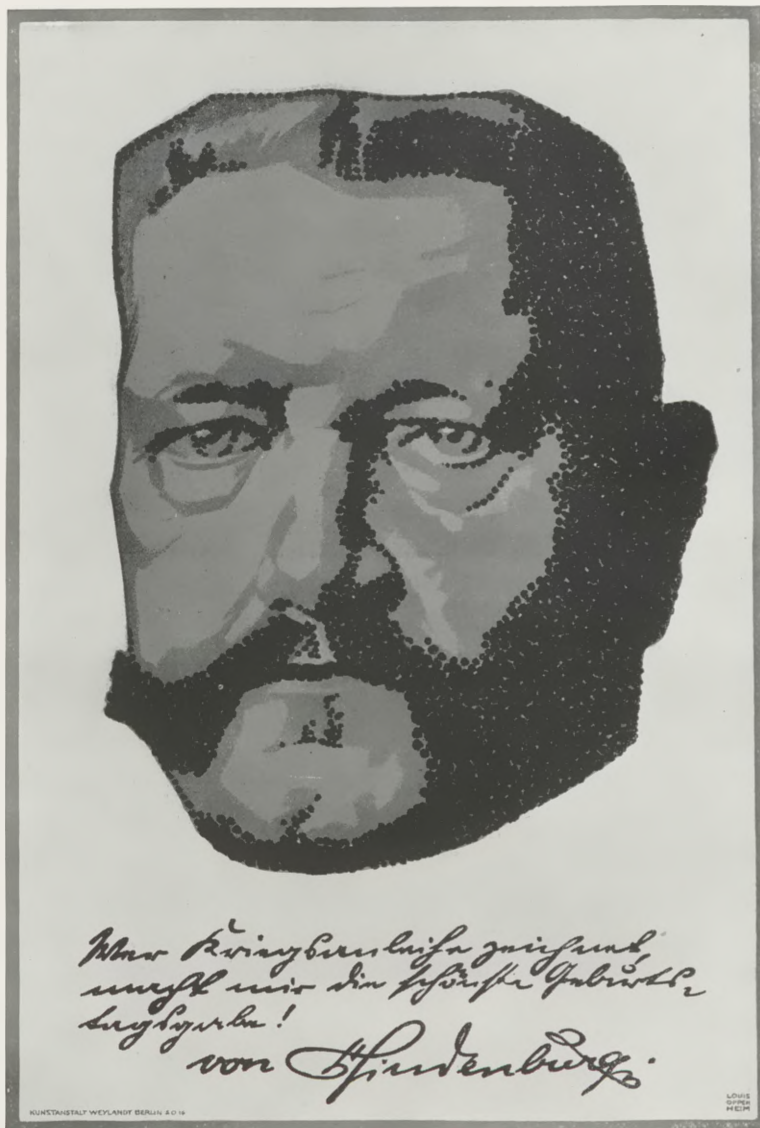
Die beiden Getreuen beim Kriegsplan.
Nach einem Gemälde von Professor Hugo Vogel.
(Verlag von Allstein & Co., Berlin.)

„Glaubt denn irgendein vernünftiger Mensch, daß wir beide, auf deren Schultern eine so ungeheure Verantwortung lastet, auch nur einen Tag länger diese Verantwortung tragen wollten, wenn es nicht die Sicherheit des deutschen Volkes und die Lebensinteressen des Deutschen Reiches verlangen würden?“ hatte General Ludendorff zu einigen ihn besuchenden bayrischen Landtagsabgeordneten, die des Gerüchts erwähnt, daß die Oberste Heeresleitung das Kriegsende hinauszögere, eindringlich gesagt.

Am 4. Januar 1918 hatten in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen begonnen; sie wurden nur in deutscher und russischer Sprache geführt, meist von den Vorsitzenden der beiden Parteien, General Hoffmann auf deutscher und Joffre, später Trozki, auf russischer Seite. Die Russen saßen auf hohem Pferde, stellten Bedingungen, die sofort energisch zurückgewiesen wurden, suchten die Verhandlungen mit allen möglichen Mitteln hinauszuziehen. Unterdessen hatte die Ukraine sich unabhängig erklärt und schloß am 20. Januar Frieden mit den Mittelmächten, hierdurch die Russen überflügelnd und ihnen gehörig ihre Verschleppungstaktik zerstörend.

Der erste Frieden im Weltkriege! Die schwergeprüften Völker lauschten froh auf und hofften auf die verbende Kraft dieses ersten Friedensschlusses nach langem und furchtbarem blutigen Ringen. Nun mußte doch auch Rußland folgen! Aber Lenin und Trozki erwarteten noch immer ihr Heil von der Entente, die sich geweigert, an den Friedensverhandlungen teilzunehmen, die im Gegenteil in Versailles beschloß, den Krieg aufs äußerste fortzusetzen, gestützt auf Amerikas Hilfe und auf Wilsons wachsende Kriegslust, der sich mehr und mehr von seinen vierzehn Friedenspunkten entfernte und das Verlangen aussprach, daß sich Deutschland mit seinen Verbündeten einem Völkergerichtshof stellen müßte, in welchem Herr Wilson der Präsident, England der Ankläger und die übrigen Feinde die gleichberechtigten Beisitzer wären. In Brest-Litowsk kam man nicht weiter. Die Russen wollten die von uns befreiten Völker des Moskowiterreiches wieder ins russische Joch spannen und taten so, als ob ihre Heere siegreich auf deutschem Boden ständen und nicht umgekehrt. Trozki erklärte am 10. Februar, ohne Frieden zu schließen, höchst einseitig den Kriegszustand für beendet, was wir als Kündigung des Waffenstillstandes betrachteten, der sieben Tage später abgelaufen war.

Da ließ Hindenburg am 18. Februar marschieren! In Eis und Schnee, in Sturm und



Unwetter setzten sich die deutschen Divisionen in Bewegung, eine Armee zog nach Dünaburg, die andere nach Luga; die Generale Eichhorn und Einsingen waren die Führer, zu ihnen gesellte sich der österreichische Böhm-Ermolli. Dünaburg, Dorpat und Reval wurden in wenigen Tagen besetzt, am 1. März zogen wir in Kiew ein, am 13. wehten die deutschen Fahnen in Odessa und vermischten sich die alten deutschen Militärmärsche mit dem Rauschen des Schwarzen Meeres. Ganz Westrußland stand alsbald unter deutschem Schutz, in der Ukraine hatten wir festen Fuß gefaßt und waren imstande, die großen Hilfsquellen des gewaltigen Gebietes auszunutzen, von Odessa aus konnten wir den noch immer widerspenstigen Rumänen in den Rücken fallen. Es war eine Glanzleistung militärischer Organisation, die in hellstem Licht die Elastizität unserer Truppenmassen zeigte, die nicht auf der endlos langen Front in ihren Winterstellungen erstarrt waren, sondern in siegreicher Hast alle Schwierigkeiten des Geländes und allen feindlichen Widerstand überwandten.

Unser Marschall Dörworts hatte wieder einmal das erlösende Wort zur richtigen Stunde gesprochen, und dankbarer Jubel hallte zu ihm herüber aus den von furchtbarem Bolschewisten- druck befreiten Städten, deren Bewohner die deutschen Sieger als heiß ersehnte Befreier begrüßten. Und siehe da: die Herren Lenin und Trozki waren gar schnell hellhörig geworden; am 20. Februar meldeten sie durch Funkpruch, daß sie die Friedensbedingungen annehmen, und am 3. März wurde in Brest-Litowsk der Friede abgeschlossen, der in militärischer, politischer, wirtschaftlicher wie moralischer Beziehung die wertvollsten Früchte verhielt. Weite, blut- getränkte Gefilde waren nun von des Krieges vernichtenden Stürmen befreit und wie holdes Frühlingswehen baldiger friedlicher Zukunft ging es durch die deutschen Gaue. Wurde doch am 5. März der Vorfriede mit Rumänien in Bukarest und zwei Tage später der Friedens-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Finnland unterzeichnet.

Der Kaiser dankte mit herzlichen Worten Hindenburg in einem Telegramm: „Nachdem gestern nachmittag der Frieden mit Rußland unterzeichnet und hiermit der fast vierjährige Krieg an der Ostfront zu glorreichem Abschluß gelangt ist, ist es mir tiefempfundenenes Herzensbedürfnis, Ihnen, mein lieber Feldmarschall, und Ihrem treuen Gehilfen, dem General Ludendorff, meinen und des deutschen Volkes heißen Dank erneut auszusprechen. Sie haben durch die Schlacht von Tannenberg, durch die Winterschlacht in Masuren und durch die Kämpfe bei Lodz den Grund für alle weiteren Erfolge gelegt und die Möglichkeit geschaffen, mittels des Durchbruches von Gorlice—Tarnow die russische Armee zu weiterem Rückzuge zu zwingen und allen ferneren Anstürmen feindlicher Heeresmassen siegreich standzuhalten. Und nun ist der kostbare Siegespreis jahrelangen Ringens in unserer Hand. Unsere baltischen Brüder und Volksgenossen sind vom russischen Joch befreit und dürfen sich wieder als Deutsche fühlen. Gott war mit uns und wird uns weiter helfen.“



Requirierte Bauernwagen in den Karpathen.

Aus G. Hedlin: „Nach Osten“, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.



Der Kampf um Troja im Weltkriege.

Von

Generalmajor Nicolai.

Dalmsonntag 1915. — Warme Frühlingssonne liegt auf dem Ufergestade der Dardanellen; sie zittert auf dem leichtbewegten Wasser der Meerenge; sie dringt belebend und hoffnungsfroh in die Herzen der deutschen Offiziere ein, die wir im Dienste der Militärmission unter dem eisernen Halbmonde auf ferner Wacht stehen. Unsere Gedanken eilen der Heimat zu, aus der so stolze Siegesnachrichten zu uns herüberdringen.

Der Name Hindenburg ist in den Reihen der tapferen osmanischen Truppen kein fremder mehr; er gibt ihnen Vertrauen zu ihren deutschen Führern, besonders zu dem Helden von Gallipoli, General Liman von Sanders, der heute von der europäischen Seite der Meerengen herübergekommen ist, um die Stellungen meiner seit einigen Wochen auf dem asiatischen Ufer befindlichen dritten osmanischen Division zu besichtigen.

Wir reiten nach der Höhe von Troja vor, von der sich ein umfassender Blick über die Meerengen und das Binnengelände bietet.

Vor uns breitet sich die weite fast baumlose Ebene des Menderes, des „alten Stamander“, aus. In breiter sumpfiger Niederung erweitert sich der Fluß beim Eintritt in das Meer. Dort — in der kleinen Bucht zwischen dem Hügel des Ajax, jetzt Intepe genannt, und dem auf weitvorspringender Landzunge gelegenen, steil zum Meere abfallenden „Sandschlosse Kum-Kale“ ist zu homerischer Zeit die Landungsstelle der Griechen zu suchen. Jenseits der Ebene erhebt sich der lange Höhenzug am Meere mit den Ortschaften Jenischehir und Jenikoi. Dicht bei dem ersteren sehen wir den Grabhügel des Patroklos, weiter links denjenigen des Achilleus, nach Süden zu ragt der noch mit Schnee bedeckte Gebirgszug des Ida, das „paradiesische Gefilde des Zeus“, empor.

Wie lebendig treten die Kämpfe der alten Zeit wieder vor die Seele; wie anders war die Burg des Priamos der Phantasie des Schülers erschienen — wie klein ist sie in Wirklichkeit gewesen. Deutscher Forschergeist läßt uns durch die Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds Einblick nehmen in den Wandel längstvergangener Kultur, als deren Zeugen die weißen, mit griechischen und römischen Ornamenten versehenen Marmorblöcke hell in der Sonnenflut aufleuchten. — Unsere Gedanken haften nur für kurze Zeit auf dieser althistorischen Stätte, sie gelten der Gegenwart — dem Kriege —. Fährt doch soeben ein englisches Kriegsschiff unter dem Schutze von mehreren Torpedobooten in die Dardanellen ein. Es ist ein tapferer Gegner, wir kennen ihn schon. Seine grauschwarzen Wände weisen zahlreiche Narben auf. In der Bucht von Intepe dreht das Schiff bei und nun rollt der Donner der Geschütze über das Meer und die



Marſchall Liman von Sanders.

Nach einer Aufnahme von Sebah & Joaillier, Konſtantinopel.

Berge hin. Die türkiſchen Küſtengeſchütze haben wegen ihrer geringen Schußweite den Gegner erſt herankommen laſſen. Das Duell beginnt. Da dicht vor dem Schiff ein Einſchlag, einer dahinter. Jetzt loht auf dem Schiffe ſelbſt rote Glut auf; der Schornſtein ſcheint getroffen zu ſein. Eine dicke ſchwarze Rauchwolke ſteigt empor, ſenkt ſich und breitet ihre dunklen Schwaden über den Gegner. Langſam kehrt er zurück, erreicht das freie Meer und nimmt ſeine Richtung nach Weſten. Eine neue Wunde bedarf der Heilung.

Nur eine kurze Episode, aber ſie erinnert uns an die ſchweren Kämpfe, die ſich hier in den Meerengen während der Märztag abgeſpielt haben, als der große Durchbruchverſuch der feindlichen Flotte unter größten Verluſten des Gegners zum Scheitern kam. — Nun herrſcht wieder Ruhe auf dem Meere — aber dieſer Friede wird nicht lange anhalten. Iſt doch täglich mit einer Landung ſtärker feindlicher Kräfte zu rechnen. Die Öffnung der Meerengen iſt Ruß-

land zugeſagt worden; ſie liegt auch im Intereſſe der anderen Gegner, beſonders Englands, das mit der Einnahme von Konſtantinopel die Verbindung Berlin—Bagdad zu durchſchneiden und die Haltung der noch neutralen Balkanſtaaten zu beeinflussen hofft.

Wir ſetzen unſeren Ritt nach der Küſte fort. In der breiten Ebene, die viele ſumpfige Stellen zeigt und mit Schilf und hohem Gras bewachſen iſt, wird der Skamander auf ſchlechter Holzbrücke überſchritten. Hier werden die Pioniere noch zu tun haben. Träge ſchiebt der etwa 30 m breite Fluß ſein ſchlammiges Waſſer dem Meere zu. Scharen von Störchen erheben ſich bei unſerem Herannahen mit ſchwerem Flügelschlage, ſchwarze Schlangen im Schnabel, die ſie nach den zahlreichen Neſtern in den nahen Ortschaften bringen.

An einer zerſchossenen Windmühle vorbei erreichen wir die hoch über dem Meere gelegene Ortschaft Jeniſchehir — eine bisher reiche griechiſche Siedelung mit Weingärten und Obſtplantagen — aber, wie ſieht der Ort jetzt aus? Die ſchönen Landhäuſer von der feindlichen Flotte in Trümmer geſchoſſen, von den Einwohnern längſt verlaſſen. Einzelne Katzen ſchleichen auf den verſchütteten Straßen dahin. Dieſe verhungerten Tiere haben beſſere Zeiten geſehen, als der griechiſche Bauer und Kaufmann noch am reichbeſetzten Tiſche ſaß.

Weithin dehnt ſich das Mittelländiſche Meer vor unſeren Augen aus. Die den Meerengen vorgelagerten Inſeln Tenedos, Imbros und die ſtolz aus dem Meer emporragende Inſel Samothrake liegen zum Greifen nahe. Dort ſind die Stützpunkte der feindlichen Flotte zu



Erstürmung des Friedhofes von Kum Kale durch die Türken.

Nach einer Zeichnung von G. Lebrecht.

suchen. Nur einzelne Schiffe sind zu sehen. Es ist die Ruhe vor dem Sturm — der Feind wird kommen; die über Griechenland einlaufenden Agentennachrichten lassen keinen Zweifel — und der Gegner soll uns gerüstet finden. Schon laufen die türkischen Schützengräben und Drahthindernisse vom Dorfe Jenischehir über die alte Befestigung Ochranié nach der südlich von Kum Kale gelegenen Friedhofshöhe. Wir gehen nach dem alten Schloß vor. An die Mauer der Befestigung gelehnt stehen wir am Eingang der Meerenge. Tief unter uns brandet das Meer; ein weißer Gischtstreifen läuft am felsigen Ufer entlang.

Dicht vor uns, nur einige hundert Meter entfernt, zieht ein englisches Torpedoboot dahin. Wir erkennen die Menschen, unsere Feinde, die gleichfalls nach dem Ufergelände scharfen Ausblick halten.

Nicht weit von uns das frische Grab eines deutschen Marineoffiziers, der hier als Beobachter bei einem Bombardement der Küste sein junges Leben ließ. Ein stummer Gruß und Dank — schlafe in Ruhe, deutscher Kamerad und Held! — —

Wenige Wochen sind seitdem vergangen. Übungen der Truppe, Ausbau der Stellungen, Scharfschießen, Instruktionen füllten die Tage aus. Das Wegeneß ist ausgebessert und bezeichnet, über den Skamander sind neue Brücken hergestellt, Depots für Munition und Verpflegung, sowie Krankenanstalten sind fertiggestellt. Mit der auf dem Höhenzug von Jntepe unter dem Kommando des preußischen Oberst Wehrle stehenden Küstenartillerie, die sich bereits bei dem Durchbruchversuch der feindlichen Flotte im März so ausgezeichnet hat, sowie mit der Marinestation in Tschanakkale ist dauernde Verbindung aufgenommen. Nun kann der Feind kommen und — er kommt.

Am 25. April bei Morgengrauen ertönt starker Fernsprechanruf in meinem kleinen türkischen Bauernhause in Saritschali. Kurze Zeit darauf stürzt mein Adjutant mit der Meldung

ins Zimmer: der Feind landet bei Kum Kale. Der brave Mussaffer Bey bringt die wenigen Worte vor Aufregung kaum heraus. Der türkische Vorpostenkommandeur erhält den Befehl, ein weiteres Vordringen des Feindes zu verhindern, die nach der Tiefe stark gestaffelte Division wird alarmiert und mit Marschbefehlen versehen. Dem Kommandierenden General, dem preußischen General Weber, wird Meldung erstattet. Nach kurzer Zeit trifft derselbe mit seinem deutschen Generalstabschef auf der dicht bei meinem Quartier befindlichen Höhe ein, von der sich ein guter Überblick über die Meerenge bietet. Wie hat sich das Bild da draußen an den Dardanellen verändert. Wir erkennen zahlreiche Kriegs- und Transportschiffe. Unaufhörlich blüht es auf den feindlichen Schlachtschiffen auf. Ein heftiges Bombardement gegen die Küste und das Binnengelände hat eingesetzt. Die Rauchwolken der einschlagenden Geschosse tanzen wie Irrlichter auf der trojanischen Ebene. — Ich reite mit meinem Stabe und den beiden tapferen deutschen Offizieren, dem preußischen Major Binhold, Kommandeur des Artillerieregiments, und dem sächsischen Major Schierholz — beide haben im Weltkriege den Heldentod gefunden — nach dem Kampffelde vor. — Starker Regen der letzten Tage hat die durch die sumpfige Niederung führenden Straßen mit dickem Schlamm bedeckt; heute herrscht heiße, drückende Treibhausluft.

Auf der südlich Jenikoij gelegenen kleinen Höhe, dort, wo der Weg nach den Meerengen zu abbiegt, treffe ich den Vorpostenkommandeur, den tüchtigen Oberstleutnant Noury Bey. Er orientiert mich über die Lage. Feindliche Landungstruppen haben die schwache türkische Besatzung in Kum Kale nach kurzer, heftiger Beschießung, bei der der Führer derselben gefallen war, überwältigt und sind zu dem Dorfrand von Kum Kale vorgeedrungen. Ihnen gegenüber hält die türkische Kompagnie auf der Friedhofshöhe und an dem Hang von Ochranie stand; das Vorpostengros ist zu ihrer Verstärkung bereits im Anmarsch.

Die Beschießung durch die feindliche Flotte hat an Stärke zugenommen. Im Halbkreis die ins Meer vorspringende Landzunge weit umschließend, haben 13 Kriegsschiffe Aufstellung genommen; ein englischer und der russische Kreuzer Astold sind in die Bucht an der Stammermündung eingefahren und eröffnen ein heftiges Flankenfeuer nach der Gegend der Windmühle und nach der deckungslosen Ebene. Hier müssen unsere Truppen zum Gegenangriff vor. Ich lasse die eintreffenden Verstärkungen in weiten Schützenlinien vorgehen, erkenne aber bald, daß ein Vordringen stärkerer Kräfte am Tage zu schwersten unnützen Opfern führen muß. Das Vorgehen wird bei Eintritt der Dunkelheit, der Angriff während der Nacht erfolgen müssen.

Wir gehen zur Erkundung vor. Ein starkes Infanteriefeuer schlägt uns von der Düne und dem Dorfe Kum Kale her entgegen, aber der Gegner schießt von der Tiefe aus zu hoch. In eigenartigem, von den unsrigen abweichendem Taden lassen sich die französischen Maschinengewehre hören. Die Flotte hat bis jetzt mit Granaten großen Kalibers, wie sie gegen Schiffspanzer bestimmt sind, geschossen. Zischend bohren sie sich oft ohne jede Wirkung in den Sumpfboden ein. Aber der Feind hat dies bald erkannt und nun Schrapnells gewählt, die in die Reihen des Verteidigers große Lücken schlagen. Hinter dem Grabhügel des Patroklus finden wir etwas Deckung. Wir legen uns an den Höhenrand, um nach dem Feinde zu spähen. Dicht vor uns, die schwarzen Punkte an der Straße, keine 400 m von uns entfernt — das ist der Feind. Jenseits des Dorfes feindliche Geschütze; die Maschinengewehre müssen am Dorfrand stehen, für uns unsichtbar — nur ihr Feuer gibt uns die Richtung für ihre Aufstellung.

Unsere Infanterie liegt etwa 100 m vor uns am Hohlweg. Sie hält sich tapfer und schießt ruhig. Wir kriechen und gehen zurück, um die herankommenden Verstärkungen mit Befehl zu versehen und für den eigentlichen Angriff bereitzustellen.

Die Dämmerung bricht allmählich herein, wir begrüßen sie mit Freuden. Major Binhold ist nach der links von uns gelegenen kleinen Höhe geritten. Jetzt, wo es dunkelt, bringt er

seine Gebirgsbatterien geschützweise bis dicht hinter die Infanterie vor. Major Schierholz gliedert die einzelnen Bataillone zum günstigen Vorgehen, mein deutsch sprechender Adjutant überbringt einen Befehl nach der Niederung, wo unsere Infanterie, bis zur Brust in Schlamm und Wasser wattend, den Übergang über einen kleinen Seitenarm des Skamander erstrebt. Ich bin allein; Meldungen treffen ein — in türkisch, ich kann sie nicht lesen und muß warten, bis mein Generalstabsoffizier eintrifft. Die vordersten Linien rufen um Unterstützung; sie kann ihnen rechtzeitig gewährt werden, um den in einer größeren Breite vorgehenden Gegner abzuwehren.

Inzwischen ist es dunkel geworden, nur die brennenden Dörfer Jenikoij und Jenischehir erleuchten das Kampffeld. Unaufhörlich schlagen die feindlichen Geschosse ein, die schweren Brummer sind nicht die schlimmsten, die künden ihre Ankunft schon lange an. Nicht so die Schrapnells der Flachbahngeschütze. Auf der einzigen Straße, an der unsere Befehlsstelle liegt, drängen sich die Verwundeten nach rückwärts zu den Verbandplätzen. Schwerverwundete, von Kameraden getragen, suchen bei uns Schutz. „Nur weiter, Kinder, noch ein kleines Stück rückwärts und ihr findet ärztliche Hilfe!“

Nun ist das Gros der Division bis auf eine starke Reserve, die östlich des Skamander verbleibt, zur Stelle und zum Angriff bereitgestellt; dem Feinde soll die linke Flanke abgewonnen werden.

Lautlos bewegen sich die braven Anatolier vor; zwei riesige Scheinwerfer von den Schiffen her suchen die Gegend ab, sie beleuchten die Landschaft, sie haften mit ihrem durchdringenden Blick auch auf uns. Geschossgarben begleiten seinen Weg, und so mancher junge Held stürzt zu Tode getroffen dahin, noch bevor er den Feind gesehen hat.

Bald macht sich unser Vorgehen bemerkbar; schon dringt das „Allah“, das türkische Hurra, zu uns herüber. Mit Bajonett und Handgranaten stürmt die Infanterie vor. Der Kampf wogt hin und her. Die Friedhofshöhe, das Dorf Kum Kale und der an der alten Befestigung Ochranie nach dem Meer zu abfallende Hang sind die Brennpunkte des Gefechtes. In raschem Sturmanlauf wird der Gegner geworfen, bis an den Strand selbst dringen die Tapfersten vor. Aber das Ufergelände kann angesichts der nahen Torpedoboote nicht gehalten werden. Von neuem werden Verstärkungen eingesetzt, aber der Gegner, französische Marineinfanterie und Senegalschützen, ist zäh und tapfer, im Gegenstoß wirft er die Türken bis hinter die Friedhofshöhe zurück. Zwei neue Bataillone sind im Anmarsch. Sie müßten schon längst zur Stelle sein. Schon beginnt der Tag zu grauen. Noch eine halbe Stunde ist Zeit; greifen die Reserven bis dahin nicht in den Kampf ein, ist es zu spät. Am Tage ist hier jeder Mann von der Flotte aus zu erkennen. Ich zähle die Minuten — da endlich wird der Anfang der Kolonne sichtbar. Ich reite der Truppe entgegen, um das Angriffsziel zu geben. Der Regen hatte die Wegemarkierung abgewaschen, ein falscher Weg war eingeschlagen



Generalfeldmarschall von der Goltz, Generalgouverneur von Belgien, später Oberbefehlshaber der 1. Türkischen Armee.

Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Berlin.

worden. Ein junger deutscher Kriegsfreiwilliger der Artillerie, Babinger, hat die Truppe schließlich richtig geführt. Ich begrüße die einzelnen Kompagnien, die mir in Kampfeslust zujubeln. Vorwärts geht es von neuem, der Feind wird von der Friedhofshöhe geworfen; bald kommt die Meldung, daß auch das Dorf Kum Kale genommen worden ist. Wir atmen erleichtert auf. Der Vorstoß des Gegners ist verhindert.

Da die vordere, am Dorfe gelegene, von dem Feinde eingesehene Stellung am Tage nicht gehalten werden kann, gebe ich den Befehl, die Friedhofshöhe und Ochranié zu halten, um den Kampf in der folgenden Nacht fortzusetzen.

So ist der erste Kampf für uns günstig verlaufen — am Tage wird auch der Gegner nichts unternehmen können. Liegt doch das Dorf Kum Kale, der Strand und die Landungs-



Schlacht bei Kum Kale. Div.-Kom. Oberst Nicolai begrüßt anrückende Reserven, die den türkischen Sieg entscheiden.

Nach einer Zeichnung von G. Lebrecht.

stelle jetzt unter schwerstem Feuer der Küstengeschütze, die Oberst Wehrle während der Nacht hinter den vorderen Höhen von Intepe in Stellung gebracht hat.

In den folgenden Nächten wird der Feind weiter zurückgedrängt, er hat davon Abstand genommen, neue Landungen auf der asiatischen Küste der Dardanellen zu unternehmen. Seine Absicht, durch Einnahme des asiatischen Ufers die ihm so lästige Artilleriewirkung der türkischen Batterien zu beseitigen, günstige Stellungen für die eigene Artillerie zur Beherrschung der Meerengen und zum Eingreifen in den Kampf auf der Halbinsel Gallipoli zu gewinnen, ist unter schweren Verlusten gescheitert.

Der „Kampf um Troja“ ist nur ein kleiner Teil der Anfangsstadien des gewaltigen Ringens der tapferen osmanischen Armee an den Dardanellen, die unter General Liman von Sanders glänzender Führung, tatkräftig unterstützt durch die Marine unter dem Admiral von Uedom, den Durchbruch des Gegners verhinderte und ihn zum Abzug zwang. Es herrschte



Rückzug der Entente-Flotte von den Dardanellen.

Nach einem Gemälde von İsmail Hakkî Bey.

Hindenburgscher Geist, der Wille zum Sieg. — Neue Aufgaben traten an die türkische Armee, die türkische Nation heran, die noch in der Gegenwart ihr Letztes setzt an ihre Ehre.

Für uns deutsche Offiziere brachte der glückliche Ausgang des Dardanellenfeldzuges eine Verwendung auf anderen Kriegsschauplätzen. Als Artillerieinspekteur der Armee Djemal Paschas in Syrien und Palästina führte mich der Weg nach dem Süden.

Wir haben an einem Frühlingstage 1916 auf der Fahrt von Damastus nach Jerusalem den tief unter dem Meeresspiegel gelegenen See Tiberias verlassen und fahren unweit der Küste des Mittelländischen Meeres hin. Da tauchen plötzlich aus fahler und steiniger Ebene lachende Getreidefelder auf, und schon grüßt über blanken Ziegeldächern der stolze Turm einer Dorfkirche herüber. Bald darauf hält der Zug in der kleinen Station Wilhelma, der Kolonie der Templer; schwäbische Laute dringen an unser Ohr. Wir sind bei Landsleuten, die ihre echt deutsche Art sich rein bewahrt haben. Dort, der stämmige Alte mit der Ballonmütze und der kurzen Tabakspfeife im Mund, sowie der Flachskopf in rotem Nieder blicken verstohlen nach uns Offizieren in türkischer Uniform, bis sie gewiß sind, daß wir Deutsche sind. Schon sind wir mit ihnen in herzlichem Gespräch. Wie viele Fragen haben sie auf den Lippen nach ihrer Heimat und nach dem Stande des Krieges. So mancher junge Templer ist in der schwäbischen Heimat zu den Fahnen geeilt; mit Stolz und mit unerschütterlicher Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Weltkrieges erzählen sie von den Heldentaten der württembergischen Truppen. Wir sagen einen Besuch ihres Dörfchens zu. — Wir treten in die Dorfschule ein, in der gerade Unterricht erteilt wird. Von den weißgetünchten Wänden leuchten Bilder der Heimat, des Kaisers, des Landesherrn und der deutschen Heerführer herüber. Jetzt stehen die Bübele und Mädele auf und singen mit strahlenden Gesichtern das Lied von unserem Hindenburg, sowie vom Eberhard, dem mit dem Barte, Württembergs geliebtem Herrn. Wir sind ergriffen von der schlichten Herzlichkeit, die aus Kindermund dringt, und fühlen den Zusammenhang dieser beiden Lieder. „Ja — wir sind die Reichsten — unser Land birgt Edelstein — solange uns ein Hindenburg beschieden ist.“





In der Kathedrale zu Noyon.
Nach dem Gemälde von Willy Werner.



Die Tätigkeit der Marine und Feldmarschall v. Hindenburg.

Von

Vizeadmiral a. D. Eberhard von Mantey.

Meines Erachtens würde die überaus große Empfindlichkeit des englischen Mutterlandes gegenüber dem Phantom einer deutschen Landung eine größere Tätigkeit, ja selbst schwere Opfer unserer Flotte gerechtfertigt haben. — Ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß wir durch eine solche Flottenverwendung eine Bindung starker englischer Heereskräfte im Mutterlande und damit eine Entlastung unseres Landheeres erreichen konnten. Man sagt, daß unsere Politik sich die Möglichkeit schaffen wollte, bei etwaigen Friedensausichten auf eine starke, intakte deutsche Seekraft hinweisen zu können. Eine solche Rechnung wäre wohl irrig gewesen. Denn eine Streitmacht, die man im Kriege nicht zu nutzen wagt, ist auch bei Friedensverhandlungen ein kraftloser Faktor. — Was unsere Flotte zu leisten vermochte, das hat sie im Stagerrak glänzend gezeigt.“

In vorstehende Worte kleidet Feldmarschall v. Hindenburg in seinem bekannten Buche „Aus meinem Leben“ seine Ansicht über die Marine im Kriege. — Die Richtigkeit dieser Worte ist ganz zweifellos und soll in nachstehendem an Hand der Tätigkeit der Marine in großen Zügen erläutert werden.

Ein Land, das den Anspruch macht, eine Großmacht zu sein, muß unbedingt Teil haben an dem größten Weg dieser Erde — dem Meere. — Wie der Großkaufmann nicht abseits vom Geschäftsstrom in einer Winkel- oder Sackgasse arbeitet und seinem Konkurrenten die Hauptstraße überläßt, so kann ein arbeitsames Volk von fast 70 Millionen Einwohnern, das im Herzen Europas lebt, nicht gedeihen, wenn es nicht an der See die Augen aufmacht und über die See hinübergreift. — In dem Zeitalter der Kohle und des Eisens, des Dampfes und der Elektrizität hat dies noch eine ganz andere Bedeutung als in den Jahrhunderten, wo eine dünn gesäte Bevölkerung auf der Scholle sitzend schlecht und recht sich vom eigenen Acker nährte. „Seefahrt und Kommerzien sind die führnehmsten Säulen des Etats“ hat schon der Große Kurfürst gesagt. — Eine große Handelsflotte ist daher eine Lebensnotwendigkeit für Deutschland. — Soll man nun ein solches Wertobjekt, wie sie eine Handelsflotte an sich schon darstellt, und die Lebenswerte, die sie dem eigenen Staate zuführt, völlig schutzlos der Gnade englischer Polizei und Seekontrolle überlassen? —

„Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt ums Was, und nicht ums Wie.
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“

Das ist die Antwort, die der Altmeister Goethe auf obige Frage gegeben hat, und Goethe ist zweifellos kein Kriegsheker, kein Militarist in moderner Auslegung gewesen, sondern ein Weltweiser, auf den selbst der friedfertigste Völkerbeglücker hören sollte. — Braucht man eine Handelsflotte, so ist die Kriegsflotte zu ihrem Schutz etwas ganz Selbstverständliches.

Bei der Überlegung, wie groß die deutsche Flotte sein mußte, hat der große Schöpfer unserer Flotte, v. Tirpitz, als grundlegend anerkannt, daß Deutschland niemals beabsichtigen würde, über andere Staaten, insbesondere nicht über England herzufallen, daß unsere Flotte vielmehr bloß so stark zu sein brauchte, daß unsere neidischen angelsächsischen Vettern sich scheuen sollten, einen Krieg mit uns zu „riskieren“. — Das ist der berühmte Tirpitzsche „Risiko-gedanke“. Hieraus ergibt sich ganz folgerichtig, daß die Flotte nicht aus einer Anzahl kleiner oder großer Kreuzer bestehen darf, sondern daß sie einen starken widerstandsfähigen Kern haben muß, an dem sich ein Gegner die Zähne ausbeißt, und dieser Kern ist die Schlachtflotte. — Die vorstehende Beweisführung ist zwar lückenlos, doch hat sie einen wunden Punkt. Diese Schlachtflotte muß tatsächlich fertig bestehen; wird sie erst gebaut — und dazu sind Jahrzehnte notwendig — dann ist das Risiko zunächst noch nicht sehr groß für den Gegner. Pflicht der Politik war es aus diesem Grunde, das Staatsschiff so zu steuern, daß während dieses Ausbaus der Flotte keinerlei Kriegsgefahr eintrat; dazu war es nötig, zum mindesten einen starken Bundesgenossen, womöglich einen seefähigen Bundesgenossen zu haben. Es hat nur sehr, sehr wenig gefehlt, dann hätte Deutschland diese Gefahrzeit überwunden, nur eine ganz kurze Zeitspanne trennte uns von dem Augenblick, wo die Flotte im Tirpitzschen Sinne fertig war. — Die Politik hatte leider eine unglückliche Hand. England brachte fast die ganze Welt gegen Deutschland auf seine Seite und Deutschland war an einen innerlich franken Bundesgenossen gefettet, der zur See fast bedeutungslos war; auch die später hinzutretende Türkei spielte zur See keine Rolle. — England riskierte noch den Krieg; es mag sich zwar hinsichtlich seiner Blut- und Wirtschaftsoffer gründlich verrechnet haben, doch spielt das für unsere Betrachtung eine Nebenrolle. — Der Krieg brach 1914 aus — Englands Wunsch ging in Erfüllung — denn es mußte, um die ihm nach englischer Ansicht zustehende Seegewalt zu behaupten, in letzter Stunde alle Völker dieser Erde zusammenraffen, sie durch Lüge vergiften und gegen Deutschland verhetzen, um Deutschlands Handel und die deutsche Flotte zu vernichten.

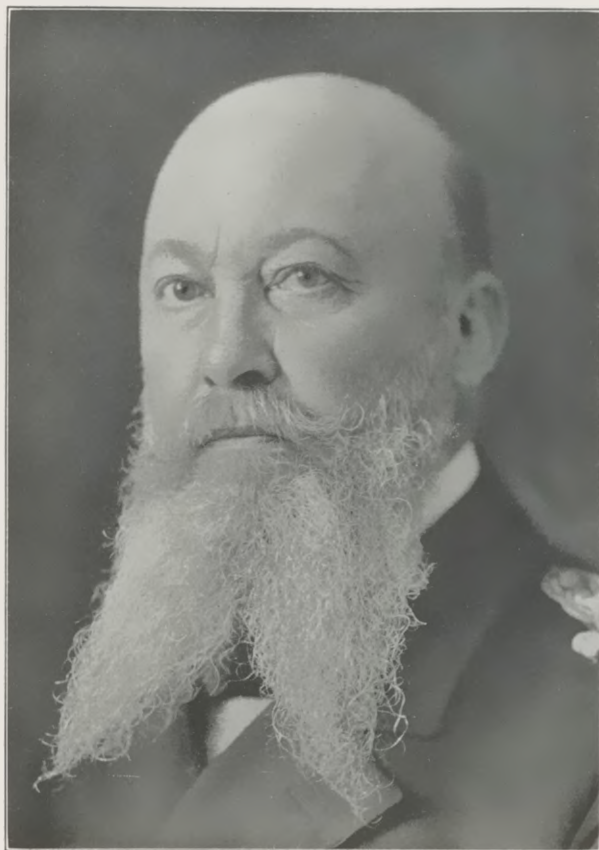
In dem Risikogedanken befangen war unsere Flotte und vor allem der Admiralstab einseitig auf den englischen Überfall, auf die Seeschlacht in der Helgoländer Ecke eingestellt. — Die Engländer riskierten, gestützt auf andere Völker, noch den Krieg, sie riskierten aber nicht mehr die Schlacht. Sie zogen die unritterliche und unblutige Methode der Erdrösselung neben der gemeinen und giftigsten Lügenpropaganda dem ehrlichen Waffengange vor. Die geographische Lage Englands ist so günstig, daß die Erdrösselung durch sie wesentlich erleichtert wird. Man sperrt einfach den Kanal bei Dover gut ab und legt im Norden Schottlands über die Nordsee mehrfache Bewachungslinien, als deren Rückgrat man weit dahinter in guter Sicherheit die englische Hauptflotte reserviert und konserviert. — Hieraus ergab sich für unsere Flotte der volle eigene Einsatz, und zwar so bald als möglich.

Einen großen Irrtum haben in Deutschland aber wohl alle leitenden Persönlichkeiten und Interessentkreise begangen. — Alle glaubten bei einem europäischen Kriege von Großstaaten mit ihrem verwickelten Geld- und Wirtschaftssystem, ihrem gegenseitigen „Auf-

einander=Angewiesen=Sein" an einen kurzen Krieg, trotzdem der alte Feldmarschall Moltke wie ein treuer Eckart das warnende Wort geschrieben hatte: „Wenn jetzt ein Krieg ausbricht, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. — — — Es kann ein sieben-jähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!“

Deutschland als kontinentale Großmacht konnte ganz allgemein gesprochen überhaupt nur einen kurzen Krieg vertragen, und so wurde der Wunsch der Vater des Gedankens. Trat aber England, die See- und Inselmacht, in den Krieg ein, und vermied England gleich zu Anfang eine Schlacht, so mußte daraus unbedingt geschlossen werden, daß England eine Hunger- und Rohstoffblockade so lange und ohne Rücksicht auf die Jahre durchführen werde, bis es seinen Zweck erreicht hatte. Der Angriff unsererseits auf die englische Flotte wurde daher zu einer zwingenden Notwendigkeit. . . . Konnten wir den Angriff wagen? Diese Frage ist unter Berücksichti-

gung des Zwanges, in dem wir uns befanden, zu betrachten und kann auch ohne den Beweis der Stagerrafschlacht mit Ja beantwortet werden. Legt man dem Flottenvergleich nur die Zahl der Großkampfschiffe zugrunde, so hat man unter Einschluß der im Kriegsanfang nicht in der Nordsee befindlichen Schiffe dieser Art 29 Engländer gegen 16 Deutsche. Diese Zahlen sprechen allerdings sehr zu unseren Ungunsten — aber beim Stagerraf waren auf beiden Seiten nur etwa 4 Großkampfschiffe mehr, und da ist es uns dank der Energie Scheers und der „Vorwärts“ Jellicoes doch recht gut gegangen. „Berechnen wir die gegenseitigen Stärken . . . so gibt ein Vergleich mit den wahrscheinlichen russischen Kräften immer noch große Verschiedenheiten zu unseren Ungunsten, auch wenn Rennenkampf nicht marschieren, nicht mitkämpfen will. . . . Ich hatte keine Bedenken wegen unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit,“ so schreibt Hindenburg über Tannenberg. Es ist bedauerlich, daß der damalige Chef des Admiralstabs kein Hindenburg war. Letzterer fährt dann fort: „Wer in die Rechnung des Krieges nur die sichtbaren Werte einsetzt, rechnet falsch. Ausschlaggebend sind die inneren Werte des Soldaten.“ Der innere Wert unserer Marine war aber glänzend, und wo wir Gelegenheit hatten, mit den Engländern im ehrlichen Kampf die Waffen zu kreuzen, hat sich dieser innere Wert, wozu auch noch die Schwimmsfähigkeit unserer Schiffe gerechnet werden muß, der englischen Marine weit überlegen gezeigt. . . . Die politische Leitung hielt unsere Flotte zurück, und der Admiralstabschef, der sich der politischen Leitung völlig unterordnete, hoffte durch die „Mittel des Kleinkrieges“ für eine spätere Schlacht ein besseres Kräfteverhältnis zu erzielen. Die ersten Kriegswochen ließen den Irrtum erkennen, da uns der Gegner in größter Entfernung blockierte. Schneidige Minenunternehmungen im August 1914 — „Königin Luise“, „Albatros“ und „Nautilus“ — brachten Minen bis an die englische Küste, trotzdem bedeuten diese tüchtigen Seemannischen und militärischen



Großadmiral von Tirpitz.

Nach einer Aufnahme von E. Dieber, Berlin.



Deutsche Marinewacht an der Küste.

Nach einer Photographie.

Leistungen im Rahmen des großen Krieges keine wesentlichen Erfolge.

England und Frankreich waren in diesem Kriege auf Gedeih und Verderben fest verknüpft, und die sichtbare Verbindung war die Transportflotte über den Kanal, die Lötstelle die flandrische und französische Küste. Als unsere Armee im raschen Siegeslauf vorstürmte, warf England alle verfügbaren Kräfte nach Frankreich, und außer dieser Sorge um Frankreich lag gleichzeitig immer noch das Invasionsgespenst über England. Man fürchtete die deutsche Flotte, vermutete in ihrer Zurückhaltung die Vorbereitung von ganz besonders schweren Stößen gegen

England. Die Zeit, die durch die deutschen Siege und Kämpfe von Mons, Le Château, St. Quentin — den Wettlauf nach der Küste — den Fall von Antwerpen und die großen Ypernschlachten gekennzeichnet wird, waren Sturmwochen für England, in denen die Hoffnung fortlaufend im Sinken war, in denen die Nerven in England zermürbt waren und in denen die englische Flotte als letzte Rettung hätte eingesetzt werden müssen, wenn die deutsche Flotte gegen Südengland und den Kanal vorgestoßen wäre. Gewiß wäre es dann zu einer Schlacht gekommen, aber wenn wir damals unsere ganze Flotte geopfert hätten, so würde dies, um mit dem Feldmarschall von Hindenburg zu reden, „gerechtfertigt gewesen“ sein. Tirpitz drängte und die Flotte drängte ebenfalls, „es war jedoch dem Kanzler gelungen, den Kaiser davon zu überzeugen, die Flotte müsse bis zum Friedensschluß vor ernstesten Verlusten bewahrt bleiben, um damit für die Verhandlungen ein besonders eindrucksvolles, politisches Machtmittel in der Hand zu behalten.“ — Demgegenüber der schon eingangs erwähnte Satz des glorreichen Führers Hindenburg: „Eine Streitmacht, die man im Kriege nicht zu nützen wagt, ist auch bei Friedensverhandlungen ein kraftloser Faktor.“ . . . In allen unseren Manövern im Frieden, wo es zum Schluß stets zur Schlacht kam, haben bewährte Führer wie Koester und Graf Baudissin der Marine eingehämmert: „Ran an den Feind und voll eingesetzt! Jedes Schiff hat genug geleistet, wenn es zwei Gegner mit sich in die Tiefe reißt.“ Die politische Ansicht siegte, und indem man auf den Einsatz der Schlachtflotte verzichtete, verlor man sich im Kleinkrieg. Die Beschießung von Yarmouth, Scarborough und Hartlepool sind nur kleine Episoden. Jeder, der auf der Flotte war, kennt den Feuergeist, der alle beseelte. Tiefster Schmerz entflammte über die Zurückhaltung, das Wort „Los von der Flotte und wenigstens in Glandern sein Leben lassen“, war geläufig und mußte durch kaiserlichen Befehl eingedämmt werden. Wie Bedeutames Marinetruppen und Matrosen an der flandrischen Küste geleistet, ist bekannt, ebenso unsere Marineartillerie und unsere Marineflieger.

Ein kurzer Blick auf den Osten. Die Ostsee mit der durch Rußland gefährdeten langen und vollkommen offen liegenden Küste von Kiel über Swinemünde-Stettin, Danzig-Neufahrwasser, Pillau-Königsberg bis Memel, mußte unbedingt von jedem Feinde freigehalten werden. Belte und Sund mit den unter englischem Druck befindlichen anwohnenden Neutralen, Dänemark und Schweden, bildeten gefährliche Eingangspforten für England. Die Munitionsversorgung Deutschlands war nur möglich, wenn die Erztransporte von Schweden sicher durchkamen. Eine Fülle von Aufgaben für die Marine in der Ostsee ist hieraus zu erkennen.

Welche Machtmittel standen sich hier gegenüber? 15 größere russische, durchweg gepanzerte Schiffe gegen 2 neue und 5 alte kleine deutsche Kreuzer, dazu deutscherseits 9 zum Teil alte gegen 63 allerdings auch ältere russische Torpedoboote. Die Übermacht russischerseits war erdrückend. Prinz Heinrich, der Führer der kleinen Ostseestreitmacht, war notgedrungen auf „Bluff“ angewiesen. Die Tüchtigkeit, der Schneid, die Kriegsfreudigkeit und die Begeisterung seiner Unterführer, namentlich des Konteradmirals Behring, seiner Offiziere und Mannschaften, halfen über alles Schwere hinweg. Glänzende Waffentaten täuschten den Feind, der sich immer ängstlicher hinter seinen Minen verkroch.

Sollte der Geist frischen Wagemutes ausgerechnet nur auf den alten Schul- und Versuchsschiffen der Ostsee geherrscht haben, oder sollte er nicht in noch viel höherem Maße — ein höheres Maß als in der Ostsee gab es allerdings nicht — auch in der Nordsee auf unseren guten Schlachtschiffen gewesen sein? Was hätte man dort leisten können!

Wenn man von einigen russischen Minenfahrten und einigen Fahrten englischer U-Boote absieht, ist kein Feind in der Ostsee westlich von Memel gewesen, während die deutsche Marine als linker Flügel der Armee Hindenburgs schon vom Mai 1915 an als Basis den russischen Kriegshafen Libau benutzte. Auf dem Flaggschiff S. M. S. „Wittelsbach“ stand auf dem Schreibtisch des Admirals Ehrhardt Schmidt, der später die Führung der Seestreitkräfte bei Ösel hatte, eine Hindenburg-Büste, und der Admiral hat stets voll Stolz betont, daß seine Geschwader Schulter an Schulter mit Hindenburg kämpften. Als der Admiral später auf S. M. S. „Ostfriesland“ übersiedelte, hat dann dieser Hindenburg die Schlacht vor dem Skagerrak mitmachen können. Von Libau aus hat sich zunächst ein schwerer Stellungs- und Minenkrieg um den Rigaischen Meerbusen in der Irbenstraße und vor dem Finnischen Meerbusen entwickelt, der an Arbeit und Verlusten den Grabenkämpfen an der Yser um nichts nachsteht.

Während auf dem Nordseekriegschauplatz, gehemmt durch die Politik, das gute Schlachtinstrument in der Scheide für spätere Tage aufbewahrt wurde, während in der Ostsee der Prinz und vor allem sein Unterführer Konteradmiral Behring mit seinem vorzüglichen Admiralstabsoffizier Gerde in beispielloser Keckheit die Russen einschüchterte, kämpfte draußen auf dem Weltmeer das Kreuzergeschwader auf verlorenem Außenposten den Heldenkampf.

Es sei hier über das Kreuzergeschwader vorausgeschickt, daß einzig und allein der Eintritt Japans in den Krieg für England ausschlaggebend wurde. Wer den weltumspannenden Krieg, der gewissermaßen in der Hand des Grafen Spee lag, erfaßt, der weiß, daß die Fäden von der Kommandobrücke der „Scharnhorst“ über den Großen Ozean hinaus sich weit über den Indischen und den Atlantischen Ozean erstreckten. Die ganze Angst Englands und Australiens wird aufgedeckt, wenn man die unruhigen und nervösen Gegenzüge verfolgt, die seitens der englischen Admiralität in London, seitens der zahlreichen, im Auslande hinter dem Kreuzergeschwader herjagenden eng-



Gasangriff auf unsere Marineinfanterie an der Flandrischen Küste.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Kabis.

lischen Admirale, seitens der Marineleitung in Australien und der australischen Truppentransportführer veranlaßt wurde. Man empfindet, daß das seegewaltige England Nerven gehabt hat wie ein altes Weib, solange draußen noch ein deutscher Kreuzer schwamm. Über der ganzen Kriegsführung Englands steht der Spruch „Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit“. Als Graf Spee an der südamerikanischen Küste „Leipzig“ von Nordamerika kommend, und „Dresden“ aus dem Atlantischen Ozean mit sich vereint und bei Coronel ein englisches Geschwader vernichtend geschlagen hatte, da erreichte englische Nervosität ein Maximum. Nicht weniger als 3 Schlachtkreuzer — Großkampfschiffe — mußten aus der Heimatflotte detachiert werden. „Invincible“ und „Inflexible“ nach den Falklandsinseln und „Prinzeß Royal“ zunächst nach dem Nordatlantischen Ozean, dann nach Westindien. Eine Umgruppierung sogar der Dardanellenstreitkräfte findet statt! Die Japaner formieren ihre Kreuzergeschwader um, kurz durch die Weiten der Ozeane hört man die Angst Old-Englands. S. M. S. „Emden“ im Indischen Ozean, S. M. S. „Königsberg“ im Rufidji an der ostafrikanischen Küste, nachdem sie den „Pegasus“ in Sansibar vernichtet hat, S. M. S. „Karlsruhe“ in Westindien bereiten den Engländern Sorgen über Sorgen. Als am 4. November S. M. S. „Karlsruhe“ einem Unglücksfall zum Opfer fällt, — eine innere Explosion, die wohl niemals aufgeklärt werden wird, vernichtete das Schiff — und als es dem braven Rest der Mannschaft gelingt, nach Deutschland durchzubrechen und den Untergang ihres Schiffes viele Monate lang geheim zu halten, da wittern englische Nerven und englische Angst noch vier Monate bis Anfang März 1915 die „Karlsruhe“ und sehen Gespensterschiffe an verschiedenen Küsten.

Im Weitermarsch von Coronel trifft Graf Spee bei den Falklandsinseln auf erdrückende Übermacht der Engländer. England hat Glück gehabt, denn ein Zufall hat es gewollt, daß die Engländer beim Suchen nach dem Grafen Spee einen Tag vor dem letzteren in Port Stanley eingetroffen sind. Der Zusammenprall mit einem großen englischen Geschwader erfolgt plötzlich und die beiden englischen Schlachtkreuzer sind für den deutschen Führer überraschend. Da Ausweichen nicht mehr möglich ist, setzt sich der Admiral allein mit seinen beiden Panzerkreuzern „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ voll ein und gibt seinen kleinen Kreuzern den Befehl, sich zu retten. Jedesmal, wenn die deutschen Panzerkreuzer den Nahkampf erstreben oder wenn bei den Engländern deutsche Treffer einschlagen, dreht Sturdee, ihr Führer, genau so vorsichtig in der Falklandschlacht ab, wie Jellicoe vor dem Skagerrak. Nur keine Verluste! Vorsicht, damit englische Kraft geschont wird und nicht abbröckelt! Auch der letzte persönliche Einsatz des Grafen Spee, der, um „Gneisenau“ zu entlasten, mit seinem Schiff zum Torpedoschuß herandrehet, hat keinen Erfolg. Das ganze Kreuzergeschwader, mit Ausnahme von „Dresden“, die erst später zum Opfer fällt, sinkt mit wehender Schlagge. Der Kommandant S. M. S. „Leipzig“, Kapitän z. S. Haun, in den letzten Kampfminuten von den wenigen Überlebenden gebeten, sein sinkendes Schiff zu verlassen, hat für sich und im Sinne aller übrigen ebenfalls mit ihren Schiffen gebliebenen Kommandanten uns das Wort hinterlassen: „Ich führe den Befehl meines Kaisers aus, und der ist, daß ich erst von Bord gehe, wenn das Schiff untergegangen ist.“

Welch ein ungeheurer Schmerz für die Kameraden auf der Hochseeflotte, zu gleicher Zeit festgehalten von der politischen Leitung, tatenlos im Hafen und an der Küste auf Wache zu vertrauern!

Während auf den Ozeanen deutsche Kreuzer England erzittern machten, als sie siegten und als sie mit dem Schlaggenliede und dem Kaiserhoch stolz in den Tod gingen, da rang unsere herrliche Besetzung Kiautschau ebenfalls um ihr Leben. Der Gouverneur Meyer-Waldeck hatte als letzten Gruß an die Heimat gedrahtet: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste.“ Und dieses Wort ist gehalten worden gegen eine riesige Armee von Japanern, unterstützt von Engländern, und gegen eine große Blockadeflotte. „Mit Mühe gelingt es



Deutsche Wasserflugzeuge und Unterseeboote auf Vorposten in der Nordsee.

Nach einer Zeichnung von Professor Willy Stöwer.



Marineinfanterie mit bespannten Maschinengewehren in den flandrischen Dünen.

Aufnahme von H. Vichte & Co., Berlin.

durch Aufbieten der letzten verfügbaren Leute, die Japaner so lange zurückzuhalten, bis nach Verschießen der letzten Granate alle Geschütze gesprengt sind. Als die Haubitzen der Bismarck-Batterie gesprengt werden, stehen die Japaner schon auf der Batterie und fliegen mit in die Luft.“

Im Mittelmeer befinden sich unter Admiral Souchon der Schlachtkreuzer „Goeben“ und der kleine Kreuzer „Breslau“. Von Messina ist Souchon beim Kriegsausbruch mit Frankreich abgedampft, um an der algerischen Küste diejenigen Häfen zu beschießen, die für Truppentransporte von Afrika nach Frankreich in Betracht kommen. Unmittelbar vor der Beschießung befiehlt ein Funkspruch des Admiralstabes den Durchbruch nach der Türkei. Zunächst beschießen beide Schiffe die Küstenplätze, dann geht es zurück nach Messina — zu dem befreundeten! Italien, das bei der nun folgenden Kohlenübernahme sich schon als Englisch-Neutraler zeigt. Inzwischen hat Souchon auch die Kriegserklärung Englands erfahren. Die Straße von Messina wird bewacht, die lebenswürdigen Italiener betteln bereits von den „Morituris“, „Goeben“ und „Breslau“, Andenken, denn es ist ja ausgeschlossen, die starke englische Macht zu durchbrechen, die Österreicher sind zu einer kräftigen Unterstützung nicht fähig. „Goeben“ und „Breslau“ laufen aus, der englische Fühlungshalter „Gloucester“ verfährt wie üblich mit englischer Vorsicht, und das deutsche Wagnis gelingt. Beiden deutschen Kreuzern glückt es, in die Dardanellen einzulaufen. In der Verteidigung der Dardanellen haben sich dann deutsche Marinemannschaften ausgezeichnet. Im Schwarzen Meer errangen „Goeben“ und „Breslau“ die Seeherrschaft. Auf dem Euphrat bis herunter nach Bagdad hat die Marine die Transporte für das türkische Heer sicher geleitet.

Unterdes hat sich in Ostafrika die Mowemannschaft unter Kapitän zur See Zimmer dem General v. Lettow zur Verfügung gestellt, da das alte Vermessungsschiff „Möwe“ für irgendeine Kriegsverwendung zur See natürlich nicht in Frage kommt. Der Marine wird der große Abschnitt am Tanganjikasee überwiesen. Flöße werden gebaut, mit Geschützen armiert, und mit der Geschwindigkeit von etwa 1 bis 2 Seemeilen von einer Dampfspinasse geschleppt, geht es gegen die belgischen Küsten auf der anderen Seite des Sees und gegen



Admiral von Spee.

Nach einer Aufnahme von F. Urbahn, Kiel.

die schwimmenden Verteidigungsmittel. Die Seeherrschaft auf dem Tanganjikasee wird errungen und gehalten, so lange, bis Lettow den Norden der Kolonie unter dem Druck gewaltiger Übermacht zu räumen befiehlt. Im Rufidji kämpft S. M. S. „Königsberg“ ihren Endkampf, der Kommandant Kapitän z. S. Looff wird schwer verwundet. Nachdem „Königsberg“ sieghaft durchgehalten und versenkt ist, tritt die Königsbergbesatzung in den Landkrieg in Ostafrika mit ein. Glänzendste Waffentaten und heldenmütigstes Ausharren geben Zeugnis von der Tüchtigkeit der Offiziere und Marinemannschaften.

Überall wird gerungen und in Ehren gekämpft. Jeder ist bemüht, sein Bestes für sein Vaterland, aber auch für seine Kameraden zu geben. Einer tritt für den anderen ein, und gerade die Augenblicke, in denen auf sinkendem Schiff keine Aussicht mehr vorhanden ist,

auch nur das nackte Leben zu retten, geben besondere Zeichen von Heldenmut, Selbstlosigkeit und Opfer Sinn. Treu bis in den Tod überall. Auf der Flotte jedoch jene Treue, die Schiller im Kampf mit dem Drachen kennzeichnet: „Gehorsam ist des Christen Schmutz!“ Bitter war der Gehorsam, sich unterzuordnen und zu warten; zu warten, wo man sich nach Kampf sehnte, wo man teilnehmen wollte mit seinem Herzblut an der Rettung des Vaterlandes.

Admiral v. Pohl, ursprünglich Chef des Admiralstabes, dann Flottenchef, blieb in allen Entschlüssen abhängig von der politischen Leitung, er hat 1915 den U-Bootkrieg gegen den feindlichen Handel eingeleitet. Im Anfang des Jahres 1916 erkrankte Pohl schwer und wurde durch Admiral Scheer in der Flottenleitung ersetzt, der sich als seine Gehilfen den Admiral v. Trotha und Kapitän zur See v. Levetzow erbat. Diese drei Männer vertraten die gleichen Gedanken wie Hindenburg und Ludendorff.

Mit dem Flottenchef Admiral Scheer begann eine erhöhte Aktivität der Flotte, die am Himmelfahrtstage — den 31. Mai — 1916 zur Skagerrakschlacht führte. In gewisser Hinsicht bedeutet die Skagerrakschlacht die Höhe des Krieges zur See und einen Wendepunkt. Der Verlauf der Skagerrakschlacht sei daher mit wenigen Strichen skizziert. Scheer beabsichtigt einen Vorstoß zu machen, und Jellicoe, der Führer der englischen Flotte, der informiert ist, daß in Wilhelmshaven etwas „los“ ist — die Engländer waren durch glänzend organisierte Spionage leider immer informiert über uns, zeitweise sogar wußte die englische Admiralität die Absichten eher als das ausführende deutsche Organ — läuft einige Stunden eher als die deutsche Flotte aus. Welche tieferen Gründe hierfür vorgewaltet haben, ist schwer zu sagen, zumal Jellicoe in der Schlacht durchaus nicht „ran“ wollte. Die beiderseitigen Vorhuten Admiral Hipper mit 5 Großkampfschiffen und Admiral Beatty mit 10 Großkampfschiffen (einschließlich der „Queen Elisabeth“) stoßen aufeinander. Beatty wählt Südkurs, Hipper läuft östlich von ihm parallel nach Süden. In einem laufenden Artilleriegefecht auf etwa 15 Kilometer Entfernung werden 2 englische Großkampfschiffe, „Indefatigable“ und „Queen Mary“



Szene aus der Schlacht bei Stagerraf.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Kubes.

schnell vernichtet. Die deutsche Artillerie zeigt sich der englischen an Treffsicherheit, Schnelligkeit des Schießens und Leistung am Ziel erheblich überlegen. — Scheer mit der Hauptflotte kommt in Sicht, worauf Beatty eine Kehrtschwenkung macht. Hipper tut das gleiche, und Scheer befiehlt mit höchster Maschinenleistung die Verfolgung der flüchtigen Engländer aufzunehmen. Damit wurde die Schlacht der Gros eingeleitet in dem Fall, daß in der Nähe die englische Hauptflotte stand, auf welche Beatty zurückging. Abends um 7 Uhr tritt die englische Hauptflotte in breiter Marschformation von Nordwest in das Gefechtsfeld ein, während gleichzeitig von Osten ein detachiertes englisches Schlachtkreuzergeschwader gemeldet und von den deutschen Vorhuten als feindliches Gros angenommen wird. Während Jellicoe, der die Situation nicht überieht, nach Nordost von der deutschen Hochseeflotte ab seine Gefechtslinie entwickelt, glaubt Scheer auf Grund der erhaltenen Meldung den Feind im Osten. — Hierdurch gewinnt der im Norden stehende Jellicoe etwas Zeit, während gleichzeitig die beiden Vorhuten, zum Teil unterstützt durch Teile beider Gros, im schwersten Feuer liegen. Die Engländer erleiden schwere Verluste, bei uns wird „Wiesbaden“ bewegungsunfähig. Die Lage der Engländer ist zu dieser Zeit schlecht und würde zur Katastrophe geworden sein, wenn Scheer das ganze Kampffeld von seinem Schiff hätte überschauen können. Der Druck, der auf unserer Spitze lag, wurde von ihm als vom feindlichen Gros ausgehend angenommen. Scheer entschloß sich daher, zur Entlastung der Spitze und zum Strecken der Linie eine Gefechtskehrtwendung zu machen, die, eine Meisterleistung, im Feuer glänzend gelang. Hiermit hätte das Gefecht abgebrochen werden können, dann wären aber die Nerven der scheinbar schon unruhigen Engländer wieder ins Gleichgewicht gekommen, Jellicoe hätte, selbst wenn er nicht folgte, behaupten können, wir hätten uns durch einen Rückzug gerettet und er hätte die Situation nach seinem Belieben



Seesoldaten mit Maschinengewehren in den Dünen.

Aufnahme von H. Lichte & Co., Berlin.

in der Hand gehabt. — Aus völlig eigenem Entschluß wiederholte Scheer seine Gefechtskehrwendung und stieß auf den Feind erneut vor. Dies ist der Höhepunkt der Schlacht und kennzeichnet den Siegeswillen, der durch das Signal „Ran an den Feind“ besonders charakterisiert wird. — Rein taktisch mag man den Stoß einer Linie senkrecht zum Feinde als falsch bezeichnen, hier handelt es sich aber nicht um den Stoß zweier taktischer Linien, sondern vielmehr um einen Stoß eisernen Willens von Scheer gegen Jellicoe'sche Vorsicht, einen Stoß starker deutscher Nerven gegen schwache englische, einen Stoß eines Admirals, der seine Flotte selbst fest in der Hand fühlt, gegen einen gegnerischen Führer, dem die Zügel schon an der Erde schleifen und dem keine Zeit gelassen werden darf, sie wieder zu ergreifen. — Der Wille siegt wie immer über das Zaudern, die englische Flotte wendet ab, die Führung zerreißt. Beatty, unzweifelhaft ein tüchtiger Draufgänger, macht das lange seitens England geheimgehaltene Signal „Schlage vor mir zu folgen, dann können wir die ganze feindliche Flotte abschneiden“, aber es ist zu spät. — Die beiderseitige Loslösung erfolgt, und zwar Jellicoe nach einem englischen Ausspruch „ich kam, ich sah, ich wendete ab,“ und Scheer aus dem Entschluß, den Nachtmarsch anzutreten.

In der Nacht marschiert Scheer mit seiner Flotte in Gefechtslinie, während Jellicoe seine Flotte in enger Kolonnenführung zusammendrängt aus Furcht vor deutschen Torpedobootsangriffen. Dazu werden die englischen Torpedoboote nicht offensiv zum Nachtkampf angefetzt, sondern als breite Rückendeckung hinter der englischen Flotte formiert. — Beim Hineinstoßen in diesen englischen Sicherungsgürtel durch Scheer kommt es zu einer Reihe schneidiger Kleinkämpfe, bei der sich die deutsche Nachtausbildung glänzend bewährt und nach Jellicoes eigenem Bericht der englischen weit überlegen zeigt. — Skagerrak ist ein Beweis dafür, was die Marine zum Wohle des Vaterlandes hätte leisten können, wenn sie früher eingesetzt worden wäre. — Ein großer deutscher Seesieg über England und Englands Grand Fleet in der Nordsee! — England ist nicht unbeflegbar, auch nicht auf dem Wasser, selbst wenn es seine ganze Kraft zusammenrafft! Das ist das große Ergebnis dieser Schlacht. — — „Euer Erzellenz beglückwünsche ich zu dem glänzenden Erfolg der Seeschlacht bei Horns Riff*). Die

*) Horns Riff ist der Ort, an welchem am Morgen nach der Schlacht die deutsche Flotte stand und nichts mehr von den Engländern erblickte. Die Engländer nennen die Schlacht „von Jütland“, bei uns ist der Name „vor dem Skagerrak“ geläufig, weil das Schlachtfeld der Hauptkämpfe zwischen Scheer und Jellicoe unmittelbar vor dem Skagerrak liegt.

mir unterstellte Heeresgruppe feiert mit mir diesen Sieg unserer Kameraden der Marine über Englands Seemacht. Drei Hurras der Hochseeflotte. gez. v. Hindenburg." So lautete der Glückwunsch des Feldmarschalls, der nach der Schlacht an den Flottenchef kam.

Bei der außerordentlichen Vorsicht, mit der die Engländer überhaupt kämpften, war Admiral Scheer zu der Überzeugung gekommen, die er am Schluß seines Schlachtberichtes an den Kaiser in folgende Worte faßte: „Bei günstigem Verlauf der dann (d. h. im August 1916), einsetzenden Operationen wird der Gegner zwar empfindlich geschädigt werden können, trotzdem kann kein Zweifel bestehen, daß selbst der glücklichste Ausgang einer Hochseeschlacht England in diesem Kriege nicht zum Frieden zwingen wird“ . . . es folgen dann Betrachtungen über die Hungerblockade und der Satz: „Ein sieghaftes Ende des Krieges in absehbarer Zeit kann nur durch Niederringen des englischen Wirtschaftslebens erreicht werden, also durch Einsetzen des Unterseebootes gegen den englischen Handel.“ — Die Bedeutung der Skagerrakschlacht wäre, wie man auch aus dem ersten Scheerschen Satz herauslesen kann, wohl ausschlaggebend für den Krieg gewesen, wenn sie zu einer Zeit erfolgt wäre, wo England in Angst und Sorge war um seine Landtruppen in Frankreich, um seine Transporte, wo es sich fürchtete vor unserem Kreuzergeschwader — kurz, wo die Nerven Englands aufs höchste angespannt waren.

Neben dem Krieg der Streitkräfte untereinander war aber seit Februar 1915, allerdings mit so außerordentlichen Einschränkungen und Unterbrechungen, so daß zeitweise völliger Stillstand erfolgte, der Krieg mit U-Booten gegen den Handel im Gange. — Die politische Leitung hatte, wie eingangs gezeigt ist, ausdrücklich die Hochseeflotte zurückgehalten, und der Admiralstab hatte gehofft, mit den Mitteln des Kleinkrieges einen Kräfteausgleich zu schaffen. Als Mittel dieses Kleinkrieges war erst während des Krieges, allerdings gleich in den ersten Kriegsmonaten, das U-Boot erkannt worden. Vor dem Kriege befand sich das U-Boot im Entwicklungsstadium, man traute ihm nicht allzuviel zu und wagte keine Versuche großen Stils, weil diese trotz allen Vorsichtsmaßnahmen damals noch mit Menschenverlusten verbunden gewesen wären, die im Frieden besonders schwer gewirkt hätten. — Im Kriege zeigte der deutsche U-Boottyp seine glänzenden Leistungen. Es war ein Geschenk des Himmels, das uns gegeben war. Zunächst blieb der U-Bootkrieg aber trotzdem ein schwieriges Problem, weil die Dauerleistungen der U-Boote eine wichtige, aber vorläufig schwer schätzbare Größe bildeten. — Admiral v. Tirpitz schlug daher zunächst als Vorversuch einen U-Bootkrieg vor der Themse vor, während Admiral v. Pohl, der besonders im Sinne der politischen Leitung für ein Zurückhalten der Flotte eingetreten war, den U-Bootkrieg in vollem Umfange durchsetzte. — Einmal begonnen, mußten wir, auf unserm guten Recht bestehend, gegen die dauernden Völkerrechtsverletzungen der Engländer, gegen die Hungerblockade, die ein Erdrosseln der wehrlosen Frauen, Greise und Kinder bedeutete, den U-Bootkrieg nunmehr auch energisch und rück-



Hindenburg besucht die Stellungen der Marineinfanterie in Flandern.

Nach einer Photographie.

sichtslos führen. Leider ließ sich die politische Leitung gleich in den ersten Tagen durch Amerika einschüchtern und schonte die Schiffe unter der neutralen Flagge im Sperrgebiet — damit war das erste große Loch in das Netz gerissen. Der Untergang der „Lusitania“ führte bald zur Schonung aller großen Postdampfer. Der Lusitaniafall, sachlich betrachtet, ist ein Verbrechen Englands, welches auf einem Riesendampfer, der nach amerikanischer Angabe 220 Zentner Schwarzpulver geladen hat, Amerikaner, Frauen und Kinder einschiffte. Dieser Dampfer läuft dann ohne jede Sicherung, mit auf 18 Seemeilen herabgesetzter Geschwindigkeit, ins Sperrgebiet, trotzdem vor Abgang des Schiffes von deutscher amtlicher Seite eine Warnung gekommen ist und trotzdem an der Stelle, wo das Schiff hinläuft, ausdrücklich unmittelbar vorher U-Boote gemeldet sind. — Die Rettungsmittel der „Lusitania“ sind nicht erprobt. Das Schiff nicht annähernd so sinkficher wie ein gleichwertiges deutsches. Die Versenkung der „Arabic“ unterbindet schließlich den U-Bootskrieg ganz. — Noch immer hat Deutschland etwa ein ganzes Jahr Vorsprung; noch besitzt England keine eigentliche U-Bootsabwehr, noch sind seine Handelsschiffe nicht armiert, noch hat England nach Jellicoes eigenem Ausspruch keine brauchbare Mine, noch ist Amerika nicht gerüstet, während die Zahl der deutschen U-Boote in schnellem Wachsen ist und die Erfahrungen der ersten U-Bootskriegsmonate ein sicheres Wissen und Können bedeuten, das unsere Feinde noch nicht haben. Anfang 1916 liegen die Aussichten für die Marine besonders gut — der Admiralstab drängt, Admiral v. Tirpitz drängt, die Flotte drängt, aber die politische Leitung sieht Berge von Schwierigkeiten und Gefahren und übersieht ganz, daß der Erdrosselungskrieg an sich schon die größte Gefahr für Deutschland überhaupt bedeutet.

Ende August 1916 wird Feldmarschall v. Hindenburg zum Chef des Generalstabes ernannt. — In Pleß, Anfang September 1916, wird unter dem neuen Generalstabschef eine Sitzung über den U-Bootskrieg abgehalten. Admiral v. Holzkendorff als Chef des Admiralstabes vertritt die Marine. Noch ist aber der rumänische Feldzug nicht entschieden, und der Gesandte im Haag, Herr v. Kühlmann, hat mit Bestimmtheit versichert, daß nach seiner Ansicht Holland uns auch noch den Krieg erklären würde, wenn wir den verschärften U-Bootskrieg eröffneten. — So mußte unter dem Druck dieser Unsicherheit und der neuen Gefahr, da für die holländische Grenze keine Truppen mehr zur Verfügung standen, der U-Bootskrieg notgedrungen bis zur Beendigung des rumänischen Feldzuges hinausgeschoben werden. Im November 1916 wurde auch der Flottenchef, Admiral Scheer, ins Hauptquartier berufen. Hier trafen sich zum ersten Male die beiden Männer, die als Soldaten das Schicksal unseres Volkes in der Hand hatten. Mit hoher Begeisterung spricht Admiral Scheer von diesem Zusammentreffen.



Hindenburg besichtigt Matrosen in Westende.

Nach einer Photographie.

Admiral Scheer teilt darüber folgendes mit: „Der Feldmarschall führte mich an den Kartentisch mit der Frage, ob ich etwas über den Verlauf des rumänischen Feldzuges hören wolle. Wie sehr ich beglückt war, vom Feldmarschall selbst einen Vortrag darüber zu hören, wird man mir nachfühlen können. In knappen, klaren Sätzen erstand vor mir das Bild der Operationen und der weiteren Pläne. Mit Spannung verfolgte ich später die Nachrichten über diesen



Selbgottesdienst bei den Marinefliegern in Westende.

Aufnahme von H. Lichte & Co., Berlin.

Seldzug und es traf mit absoluter Genauigkeit ein, wie er es als vermutlichen Verlauf geschildert hatte, ohne daß er sich dabei zu Äußerungen, wie „es wird oder es muß so kommen“, hätte verleiten lassen. — Auf meine Frage z. B., wenn Bukarest wohl eingenommen sein würde, meinte er, bei günstigem Verlauf hoffen wir in 14 Tagen dort zu sein. Er hatte sich nicht getäuscht. Am Abend war ich bei ihm mit meinem Stabschef zur Tafel geladen; die Speisenfolge war sehr einfach: Rührei mit Schinken, dann Butter und Käse. — „Langen Sie ordentlich zu, mehr gibt es nicht,“ meinte der Feldmarschall. Es wurde ausnahmsweise ein Glas Sekt gereicht und ein Sall, der, wie die Herren seines Stabes uns sagten, noch nie dagewesen war: der Feldmarschall erhob sich zu einer kleinen Rede und brachte drei Hurras auf den Flottenchef aus.“

Nach Ablehnung unseres Friedensangebotes, Dezember 1916, wurde dann, als Amerika einmal wieder sich geschickt als Anwalt Englands einschob, im Februar 1917 der verschärfte U-Bootskrieg erklärt. Das englische Wirtschaftsleben erhielt einen furchtbaren Stoß, wir wissen aus besten englischen und amerikanischen Quellen, daß wir uns unaufhaltsam unserm Ziel näherten. Der große Deutschenhasser Admiral Sims berichtet darüber: „Als ich einige Tage in London zugebracht hatte, waren alle Illusionen geschwunden. Die britische Admiralität machte mich mit Tatsachen und Zahlen bekannt, die sie der Presse nicht mitgeteilt hatte. Diese Dokumente stellten mich der erstaunlichen Tatsache gegenüber, daß Deutschland daran war, den Krieg zu gewinnen, und zwar in einem Tempo, der in 4 bis 5 Monaten zu der bedingungslosen Übergabe des britischen Reiches führen mußte“ — — — . Nachdem Admiral Sims auch noch Jellicoe gesprochen hat, fährt er fort — „es wäre zu milde, zu sagen, daß ich durch diese Enthüllung überrascht wurde. Ich war geradezu bestürzt, ich hatte mir nie etwas so Schreckliches vorgestellt“ — — — . „Es sieht so aus, als wenn die Deutschen im Begriff wären, den Krieg zu gewinnen“ sagte ich. — „Sie werden ihn gewinnen, wenn wir nicht diese Verluste einschränken können, und zwar sehr bald“ antwortete Jellicoe. — „Gibt es keine Lösung des Problems?“ fragte ich. „Ganz und gar keine, soweit wir das jetzt erkennen können“, erklärte Jellicoe — — . Und doch eine furchtbare, für Deutschland vernichtende Lösung sollte kommen. — Am 2. März 1885 sprach Bismarck im Reichstage das Wort: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserm alten nationalen Mythos, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling anbricht, dann auch stets der Lofi nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick



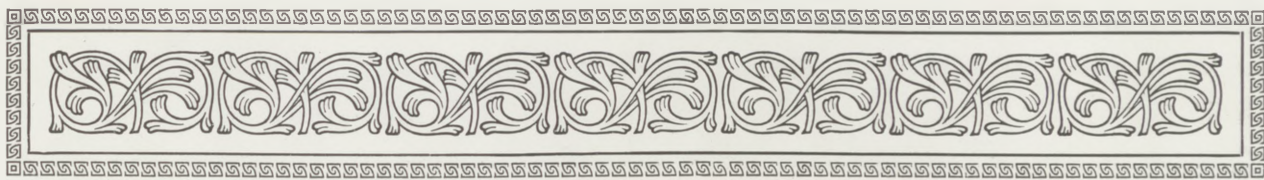
Großer Kreuzer Hindenburg.

Nach einer Aufnahme von H. Müller, Oldenburg i. D.

veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen“ — und am Ende seiner Rede heißt es: „Und der Parteigeist, wenn er mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde.“ Wer diese beiden Sätze des gewaltigen Gründers des Reiches, des ersten Staatsmannes des deutschen Reiches, mit Verständnis und unter Berücksichtigung jener unglückseligen Reichstagsresolution im Sommer 1917 liest, der wird wissen, wer Lofi und Hödur in diesem Falle ist. — — Noch waren die guten deutschen Waffen scharf und wirksam, die Hochseeflotte stand ganz im Dienste des U-Bootskrieges, der von den deutschen Nordseehäfen, von den U-Bootsstützpunkten in Flandern und von den österreichischen Häfen rings um England bis weit in den Atlantischen Ozean, sogar bis an die amerikanische Küste getragen wurde; die Ostseeflotte, durch Teile der Hochseeflotte für kurze Zeit verstärkt, konnte die Armee aufs wirksamste bei der Wegnahme der baltischen Inseln unterstützen. Die Sinnenlandexpedition unter Admiral Meurer überführte die Truppen des Generals Graf Goltz und deutsche Linienschiffe, geleitet von den Bravsten der Braven, den Minensuchern, drangen durch dichtes Eis bis nach Helsingfors. — Die Ostsee war wie zur Hanzazeit deutsch geworden — aber innerhalb des Volkes waren Lofi und Hödur tätig und außerhalb spritzte die englische Northklyff-*press* ihr widerliches Gift. — Schon 1917 hatten sich Krankheitsercheinungen am Volkskörper bemerkbar gemacht. Statt der scharfen Operation mit dem Messer, um diesen Krebschaden zu beseitigen, wie dies bei unsern Gegnern mit Erfolg geschah, zog man durch stilles Auswachsenlassen die Krankheit immer größer.

Ein stattlicher Zuwachs war im Jahre 1917 der Flotte geworden. Am 10. Mai 1917 war der Schlachtkreuzer „Hindenburg“, ein gewaltiger Riese, für den Kampf zur See in Dienst gestellt worden und nach eingehender Erprobung dieses vorzüglichen Schiffes hat sein Kommandant, Kapitän zur See v. Karpf — der letzte Kommandant der „Hohenzollern“ — das Schiff am Ende Oktober 1917 der Flotte in Wilhelmshaven zugeführt. Als schwerster Schlachtkreuzer wäre Hindenburg berufen gewesen, die Flotte „ran an den Feind“ zu führen. — — — Es war anders vom Schicksal beschlossen — Lofi und Hödur hatten ihre Arbeit getan.





Heer, Heimat, Hindenburg.

Don

General der Infanterie Erich Ludendorff.*)

Der Handstreich auf Lüttich eröffnete die Reihe deutscher Siege. Es war ein kühner Entschluß und verwegen die Ausführung.

Die Feldzüge im Osten in den Jahren 1914 und 1915 sowie im Sommer 1916 waren gewaltige Leistungen, ebenbürtig den größten Taten der Kriegsgeschichte aller Zeiten. Sie stellten die höchsten Anforderungen an die Führer und Truppen. Der Russe war um vieles stärker als die dort kämpfenden verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen.

Der Krieg vollends, den der Generalfeldmarschall v. Hindenburg und ich vom 29. August 1916 an, dem Tage unseres Eintritts in die Oberste Heeresleitung, zu führen hatten, gehört zu den schwersten der Weltgeschichte. Gewaltigeres und Erschütternderes sah der Erdball noch nie. Deutschland mit schwachen Verbündeten rang in Unterlegenheit gegen die Welt. Entschlüsse von ungeheurer Schwere waren zu fassen. Sie ergaben sich mit zwingender Folgerichtigkeit aus der Kriegslage, unserer Auffassung vom Kriege und aus dem Wesen dieses Krieges.

Die Heere und die Marinen bekämpften einander so, wie sie es früher taten, mochten Streitkräfte und Kriegsmittel auch gewaltiger sein als je zuvor. Anders aber als in den letzten Kriegen standen die Völker mit ihrer ganzen Kraft dicht aufgeschlossen hinter ihrer Wehrmacht und durchdrangen sie. Nur Frankreich gab 1870/71 schon ein ähnliches Bild.

Wo die Kraft des Heeres und der Marine begann, die des Volkes aufhörte, war in dem jetzigen Kriege nicht mehr zu unterscheiden. Wehrmacht und Volk waren eins. Die Welt sah den Volkskrieg im buchstäblichen Sinne des Wortes. In dieser versammelten Kraft standen die mächtigen Staaten der Erde gegeneinander. Zum Kampf gegen die feindlichen Streitkräfte auf gewaltigen Fronten und weiten Meeren gesellte sich das Ringen gegen die Psyche und die Lebenskraft der feindlichen Völker mit dem Zweck, sie zu zerlegen und zu lähmen.

Leicht und wenig gefährvoll ist es, mit starken Bataillonen Krieg zu führen und Schlachten zu schlagen. In solche Lagen sind aber der Generalfeldmarschall und ich in den drei ersten Kriegsjahren nicht gekommen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als nach Pflicht und Gewissen zu handeln und das auf uns zu nehmen, was wir für Erringung des Sieges als notwendig ansahen. Der Erfolg war in dieser Zeit auf unserer Seite.

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und Verlages seinen „Kriegserinnerungen“ (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn) entnommen.

Als wir vom März 1918 an in einem so günstigen Stärkeverhältnis angriffen, wie es der Krieg für Deutschland noch nicht gezeigt hatte, reichte die Kraft zu großen Siegen, doch nicht zur schnellen Entscheidung aus. Dann erlahmte sie, während der Feind sich verstärkte.

Dieser Welt- und Volkskrieg verlangte Ungeheures von uns Deutschen, auf denen er mit seiner ganzen drückenden Schwere lag. Jeder einzelne mußte das Letzte hergeben, wenn wir ihn gewinnen wollten. Wir mußten in des Wortes wahrer Bedeutung bis zum letzten Bluts- und Schweißtropfen kämpfen und arbeiten und dabei kampfwillig und mehr noch siegfreudig bleiben: eine schwere, aber zwingende Anforderung trotz der Not des Lebens, die der Feind uns bereitete, trotz des Ansturms der feindlichen Propaganda, die äußerlich so unmerklich, aber doch von so urgewaltiger Stärke war.

Heer und Marine wurzeln im Vaterland, wie die Eiche im deutschen Boden. Sie leben von der Heimat und schöpfen aus ihr die Kraft. Sie können erhalten, aber nicht erzeugen, was sie bedürfen, und nur mit dem kämpfen, was ihnen die Heimat an seelischen, materiellen und physischen Kräften gibt. Diese befähigen Heer und Marine, zu siegen, zu treuer Hingabe und zu selbstlosem Opfermut im täglichen Kampf und in dem Ungemach des Krieges. Sie allein konnten Deutschland den Erfolg sichern. Mit ihnen führte das Vaterland diesen Titanenkampf gegen die Welt, wenn auch die Bundesgenossen halfen und die besetzten Gebiete ausgenutzt wurden, soweit dies den Gesetzen des Landkrieges entsprach.

Heer und Marine mußten demnach von der Heimat immer von neuem geistige Spannkraft, Menschen und Kriegsgerät erhalten und sich aus ihr stets wieder verjüngen.

Der Seelenzustand und der Kriegswille daheim waren zu festigen; wehe uns, wenn sie Schaden litten! Je länger der Krieg dauerte, desto größer wurden hierfür die Gefahren, desto mehr gab es zu überwinden, desto zwingender wurde gleichzeitig das Verlangen des Heeres und der Marine nach seelischer und sittlicher Stärkung.

Die personellen und materiellen Kräfte des Vaterlandes waren für die Kriegsführung bis zum äußersten zu entfesseln und sicherzustellen.

Das waren gewaltige Aufgaben für die Heimat. Sie war nicht nur das Fundament, auf dem unsere stolze Wehrkraft ruhte, und das keine Risse erhalten durfte, sie war der kraftspendende Quell, der silberklar und rein und doch machtvoll erhalten werden mußte, damit er die Nerven des Heeres und der Marine stählen und ihre Kräfte immer wieder erneuern konnte. Das Volk bedurfte der inneren Stärke, die es allein zur dauernden Kraftabgabe an Heer und Marine befähigte. Volks- und Wehrmachtskraft griffen so innig ineinander über, daß sie gar nicht zu trennen waren. Die Kriegsfähigkeit der Streitkräfte am Feinde hing eng von der Kriegsfähigkeit des Volkes daheim ab. Es entstand ein Arbeiten und Leben für den Krieg in der Heimat, wie es kaum je zuvor der Fall war. Und dies Leben und Arbeiten hatte die Regierung, hatte der verantwortliche Reichskanzler zu führen und kraftvoll zu erhalten.

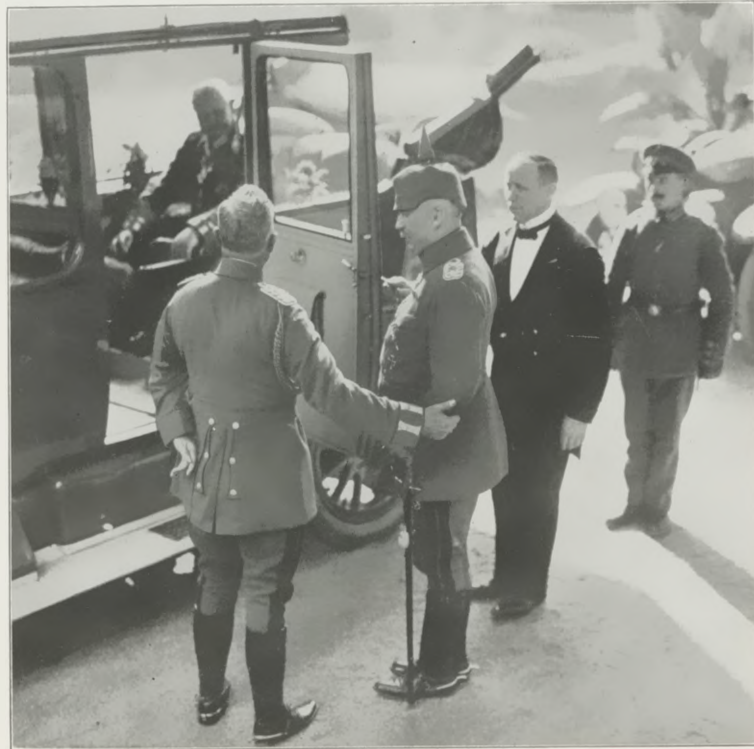
Diesem erwuchs noch eine zweite große Aufgabe der Kriegsführung: die Leitung des Kampfes gegen die feindlichen Heimatfronten. Sollte Deutschland dies mächtige Kriegsmittel nicht gebrauchen, das es täglich am eigenen Leibe spürte? Sollte an dem Seelenzustande der feindlichen Völker nicht ebenso gerüttelt werden, wie es der Feind bei uns leider so erfolgreich tat? Dieser Kampf war aus der Heimat heraus über das neutrale Ausland und dann erst von Front zu Front zu führen. Allerdings fehlte Deutschland eine mächtige Hilfswaffe der Propaganda: die Hungerblockade gegen die Bewohner der feindlichen Länder.

Die Regierung hatte große Aufgaben im Dienste des Volkes für die glückliche Beendigung des Krieges zu lösen. Größeres wurde noch von keiner deutschen Regierung gefordert, als die geeinte Kraft des deutschen Volkes dem Kaiser zum Siege auf dem Schlachtfelde zur Verfügung zu stellen und den Kampf gegen den Geist und die Stimmung der feindlichen Völker zu führen. Das Arbeiten und Handeln der Regierung gewannen so eine kriegsentscheidende

Bedeutung. Das erforderte von Regierung, Reichstag und Volk ein Aufgehen in dem Kriegsgedanken wie nie zuvor. Es war nicht anders: die Kraft der Kriegsführung ruhte in der Heimat, die Kraftäußerung lag an der feindlichen Front.

Dem großen Ziele, zum Frieden zu kommen, wurde allein durch kraftvolle Kriegsführung entsprochen. Mit ihrer Kriegsarbeit förderte daher die Regierung zugleich auch den Frieden, den unmittelbar herbeizuführen ihre weitere hehre Aufgabe war.

Der Generalfeldmarschall und ich teilten bald nach unserer Berufung in die Oberste Heeresleitung und nach dem Erkennen der Lage dem Reichskanzler unsere Anschauungen über die Bedürfnisse des Heeres, die zugleich auch die der Marine waren, mit und erörterten die hieraus sich ergebenden Aufgaben der Heimat. Wir riefen ihn zur kriegerischen Zusammenarbeit auf und waren hoffnungsfreudig trotz des bedrohlichen Ernstes der Lage.



Im Großen Hauptquartier:
Der Kaiser mit Hindenburg und General Ludendorff.

Die Regierung hatte unseren Eintritt in die Oberste Heeresleitung begrüßt. Wir kamen ihr mit offenem Vertrauen entgegen. Bald aber begannen zwei Gedankenwelten miteinander zu ringen, vertreten durch die Anschauungen der Regierung und die unserigen. Dieser Gegensatz war für uns eine schwere Enttäuschung und zugleich eine ungeheure Belastung.

In Berlin konnte man sich nicht zu unserer Auffassung über die Kriegsnotwendigkeit bekennen und nicht den eisernen Willen finden, der das ganze Volk erfaßt und dessen Leben und Denken auf den einen Gedanken: Krieg und Sieg einstellt. Die großen Demokratien der Entente haben dies vermocht. Gambetta 1870/71, Clemenceau und Lloyd George in diesem Kriege stellten mit harter Willenskraft ihre Völker in den Dienst des Sieges. Dieses zielbewußte Streben, der machtvolle Vernichtungswille der Entente, wurden von der Regierung nicht in voller Schärfe erkannt. Nie war daran zu zweifeln gewesen. Statt alle vorhandenen Kräfte für den Krieg zu sammeln und im Höchstmaße anzuspannen, um zum Frieden auf dem Schlachtfelde zu kommen, wie dies das Wesen des Krieges bedingte, schlug man in Berlin einen anderen Weg ein; man sprach immer mehr von Versöhnung und Verständigung,

ohne gleichzeitig dem eigenen Volk einen starken kriegerischen Impuls zu geben. Man glaubte in Berlin oder täuschte sich dies vor: die feindlichen Völker müßten den Versöhnung verkündenden Worten sehnsüchtig lauschen und würden ihre Regierungen zum Frieden drängen. So wenig kannte man dort die Geistesrichtung der feindlichen Völker und deren Regierungen mit ihrem starken nationalen Denken und stahlharten Wollen. Berlin hatte aus der Geschichte früherer Zeiten nichts gelernt. Man fühlte hier nur das eigene Unvermögen gegenüber der Psyche des Feindes, man verlor die Hoffnung auf den Sieg und ließ sich treiben. Der Gedanke zum Frieden zu gelangen, wurde stärker als der Wille, für den Sieg zu kämpfen. Der Weg zum Frieden war gegenüber dem Vernichtungswillen des Feindes nicht zu finden. Man versäumte darüber, das Volk den schweren Weg des Sieges zu führen.

Reichstag und Volk sahen sich ohne solche Führung, die sie zum großen Teil heiß ersehnten, und glitten mit der Regierung auf der abschüssigen Bahn. Die gewaltigen Fragen des Krieges an sich wurden immer mehr und mehr beiseite geschoben. Innerpolitisches Denken und das Denken an das eigene Ich überwucherten sie. Das wurde zum Unglück für das Vaterland.

Die Briefe der Generale v. Moltke und v. Stein, die mich in das Große Hauptquartier nach Koblenz beriefen und mir mitteilten, daß ich Chef des Generalstabes der 8. Armee in Ostpreußen geworden sei, erreichten mich am 22. August 9 Uhr vormittags im Hauptquartier der 2. Armee, halbwegs Wavre Namur. Hauptmann v. Rochow überbrachte sie.

General v. Moltke schrieb: „Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt, vielleicht noch schwerer als die Erstürmung Lüttichs. . . . Ich weiß keinen anderen Mann, zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte als wie zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie von einem Posten abberufe, auf dem Sie vielleicht dicht vor einer entscheidenden Aktion stehen, die, so Gott will, durchschlagend sein wird. Sie müssen auch dies Opfer dem Vaterlande bringen. Auch der Kaiser sieht mit Vertrauen auf Sie. Sie können natürlich nicht für das verantwortlich gemacht werden, was geschehen ist, aber Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden. Folgen Sie also dem neuen Ruf, der der ehrenvollste für Sie ist, der einem Soldaten werden kann. Sie werden das in Sie gesetzte Vertrauen nicht zuschanden machen.“

General v. Stein, damals Generalquartiermeister und später Kriegsminister, schloß seinen Brief:

„Also Sie müssen hin. Hier fordert es die Staatsraison. Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen.“

Ich erfuhr noch von Hauptmann v. Rochow, General v. Hindenburg sollte Oberbefehlshaber werden, man wisse jedoch nicht, ob der General zu finden sei und annehmen würde.

Ich war stolz auf meine neue Aufgabe und auf das Vertrauen, das zu mir aus den Briefen sprach. Ich war gehoben von dem Gedanken, dem Kaiser, der Armee und dem Vaterlande in schwerster Lage an entscheidender Stelle zu dienen. Vaterlandsliebe und Königstreue sowie die klare Erkenntnis, daß jeder einzelne der Pflicht für Familie und Staat zu leben hat, waren das Erbteil, das ich aus meinem Elternhause in das Leben nahm. Meine Eltern waren nicht begütert, irdischen Lohn brachte ihre treue Arbeit nicht. Wir lebten sehr sparsam und einfach ein harmonisches und glückliches Familienleben. Mein Vater sowohl wie meine Mutter gingen ganz in der Fürsorge für uns sechs Geschwister auf. Den Eltern sei Dank hierfür vor aller Welt.

Als junger Offizier mußte ich mich redlich durchs Leben schlagen. Meine Lebensfreudigkeit litt nicht darunter. Ich saß viel in meiner bescheidenen Leutnantswohnung in Wesel, Wilhelmshaven und Kiel und las Geschichte und Kriegsgeschichte sowie geographische Schriften. Was ich als Kind in mich aufgenommen, erweiterte sich. Ich wurde stolz auf mein



Auf dem Marktplatz von Brüssel.

Nach dem Gemälde von Professor Max Rabes.

Vaterland und seine bedeutenden Männer. Glühend verehrte ich Bismarcks gewaltige und leidenschaftliche Größe. Das Wirken unseres Herrscherhauses für sein Preußen-Deutschland zeichnete sich deutlich ab. Aus der Treue, die ich geschworen hatte, wurde ein tief inneres Gefühl der Hingabe. Der ausschlaggebende Wert von Heer und Flotte für unsere Sicherheit, nachdem Deutschland immer wieder das Schlachtfeld Europas gewesen war, drängte sich mir förmlich auf, wenn ich die Geschichte Schritt für Schritt verfolgte. Ich erkannte zugleich durch den Blick ins Leben, die Größe und Bedeutung der friedlichen Leistungen des Vaterlandes für die Kultur und die Menschheit.

Als ich 1904 in die Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes versetzt wurde, begann mein unmittelbares Wirken für die Armee. Der Abschluß war mein Eintreten für die Milliardenvorlage.

Lange Zeit war meine Mobilmachungsbestimmung: Chef der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung. Als ich mein Regiment in Düsseldorf bekam, hörte sie naturgemäß auf. Mein Nachfolger im Großen Generalstab erhielt sie. Die Mobilmachungsbestimmung als Oberquartiermeister der 2. Armee war mir wegen Lüttichs bedeutungsvoll, sonst nicht besonders anziehend gewesen.

Ich hatte unter General v. Moltke in der Leitung viele Große Generalstabsreisen mitgemacht und einen tiefen Blick in den großen Krieg getan. Meine neue Stellung bot mir Gelegenheit zu zeigen, ob ich die Gedanken des großen Lehrmeisters des Generalstabes, des Generals Grafen v. Schlieffen, wenn auch nur im engeren Rahmen, in die Tat umzusetzen verstände. Mehr konnte einem Soldaten im Krieg nicht geboten werden. Daß ich diese Stellung in einer für das Vaterland so überaus ernsten Lage erhielt, bedauerte ich tief.

Mein ganzes Inneres und mein deutsches Empfinden spornten mich zur Tat.

In einer Viertelstunde saß ich im Kraftwagen, um nach Koblenz zu fahren. Ich kam über Wavre. Am Tage vorher hatte ich es als friedliche Stadt gesehen, jetzt fand ich es in Flammen. Auch dort hatte die Bevölkerung den Kampf aufgenommen. Das waren die Abschiedsgrüße aus Belgien.

Um 6 Uhr abends war ich in Koblenz. Ich meldete mich sogleich beim General v. Moltke, der mir abgespantzt erschien. Nun erfuhr ich näheres über die Lage im Osten. Die 8. Armee hatte am 20. August bei Gumbinnen die russische Njemen-Armee unter Rennenkampf angegriffen. Der Offensivstoß hatte trotz anfänglicher Fortschritte keinen entscheidenden Erfolg gebracht. Der Kampf hatte abgebrochen werden müssen. Die Armee befand sich seitdem in vollem Rückzuge zwischen Mauersee und Pregel über die Angerapp nach Westen und nördlich des Pregels hinter die Deime, die vorderste Befestigungslinie der Festung Königsberg. Das I. Armeekorps sollte von den Stationen westlich Insterburg mit der Eisenbahn nach Gößlers-



Darstellung von Offizieren vor dem Kaiser in Kreuznach.

Nach einer Aufnahme von H. Schürumpf, Kreuznach.

hausen zur Verfügung des Armeekommandos und die 3. Reservedivision von Angerburg nach Allenstein—Hohenstein zur Verstärkung des XX. Armeekorps gefahren werden.

Die nur leicht befestigte Seenlinie Nikolaiten—Löben war in unserer Hand. Es hatte sich ihr nur schwächerer Feind genähert.

Der Kommandierende General des XX. Armeekorps, General v. Scholz, befehligte an der Südgrenze Ostpreußens. Er hatte seine Divisionen, die ihm noch unterstehende 70. Landwehrbrigade, Teile der Kriegsbesatzung von Thorn und der anderen Weichselfestungen unter steten Kämpfen mit der russischen Narewarmee unter Samsonow bei Gilgenburg und östlich zusammengezogen. Er wurde von ihr sehr hart bedrängt.

Mit dem Weitermarsch der beiden feindlichen Armeen zu beiden Seiten der Seensperre war zu rechnen. General v. Moltke sagte mir, daß die 8. Armee die Absicht habe, das Land östlich der Weichsel zu räumen, nur die Festungen sollten ihre Kriegsbesatzungen behalten und verteidigt werden. Die 8. Armee hatte diesen Entschluß zweifellos in der Erwartung gefaßt, daß die Entscheidung im Westen bald fiele, dann konnte mit den von dort eintreffenden Verstärkungen Ostpreußen zurückerobert und der eingedrungene Feind geschlagen werden.



Hindenburg-Medaillon.

Von Professor Ludwig Mangel.

Bei den strategischen Kriegsspielen des Generals v. Schlieffen ist dies oft durchgespielt worden. Wenn die Voraussetzung zutraf, war der Entschluß der 8. Armee, sich für den späteren Kampf zu erhalten, richtig. Aber er berücksichtigte nicht die Wirklichkeit des Krieges und trug nicht der ungeheuren Verantwortung Rechnung, eigenes Land dem Feinde zu überlassen. Was die durch den Krieg unmittelbar betroffenen Länder auch bei humanster Kriegsführung zu leiden haben, das hat dieser Weltkampf der Menschheit wieder gelehrt. So, wie nun einmal die Verhältnisse sich entwickelten, hätte uns der Rückzug hinter die Weichsel unsere Niederlage gebracht. Wir würden die Weichsellinie vor der russischen Übermacht nicht gehalten haben, zum mindesten waren wir nicht imstande, die k. u. k. Armee im September unmittelbar zu unterstützen. Ihr Zusammenbruch wäre dann erfolgt. Die Lage, die ich vorfand, war zweifellos sehr ernst, aber schließlich gab es doch noch Auswege. Auf meine Bitte wurde sogleich nach dem Osten befohlen, daß der Rückmarsch der Hauptteile der 8. Armee für den 23. August einzustellen sei. Das I. Reservekorps, das XVII. Armeekorps und die Hauptreserve der Festung Königsberg hatten zu rasten. Das I. Armeekorps sollte nicht in Gofzlershausen, sondern näher bei General v. Scholtz, in der Gegend östlich Deutsch-Eylau ausgeladen werden. Alle irgendwie noch verfügbaren Teile der Kriegsbesatzungen von Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg waren nach Strasburg und Lautenburg zu fahren. Diese Kriegsbesatzungen bestanden nur aus Landwehr- und Landsturmbildungen. Es bildete sich so im südwestlichen Teil von Ostpreußen eine starke Armeegruppe. Mit ihr konnte angegriffen werden, während die nördliche Gruppe im weiteren Rückmarsch in südwestlicher Richtung verblieb oder scharf nach Süden zu einem Kampf gegen die Narewarmee herangezogen wurde. Was zu geschehen hatte, konnte erst an Ort und Stelle angeordnet werden. Ohne neue Schlacht sollte der Russe nicht abkommen. Hierzu die Trennung der beiden feindlichen Armeen auszunutzen, lag allen Generalstabs-offizieren in Fleisch und Blut.

Ich meldete mich auch bei Seiner Majestät dem Kaiser. Seine Majestät war in ruhiger

Bei den strategischen Kriegsspielen des Generals v. Schlieffen ist dies oft durchgespielt worden. Wenn die Voraussetzung zutraf, war der Entschluß der 8. Armee, sich für den späteren Kampf zu erhalten, richtig. Aber er berücksichtigte nicht die Wirklichkeit des Krieges und trug nicht der ungeheuren Verantwortung Rechnung, eigenes Land dem Feinde zu überlassen. Was die durch den Krieg unmittelbar betroffenen Länder auch bei humanster Kriegsführung zu leiden haben, das hat dieser Weltkampf der Menschheit wieder gelehrt. So, wie nun einmal die Verhältnisse sich entwickelten, hätte uns der Rückzug hinter die Weichsel unsere Niederlage gebracht. Wir würden die Weichsellinie vor der russischen Übermacht nicht gehalten haben, zum mindesten waren wir nicht imstande, die k. u. k. Armee im September unmittelbar zu unterstützen. Ihr Zusammenbruch wäre dann erfolgt. Die Lage, die ich vorfand, war zweifellos sehr ernst, aber schließlich gab es doch noch Auswege. Auf meine Bitte wurde sogleich nach dem Osten befohlen, daß der Rückmarsch der Hauptteile der 8. Armee für den 23. August einzustellen sei. Das I. Reservekorps, das XVII. Armeekorps und die Hauptreserve der Festung Königsberg hatten zu rasten. Das I. Armeekorps sollte nicht in Gofzlershausen, sondern näher bei General v. Scholtz, in der Gegend östlich Deutsch-Eylau ausgeladen werden. Alle irgendwie noch verfügbaren Teile der Kriegsbesatzungen von Thorn, Kulm, Graudenz, Marienburg waren nach Strasburg und Lautenburg zu fahren. Diese Kriegsbesatzungen bestanden nur aus Landwehr- und Landsturmbildungen. Es bildete sich so im südwestlichen Teil von Ostpreußen eine starke Armeegruppe. Mit ihr konnte angegriffen werden, während die nördliche Gruppe im weiteren Rückmarsch in südwestlicher Richtung verblieb oder scharf nach Süden zu einem Kampf gegen die Narewarmee herangezogen wurde. Was zu geschehen hatte, konnte erst an Ort und Stelle angeordnet werden. Ohne neue Schlacht sollte der Russe nicht abkommen. Hierzu die Trennung der beiden feindlichen Armeen auszunutzen, lag allen Generalstabs-offizieren in Fleisch und Blut.



Ludendorff-Medaillon.

Von Professor Ludwig Mangel.



Nach einem Gedenkblatt im Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Stimmung, sprach ernst über die Lage im Osten und bedauerte tief, daß ein Teil des deutschen Vaterlandes feindlichem Einfall ausgesetzt sei. Er gedachte der Leiden seiner Landesfinder. Der Kaiser übergab mir den für Lüttich verliehenen Orden Pour le mérite und sagte mir anerkennende Worte. Es wird dies eine stolze und wehmütige Erinnerung für mein Leben bleiben.

Um 9 Uhr abends fuhr ich im Sonderzug von Koblenz nach dem Osten.

Kurz vor meiner Abfahrt erhielt ich die Mitteilung, daß General v. Hindenburg den Oberbefehl angenommen habe und in Hannover 4 Uhr morgens in den Zug einsteigen würde. In Hannover war der General auf dem Bahnhof. Ich meldete mich bei ihm. Wir sahen uns dabei zum erstenmal. Alles andere gehört in das Gebiet der Legendenbildung.

Ich trug kurz die Lage vor, dann begaben wir uns zur Ruhe.

Am 23. August, gegen 2 Uhr nachmittags, waren wir in Marienburg, wo das Oberkommando uns erwartete. Die Lage hatte sich geändert. Der Entschluß, hinter die Weichsel zu gehen, war aufgegeben. Es sollte zunächst die Passarge gehalten werden. General Grünert, Oberquartiermeister der 8. Armee, und Oberstleutnant Hoffmann hatten dahin gewirkt.

Unser Empfang in Marienburg war frostig. Mir war es wie eine andere Welt: Von Lüttich und dem schnellen Vormarsch im Westen in diese gedrückte Stimmung. Alles änderte sich schnell. Die Stimmung hob sich. — —

Vier Jahre haben wir in tiefster Harmonie wie ein Mann zusammen gearbeitet, der Generalfeldmarschall und ich. Ich sah es mit tiefinnerer Genugtuung, daß er die Idealgestalt dieses Krieges für das deutsche Volk, die Verkörperung des Sieges für jeden Deutschen wurde.

Der Generalfeldmarschall ließ mich teilnehmen an seinem Ruhm. Bei der Feier seines siebenzigsten Geburtstages am 2. Oktober 1917 kleidete er dies in besonders tief empfundene Worte.

Der Feldherr hat die Verantwortung. Er trägt sie vor der Welt und, was noch schwerer ist, vor sich, vor der eigenen Armee und dem eigenen Vaterlande. Als Chef und Erster General-



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Batterie in guter Deckung. Nach einer Zeichnung von Fritz Grottemeyer.



Zu Ehren der gefallenen Bayern.

Nach einem Aquarell von Franz von Bayros. Aus der Bayros-Mappe, Verlag von Ed. Strache, Wien-Leipzig.

quartiermeister war ich voll mitverantwortlich und bin mir dessen stets bewußt gewesen. Ich stehe jederzeit für mein Handeln ein.

Unser beider strategische und taktische Anschauungen deckten sich vollständig, ein harmonisches und vertrauensvolles Miteinanderarbeiten ergab sich daraus von selbst. Ich trug dem Generalfeldmarschall, nach Rücksprache mit meinen Mitarbeitern, kurz und knapp meine Gedanken für die Anlage und Leitung aller Operationen vor und machte ihm einen ganz bestimmten Vorschlag. Ich hatte die Genugtuung, daß der Generalfeldmarschall stets — von Tannenberg an bis zu meinem Abgang im Oktober 1918 — mit meinem Denken übereinstimmte und meine Befehlsentwürfe billigte.

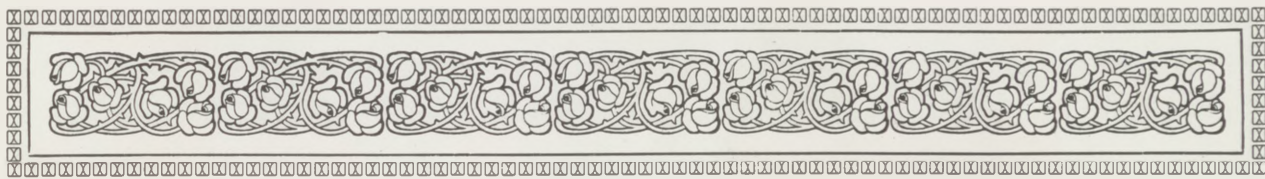
Wir hatten auch die gleiche Auffassung über den Charakter dieses Volkskrieges und die sich hieraus ergebenden Notwendigkeiten. Ebenso waren unsere Ansichten über den Frieden dieselben. Der Generalfeldmarschall erstrebte mit mir, das Leben des deutschen Volkes vor neuem Angriff zu sichern. Er trat auch für dies alles mit seiner Persönlichkeit ein.

Diejenigen, denen die Autorität der Obersten Heeresleitung zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Ziele hinderlich war und noch werden konnte, versuchten zwischen den Generalfeldmarschall und mich einen Keil zu treiben. An seiner Person wagte man nicht zu rütteln, dafür glaubte man mich treffen zu sollen. Man schuf einen Unterschied zwischen dem Handeln und dem Denken des Generalfeldmarschalls und dem meinigen. Er verkörperte hiernach das gute Prinzip, ich das böse. Die solches verbreiteten, mußten den Generalfeldmarschall zum mindesten für allen vermeintlichen Schaden mitverantwortlich machen, sonst untergruben sie seine Stellung und machten aus ihm einen Mann, der nicht die hohen Eigenschaften besitzen konnte, die sie ihm beizulegen beabsichtigten und die sein eigen sind.

Der Ruhm des Generalfeldmarschalls steht fest in den Herzen des deutschen Volkes.

Ich habe ihn hoch verehrt und ihm treu gedient, seinen vornehmen Sinn ebenso geschätzt wie seine Königsliebe und seine Verantwortungsfreudigkeit.





Hindenburg und die Bulgaren.

Von

General Peter Gantschew.

Nicht nur in Deutschland, sondern auch über ganz Bulgarien verbreitete sich nach den Masurenschlachten der Name des größten ruhmvollen Feldherrn: „Hindenburg!“ Militär und Zivil, Männer und Frauen, Kinder und Greise, alle erzählten sich von ihm. Die Erfolge seiner Truppen waren Hauptgegenstand der Gespräche und erregten in allen Schichten der Bevölkerung größte Bewunderung. Sein Ruhm drang in die verstecktesten Winkel des Landes bis zu den einfachsten kleinen Bauernhütten. Der Name Hindenburg wurde unvergänglich. Alle wollten etwas von ihm hören und erfahren; Bilder, die seine imposante Erscheinung zeigten, suchte jeder zu besitzen.

Bis zu welchem Grad Hindenburg die Herzen des bulgarischen Volkes erobert hatte, dafür spricht folgende Tatsache: In einem kleinen Dorfe (Belotinzi, Bezirk Serdinandowo), das am Abhänge des Balkengebirges liegt, entschloß sich ein gutmütiger Bauer, der sich für die unvergleichlichen Taten des großen Feldherrn begeisterte, seinem neugeborenen Sohn den Namen Hindenburg zu geben. Um sein Vorhaben auszuführen, ging er zum Popen (Pfarrer) des Dorfes, dem er seinen Wunsch aussprach. Obgleich der Vertreter der Kirche das edle Motiv des Bauern anerkannte, mußte er ihm doch mitteilen, daß seine Bitte gegen das kanonische Recht der bulgarischen orthodoxen Kirche verstoße und er ihm deshalb seinen Wunsch nicht erfüllen könne. (Bei der Taufe gibt man nur von der Kirche bestimmte Namen.) Aber diese Antwort befriedigte den Vater gar nicht, und er drang auf Erfüllung seiner Bitte. Entweder gäbe der Pfarrer seinem Kinde den Namen Hindenburg oder er änderte seine Religion und ließe seinen Sohn in einer anderen Kirche taufen. Ein großer Teil der Dorfbewohner stellte sich auf seiten des Vaters und drohte dem Popen mit Entfernung aus dem Dorfe, falls er auf seiner Weigerung beharre. Vor diese Wahl gestellt, sah sich der Geistliche gezwungen, zu kapitulieren. So taufte er das Kind auf den Namen Hindenburg.

Das Interessante an diesem Fall ist, daß in dem Dorf Belotinzi nicht nur das Kind, sondern auch der Vater mit dem Namen Hindenburg genannt wurde. Soviel ich weiß, ist dieses Beispiel nicht das einzige. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Hindenburg sich die Herzen des größten Teiles des bulgarischen Volkes gewonnen hat, und dieser Umstand war nicht ohne Bedeutung für die Politik des Landes.

Nach dem für Bulgarien erfolgreichen Kriege von 1912 waren wir gezwungen, den Kampf gegen Serben, Griechen und Montenegriener aufzunehmen. Obgleich jede Armee dieser drei Völker im Balkankriege nicht halb so viel geleistet hat, wie eine einzige bulgarische Division,



Deutscher, ungarischer und bulgarischer Posten am Bahnhof in Uestüb.

Aufnahme des Bild- und Filmamtes.

weigerten sie sich, die Erfüllung der bestehenden Verträge und unsere Rechte auf die bulgarischen Provinzen anzuerkennen, für welche allein Bulgarien 1912 den Kampf geführt und die schwersten Opfer gebracht hatte.

Das unerwartete Eingreifen Rumäniens auf der Seite unserer Gegner zwang damals Bulgarien, die Waffen niederzulegen und die Bedingungen des Bukarester Friedens anzunehmen. In seinem Manifest, in dem König Ferdinand dem Volke und der Armee das traurige Ende des Krieges bekanntgab, sagte er unter anderem auch folgendes: „Wir rollen die Fahnen zusammen bis auf bessere Zeiten.“

Bei Beginn des Weltkrieges dachte das ganze bulgarische Volk urplötzlich, daß jetzt die Zeit ge-

kommen wäre, die seit 1913 zusammengerollten Fahnen wieder wehen zu lassen und die damals unter serbisch-griechisches Joch gekommenen Brüder zu befreien.

Es blieb uns nur übrig, die Entscheidung zu treffen, auf welche Seite wir uns stellen müßten, um die Erfüllung unseres Nationalideales zu erreichen. Mit den Zentralmächten hatten wir aus Friedenszeiten her keine Bündnisverträge, mit der Entente erst recht nicht. Frankreich und Rußland machten alle Anstrengungen, Bulgarien dazu zu bewegen, sich aktiv an ihre Seite zu stellen. England hielt es aus bestimmten Beweggründen für besser, daß Bulgarien seine Neutralität bewahre.

Bulgarien dachte an nichts anderes als an die Befreiung seiner unterdrückten Brüder und stellte für seinen Eintritt in den Krieg die Bedingung: die im Jahre 1913 verlorenen Gebiete kommen an Bulgarien zurück! Weil sie ihren Bundesgenossen Serbien schonen wollte, erklärte sich die Entente noch nicht vollkommen mit den von uns gestellten Bedingungen einverstanden, wogegen die Zentralmächte dieselben anerkannten und die Verpflichtung übernahmen, unsere Interessen in jeder Hinsicht zu unterstützen.

Bulgarien befand sich am Scheidewege. Wohin?

Als im Juli 1915 Bulgarien unter dem Druck der Entente seine Neutralität aufgeben mußte, waren die Kämpfe auf der Westfront eingestellt worden. Auf der Ostfront aber durchbrachen die deutschen Truppen die russische Front, rückten siegreich vor und eroberten nacheinander im Sturm die russischen Festungen. Hindenburgs Name erstrahlte von neuem und nichts wirkt überzeugender als die Großtaten eines genialen Feldherrn und seiner siegreichen Truppen. Sie rissen auch die Bulgaren mit fort und entschieden die Stimmung zugunsten Deutschlands: „Die bulgarische Regierung hat sich entschlossen, sich den Zentralmächten anzuschließen!“

Schon in einem früheren Abschnitt hatten wir der gemeinsamen Kämpfe deutscher, österreichisch-ungarischer und bulgarischer Truppen gedacht, die Serbien niedergeworfen hatten.

Das Land war im Besitz der Verbündeten, König Peter flüchtete mit den Trümmern seines tapferen, geschlagenen Heeres über die schneebedeckten Berge Albaniens zum Adriatischen Meer. Nach heftigem Ringen war endlich mit dem türkischen Bundesgenossen, der sich heldenmütig gegen übermächtige Feinde gewehrt hatte, eine unmittelbare Verbindung hergestellt. Die Entente wollte Serbien zu Hilfe kommen, was ihr freilich nicht gelang, aber trotzdem sammelte sie in und bei Saloniki, die griechische Neutralität auf das frevelhafteste verletzend, eine englisch-französische Armee, von der einzelne Teile vergeblich die Dardanellen hatten erobern wollen. Um ihr weiteres Vordringen nach Mazedonien zu verhüten, wurden deutsche Divisionen unter dem General von Gallwitz bei furchtbarer Kälte um die Jahreswende 1915/16 aus der Gegend von Nisch, wo später der siegreiche Feldmarschall v. Mackensen den deutschen und bulgarischen Truppen für ihre Tapferkeit danken konnte, gegen die griechische Grenze vorgeschoben,

die erst unter schlimmsten Umständen im März zu beiden Seiten des Vardar erreicht wurde, den bulgarischen Streitkräften, die hier abwartend Wache gehalten hatten, die ersehnte Hilfe

bringend. An Angriffe konnte man zunächst nicht denken wegen der verzweifelt schlechten Nachschubverhältnisse, man mußte die Stellen zunächst ausbauen und mittels der aufopfernden Tätigkeit deutscher Pioniere und deutscher Eisenbahntuppen die Straßen verbessern, resp. neu schaffen, um die stillstehenden Armeen in dem armen Gebirgslande Mazedonien vor dem Verhungern zu bewahren.

„Eiserner Wille und Pflichttreue, Eigenschaften, welche deutsche Truppen auszeichneten, wo auch immer sie kämpften, überwand bald die Schwierigkeiten des Stellungsbaues. Natürlich konnte es nicht von heute auf morgen gehen; nur allmählich waren Fortschritte zu verzeichnen. Aber staunend und bewundernd sahen die phlegmatische Bevölkerung und die bulgarischen Truppenteile, was da deutsche Männer leisteten. Die wenigen vorhandenen Straßen wurden von Grund aus umgebaut, Verbindungswege und Gebirgspfade angelegt; Kleinbahnen entstanden, und auf schwankenden Stützen spannten sich Seilbahnen in Gegenden aus, die nie



Serdinand König der Bulgaren.

Nach einer Aufnahme von Prof. Ed. Uhlenhuth, Coburg.



Serdinand König der Bulgaren mit dem Herzog Heinrich von Medlenburg nach der Landung des Zeppelin-Luftschiffes in Sofia.

Berliner Illustrationsgesellschaft.



Feldmarschall von Mackensen begrüßt bulgarische Offiziere in Nisch.

Aufnahme von Ferd. Esch, Ludwigslust.

sich der Himmel des Südens empor zur Azurbläue des unendlichen Raums. Eine dicke Staubschicht liegt über den letzten kümmerlichen Resten der abgestorbenen Vegetation. Übermannshohe Disteln recken hier und da ihre verbrannten Stengel der Sonne entgegen. Mit giftigem Strahl sticht sie vom Himmel, umspannt das Hirn mit eisernem Ring und weckt wirre Gedanken. Schwer kreist das Blut in den Adern und hämmert in den Schläfen im Takt, als suche es nach einer vergessenen Melodie. Das Leben in den Stellungen ist zu dieser Zeit kaum noch erträglich. Schon im ersten Morgengrauen sind alle in der leichten Tropenkleidung beim Schanzen. Wer aber unvorsichtig genug ist, im Sonnenschein seinen Oberkörper zu entblößen, dem schält sich bald die Haut unter schmerzhaftem Brennen. Sobald die Vormittagshitze unerträglich wird, kriecht alles in die Unterstände. Dort liegt man nackt unter dem Fliegennetz auf der Pritsche. Der Schweiß quillt aus allen Poren. Und wer es fertig bringt, bei dieser Hitze einzuschlafen, den wecken sicher nach kurzer Zeit die zahlreichen Erdflöhe und die gierigen Rüssel der Fliegen, die sich trotz des Netzes Zugang zu schaffen wußten. Die Fliegenplage ist beinahe



Das Werk deutscher Pioniere: Eine von den Serben zerstörte, in kürzester Frist wiederhergestellte Eisenbahnbrücke nahe Nisch.

Aufnahme von Ferd. Esch, Ludwigslust.

zuvor moderne Technik gesehen hatten.“*)

Schweres hatten unsere braven Truppen im fernen Lande zu ertragen, nach dem schönen kurzen Frühling, der alle Reize einer subtropischen Natur entfaltete, folgte der lange, schlimme Sommer. Hören wir die prächtige Schilderung Adolf von Ernsthausens**), der eine Gebirgsbatterie damals führte: Mazedonischer Sommer! In heißer Mittagssonne flimmert die Luft, die vom Gestein zurückstrahlende Glut breitet über die Berge einen rötlichen Dunst, so daß diese in unbestimmbare Fernen entrückt erscheinen. Von ihren im zitternden Sonnenglanz verschwimmenden Konturen wölbt

*) Herbstschlacht in Mazedonien-Cernabogen 1916. Dargestellt nach den amtlichen Quellen des Reichsarchivs und einer Bearbeitung des Majors Curt Liebmann von Georg Struß, Hilfsarchivar beim Reichsarchiv, Oldenburg, Gerhard Stalling, 1921.

**) Balkanerinnerungen. Von Adolf von Ernsthausen. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Städe), 1921.



Bulgarenwacht an der Aegäis: Marktleben in Kawalla.

Aufnahme des Bild- und Filmmastes.

die scheußlichste von allen. Keinen Löffel Essen kann man zum Munde führen, ohne daß man so ein Vieh mitverschluckt. Die Fleischportion wird dadurch in wenig schmackhafter Weise wesentlich erhöht. Alle Verteidigungsmittel können gegen das unerschöpfliche Fliegenheer nichts ausrichten, und die dicke Kröte, die unter meiner Schlafstelle sitzt, braucht nur ab und zu ihre Zunge aus dem Maul schnellen zu lassen, um einen der Plagegeister zu erhaschen. Das einzige Mittel, um sich Ruhe zu verschaffen, ist, daß man den Unterstand verdunkelt. Dann gehen auch die Fliegen schlafen. Um mich gegen die Flöhe zu schützen, hatte ich meinen ganzen Körper mit Seife eingerieben; das hat stets gut geholfen.

In dieser Zeit haben wir uns viel mit dem Getier beschäftigt, das hier gern die Zufluchtsstätten des Menschen teilt. Die griechischen Landschildkröten wurden bald zahm und fraßen aufgeweichtes Kommißbrot aus der Hand. Eine farbenschildernde Libelle hatten wir soweit gezähmt, daß sie Fliegen aus der Hand fraß. Es war unglaublich, wie viele dieses kleine Tierchen vertilgen konnte.

So schlichen langsam die Tagesstunden dahin, zur Sonnenglut gesellte sich der Wassermangel, und der Franzose tat noch ein übriges, indem er uns alle fünf Minuten eine schwere Granate in die Gegend setzte.

Wenn aber der Abend etwas Abkühlung brachte und sich die langen Bergketten wie zahlreiche ineinandergeschobene Kulissen in den verschiedensten Farbtönen scharf vom Himmel abhoben, dann war alles wieder an der Arbeit. Die dauerte bis Mitternacht; und der Mond ließ sein Licht so hell dazu erstrahlen, daß man hätte die Zeitung lesen können. Wenn man sich dann endlich zum Schlaf niederlegte, so spazierten einem die Mäuse mit ihren kalten Füßchen im Gesicht herum, und der Igel, den wir zu ihrer Vertilgung engagiert hatten, vollführte mit seinem Getrappel einen fürchterlichen Spektakel. Draußen aber erklang ab und zu das Geheul eines wilden Hundes, wie sie die Berge Mazedoniens so zahlreich bevölkern.



Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin (links) und
Generalfeldmarschall von Madsen bei Niš.

Aufnahme von Ferd. Esch, Ludwigslust.

In Dolovan verlief der Tag ähnlich. Hier war die Rattenplage groß. Da sich diese Nager über alles Eßbare her machten, hängten die Kanoniere ihre Kommissbrote an langen Bindfaden an den Deckenbalken auf. Aber selbst das half nichts. Nachts fingen die Kommissbrote an zu pendeln, und die erstaunten Hausbewohner sahen, wie die darauf sitzenden Ratten die Schaukelbewegung verursachten. —

Der treffliche Schilderer nahm dann teil an den schweren Kämpfen im Herbst und Winter 1916 bei Monastir, die alle Schrecken einer großen Abwehrschlacht entwickelten.

Der 4. Dezember war der letzte Tag der Schlacht, dann gab der Franzose seine Angriffe auf, das Feuer flaute auf das normale Maß des Stellungskrieges ab. Dadurch bekamen die tapferen Kanoniere, die wiederholt mit dem Karabiner im Nahkampf gestanden, Zeit, sich notdürftige Unterstände zu bauen: „Bisher hatten wir nur in Zelten hinter dem niedrigen Steilhang hinter unseren Geschützständen gehaust. Die feindlichen Granaten sausten haarscharf über unsere Köpfe weg und zersprangen etwa 50 Meter hinter unseren Zelten. Das schien unserem serbischen Hund Bobbi ein eigens für ihn veranstaltetes Spiel zu sein; denn mit wütendem Gefläß rannte er immer mitten in die Einschläge hinein. Ein gütiger Gott hielt seine schützende Hand über diese kindliche Hundeseele, und von all diesen Attacken kehrte Bobbi stolz und siegesbewußt zurück. Für uns aber war dies Leben kaum noch erträglich. Nässe und Frost, Regen und Schnee wechselten ab. Der Wind pfiff durch die Zelte. Die Verpflegung wurde immer schlechter. Wir haben in der Folge Zeiten erlebt, wo wir erst etwa zwei Monate ohne Abwechslung Büffel- fleisch mit Bohnen und dann etwa ebensolange Büffel- fleisch mit Graupen bekamen. Das Fleisch war zäh, rozig und fadenziehend, und alles schwamm in einer gewürzlosen, wässerigen Suppe. Das maishaltige Brot war schlecht und kam oft nur in Gestalt von Bröckeln in die Stellungen. An Baumaterial war so wenig vorhanden, daß wir froh waren, wenn wir über die bloßen Erdlöcher eine einigermaßen wasserdichte Decke ziehen konnten. Unsere Zeltplanen waren längst vollkommen durchlässig geworden. — —

Die Maischlacht in Mazedonien 1917, zwei Wochen dauernd, auf räumlicher Ausdehnung wohl die größte, brachte noch einmal eine gewaltige feindliche Offensive, die aber auch keinen nennenswerten Erfolg aufzuweisen hatte. Vielfach genügte das konzentrierte Vernichtungs- feuer auf feindliche Ansammlungen, um Angriffsversuche niederzuhalten. — In der Nacht zum 16. Mai aber war der Feind überraschend in unsere Stellungen „Alt-Straßburg“ und „Straßburghöhe“ eingedrungen. Wie später erzählt wurde, hatte ein französischer Offizier den Unterstand eines bulgarischen Offiziers betreten, diesen geweckt und ihm erklärt, er sei gefangen. Der tapfere Bulgare aber hat als Antwort seine Pistole hervorgerissen und den Franzosen über den Haufen geschossen.

Mit zunehmender Tageshelle, nachdem die Batterie schon eine Weile Sperrfeuer ge- schossen hatte, erkannte man, daß es überall in unseren Infanteriestellungen von Franzosen wimmelte, trotzdem von der Brigade Mitteilung kam, die Gräben seien fest in unserer Hand. Dessen ungeachtet begann nun die Batterie und bald auch die übrige Artillerie das Feuer

auf den eingedrungenen Gegner zu verlegen. Bald nahmen die Bulgaren auch „Straßburgshöhe“ und den von hier nach „Alt-Straßburg“ führenden Laufgraben zurück. Bei „Alt-Straßburg“ aber hatten sich die Franzosen stark eingeknistet und versuchten von hier aus immer wieder neue Vorstöße, bis sie in heftigem Gegenangriff unserer mit den Bulgaren vereinten 11. Grenadiere unter schweren Verlusten vertrieben wurden.

Wir hatten reichlich Gelegenheit gehabt, die verbündeten Bulgaren im Kampfe zu beobachten, und so dürften einige Betrachtungen über die bulgarische Armee wohl angebracht sein, zumal man in Deutschland selten eine richtige Beurteilung gehört hat.

Anfangs wurde fast ein mystischer Glanz um sie gewoben, später wurde sie oft sehr abfällig kritisiert. Beides zu Unrecht. Der Hauptfehler war, daß man die bulgarische Armee immer mit der deutschen verglich, anstatt daß man sie aus der Art ihres eigenen Volkes heraus zu begreifen suchte. Tut man dies, so wird man zu gerechterem Endurteil gelangen.

Die Bulgaren sind vorwiegend eine Nation von primitiven kleinen Bauern. Ihnen fehlt ein Landadel und bis vor kurzem auch ein gehobenes Bürgertum und damit die traditionelle Führungsschicht. Die heutige bulgarische Intelligenz ist verhältnismäßig jungen Datums. Dazu kommt, daß nach einer weit zurückliegenden großen Geschichte jahrhundertelange Fremdherrschaft die Eigenentwicklung des Volkes gehemmt hat. Um so mehr ist der Aufschwung zu bewundern, den diese Nation in der jüngsten Zeit unter der umsichtigen Führung ihres Zaren Ferdinand genommen hat, und wenn man noch dazu bedenkt, daß die Bulgaren bereits zwei Jahre länger als wir im Kriege standen, so kann man vor ihren Leistungen nur alle Hochachtung haben.

Die Armee machte, als sie mit der deutschen in Berührung kam, vielfach den Eindruck bewaffneter Scharen, denen selbst der Gleichschritt noch recht schwer fiel. Und es entbehrte nicht eines gewissen humoristischen Reizes, wenn durch die Straßen von Monastir zwiebelduftende bulgarische Kompagnien trapsten, in denen die Unteroffiziere ununterbrochen: „Links! Rechts! Links! Rechts!“ brüllten. Erstaunlich aber war die Schnelligkeit, mit der der preußische Drill nachgeholt wurde. Ich habe auf einsamen Feldwachen des öfteren gesehen, wie der kommandierende bulgarische Unteroffizier seine Leute mit wahren Feuereifer Griffe kloppen ließ.

Im Nahkampf haben sich die Bulgaren oft vorzüglich benommen. Am Dub habe ich gesehen, wie zwei bulgarische Infanteristen am hellen Tage in den französischen Schützengraben eindrangen, dort etwa 20 Zuaven gefangen nahmen und sie im Laufschritt in unseren Graben herübertrieben. Daß dieses einfache Naturvolk die selbst für unsere abgebrühten Gemüter starke Belastung eines mehrtägigen Trommelfeuers ertrug und hinterher noch manchen Angriff abschlug, hat mich oft in Erstaunen gesetzt. Allerdings haben sie ja auch manchmal zuletzt versagt.

Leider war der Bulgare sehr mißtrauisch, auch gegen uns. Liegt das nun wohl

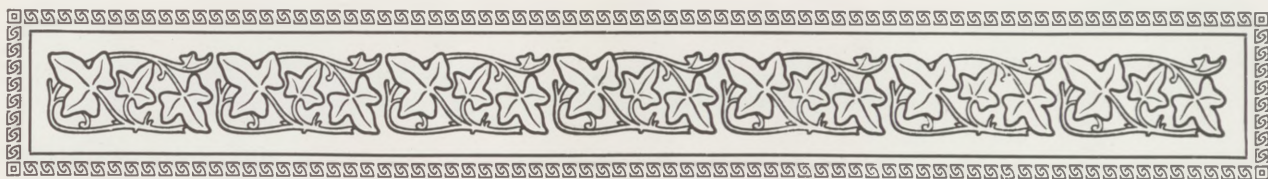


Deutscher Soldatenfriedhof in Cericani (Mazedonien).

Aufnahme des Bilds und Filmamtes.

leicht in der Natur jedes früheren Vasallenvolkes, so muß man den Bulgaren noch besonders zugute rechnen, daß sie im Balkankriege von ihren serbischen Bundesgenossen schmählich verraten worden sind und daß ihr Übertritt im Weltkriege auf die Seite der Mittelmächte sie mit ihrer Tradition, Rußland als Freund und Befreier zu verehren, brechen ließ. Für deutsche Begriffe seltsam, für orientalische durchaus verständlich, ist die Neigung des Bulgaren zu überschwänglichem Pathos. Bei uns pflegte die Begrüßung bei Besichtigungen zu lauten: „Morjen, Kanoniere!“ worauf die Leute brüllten: „Morjen, 'lenz!“ Bei den Bulgaren hieß es: „Auf Eure Gesundheit, Ihr Löwen!“ und die Antwort lautete: „Gesundheit wünschen wir Dir, Herr General!“ — Mitten im Schnellfeuer einer Batterie rief der feuerleitende bulgarische Offizier seinen Leuten zu: „Das habt Ihr gut gemacht, Ihr Helden!“, worauf die braven Kanoniere im Chöre antworteten: „Wir danken sehr, Herr Oberleutnant! Wir werden uns bemühen, es noch besser zu machen!“ — Eine große Tugend des bulgarischen Soldaten war seine unglaubliche Genügsamkeit. Ohne diese wäre das Heer bei seiner in den letzten Kriegsjahren unter aller Kritik schlechten Verpflegungs- und Bekleidungs-lage schon weit früher zusammengebrochen, und wir wären es unter gleichen Umständen ebenso. — Von unseren Bundesgenossen war Bulgarien jedenfalls der einzige Staat, der sich auf aufsteigendem Aste befand. Das Nationalgefühl des Bulgaren ist stark ausgeprägt, ähnlich wie beim Ungarn, mit dem ihn aus Urzeiten eine gewisse Völkerverwandtschaft verbindet und dessen Land ja auch die gesündeste Zelle im unglückseligen Völkertonglomerat der Donaumonarchie darstellte. Und daß die unvergleichliche Kriegsführung Hindenburgs und Ludendorffs ebenso wie die Kampfleistungen der deutschen Truppen bei unserm einstigen bulgarischen Bundesgenossen nicht vergessen werden, dafür birgt der kriegerische Charakter des Volkes.





Die deutschen Angriffe von 1918.

Von

Hauptmann Adalbert von Wallenberg.

Pläne und Vorbereitungen.

Das untere Tal der Nahe mit seinen Waldhängen, seinen Weinbergen und seinen Felsen ist historischer Boden. Bis in die karolingische und römische Zeit reichen die Erinnerungen zurück. Aber den feierlichsten Teil seiner Geschichte erlebte dies von Gott gesegnete Land, als von den Mauern der Ebernburg oberhalb Münster und Kreuznach der Mann herabblühte, der den deutschen Gedanken in der Brust trug wie kaum ein Zweiter seines Zeitalters — der Reichsritter Franz von Sickingen.

Als uns die Arbeit des Krieges in den ersten Monaten von 1918 in Kreuznach festhielt, fiel es unserer Phantasie nicht schwer, uns den Vorkämpfer der deutschen Ritterschaft vorzustellen, wie er, in Stahl gekleidet, vor seiner „Herberge der Gerechtigkeit“ Ausschau hielt. Hier hatte er Ulrich von Hutten und anderen Bedrängten gastliche Zuflucht gewährt. Und hier hatte er vor nahezu vierhundert Jahren ein stattliches Heer gesammelt, seine Pläne geschmiedet und seine Vorbereitungen getroffen, um im Auftrage seines Kaisers und als dessen berühmtester Kriegsheld gegen den Erbfeind zu ziehen, gegen den Franzosen.

Jahrhunderte sind darüber vergangen. Die französischen Mordbrenner kamen und legten die Ebernburg in Trümmer und das feste Schloß von Kreuznach, den Kauzenberg. Immer wieder streckte der Welsche die Hand nach dem blühenden Lande aus, aber immer wieder wurde die Pfalz der deutschen Heimat zurückgeschenkt.

Gewaltig stiegen die Erinnerungen Anfang 1918 vor unseren Augen auf. Denn es saß ja wieder ein deutscher Mann an den Ufern der Nahe, der edelste und beste, den das Vaterland sein eigen nannte, und wieder faßte er seine Entschlüsse und bereitete seine Pläne, um im Auftrage seines Kaisers den Angriff nach Frankreich hineinzutragen.

Der greise Feldmarschall von Hindenburg hatte den Städten Kreuznach und Münster seinen Stempel aufgedrückt. Er hat es ja überall getan, wo er hinkam, in Pöß, in Cassel und in Kolberg. Der Ehrfurcht gebietende treue Mann war immer nach kürzester Zeit der Mittelpunkt, in dem sich die Bewunderung und Verehrung aller deutsch fühlenden Herzen vereinigte. Das Besondere in Kreuznach war, daß man auf ihn hoffte, denn man wußte: wenn einer uns aus dem Elend und der Not der langen Kriegsjahre herausführen konnte, dann war nur er es, er und sein von ihm unzertrennlicher Waffengefährte und Untergebener, General Ludendorff.

Deswegen war man sofort im Bannkreis dieser Männer, wenn man den Stadtbezirk von Kreuznach betrat. Die Straßen waren nach ihnen umgenannt, die Menschen drängten sich, wenn irgendwo die Kraftwagen des Feldmarschalls oder des Ersten Generalquartiermeisters gemeldet wurden. Ging General Ludendorff an der Spitze der Operationsabteilung mittags oder abends zum Essen nach der Hindenburgvilla, oder trat der Feldmarschall selber vor sein Haus, dann kamen die kleinen Mädchen und Schulkinder mit Blumen heran. Es lag ein großes Vertrauen in allen Kreisen der Bevölkerung.

Als die Vorbereitungen zur Offensive in großen Zügen beendet waren, galt es, Kreuznach zu verlassen und den Sitz des Großen Hauptquartiers weiter nach vorne zu verlegen. Da stand der alte Feldmarschall im Eßsaal seiner Villa und sprach zu den zum Abschied geladenen Vertretern der Stadt. Er hatte die Umwelt lieb gewonnen, die ihn nun so viele Monate beherbergt hatte, und das Herz war ihm aufgegangen beim Anblick der alten Gassen, Häuser und Brücken, der freundlichen Ufer und Gärten und der herrlichen Natur da draußen. Die Schönheit der Landschaft, die Eigenart des Volksschlages und der historische Werdegang des Bodens, auf dem er stand, von grauer Römerzeit über Franz von Sickingen bis zum heutigen Tage, lagen klar wie ein aufgeschlagenes Buch vor der abgeklärten Weisheit seines Auges. „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ endete sein Zuspruch, und wir alle, die wir dabei standen, wiederholten im Herzen: „Gott erhalt's — und erhalt's deutsch.“

Die Zuneigung der Kreuznacher zeigte sich bis zum letzten Augenblick. Am Bahnhof drängten sich die Menschen, uns trugen einige Badfische ihre Blumen bis in den Sonderzug hinein. Sie ahnten wohl nicht, wie furchtbar ernst die Lage war.

Der weißhaarige Feldherr, der nun über die belgische Grenze fuhr, hegte über den ungeheuren Ernst der Stunde keinen Zweifel. Aber er ging mit reinem Gewissen an die Aufgabe, die seiner harrte. Bis in das Einzelste war alles durchdacht, und die militärische Vorbereitung und Durchführung ruhte in der Hand des großen Soldaten, der dem Feldmarschall seine ganze Arbeitskraft geliehen hatte, in der Hand Ludendorffs.

Hindenburg kannte die überragende militärische Bedeutung dieses Mannes, und wenn er ihm grenzenlos vertraute und ihm freie Hand ließ, so war das nicht nur recht und klug gehandelt, sondern es war ein Teil seiner Größe, der ihn nur noch verehrungswürdiger erscheinen läßt. Nie hat er sich in den Vordergrund gedrängt, bei allem, was geschaffen wurde, sprach er von sich und Ludendorff in der Mehrzahl, um deutlich zu zeigen, daß er mit seinem Mitarbeiter eins war und sich nicht zu bezeugen scheute, wie viel er ihm verdankte. Die Operationsabteilung kannte das Verhältnis und wußte, welcher gewaltigen Ausschlag die Verantwortungsfreudigkeit und abgeklärte Ruhe des Feldmarschalls für alles gab, was geleistet wurde.

Der Plan, den General Ludendorff für die große Offensive durchgearbeitet hatte, war ja auch so klar und überzeugend wie nur denkbar.

Seit dem unglücklichen Verlauf der Marneschlacht von 1914 war der Krieg für das deutsche Volk zu einem schweren, langwierigen Ringen um seine Existenz geworden. Zu der immer mehr erstarkenden Koalition der zahllosen Feinde gesellte sich als furchtbarstes Kampfmittel der langsam zunehmende Druck der britischen Seemacht. Während das Heer gegen Übermachten von Menschen und Material im Felde stand, griff daheim die bittere Not um sich. Unsere Kinder erlagen dem erbarmungslosen Druck der Blockade, unser Volk litt Mangel an allem, dessen man zum Leben bedurfte. Wie sollte das Verhängnis abgewandt werden?

Da schien die Entwicklung der Unterseewaffe eine Möglichkeit zu bieten, den Ring der Feinde zu sprengen, den Sieg trotz allem zu erringen. Aber nachdem einige Monate glänzender Anfangserfolge vorübergegangen waren, mußte man einsehen, daß das U-Boot die Aufgabe nicht bewältigen konnte. Die Zähigkeit Englands und die ungeheure Energie, mit

der die Vereinigten Staaten von Amerika ihre gesamte wirtschaftliche Kraft in die Wagschale warfen, triumphierten.

Der Zusammenbruch des zahlen- gewaltigen russischen Gegners brachte uns eine neue Hoffnung. Die lange Ostfront, die sich vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee erstreckte, wurde entlastet, die Masse des deutschen Heeres konnte dazu verwandt werden, auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz in Frankreich die Front der Feinde zu sprengen.

An die Vorbereitung dieser Operation war General Ludendorff mit der ganzen ihm eigenen Willenskraft herangegangen. Rund 40 deutsche Divisionen waren vom östlichen

Kriegsschauplatz nach dem Westen gefahren worden; was in Rußland und Rumänien zurückblieb, schien aus wirtschaftlichen Gründen unentbehrlich und war verschwindend gering im Hinblick auf die gewaltige Ausdehnung des besetzten Gebietes. Auch aus Oberitalien waren die deutschen Divisionen herausgezogen und nach Frankreich befördert, der mazedonische Kriegsschauplatz bis zum äußersten von deutschen Truppen entblößt worden.

Auf österreichisch-ungarische Divisionen hatte man mit Rücksicht auf in Oberitalien geplante Angriffe verzichten müssen, doch war eine ganze Anzahl schwerer österreich-ungarischer Batterien in Frankreich eingetroffen, um hier an der Offensive teilzunehmen.

Darüber, daß trotz alledem diese Offensive an der Westfront ganz besondere, kaum zu ermessende Schwierigkeiten bot, darüber herrschte bei der deutschen Obersten Heeresleitung kein Zweifel.

Die Heere der Entente hatten in ihren monatelangen Angriffen von 1916 und 1917 nur Einbeulungen in unsere Front erreicht, trotzdem diesen Heeren doch der Menschenbestand und die industriellen Kräfte fast der gesamten Erde zur Auffüllung und Ausrüstung zur Verfügung gestanden hatten. Das deutsche Heer war im wesentlichen nur auf sich und die Hilfsmittel unseres Vaterlandes angewiesen, dessen Wehrkraft bereits bis auf das äußerste angespannt war. Sollte trotzdem das Ziel, das Zerreißen der alliierten Front, erreicht werden, so mußte unsere Führung etwas operativ und taktisch Neues bringen, durch das uns von vorneherein die Überlegenheit zugesichert werden konnte.

General Ludendorff suchte dieses Neue in der Überraschung des Gegners und in der weitgehendsten Ausnutzung des Anfangserfolges.

Um die Überraschung zu gewährleisten, mußte der Feind bis zum letzten Augenblick im Unklaren gehalten werden, an welcher Frontstrecke der Angriff geplant war. Es durften nicht die wochen- oder monatelangen Vorbereitungen hinter den eigenen Linien vorausgehen, die auf Seiten der Franzosen und Engländer üblich gewesen waren, und die den Fliegern des Verteidigers nicht verborgen bleiben können. Statt dessen mußten die Angriffstruppe und die Masse der Artillerie erst kurz vor Beginn der Offensive hinter ihren Stellungen versammelt werden. Diese Bewegung konnte natürlich nur gelingen, wenn ihr ein auf das peinlichste durchdachter Plan zu Grunde lag. Die Schwierigkeiten der Angriffsschlacht, die nach Luden-



Hindenburg mit Sohn (hinter ihm) und Schwiegersohn (vor ihm) fährt vom Großen Hauptquartier zur Front.

Atlantic-Photo-Co.

dorffs eigenen Worten darin bestanden, große Massen auf engem Raum zu leiten und mit dem Nötigsten zu versorgen, begannen bereits mit dem Aufmarsch. Wurde dieser Aufmarsch nun auch noch in den Zeitraum von wenigen Tagen zusammengedrängt, so mußten die Schwierigkeiten in das Ungeheure wachsen. Nur die deutsche Führung und Organisationskraft konnten sie bewältigen und haben sie bewältigt.

Um die Überraschung zu wahren, war fernerhin nötig, auf das planmäßige Einschießen der Artillerie und die bei den Alliierten übliche tage- und wochenlange Artillerievorbereitung zu verzichten. Das Einschießen wurde durch sinnreiche Berechnungen der Flugbahnen ersetzt, die Beschießung der feindlichen Stellungen in wenige Stunden wuchtigsten Feuers zusammengefaßt.

Die Überraschung wurde schließlich dadurch unterstützt, daß durch Scheinunternehmungen die Aufmerksamkeit der Alliierten von der beabsichtigten Angriffsfront abgelenkt, der Feind veranlaßt wurde, seine Truppen und seine Munition nach entlegenen Abschnitten zu fahren.

In diesen Scheinunternehmungen zeigte sich die geniale Gestaltungskraft Ludendorffs. An bestimmten Frontstrecken wurden Angriffe, die gar nicht beabsichtigt waren, in allen Einzelheiten so sorgfältig vorbereitet, daß auch die eigene Truppe bis zu den mittleren Stäben hinauf an sie glaubte. Angebliche Angriffsformationen wurden in ihren Abschnitten eingewiesen, Batterien schossen sich ein, Luftstreitkräfte wurden gezeigt, starkes und stärkstes Artilleriefeuer schlug auf die feindlichen Stellungen, und neu auftretende deutsche Funkstationen riefen sich gegenseitig mit den Namen höherer Kommandostellen an, die scheinbar für die Offensive gebildet waren, in Wirklichkeit aber gar nicht existierten. Die dauernden nervösen Patrouillenvorstöße der Alliierten und die wenig zweckmäßige Aufstellung der englischen und französischen Reserven haben später den Erfolg unserer Ablenkungsmaßnahmen bewiesen.

Auch der Gedanke Ludendorffs, den Anfangserfolg sofort bis zum Äußersten auszunutzen, stand im Widerspruch zu dem Verhalten der Alliierten, die allen ihren Angriffen seit der Champagneschlacht von 1915 ein bedächtiges, abschnittsweises Vorgehen zu Grunde gelegt hatten. Statt dessen betonten der Feldmarschall und der Erste Generalquartiermeister, daß dort, wo ein Loch geschlagen war, sofort mit allen Waffen, einschließlich Artillerie und Minenwerfern, bis an die Grenze des Erreichbaren vorgegangen werden mußte, und daß die Vorwärtsbewegung dauernd im Fluß zu bleiben hätte, um dem Feinde so wenig wie möglich Gelegenheit zu geben, sich wieder festzusetzen.

Diese von General Ludendorff durchgearbeiteten, vom Feldmarschall erkannten und gebilligten Gedanken waren allein schon deshalb von besonderer Bedeutung, weil ihre Ausführbarkeit von vielen Stellen im Heere angezweifelt wurde. Eine große Anzahl erfahrener Persönlichkeiten hielt es für ausgeschlossen, bereits am ersten Angriffstage mit derselben Truppe viele Kilometer weit über den vordersten feindlichen Graben hinaus vorzudringen. General Ludendorff hat recht behalten, es war möglich.

Um zu verstehen, welchen besonderen Wert Hindenburg und Ludendorff gerade auf den Gedanken der Offensive legten, welche ungeheure Bedeutung gerade der Begriff der Offensive in ihrer militärischen Vorstellungskraft hatte, muß man sich vergegenwärtigen, daß beide Männer aus der Schule des deutschen Heeres und des preußischen Generalstabes hervorgegangen waren. Im preußischen Generalstab war aber die Kampfart der Offensive von jeher als die wesentliche und einzig entscheidende angesprochen worden, neben der andere Formen des Krieges nur in ganz beschränktem Umfange als berechtigt anerkannt wurden.

Diese Anschauung konnte mit den Erfahrungen und den Lehren der größten Heerführer belegt werden. Friedrich der Große hatte in den „Generalprinzipien vom Kriege“ gesagt: „Ein Plan, der ausschließlich auf Verteidigung hinausläuft, taugt nichts“, und er hatte in zwanzig Schlachten bewiesen, daß man eine taktische Entscheidung nur dann erringen kann,

wenn man angreift — auch wenn man dem Feinde weit unterlegen ist. Aus den Feldzügen Napoleons und den Kriegen des alten Feldmarschalls Moltke zog der preußisch-deutsche Generalstab dieselben Folgerungen, und unter der geistigen Führung des allgemein bewunderten und verehrten Grafen Schlieffen wurde der Gedanke, den Gegner durch Angriff zu vernichten, schlechthin zur Seele aller Kriegsführung.

Für die in solchen Anschauungen herangewachsenen Feldherren Hindenburg und Ludendorff mußte der berechtigte Anreiz zur Offensive aber noch größer sein, weil auf dem westlichen Kriegsschauplatz allein die Offensive die Möglichkeit bot, aus dem starren Stellungskriege heraus zu einer Operation zu kommen, und weil allein die freie Operation volle Betätigung überlegener Feldherrnkunst gestattete.

Der unglückselige Stellungskrieg, in den im Herbst 1914 die Bewegungen der beider-



Die Friedensvermittlung: Besuch der Päpstlichen Abgesandten (Graf Hugins, Fürstbischofs von Prag (vorn), und Dr. Kupits, Päpstlichen Geheimkammerers) in Kreuznach.

Nach einer Aufnahme von H. Schürumpf, Kreuznach.

seitigen Heere im Westen erstarrt waren, bot den Plänen und Entschlüssen des militärischen Genius wenig Raum. Der Feldherr wurde immer mehr zum Organisator, der zwar seiner ganzen männlichen Willenskraft, Klugheit und Charakterstärke bedurfte, um den Ernst der Lage tragen zu können, dem sich aber wenig Gelegenheit bot, seine Führerkunst zu zeigen. Deswegen sagte General Ludendorff immer wieder im Hinblick auf die kommenden Kämpfe von 1918: „Es muß eine Operation werden!“, und der greise Feldmarschall pflichtete ihm bei: „Eine Operation muß es werden.“

Denn beide Männer wußten, daß sie es verstanden, im Felde zu führen und daß sie die Kunst besaßen, mit Minderheiten über feindliche Mehrheiten zu triumphieren, wenn nur erst die Fesseln des Stellungskrieges gefallen waren. Sie hatten es ja bewiesen, was sie konnten, bei Tannenberg und in Polen und in der Masurenschlacht. Die großen Feldherren der preußischen Geschichte hatten nicht umsonst gefochten und gelehrt, würdige Nachfolger waren ihnen in Hindenburg und Ludendorff erstanden.



Kommandierender General von François verläßt einen Artillerie-Beobachtungsposten in Soyécourt.

Nach einer Photographie.

Wie oft mögen die Gedanken des Feldmarschalls in jenen Tagen bei des Königs Friedrichs Majestät geweilt haben, an den er sich so gerne zu erinnern pflegte. An den Tag mochte er denken, da die preußische Armee das dreimal stärkere Heer des Prinzen von Lothringen umging. „Der Zoben ist point de vue! Und dann mit Bataillonen links eingeschwenkt und staffelweise vom rechten Flügel über den Kiefernberg gegen die Häuser von Leuthen!“

Hatte König Friedrich nicht eine ähnliche Zeit erlebt wie die letzten Jahre des Weltkrieges? Da er in festen

Lagern den starken Feinden gegenüber halten mußte, nicht angreifen konnte mit seiner zusammengeschnittenen Schar und doch sah, wie sein Land immer mehr verwüstet wurde, zu Grunde ging vor Hunger und Entbehrungen. Auf der anderen Seite aber die mächtige Koalition, die seiner höhnte und den Frieden verwarf, so lange er nicht die Aufteilung Brandenburgs und Preußens brachte. Bis der zahlengewaltigste Gegner, Rußland, aus der Schar der Feinde ausschied und nun die Hand frei wurde, um den Degen zu brauchen, der Preußen erlöste!

„Eine Operation muß es werden, dann wird es gut,“ dachte der Feldmarschall v. Hindenburg, wenn er den Vortrag des Generals Ludendorff hörte und auf die langen Linien der westlichen Stellungskarte blickte. Von der flandrischen Küste bis zu den Höhen südwestlich Laon zogen sich die Fronten in nord-südlicher Richtung. Hier schaute der Deutsche gegen das Meer, und das Meer mußte das Ziel des Angriffes sein. Zwischen Arras und La Sère, in siebenzig Kilometer Breite, wollte man die feindlichen Stellungen durchstoßen, den Briten vom Franzosen trennen und bis zur Küste vordringen. War das erreicht, dann war es eine Operation geworden.

Die Masse des Großen Hauptquartiers bezog in Spa Quartier, wo der größte Teil der Formationen auch während der Offensive bleiben sollte. Der Feldmarschall wohnte in einer Villa, von deren Fenstern man über Gärten und Wiesen weithin bis zu freundlich bewaldeten Berghängen sehen konnte. „Der Blick hat etwas Beruhigendes,“ sagte Ludendorff später einmal ganz leise, als die Not der Zeit ihm am Herzen zu fressen begann.

Auch die Gegend um Spa war historischer Boden, und der Feldmarschall freute sich zu hören, daß der eigenartige Name Pepinster auf ein Kastell Pippins zurückzuführen war.

Gearbeitet wurde in einem Hotel am Eingang der Stadt. Hier saß Ludendorff mit der Operationsabteilung von acht Uhr früh bis ein Uhr mittags, von halb vier bis halb acht Uhr abends, und dann wieder von halb zehn bis ein oder zwei Uhr nachts in angestrenzter, ununterbrochener Tätigkeit.

Kurz nach ein Uhr mittags wurde in der Villa Feldmarschall gemeinsam gefrühstückt.



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Nach der Schlacht. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.



Anschließend stand die Zeit bis halb vier zu unserer Verfügung, wir konnten laufen, reiten oder einen kurzen Schlaf tun, doch oft, später sehr oft, mußten wir unter dem Druck der zunehmenden Arbeit auf die Pause verzichten. Abends acht Uhr war wieder gemeinsame Mahlzeit. Hatte der Feldmarschall die Tafel aufgehoben, so blieb noch ein kurzer Augenblick zur Unterhaltung, dann ging es in die Arbeitszimmer zurück. Um halb zehn Uhr sammelte sich die ganze Operationsabteilung um den Kartentisch des Hauptmanns, der die täglichen Meldungen einzutragen hatte. Der Feldmarschall und General Ludendorff traten zur Türe hinein, und der Vortrag begann. Während Ludendorff sich über die Karten beugte und jede eingezeichnete Linie mit Aufmerksamkeit durch das Glas verfolgte, stand Hindenburg in unbeweglicher Ruhe. Nach Schluß des Vortrages begab sich jeder an seinen Schreibtisch, den er erst spät in der Nacht verließ.

Für den Weg vom Hotel zur Feldmarschallvilla stand uns mittags und abends ein Autobus zur Verfügung. Dieser Autobus war das Ziel und der Jubel der belgischen Kinder, die zu Dutzenden mitfahren und mit den deutschen Generalstabsoffizieren wie mit ihresgleichen plauderten. Wie oft glitt über Ludendorffs ernstes Gesicht ein Lächeln, wenn er die Freude der Kleinen sah und ihr fröhliches Lachen hörte.

Der einzige, der mit der Anhänglichkeit der belgischen Kinder unzufrieden war, war der deutsche Führer des Kraftwagens. Er schimpfte mit groben Worten über die kleine Gesellschaft, versuchte auch, roh auf sie einzuschlagen, wenn kein Offizier zugegen war. Als später die Revolution ausbrach, war er der erste, der die rote Fahne hißte. An der Front war er nie gewesen, aber gegen Kinder war er mutig, und unter dem Schutze seines Soldatenrates stieg seine Kühnheit in ungeahnter Weise.

Auch die belgischen Frauen, die an der Straße standen, wenn ihre Kinder, gemischt mit deutschen Offizieren, des Weges zogen, hatten ihre Freude an dem Anblick. Das Verhältnis mit der Bevölkerung war nicht schlecht. Mitglieder der Waffenstillstandskommission wissen zu erzählen, daß noch Ende 1918 die Einwohner von Spa den deutschen Herren mit großer Freundlichkeit gegenübertraten. Erst allmählich setzte die Verhöhnung ein, als alle die Greuel bekannt wurden, die uns unterdessen in Paris und London durch die Erfindungskraft der Herren Cardieu und Northcliff angedichtet waren.

Wenige Tage vor dem Beginn der Offensive siedelten der Feldmarschall, Ludendorff und ein engerer Stab der Obersten Heeresleitung nach Avesnes über. Hier auf französischem Boden, nahe dem Kriegsgebiet waren die Leiden der Bevölkerung schon erheblich größer. Die bitteren Härten des fünften Kriegsjahres machten sich geltend. Die Offiziere der Obersten Heeresleitung, die von früh bis spät beschäftigt waren, hatten wenig Zeit, diesen Verhältnissen nachzugehen. Oft haben sie versucht, den zurückgebliebenen Einwohnern ihr Los zu erleichtern, ein junger Oberleutnant saß täglich in



Hindenburg in Kreuznach.

Nach einer Photographie.

langem und vertrautem Gespräch mit einem französischen Professor, in dessen Haus er wohnte, und der ihm sein Leid klagte. Die Macht, wirklich zu helfen, hatten wir selten, und auf die immer wiederkehrende Frage: „Quand finira la guerre?“ wußten wir auch keine Antwort. Ein alter Herr bat, in seinem Hause bleiben zu dürfen, trotzdem hier das Kasino des Feldmarschalls und der Operationsabteilung untergebracht werden mußte. Seine Bitte wurde erfüllt, Rücksichtslosigkeit lag Hindenburg fern.

Es war nämlich ein Kunststück, die Oberste Heeresleitung in dem Städtchen unterzubringen und dabei ausreichende Arbeitsräume zu schaffen. Für die Büros der Operationsabteilung kamen eigentlich nur einige große Häuser in Betracht, die von Lazaretten belegt waren. Der entscheidende Offizier steht in einem solchen Falle vor einem sehr schweren Entschluß, denn er muß abwägen, ob die unbeschränkte Arbeitsmöglichkeit des wichtigsten Stabes des deutschen Heeres wohl die Umquartierung von Verwundeten rechtfertigt. In Avesnes griff der alte Feldmarschall selber ein und erklärte, die Verwundeten würden die Anordnung ihrer Umquartierung nicht begreifen, sie habe deshalb zu unterbleiben.

So zog die Operationsabteilung mit Ludendorff an der Spitze in ein winziges Häuschen am Stadtrand. Vier Zimmer standen zur Verfügung. In einem davon befand sich ein Stuhl und eine Art Schreibtisch, daneben ein etwas größerer Kartentisch und ein kräftig rauchender eiserner Ofen, für mehr Mobiliar war nicht Platz. Hier saß General Ludendorff fast ein halbes Jahr lang und leitete die Bewegung der deutschen Heere von Flandern bis zum Elsaß, von Estland bis Rumänien und Mazedonien.

Ein ähnliches Gemach schloß sich an für den Oberstleutnant und Ia. Dem benachbart war ein etwas größeres Zimmer, in dem die langen Kartentische standen, vier Telephonapparate durcheinanderklingelten, und die drei wichtigsten Generalstabsoffiziere arbeiteten. Es war so eng, daß man sich nicht rühren konnte, und wenn zwei oder drei Herren gleichzeitig telephonierten, hinderte man sich gegenseitig. In diesem Zimmer fanden die abendlichen Vorträge statt. Die Zuhörer standen dabei bis auf die schmale Treppe hinaus.

Im vierten Zimmer endlich, das neben der Engigkeit noch den Nachteil der Dunkelheit hatte, arbeiteten zwei weitere Generalstabsoffiziere. Einen Warteraum für die Besucher Ludendorffs oder dergleichen gab es nicht, Fürstlichkeiten oder angesehene Persönlichkeiten, die den General zu sprechen wünschten, mußten im Treppenslur warten.

Vielleicht läßt es sich nicht leugnen, daß die Ausbreitung hoher Stäbe im Kriege auch gelegentlich einmal unerfreuliche Züge hatte. Von dem wichtigsten, intensiv arbeitenden Körper der Obersten Heeresleitung in Avesnes, der Operationsabteilung, läßt sich dies wirklich nicht sagen, und viele unserer Besucher machten erstaunte Gesichter beim Anblick der Verhältnisse, unter denen wir arbeiteten.

Gegenüber lag in einem kleinen Garten das Haus des Feldmarschalls. Hier, auch in ganz beschränktem Raum, lebte der greise Feldherr, zusammen mit Ludendorff, seinem Arzt und seinem Adjutanten.

Mit unserer Ankunft in Avesnes begann eine furchtbare Nervenprobe für den Ersten Generalquartiermeister. In wenigen Tagen sollte die Offensive beginnen, für sie war einigermaßen gutes Wetter Vorbedingung, denn Regen und Wind verdarben die Wirkung des Gas-schießens und konnten das Vorgehen über das Trichtergelände bis auf das äußerste erschweren. Ebenso war es aber auch ein ungeheuer schwerer Entschluß, um schlechten Wetters willen die Offensive aufzuschieben, denn die Truppen wurden schon auf engem Raum bereitgestellt, sie konnten hier nicht tage- oder wochenlang ohne wirkliche Unterbringung bleiben, und dem Feinde konnte die Ansammlung der riesigen Menschenmassen auf die Dauer auch nicht verborgen bleiben. Als wir in Avesnes den Zug verließen, regnete es mit aller Kraft, und der Himmel war ein gleichförmiges Grau. Einwohner versicherten uns, um diese Jahreszeit bliebe



Das Heim der Operationsabteilung in Avesnes.

Nach einer Photographie.

das wochenlang so, Avesnes hätte deshalb den Beinamen: „Le pot de chambre de la reine de France!“ Uns war nicht nach Scherzen zu Mut.

Am nächsten Tage regnete es weiter. Die Spannung für Ludendorff war unbeschreiblich, wohlthuend muß ihm nur die unvergleichliche Ruhe des greisen Feldmarschalls gewesen sein. Die alten Augen Hindenburgs sahen, wie stets im Leben, nur den Weg der Pflicht vor sich, und dieses unerschütterliche Bewußtsein gab seiner großen Seele ein Gleichgewicht, das ihm nichts rauben konnte.

Endlich, am 20. März, am Vorabend des für den Angriff festgesetzten Tages, ließ der Regen nach, und der beratende Meteorologe schlug vor, von einer Verschiebung abzusehen. Ludendorff stimmte zu, der Feldmarschall gab den vorbereiteten Befehl, und die gewaltigste Schlacht der Weltgeschichte nahm ihren Anfang.

Die großen Offensiven von Arras-La Sère und Armentières.

Drei deutsche Armeen waren an der Offensive beteiligt. Die „siebzehnte“ im Norden war die stärkste und wichtigste, sie hatte den nächsten Weg zur Küste und sollte die Schlacht durch einen taktischen Erfolg, durch die Wegnahme des vorspringenden Winkels der englischen Stellung bei Cambrai, einleiten. Nach Süden schloß sich an die deutsche „zweite“ Armee bis in die Gegend nördlich von St. Quentin, links davon stand die „achtzehnte“ Armee mit dem linken Flügel bei La Sère.

Alle drei Armeen hatten ihre Divisionen in drei Treffen hintereinander aufgestellt. Das erste Treffen war dicht an die eigene Stellung herangeschoben, es sollte den ersten Stoß führen und möglichst weit ohne die Unterstützung der hinteren Treffen, die als Reserven dienten, über die feindlichen Linien hinaus vordringen.

Die Leitung des Angriffs lag in der Hand des Feldmarschalls von Hindenburg. Diese zentrale Kommandogewalt war ein großer Vorteil für uns gegenüber den Alliierten. Vom Haus der Operationsabteilung in Avesnes führten unmittelbare Drahtleitungen zu den drei Armeehauptquartieren. Bei den drei Armeeoberkommandos befanden sich Verbindungs-

offiziere der Obersten Heeresleitung, andere Offiziere waren von General Ludendorff unmittelbar in die Front gesandt, um baldigst eigene Eindrücke über den Kampf vorn an die höchste Führerstelle des Heeres berichten zu können.

Gegenüber standen in erster Linie zwei britische Armeen, die „dritte“ mit dem linken Flügel bei Arras, mit dem rechten Flügel südwestlich Cambrai, und die „fünfte“ südlich anschließend bis über die Oise hinaus. Weiter rückwärts in Gegend Clermont, also rund drei Tagemärsche hinter der Front, lag die französische „dritte“ Armee unter General Humbert. Die nächste in Betracht kommende Reserve war die große französische Reservearmee unter General Fayolle. Oberbefehlshaber der Engländer war Marschall Haig, Oberbefehlshaber der Franzosen General Petain.

Der große Nachteil für die Alliierten bestand darin, daß sie kein einheitliches Oberkommando besaßen. Der Oberste Kriegsrat, an dessen Weisungen die Führer der einzelnen Kontingente nur lose gebunden waren, war das Zerrbild einer militärischen Kommandostelle. In ihm saßen die Vertreter der vier großen alliierten Nationen, der italienische General Cadorna, der französische General Foch, der englische General Wilson und von den Amerikanern General Bliss und Oberst House.

Klare Abgrenzung der Rechte zwischen dieser vielköpfigen Behörde, den einzelnen Oberbefehlshabern und den heimischen Behörden der einzelnen Länder war nicht vorhanden. Zwischen dem englischen Oberbefehlshaber Marschall Haig, dem Vertreter Englands im Obersten Kriegsrat General Wilson und dem Chef des kaiserlichen Generalstabes in London, General Robertson, waren Kompetenzkonflikte an der Tagesordnung.

Es war eben eine Koalition mit all ihren Stärken, aber auch mit all ihren Schwächen und Nachteilen. General Petain äußerte später, seitdem er das Wesen einer Koalition kennen gelernt habe, sei seine Bewunderung für Napoleon den Ersten stark gesunken. Das war charakteristisch, wenn auch übertrieben: wenn die Koalition das Meer beherrscht, wird sie trotz allem immer einen kaum einzuholenden Vorteil haben.

Das Gasschießen der deutschen Artillerie begann am 21. März um halb vier Uhr vormittags. Es herrschte dichter Nebel, irgendwelche Beobachtung war nicht möglich. Zwanzig Minuten vor Zehn trat die deutsche Infanterie zwischen Arras und La Sère, in siebenzig Kilometer Frontbreite, zum Sturm an.

Es zeigte sich, daß unter dem ungünstigen Einfluß des Nebels die Artillerievorbereitung, besonders im Norden, nicht ausreichend gewesen war, nicht genügend gut gelegen hatte. Zwar wurden die ersten englischen Stellungen überall genommen, dann aber blieb unsere siebzehnte Armee unter starken Verlusten vor den sich zähe in rückwärtigen Linien verteidigenden Briten liegen. Etwas besser waren die Verhältnisse bei der mittleren, der zweiten Armee, wo wir in langsamem, schwerem Ringen Boden gewannen. Bei der achtzehnten Armee dagegen, also auf dem am wenigsten wichtigen Flügel, waren die Fortschritte gut, unsere Verluste hielten sich in erträglichen Grenzen.

Dieses Bild verschob sich während des ganzen Tages nicht, nur wurde der feindliche Widerstand im Norden infolge der schnellen Heranführung britischer Reserven und der entschlossenen Maßnahmen des dritten englischen Armeoberkommandos noch heftiger.

Die deutsche Oberste Heeresleitung stand infolgedessen am 21. März abends vor einem sehr schweren Entschluß. Man hatte die feste Absicht gehabt, die Offensive abzubrechen, wenn der erste Ansturm scheitern sollte. Aber war er gescheitert? Freilich, der von der siebzehnten Armee erhoffte taktische Erfolg war ausgeblieben, die unmittelbare Stoßrichtung zum Meere schien vorderhand gesperrt. Aber schien dafür das Vorgehen der achtzehnten Armee nicht zu einem Erfolge auszureichen, allerdings in einer Richtung, die am wenigsten beabsichtigt war?

Am schwierigsten war es, die Lage der zweiten Armee zu beurteilen. Der zu ihrem Oberkommando entsandte Verbindungsoffizier, ein besonderer Vertrauensmann Ludendorffs, riet mehrfach, die Offensive unter keinen Umständen aufzugeben, da sie, wenn auch verlustreich, so doch durchaus aussichtsvoll sei. Der an die Front derselben Armee entsandte Generalstabsoffizier, ein sehr scharfer Beobachter, hatte ernste Eindrücke, die er bei seiner Rückkehr abends in Avesnes nicht verschweigen konnte.

Als dieser Offizier in das kleine Arbeitszimmer Ludendorffs eintrat, fand er den General in telephonischem Gespräch mit dem deutschen Kronprinzen. Augenscheinlich sah der Kronprinz die Lage als kritisch an, denn Ludendorff gab sich alle Mühe, ihm Mut zuzusprechen, ihn aufzurichten und ihm die noch bleibenden Möglichkeiten vor Augen zu führen. Dann hörte Ludendorff den Vortrag des Offiziers an, sah die Meldungen durch und begab sich zum Feldmarschall, um ihn über die Lage und die aus ihr zu ziehenden Folgerungen



Besuch des Türkischen Thronfolgers in Spa.

Nach einer Aufnahme von H. Schürumpf, Kreuznach.

zu unterrichten. Ernst und gelassen nahm Hindenburg das Urteil und die Vorschläge seines Ersten Generalquartiermeisters entgegen.

So wurde der Entschluß gefaßt, nunmehr den vollen Druck des Angriffs auf den linken Flügel zu legen und, den geänderten Verhältnissen entsprechend, die Erfolge der achtzehnten Armee auszunutzen. Damit änderte sich die Stoßrichtung der gesamten Offensive. War bis dahin das Ziel gewesen, auf kürzestem Wege das Meer zu erreichen, so ging der Druck nunmehr südwestlich gegen die Seine und gegen Paris.

Bereits am nächsten Tage konnte unsere achtzehnte Armee die Früchte dieses Entschlusses pflücken. Die englische fünfte Armee sah sich völlig geschlagen, ihr Oberkommando befahl für die Nacht zum 23. März den Rückzug auf Péronne und die Somme südlich davon. Aber die britischen Truppen, in Verwirrung und moralisch stark mitgenommen, waren nicht mehr imstande, den Rückzug in einiger Ordnung durchzuführen. Die Deutschen folgten hart auf, drängten in entstehende Lücken ein und nahmen die Stadt Ham.

Die ersten französischen Reserven erschienen auf dem Schlachtfeld, sie wurden von den weichenden Verbündeten mit zurückgerissen. Bis zum 25. März war die ganze französische dritte Armee eingesetzt, aber es gelang nicht, das Vorgehen der Deutschen aufzuhalten.

Die Lage war für die Alliierten ungeheuer ernst geworden. General Pétain verlangte dringend die sofortige Räumung der Hauptstadt Paris. Ministerpräsident Clémenceau stimmte ihm zu und suchte den Präsidenten Poincaré zu bewegen, seine Genehmigung zu dieser schweren Maßnahme zu erteilen.

Poincaré blieb fester. Es wurde zunächst für den 26. März eine Besprechung der maßgebenden Persönlichkeiten angeordnet. Dieser Kriegsrat fand in dem Städtchen Doullens nördlich Amiens statt; es waren anwesend von den Franzosen Poincaré, Clémenceau und Soch, von den Engländern Haig.

Hier wurden die Entschlüsse gefaßt, die wenige Tage später den deutschen Vormarsch zum Stillstand bringen sollten. Es kam darauf an, alle irgend verfügbaren Truppen sofort auf das Schlachtfeld zu fahren. An Truppen mangelte es den Alliierten nicht, aber sie konnten nur dann ihre ganzen Reserven einsetzen, ihre bisher noch nicht angegriffenen Fronten vorübergehend von allen rückwärtigen Divisionen entblößen, wenn ihnen schleuniger und stärkster Truppennachschub von anderer Seite in Aussicht gestellt wurde. Diese andere Seite war Amerika.

Der amerikanische General Pershing befand sich bereits im Telegrammwechsel mit dem Präsidenten Wilson. Pershing wurde angewiesen, alle schon in Frankreich stehenden amerikanischen Divisionen zur Verfügung zu stellen, und Wilson versprach den Alliierten, jede verlangte Truppenmacht beschleunigt und in gewaltiger Transportbewegung nach dem französischen Kriegsschauplatz zu werfen.

In kürzester Zeit darauf stachen die amerikanischen Transportschiffe von der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten aus in See. Die Zahl der im März nach Frankreich abgehenden Truppen schwoll dadurch auf 83000 an, im April wurden es 117000, im Mai 244000. In wenigen Monaten sammelte sich das amerikanische Millionenheer, das den Krieg entscheiden sollte, auf französischem Boden.

Der Kriegsrat von Doullens hatte das weitere wichtige Ergebnis gebracht, daß man den General Soch zum Oberkommandierenden der alliierten Truppen ernannt hatte. Nun konnte Soch, im Hinblick auf die riesenhafte amerikanische Hilfe, die in Aussicht stand, frei über jede Division verfügen, die auf dem ganzen westlichen Kriegsschauplatz für kurze Zeit entbehrlich schien. Von allen Seiten sahen unsere Flieger die Transportzüge auf den französischen Bahnen der Oise und Somme zustreben.

Am 28. März nahmen wir Montdidier. Dann wurde der Widerstand der Alliierten immer stärker. Ein paar Tage schwankte die Entscheidung hin und her, dann gewannen die sich stündlich mehrenden Verteidiger die Oberhand. Die große deutsche Offensive von Arras-La Sère ging zu Ende.

Ein am 28. März unternommener Versuch, der deutschen siebzehnten Armee durch einen beiderseits Arras vorbereiteten Vorstoß zu helfen, lief sich in dem dortigen Grabengewirr fest. Nach Rücksprache mit dem an Ort und Stelle kommandierenden General gab Ludendorff das Unternehmen als aussichtslos auf und verhinderte den Einsatz rückwärtiger Verbände.



Ein deutscher Sturmtrupp in voller Ausrüstung.

Aufnahme des Bilds und Filmmates.

Dagegen gelang es uns Anfang April noch, in einem glücklichen, mit geringen Verlusten durchgeführten Angriff den durch die Oise und den Oise-Aisne-Kanal südwestlich La Sère gebildeten Winkel zu nehmen.

Der taktische Erfolg der großen deutschen Offensive von Arras-La Sère kann nicht hoch genug bewertet werden. Etwas Derartiges war auf dem westlichen Kriegsschauplatz seit Beginn des Stellungskrieges 1914 noch nicht geschehen, die Beute an Gefangenen und Geschützen war ungeheuer. Aber der strategische Erfolg, der endgültige Durchbruch durch den Feind, war nicht erreicht worden, zu der von Hindenburg und Ludendorff erhofften Operation war es nicht gekommen.

Doch unser Feldmarschall und sein Erster Generalquartiermeister hatten noch nicht alle Karten ausgespielt. Von vornherein war beabsichtigt gewesen, bei Scheitern der Arras-La Sère-Offensive dasselbe in kleinerem Maßstabe an der Lys westlich Lille zu wiederholen.

Hier war der Weg zum Meere erheblich näher, hier konnte man hoffen, wenigstens die flandrischen Stellungen der Engländer abzusprengen, die Kanalküste gegenüber Dover zu gewinnen und die eigene Front wesentlich zu verkürzen.

So verging die erste Woche des April mit der Vorbereitung des Angriffs, der nachher zur Schlacht von Armentières führen sollte.

Unterdessen hatte sich die Arbeitslast der an der Führung unmittelbar beteiligten Formationen des Großen Hauptquartiers in Avesnes von Tag zu Tag gesteigert.

Jedem der jüngeren Generalstabsoffiziere, die, in dem Häuschen der Operationsabteilung zusammengedrängt, arbeiteten, war neben seinen sonstigen Aufgaben die Verfolgung der Lage bei einer bestimmten Armee zugewiesen worden. Man sprach mit dem zur Armee entsandten Verbindungsoffizier, machte sich ein Bild von der Entwicklung, und wer Wesentliches erfahren zu haben glaubte, ging ohne Form zu General Ludendorff hinein und trug ihm vor. Man zeichnete ihm auch wohl in seine Karte hinein, was jüngsthin geschehen war, und gab seine eigene Ansicht: scheute sich der General doch selbst nicht, bei solcher Gelegenheit seine Sorgen und Hoffnungen einem jungen Hauptmannsh Herzen mitzuteilen.

Für uns fielen nach und nach die Pausen fort, die uns bisher zwischen den einzelnen Arbeitsperioden des Tages noch gelassen waren. Es fing damit an, daß wir mittags im Bureau aßen. Hierzu diente ein winziger Waschraum, etwa anderthalb Meter im Geviert, der zwischen zwei der früher erwähnten Zimmer eingeschoben war. Ein großer Teil dieses Raumes war von einem wenig appetitlichen Waschtisch eingenommen, an die frei bleibende Seite stellten wir einen kleinen Tisch, auf dem jeden Mittag das Essen für vier Generalstabsoffiziere Platz fand. Unmittelbar nach der Mahlzeit, oder noch während der Mahlzeit, ging die Arbeit ohne Unterbrechung weiter. Hindenburg, Ludendorff oder auch der Kaiser schickten uns später, als sie von dieser Essensart hörten, ab und zu einen Schluck Wein zum Trost.

Dann dehnte sich ganz unmerklich die Arbeit abends von Tag zu Tag mehr aus. Ludendorff selber blieb bis ein oder zwei Uhr nachts, aber nachdem er in die drei anderen Zimmer



Surchtlos und treu!

Nach einer Zeichnung von P. G. Vowé.

P. G. Vowé

hinein seinen Gutenachtgruß gerufen hatte, hatten einige von uns immer noch eine gewisse Zeit, oft Stunden, zu tun, ehe sie ihre Tätigkeit abschließen konnten. Kurz nach sieben Uhr morgens war der General wieder zur Stelle. Eine Zeitlang wechselten wir uns zu viere auch noch im Nachtdienst ab, dann schlief man, soweit das Telephon es gestattete, in seinem engen Bureau auf einer Matratze, mitten zwischen Akten und Zigarrenstummeln.

Dieser Zustand, täglich dreizehn bis achtzehn Stunden angestrengtester Tätigkeit, wochen- und schließlich monatelang, ohne Pausen oder Sonntage, stellte große Anforderungen an die Nerven. Deshalb war es eine Erholung, wenn man ab und zu an die Front geschickt wurde.

Der Gedanke Ludendorffs, sich während der Schlachten durch eigene Organe Einblick in die Lage vorne bei der Truppe zu verschaffen, war sicher gesund. Kamen die entsandten Generalstabsoffiziere dann spät in der Nacht zurück, so hörten der alte Feldmarschall und General Ludendorff mit Spannung die ausführlichen Berichte an. Sie wußten, daß ihnen nichts verschwiegen oder beschönigt wurde, weder Schwierigkeiten noch Leiden noch Verluste unserer heldenhaften Truppen.

Ich habe mehrfach gefunden, daß die Anwesenheit von Generalstabsoffizieren der Obersten Heeresleitung in der Front gerade im Verlauf eines Angriffs auf Regiments-, Bataillons- und Kompagnieführer den günstigsten Eindruck machte. Wurde man gefragt, woher man käme, und antwortete man: „Dem Feldmarschall von Hindenburg,“ so trat sichtliche Überraschung ein. Jeder fühlte ein unsichtbares Band, von dem greisen Feldherrn zu den vorne kämpfenden und leidenden Offizieren und Mannschaften.

Wir selbst aber waren für kurze Zeit der Bureauatmosphäre entwichen und wieder Soldat geworden. Unser Urteil wurde gestärkt, unser Geist erfrischt.

Diese Erfrischung hatten wir im Laufe der Zeit auch dringend nötig. Allmählich drohte Ermüdung. Zu der starken Arbeit kam das Mitfühlen mit den Ereignissen, die Anspannung und die Sorge.

Dies alles lastete natürlich noch weit furchtbarer auf denen, die in erster Linie die Verantwortung trugen, auf Ludendorff und dem Feldmarschall. Ich hatte schon zu sehr viel früheren Zeiten, unter General v. Falkenhayn, einen Blick in die Tätigkeit des Chefs des Generalstabes des Feldheeres tun können. Die Ereignisse und Zusammenhänge, wie auch Personalfragen, hatten es mit sich gebracht, daß gerade diese Stelle eine Zentrale geworden war, die an Wichtigkeit und Fülle der Arbeit alle in Deutschland übertraf. Als ich dann nach Jahren wieder in die Oberste Heeresleitung zurückgeholt wurde, sah ich, daß unter General Ludendorff die Tätigkeit noch erweitert, die Arbeit noch gesteigert war.

Die Last, die auf Ludendorff lag, war unbeschreiblich. Wir haben uns oft überlegt, wie wir durch organisatorische Änderungen abhelfen könnten, aber wir stießen auf Schwierigkeiten, jede Entscheidung von irgendeiner Wichtigkeit verlangte nach seinem persönlichen Urteil. Während Ludendorff mit dem Oberkommando in Lille telephonisch über den Verlauf der Schlacht von Armentières sprach, wurde er in das Nebenzimmer gerufen, wo auf einem anderen Apparat Bukarest angeläutet hatte. In kurzen Worten gab hier der General seine Ansicht über die Weiterführung der Verhandlungen mit den Rumänen, dann eilte er in sein Bureau zurück, um sich weiter über das Vorgehen unserer Divisionen gegen die Lys zu unterrichten.

Demgegenüber bedeutete der alte Feldmarschall die personifizierte Ruhe. Erwähnt ist schon und ja auch bekannt, daß er Ludendorff freie Hand ließ in vielem und großem. Wer einen solchen Gehilfen und Untergebenen sein eigen nennt, der redet ihm nicht in jede Frage hinein, das ist militärische und allgemeine menschliche Selbstverständlichkeit, die ihre Parallelen bis in die kleinsten Verhältnisse hinein findet. Aber der Feldmarschall war der feste Halt für alle, der große lautere Charakter, die abgeklärte Weisheit und überlegene Ruhe. Wir emp-

fanden körperlich, welche eine Wirkung von kristallklarer Pflichttreue und selbstverständlicher Verantwortungsfreudigkeit von ihm ausging, so gar keine Phrase, gar kein Ehrgeiz, gar kein Vordrängen der eigenen Person, aber doch dauernde Bereitschaft, sich mit starken Schultern vor jede Tatsache zu stellen, die gedeckt werden mußte. Daß sich diese unendlich schlichte Art zu der legendären Größe vom November 1918 emporwachsen würde, konnten wir natürlich noch nicht wissen, aber es lag in der ganzen Art dieses Mannes, zurückzutreten, wenn es gut geht, aber langsam in den Vordergrund zu schreiten im Unglück.

Lebendig steht sein Bild vor mir: am Vortragstisch in Avesnes, gleichmütig bei guten Nachrichten, dann in den letzten Tagen von Spa, graublaß vor Kummer über das Kriegsende und den besorgten Rücktritt seines Kaisers, dann in Kassel vor den singenden Kindern, mit Tränen in den alten Augen, und schließlich in Kolberg, im Kreise von einem Duzend Mannschaften des Freikorps, die neben ihm auf dem Bilde erscheinen wollten. Immer derselbe, immer das Verehrungswürdigste, was man sich vorstellen kann, wert, daß von ihm gelehrt wird in den deutschen Schulen auf Jahrhunderte und Aberjahrhunderte!

Friedrich der Große sagt: „La vie est un passage rapide de notre naissance à notre mort. Pendant ce court espace l'homme est destiné, à travailler pour le bien de la société, dont il fait part.“

Das Wort ist wie ein Glockenklang auf das Leben des alten Feldmarschalls. Er hatte bereits den größten Teil der schnellen Reise durchschritten, die das Leben bedeutet. Aber ob Mannesjahre, ob Greisenalter, nichts hatte sich geändert in seinem Denken und Schaffen: „Arbeiten für das Wohl der Gemeinschaft, zu der man gehört!“ „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen!“ —

Am 9. April 1918 begann die Schlacht bei Armentières. Zwischen Le Mesnil und La Bassée, also in fünfzehn Kilometer Breite, griff unsere Infanterie an, überrannte die gegenüber stehenden Portugiesen und drang über die sumpfige Flußniederung bis an die Lys vor. Hier begannen die Schwierigkeiten; in Reserve gehaltene englische Divisionen griffen ein, und es gelang uns, an diesem Tage nur an schmaler Stelle den Fluß zu überschreiten.

Doch die Tapferkeit unserer Truppen setzte sich in den nächsten Tagen durch. Der Angriff wurde nach Norden erweitert und machte trotz zähem englischen Widerstand günstige Fortschritte. Die Städtchen Armentières und Merville wurden von uns genommen.

Von seiten der Alliierten erschollen neue, dringende Hilferufe an den großen Verbündeten in Washington. Die nächste ankommende amerikanische Division wurde hinter die flandrische Front gesandt, weitere ausgiebige Hilfe für die allernächste Zeit in Aussicht gestellt.

Es kam so wie bei der vorigen Offensive. Im Vertrauen auf die sichtbar einsetzende Hilfe der Vereinigten Staaten konnte Marschall Haig den letzten Mann den Deut-



Hindenburg in Rethel (nördliche Champagne).

Aufnahme von Ernst Slegert.



Verwundete auf der Terrasse von Coussy le Château.

Nach einem Gemälde von Willy Werner.

schon entgegenwerfen. Bis zum 18. April lief sich unser Angriff fest.

Doch schon am 23. April nahmen wir ihn wieder auf, zunächst mit der Absicht, den Kemmel zu gewinnen, der als Beobachtungspunkt von überragender Bedeutung für die flandrische Ebene war. Die Eroberung des Kemmel wurde zu einem großen deutschen Siege, die Briten mußten einen Teil des seit 1914 umstrittenen Ypern-Bogens räumen. Zu weiterem aber reichte unsere Kraft nicht aus. Eine amerikanische Division nach der anderen erschien hinter der britischen Front, jede doppelt so stark als eine deutsche — bis Ende Mai waren es schon sieben Divi-

sionen. Marschall Haig hatte Grund, die Lage in Flandern wieder mit größerem Vertrauen anzusehen.

Mit dem Abbruch der Kämpfe, die sich an den Kemmel-Sturm anschlossen, fand unsere große Offensive, so wie sie in Kreuznach geplant und vorbereitet war, ihr Ende.

Die Offensiven von Soissons-Reims, von Noyon und beiderseits Reims.

Die Monate März und April 1918 hatten Siege der deutschen Waffen auf dem Schlachtfelde gebracht, so gewaltig, daß sich nichts aus dem bisherigen Verlauf des Weltkrieges mit ihnen messen konnte. Vergleicht man mit diesen Siegen die kärglichen Erfolge der Engländer 1917 in Flandern oder gar die Mißerfolge der Franzosen an der Aisne und in der Champagne, so sieht man, daß die Feldherrnkunst eines Hindenburg und Ludendorff und die Tapferkeit der deutschen Truppe turmhoch steht über allen, durch die materielle Hilfe des ganzen Erdalles gestützten Leistungen unserer Feinde.

Und doch hatten die Offensiven von Arras-La Sère und Armentières ihren operativen Zweck nicht erfüllt, die Lage Deutschlands war durch sie nicht wesentlich gebessert. Wir wissen heute, daß wir beinahe am Ziel gewesen sind, daß uns nicht mehr viel trennte von dem endgültigen, großen, befreienden Erfolg. Den Grund, weshalb uns die letzte Kraft fehlte und fehlen mußte, wird eine spätere Geschichtsschreibung erforschen. Je mehr aufgedeckt wird, wie gering unsere Hilfsmittel waren im Vergleich zu denen der Alliierten, je mehr die durch den Mangel an allem bedingte Zwangsläufigkeit der Entwicklung für uns erkannt wird, desto rühmender wird das Urteil über die deutsche Führung lauten. Will man schon heute Gründe für das Mißlingen unserer Operation greifbar herausuchen, so wird man dem Auftreten der amerikanischen Hilfe den entscheidendsten Einfluß zuschreiben müssen. Unsere ganze Offensive war aufgebaut auf dem Gedanken der durch Rußlands Zusammenbruch erreichten Truppensparnis. Da nun Amerika an Rußlands Stelle trat, Millionenheere aufstellte und — was bezweifelt war — unangefochten über den Ozean brachte, war der Vorteil des russischen Ausscheidens fast ausgeglichen, ganz zu schweigen von der wirtschaftlichen, politischen und moralischen Hilfe, die den Alliierten durch die Vereinigten Staaten zuteil wurde.

Vor der deutschen Obersten Heeresleitung stand jetzt die ungeheure Frage: Was sollte nun werden? Ein Abbrechen der Offensiven, also etwa eine Defensive mit starken Reserven und örtlichen Angriffen, bedeutete den Verzicht auf baldige Kriegsentscheidung, bedeutete

eine Erklärung an die Regierung, daß nichts mehr gewonnen werden könne außer Zeit, daß also der Friede nach und nach mit diplomatischen Mitteln herbeigeführt werden müsse. Wie die Alliierten, besonders die Franzosen, sich diesen Frieden dachten, darüber herrscht heute wohl kaum noch ein Zweifel. Die Frage zu beantworten, ob trotzdem die deutsche Regierung den Frieden auch unter schwersten, unter allerschwersten Verzichten hätte herbeiführen müssen, ob gar die Oberste Heeresleitung der Regierung, die für solche Erkenntnis und Aktion wohl zu schwach war, hierin hätte Vorspann leisten müssen, dafür ist hier kein Raum. Ob etwas Derartiges überhaupt möglich und denkbar war, kann nur vom historischen Standpunkt aus betrachtet werden, nicht heute und nicht morgen, vielleicht erst in Jahrzehnten.

Hindenburg und Ludendorff haben andere Entschlüsse gefaßt, in voller Erkenntnis der Schwere der Lage, aber in der tiefen Hoffnung, diese Lage durch weitere Offensiven entscheidend bessern zu können. Sie folgten hierin offensichtlich der durch tausend Beispiele erhärteten Anschauung des deutschen Generalstabes, eine Reserve nicht zur Deckung etwaigen Rückzuges aufzusparen, mit der noch der Sieg errungen werden könnte. Begingen sie hierbei einen militärischen Irrtum, so war der bei den fürchterlichen Friedensaussichten weit geringer, als er in ähnlichen Lagen Napoleon und anderen der größten Heerführer aller Zeiten unterlief. Denn Napoleon kämpfte gegen Menschen, die nach Erfüllung ihrer politischen Zwecke jedes Rachegefühl gegen das feindliche Volk ablehnten, unsere Gegner aber waren und sind erbarmungslos und von einer bestialisches Grausamkeit, die in den Jahrtausenden der Weltgeschichte kein Beispiel findet.

In jedem Falle war es notwendig, der Öffentlichkeit gegenüber die Lage vorteilhafter darzustellen, als sie war. Friedrich der Große sagt von den Talenten des Heerführers: „Die Kunst, seine Gedanken zu verbergen, oder die Verstellungskunst ist für jeden, der große Geschäfte zu leiten hat, unentbehrlich. Die ganze Armee liest aus der Miene des Heerführers, wie seine Sache steht.“ Und weiter: „Darum muß der Heerführer wie ein Schauspieler sein und die Miene aufsetzen, die ihm die Rolle, die er spielen will, vorschreibt. — Trifft eine schlimme Nachricht ein, so stellt er sich, als mache er sich gar nichts daraus, und prahlt mit der Zahl und Größe seiner Hilfsmittel. Er verachtet den Feind öffentlich und respektiert ihn im Geheimen!“ —

Es wurde ein großer und klarer Plan für die Weiterführung der Offensiven an der Westfront gefaßt. Die Grundbedingung war, den Feind dort anzufassen, wo man Aussicht hatte, die eigene Front zu kürzen und durch Gewinnung eines längeren Küstenstreifens dem sterbenden U-Bootkrieg wieder Erfolgsmöglichkeiten zu verschaffen, also in Flandern. Da der Engländer hier aber aufmerksam und stark, durch alliierte und amerikanische Reserven gestützt, in Bereitschaft stand, galt es zunächst, durch Ablenkungsoffensiven im größten Rahmen das Verschieben der feindlichen Reserven aus der Nähe der flandrischen Front zu veranlassen.



Französische gefangene Offiziere nach der Schlacht bei Armentières.

Nach einer Photographie.



In der Geschözmündung des deutschen Ferngeschützes.
Aufnahme des Bild- und Filmamtes.

Die Erfahrungen der früheren Schlachten zu verwerten.

Der Feldmarschall übersah die Schwere der Situation mit klarer Geistesstärke, ohne den ihm eigenen Gleichmut zu verlieren. Anfang Mai begab er sich aus dienstlichen Gründen für einen Tag nach Spa. Am Nachmittag fuhr er in die nächste Umgebung des belgischen Städtchens hinaus und gingen dann durch die Wälder und über die grünenden Hänge zurück. Der Anblick des Frühlings, das Aufblühen der Natur tat dem Herzen des alten Herrn wohl. Er sprach von seiner westpreussischen Heimat, von dem schönen Lande östlich der Weichsel zwischen Marienwerder und Deutsch-Eylau. Er, der durch sein Alter und die Lauterkeit seiner Seele ehrfürchtig war, verlangte nichts von militärischer Devotion. Aber als wir uns zu sehr in Heimatsehnsucht verstrickten, brach er kurz ab: „Erst müssen wir unsere Pflicht tun, dann kommt alles andere!“

Die drei großen Ablenkungsoffensiven, die, jede für sich, das Vorspiel für den Hauptangriff in Flandern sein sollten, waren die Schlacht bei Soissons-Reims im Mai, die Schlacht bei Noyon im Juni und die Angriffe beiderseits Reims im Juli 1918. Die Offensive von Soissons-Reims glückte so überraschend gut, daß Hindenburg und Ludendorff den Entschluß faßten, alles in diese Schlacht zu werfen und auf den Stoß in Flandern zunächst zu verzichten. Die Offensive von Noyon glückte so wenig, daß sie als Ablenkung überhaupt nicht in Betracht kam. Und die Offensiven beiderseits Reims im Juli waren ein Mißerfolg.

Die Vorbereitungen für die Offensive von Soissons-Reims wurden mit außergewöhnlicher Gründlichkeit betrieben, sowohl in dem leitenden Oberkommando der siebenten Armee in Marle als auch im Großen Hauptquartier Avesnes. Mit allen Mitteln wurde versucht,



Das deutsche Ferngeschütz beschießt auf 80 km Entfernung Paris.
Aufnahme des Bild- und Filmamtes.



Ein Tank bahnt der Infanterie den Weg.

Aufnahme des Bilds und Filmamtes.

Auch um Avesnes schmückte sich das Land unter der Frühlingssonne. Der Feldmarschall, der ein offenes Auge für alles hatte, dachte auch hier an die Geschichte des Gebietes, dessen Schönheit sich nun enthüllte. Es war eigenartig: wie in Spa standen wir auf dem Boden der alten spanischen und österreichischen Niederlande.

Vor dem Kasino in Avesnes fanden sich in dieser Zeit fast täglich Verwundete ein, wenn Hindenburg zum Essen ging. Der Feldmarschall schritt über die Straße ihnen entgegen und fand für jeden freundliche Worte. —

Der Plan für die Offensive von Soissons—Reims war, zwischen Darguillon und Berry au Bac in 45 km Frontbreite in die feindlichen Stellungen einzudringen und über den Damenweg und die Aisne bis zu den Höhen südlich der Vesle vorzugehen.

Der Angriff fand am 27. Mai statt. Dank der guten Vorbereitung und der geringen Widerstandskraft der gegenüberstehenden Franzosen hatte er einen außerordentlich großen Erfolg. Der Damenweg wurde zum Teil ohne Infanterieschuß erstiegen. In der Mitte des Angriffsstreifens drangen unsere Regimenter verlustlos bis über die Aisne vor, die Vesle wurde noch am ersten Tage in breiter Front erreicht. Am 28. Mai mittags bereits waren die Höhen südlich der Vesle, das Angriffsziel, in unserer Hand, weit und breit vor unseren Linien war vom Feinde nichts mehr zu sehen.

Es war das letzte Aufleuchten großen deutschen Siegertums.

Im Vortragszimmer in Avesnes stand General Ludendorff über den Kartentisch gebeugt und verfolgte die eingehenden Meldungen. Seine Züge ließen keinen Zweifel, wie heftig es in ihm arbeitete. Es war wie ein ungeheurer Kampf in der Brust dieses willensstarken Mannes, bis er mit seiner hellen, schrillen Stimme sagte: „Dies muß die große Entscheidungsschlacht werden!“

So entstand der Entschluß, alle verfügbaren Truppen nach dem Schlachtfelde zu fahren und über das gesteckte Ziel hinaus die Lage zu einem großen Durchbruch auszunutzen. Das bedeutete zunächst den Verzicht auf die geplante Hauptoffensive in Flandern.

Hier hat die Kritik von deutscher Seite bereits eingesezt. Auch von amerikanischer Seite wurde später behauptet: hätten wir im Juni, möglichst bald anschließend an die Offensive am

Damenweg, den Angriff in Flandern geführt, wir hätten die Engländer, deren Stäbe und Truppen sich damals in unglaublicher Verwirrung und Niedergeschlagenheit befanden, überrannt.

Ein Urteil wird sich erst bilden lassen, wenn alle Quellen erschöpft sind, aber es scheint schon jetzt, als wenn die Behauptungen von amerikanischer Seite nicht mit der Schwäche des deutschen Heeres rechnet. Unsere Hilfsmittel, unser Menschenbestand waren ja schon damals in fürchterlicher Weise zusammengeschmolzen, und hinter der englischen Front standen bereits Ende Mai sieben amerikanische Divisionen, eine Zahl, die sich im Juni schnell verstärkte. Da der Umbau von Angriffsmitteln nach Flandern doch immer noch einige Zeit in Anspruch genommen hätte, und da eine amerikanische Division eine deutsche an Kopfstärke um das Doppelte übertraf, so wären wir bei dem flandrischen Angriff aller Voraussicht nach außer auf die Briten und ihre europäischen Alliierten noch auf ein amerikanisches Heer gestoßen, das an Truppenstärke zwanzig deutschen Divisionen gleichkam.

Mag eine spätere Kritik sich mit diesen Fragen beschäftigen, niemand wird sie weniger scheuen als der alte Feldmarschall. Er hat sich nie als Besserwisseur oder Alleswisseur in den Vordergrund gestellt, und über die Bemühungen, ihn hinzustellen als Einen, der sich unfehlbar dünkt, ist seine Größe als Mensch und Feldherr weit erhaben. Je mehr man in das Wesen der Dinge eindringt, desto mehr wird man erkennen, wie ungeheuer schwer und ernst die Lagen waren, in denen Hindenburg und Ludendorff ihre Entschlüsse fassen mußten, und mit welcher Charakterstärke sie Verantwortungen auf sich nahmen, die kein Anderer tragen konnte.

So ging der deutsche Vormarsch über die Vesle unentwegt weiter.

Auf Seiten der Alliierten herrschte, wie einst im März, die größte Verwirrung. Britische und französische Reserven in ausreichender Stärke waren nicht mehr vorhanden. Was sollte

man tun, als sich wieder mit lauten Hilferufen an den großen Verbündeten jenseits des Atlantik wenden, dessen Kräfte an Menschen und Material ebenso unerschöpflich waren wie seine Entschlossenheit und Organisationskraft?

In Chaumont, dem Hauptquartier der Amerikaner in Frankreich, erschien der Führer der französischen Mission bei dem amerikanischen Generalstabschef und setzte ihm die geradezu verzweifelte Lage des französischen Heeres auseinander. Paris schien von neuem bedroht, die ganze Westfront in Gefahr, durch das Vorstürmen der verhaßten Deutschen in das Rollen gebracht zu werden.

Das amerikanische Oberkommando war in keiner leichten Lage, denn durch die englischen Sorgen um Flandern war man veranlaßt worden, den größten Teil der amerikanischen Verbände hinter die britische Front zu schieben oder dorthin in Marsch zu setzen. Man entschloß sich, statt dessen alles auf das Schlachtfeld zwischen Aisne und Marne zu fahren, was man im Innern Frankreichs an Truppen verfügbar hatte. Zwei amerikanische Divisionen wurden zunächst gegen die rechte



Srieden im Krieg. (Grasmähen hinter der 200 m entfernten Front.)

Nach einer Zeichnung von Willy Werner.



Zerschossene französische Tanks im Westen.

Nach einer Photographie.

Flanke des deutschen Vormarsches eingesetzt, die ersten Truppen der Vereinigten Staaten erreichten bereits wenige Stunden nach gefaßtem Entschluß die Kampflinie.

So kam es, daß der deutsche Vormarsch allmählich eingeengt wurde, und als wir am 30. Mai in geringer Breite die Marne erreichten, war wieder ein Saß entstanden, der sich nach vorne in bedenklicher Weise verschälerte. Ein Weitergehen geradeaus über den Fluß war nicht möglich, wir mußten versuchen, uns nach der Seite Luft zu schaffen und setzten unsere Hauptkraft in westlicher Richtung ein.

Doch der Widerstand unserer Feinde, bei denen die Amerikaner jetzt an entscheidender Stelle standen, versteifte sich. Am 5. Juni war die deutsche Oberste Heeresleitung genötigt, den Angriff aufzugeben und die Einstellung auf Abwehr zu befehlen.

Die zweite große deutsche Ablenkungsoffensive, die aus der Front Montdidier—Noyon heraus erfolgen sollte, war inzwischen vorbereitet worden. Die Breite dieses Angriffs war nur geringer, die Kräftezahl, die zur Verfügung stand, war nicht groß. Auch mußte man wegen der Nähe des Schlachtfeldes von Soissons—Reims mit Anwesenheit starker feindlicher Reserven rechnen. Dafür hatte man aber die Hoffnung, bei Gelingen der Offensive die deutsche Front zwischen Montdidier und der Marne verkürzen, also Kräfte aussparen zu können.

Die Schlacht bei Noyon begann am 9. Juni. Die artilleristische Gegenwirkung des Feindes war verhältnismäßig stark, aber trotzdem drangen unsere tapferen Truppen bis zum 11. Juni bis zum Maßbachknie vor, etwa 10 km über die feindliche Verteidigungsstellung hinaus.

Dann aber wurde der Widerstand immer stärker. Es folgten heftigste, breit angelegte Gegenangriffe der Alliierten, die zwar dem Feind statt des Erfolges nur schwere Verluste brachten, die aber die Wirkung hatten, daß unser Vorgehen endgültig zum Stillstand kam.

So war das operative Ergebnis der Schlacht bei Noyon für uns gering, und Mitte Juni 1918 stand die deutsche Oberste Heeresleitung wieder vor neuen, sehr ernstesten Erwägungen.

Wir hatten schwere Verluste erlitten, und unser Menschenersatz war im Zusammenbrechen. Der Jahrgang 1899, unsere Neunzehnjährigen, die vor Beginn der Frühjahrsoffensive eingestellt waren, hatte starke Einbuße an Toten und Verwundeten. Der nächste Jahrgang 1900 bestand aus Achtzehnjährigen, halben Kindern, auf die zurückzugreifen sich jedes Gefühl



Alles für die Heimat!

Nach einer Zeichnung von Anton Hoffmann, München.

sträuben mußte. So blieben nur mangelhafte Aushilfen, um die entstandenen Lücken auszufüllen, Wiedergenesene, aus Rußland zurückgekehrte Gefangene, aus der heimischen Wirtschaft Herausgezogene und solche Leute, die man durch „Auskämmen“ der Formationen in Rußland, in der Etappe, bei den Sonderwaffen und bei den höheren Stäben gewann. Daß alle diese Soldaten, die man nun in die Front der Infanterie einstellte, nicht mit besonderer Begeisterung den mörderischen Westkämpfen entgegenzogen, war selbstverständlich. Der militärische Wert unserer Fußtruppe mußte schlechter werden — genau wie es der Infanterie Friedrichs des Großen in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ergangen war.

Die Bataillonsstärken fielen erschreckend. Eine Vermehrung der Artillerie war nicht möglich, weil es an Mannschaften und Bespannung fehlte. Ludendorff faßte schließlich den Gedanken, unbespannte Geschütze, durch

die Nachbarbedienungen versorgt, wenigstens am Ausgangsfeuer der nächsten Schlacht teilnehmen zu lassen.

Auch die Ernährung unserer Truppe war im Hinblick auf die ungeheuren Anstrengungen, die von ihr verlangt wurden, nicht mehr ausreichend. Dazu kam das Elend und die niedergehende Stimmung in der Heimat. Der Soldat ging mit dem Bewußtsein in die Schlacht, daß seine Frau zu Hause hungerte, daß es seinen Kindern an Kleidung fehlte. Der Nährboden für die Propaganda war gegeben, in die sich der äußere Feind, unser Moskauer Nachbar und die Linksradikalen im eigenen Lande zu teilen bemühten.

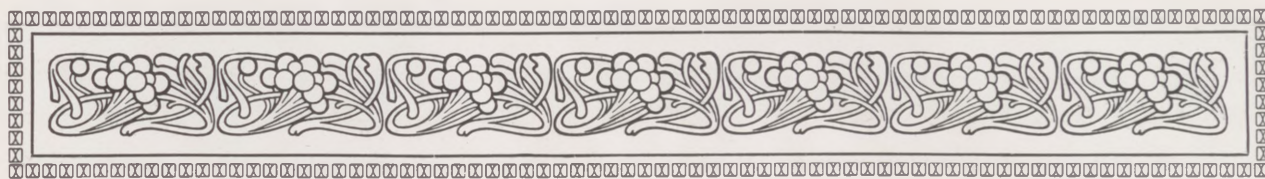
Eine neue Offensive wurde beschlossen, sie begann am 15. Juli.

Östlich Reims schlug unser Vorbereitungsfeuer größtenteils auf unbefestigte Gräben, der Feind, dem unsere Operation verraten worden, hatte seine Truppen gewandt und zur rechten Zeit zurückgenommen. Unsere Sturmtruppen fanden die vorderen Stellungen des Gegners leer, trafen dann aber beim weiteren Vorgehen ein System unzerstörter und gut besetzter Linien, vor denen sie liegen blieben. Der Angriff war mißlungen.

Auch südwestlich Reims begegneten die Alliierten unseren Vorbereitungen rechtzeitig durch starkes Artilleriefeuer, jedoch gelang der Marneübergang, eine militärische Leistung, die dem gewarnten und starken Feinde gegenüber nicht hoch genug bewertet werden kann. Aber wenige Kilometer südlich der Marne versteifte sich der Widerstand. Bis zum 17. Juli dauerte das Ringen, dann mußte der Feldmarschall von Hindenburg die Weiterführung des Angriffs aufgeben, für eine der nächsten Nächte den Rückzug über die Marne befehlen.

Am 18. Juli früh brachen die Alliierten südwestlich Soissons in breiter Front durch die deutschen Stellungen! Der Stern unseres Heeres begann zu sinken.

Mit ernstem Blick drückte auf dem Bahnhof Avesnes der alte Feldmarschall dem von einer Besprechung zurückkehrenden General Ludendorff die Hand. Wenn es zum Schlimmsten kam, wenn alles brach, — hier stand ein weißhaariger Mann, der nicht gewillt war, sein Land und sein Volk im Stich zu lassen, bis zum bitteren Ende!



Größe im Unglück.

Von

Hauptmann Adalbert von Wallenberg.

1. Der Ausgang des Krieges.

Im die große Tragödie, die seit dem Juli 1918 unser Heer und Volk herniederriß, und deren Mittelpunkt immer mehr der Feldmarschall von Hindenburg wurde, verstehen und leidenschaftslos beurteilen zu können, ist es notwendig, die gesamte Lage, in der unser Vaterland und unsere Gegner sich befanden, zu durchdringen und in ihren wesentlichen Zügen zu klären. Es ist heute noch viel zu früh, um die Aufgabe vom historischen Standpunkt aus erschöpfend bewältigen zu können, aber Parallelen mit den Zeiten, in denen kämpfende Völker und Heere in schwersten Gefahren für ihre Existenz waren, lassen doch manchen Rückschluß zu, auch wenn eine Übertreibung und Verzerrung der Vergleiche sorgfältig vermieden wird. —

Als im August des Jahres 216 vor Christus das Heer des Terentius Varro nahe dem apulischen Dorfe Cannä durch die überlegene Feldherrnkunst der Punier völlig vernichtet wurde, da war nach menschlichem und militärischem Ermessen das Schicksal Roms besiegelt. Es war die letzte Stütze der römischen Republik, die mit der furchtbaren Niederlage zusammenbrach, der letzte Schutz der Hauptstadt. Ungehindert stand der karthagischen Streitmacht der Weg zum Tiber offen, und die Führerkunst des großen Hannibal mußte doppelt verbürgen, daß der Krieg in wenigen Wochen mit der Unterwerfung des römischen Staates enden würde.

Aber trotzdem keinerlei wirkliche Aussicht zu erblicken war, die Entscheidung abzuwenden oder gar den Sieg wieder an die römischen Adler zu fesseln, setzte der Senat alles daran, die Verteidigung der Heimat mit beispielloser Entschlossenheit weiterzuführen. Er dankte dem geschlagenen Konsul Terentius Varro für seine Arbeit an des Vaterlandes Rettung, nahm selber die militärische und politische Leitung des zusammenbrechenden Staatswesens scharf in die Hand und bot alle nur irgend verfügbaren Kräfte auf, um den Kampf fortzusetzen. Nach jeder Berechnung konnte es sich höchstens um einigen Zeitgewinn handeln, die Frage, wie das heranschreitende Unheil endgültig abgewehrt werden sollte, war zunächst unlösbar.

Sast zweitausend Jahre später stand der große Preußenkönig im Lager von Bunzelwitz. Sein Heer war von fürchterlichen Niederlagen und unglücklichen Feldzügen zusammengeschmolzen, seine Soldaten müde, hungernd und abgehekt, sein Land verwüstet und erschöpft. Immer enger zog sich der Ring der gewaltigen Koalition zusammen, und wenn der preußische Minister Seiner Majestät klarzumachen versuchte, daß weiterer Widerstand nutzlos war, und schließlich

doch nichts übrigbleiben würde, als sich dem Diktat der Feinde zu unterwerfen, so hatte er alle logischen Gründe für sich. Aber König Friedrich setzte den Kampf fort, nicht weil er einen bestimmten Plan hatte, das Kriegsglück zu wenden, sondern weil er den unbestimmten Glauben in der Brust trug, daß er, und gerade er, doch noch die Möglichkeit finden könnte, das Unheil zu meistern.

In beiden Fällen, in der Curia Hostilia zu Rom und im Lager der preußischen Armee, war eine vernunftmäßige militärische Möglichkeit, den Gegner zu besiegen, nicht mehr vorhanden. Die Maßnahmen für den weiteren Kampf wurden in das Ungewisse hinein getroffen. Man wollte halten, immer weiter halten — die Lage konnte sich ja ändern, wußte man auch nicht wie! Und in beiden Fällen war die Seele des Widerstandes der Staatsmann, der den geschlagenen Feldherrn stützte, im römischen Forum der Senator, im Preußenlager der große König, der sein eigener führender und entscheidender Politiker war.

Nicht unähnlich der Lage in Rom und in Preußen war die Entwicklung, der das deutsche Volk und Heer seit Juli 1918 mit reißenden Schritten entgegenging. Nicht unähnlich, wenn auch ungleich schwerer!

Sie war schwerer, weil die personelle, materielle und moralische Kraft Deutschlands nach vier Jahren Krieg und Blockade völlig am Boden lag.

Unsere Menschenkraft war erschöpft. Der Jahrgang 1899, der die Rettung hatte bringen sollen, lag zum großen Teil in Lazaretten oder französischen Gräbern. Abgesehen von schwachen Aushilfen, von wenig geeigneten Menschen, die man aus dem Osten, aus der Etappe, aus den Stäben und aus Sonderformationen herauszog, konnte man nur noch auf die Achtzehnjährigen zurückgreifen, die in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung noch Kinder waren. Die Feldstärke unserer Bataillone, die im April 1918 mühsam bis auf 800 Köpfe heraufgebracht war, sank bis Ende August auf 540 Köpfe, dann wurden die Zahlen so gering, daß ganze Regimenter im Gefecht den Eindruck von Kompagnien und Zügen machten. Und dies alles, trotzdem zweiundzwanzig Divisionen aufgelöst wurden. Die Aushilfe von den Bundesgenossen, die selber mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpften, war nur ganz geringfügig.

Unsere materielle Kraft war am Ende. Die Eisenbahnlage war zum Zerreißen gespannt.



Hindenburg und General Ludendorff in Avesnes.

Nach einer Photographie.

Die Tanks, das entscheidende Kampfmittel, fehlten uns mit verschwindenden Ausnahmen. Unsere Kraftwagenkolonnen waren so gering an Zahl, daß später bei den Waffenstillstandshandlungen die Alliierten sich selber wunderten, wie wir mit so jämmerlichen Hilfsmitteln hatten Krieg führen können. Wurden die ermüdeten Truppen mit Autos von einer Front an die andere geworfen, so fehlten die Transportmöglichkeiten, um Feldtüchen und Bagagen mitzunehmen. War die Verpflegung an sich schon unzureichend für die fürchterlichen Anstrengungen, so fehlte nun auch die Gelegenheit, sie mitzuführen, sie zuzubereiten. Die Unterkunft der zurückgezogenen Truppen war ungenügend, weil man hart hinter



Selbgottesdienst vor der Schlacht.

Aufnahme des Technisch-photographischen Archivs, Friedenau.

der Front bleiben mußte, die Kleidung hing unseren abgehetzten Soldaten in Fetzen herunter. Grippeepidemien traten im Heer auf, Hunger und Elend herrschten in der Heimat.

Das brach unsere moralische Kraft. Die Männer, die in den Tod gehen sollten, trugen Briefe an der Brust, aus denen sie erfahren hatten, wie ihre Frauen und Kinder zu Hause hungerten, wie es ihnen an Kleidern, an Stiefeln, an dem Nötigsten gebrach. Die Urlauber brachten die Kunde von dem Jammer der Heimat an die Front, sie erzählten aber auch von Leuten, die sich das Elend des Volkes zunutze machten, von Schiebern, Kriegsgewinnern und Drückebergern, die sich auf den Bahnhöfen, in den Städten und in der Etappe rumtrieben.

Ungleich ernster war die Lage für Hindenburg und Ludendorff als seiner Zeit für König Friedrich oder die römischen Senatoren. Aber der Ernst einer Lage läßt sich nicht gradmäßig abmessen, es läßt sich mit Vernunftgründen die Entwicklung nicht begrenzen, von der aus weiterer Widerstand nutzlos, das Beugen unter den Willen der Feinde notwendig sein mußte. Deswegen mußte es der Entschluß großer Charaktere sein, trotz allem den Kampf fortzusetzen, dem eigenen Stern und der eigenen Tüchtigkeit zu vertrauen und, wie einst die Männer in Rom und in Preußen, die Entschlossenheit zu bewahren in das Ungewisse hinein, bis einmal die noch nicht zu fassende Möglichkeit sich bot, wieder zu schlagen oder einen Frieden zu erreichen, der wenigstens die schrecklichen Folgen der Vernichtung ausschloß.

Solche Entschlüsse haben Hindenburg und Ludendorff gefaßt, und sie hatten die Führereigenschaften, durchzuführen, was sie für richtig erkannten. Daß es trotzdem zu der schweren Katastrophe kam, lag an drei entscheidenden Gründen.

Zunächst war es für den Feldherrn allein unmöglich, die Lage zu halten. Wie im alten Rom und in Preußen, mußte der Staatsmann in den Vordergrund treten; er mußte die Leitung der Nation in starke Hand nehmen und alle Kräfte sammeln, um dem äußersten Begehren der Feinde zu widerstehen. Gleichzeitig mußte er, nachdem Zeitgewinn durch Widerstand sicher gestellt war, die Politik arbeiten lassen und im Verlaufe der Monate mit eiserner Willenskraft Auswege aus der Lage suchen.

Wer der Überzeugung ist, daß ein derartiges Verfahren unserer politischen Führung nicht geglückt ist, braucht deswegen keineswegs tadelnde Kritik an der Tätigkeit bestimmter Männer zu üben. Gegenüber den Kriegszielen der Feinde, dem brutalen Vernichtungswillen der Franzosen, war die Aufgabe so schwer, daß vielleicht niemand in Deutschland war, der sie hätte lösen können. Ob überragende Politiker in monatelanger Arbeit hätten Mittel und Wege finden können, um das Schlimmste zu verhüten, bleibt eine offene Frage.

Der zweite Grund, durch den unsere Lage von Woche zu Woche aussichtsloser wurde, liegt in der ungeheuren Energie, die von den Vereinigten Staaten von Amerika in die Führung des Krieges eingesetzt wurde. Amerika hatte im Jahre 1917 durch seine materielle, politische und moralische Unterstützung die europäischen Alliierten davor bewahrt, der deutschen Unterseewaffe zu unterliegen. Als dann von März bis Juli 1918 unter den Schlägen der deutschen Offensiven wieder die Fronten der Alliierten zusammenzubrechen drohten, da warf Amerika seine gesamte militärische Kraft in die Waagschale, und diese Kraft war so groß, daß ihr das zusammenschmelzende deutsche Heer schließlich nicht mehr widerstehen konnte.

Die Zahlen der in den einzelnen Monaten von der Küste der Union nach Frankreich transportierten Soldaten geben ein anschauliches Bild. Vom Mai 1917 bis Februar 1918 steigen sie langsam von etwa 2000 auf etwa 50000 an. Dann folgen die deutschen Siege, die Hilferufe aus London und Paris; das Schicksal des Krieges steht auf dem Spiel.

Noch im März 1918 werden 83000 Mann von Amerika verschifft, im April 117000, im Mai 245000, im Juni 276000. Anfang Juli befinden sich mehr als eine, im Oktober bereits mehr als zwei Millionen amerikanischer Soldaten auf dem französischen Festland, und da als erste Rate die Aushebung und Ausbildung von fünf Millionen Rekruten geplant waren, konnten die Verschiffungen unentwegt und mit steigender Geschwindigkeit weitergehen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Angehörigen des amerikanischen Millionenheeres alles besaßen, was uns fehlte, sie waren gut genährt, gekleidet, ausgerüstet und bewaffnet. Denn hinter ihnen standen die unbegrenzten wirtschaftlichen Hilfsmittel der amerikanischen Union.

Der dritte und für uns traurigste Grund, der alle verzweifelte Arbeit unserer Feldherren zu Schanden machte, war die Verheerung im eigenen Volke, die schließlich zur Widersegligkeit und zur Revolution führte. Gewiß, der Boden war wohl vorbereitet durch die fürchterlichen, nicht enden wollenden Entbehrungen, durch die schweren Leiden und unerhörten Verluste. Aber die Schuld der Deutschen, welche die Wehrfähigkeit des eigenen Heeres zu untergraben suchten, wird dadurch kaum vermindert. Die Flugblätter, die zu Tausenden von Fliegern der Entente über unseren Reihen abgeworfen wurden, forderten zum Aufruhr auf gegen Hindenburg und Ludendorff, genau so wie die Agenten deutscher Radikaler. Deutsche Männer boten dem Feinde hilfreiche Hand gegen das eigene Vaterland, und die Moskauer Gewalthaber hielten sich lachend im Hintergrund.

So stand unser alter Feldmarschall und mit ihm sein Erster Generalquartiermeister umtobt von einem Sturm von Gefahren. Wir wissen, daß sie mit klaren Augen auch die drei entscheidenden Ursachen durchschauten, die ihnen später die letzten Stützen zerbrechen sollten.

Über die Notwendigkeit straffster politischer Führung herrschte in der Obersten Heeresleitung kein Zweifel. Aber der Feldherr befindet sich in solchem Falle in einer Zwangslage, denn obschon er aus seiner ersten Kenntnis der Tatsachen heraus immer wieder versucht sein wird, in die Politik einzugreifen, so fehlt ihm doch jedes Mittel, auf dem Gebiete zu führen, das nicht seines Amtes ist. Wie soll der Feldherr etwaige politische Möglichkeiten, den Krieg erträglich beenden zu können, ausspähen oder ausnutzen? General von Falkenhayn hatte nach unserer Ostoffensive von 1915 auf baldige Herbeiführung des Friedens mit Rußland gedrängt, und wir werden heute kaum noch daran zweifeln, daß er Recht damit hatte. Auf

die Art und Weise, wie der Staatsmann seinen Wunsch beurteilte und in die Tat umsetzte, hatte er keinen Einfluß.

Starke Politiker werden schwere Kriege siegreich beenden können, auch wenn ihre Feldherren mittelmäßig sind. Wankt aber in Kriegen, die um die Existenz von Völkern geführt werden, die Grundlage der politischen Leitung, so ist es selbst überragenden Feldherren nicht möglich, das Unheil zu bannen.

Gegenüber dem stahlharten Vernichtungswillen unserer Feinde waren die Aufgaben, die der deutschen Regierung nach innen und nach außen oblagen, über alle Begriffe schwer. Daß sie für unsere Staatsmänner unlösbar schienen, kam dem Feldmarschall und seinem Ersten Generalquartiermeister täglich mehr zum Bewußtsein. Ludendorff sah es mit Zähneknirschen und Zorn, Hindenburg mit stillem und traurigem Ernst. Beide Männer konnte die aufsteigende Erkenntnis nicht daran hindern, an dem, was sie für Recht hielten, weiterzuarbeiten.

Die amerikanische Hilfe war seit Mitte 1918 von der Obersten Heeresleitung ziemlich richtig eingeschätzt worden. Vielleicht rechneten wir alle zu viel mit den Zahlen und zu wenig mit den lebendigen Kräften, die dahinterstanden. Die amerikanische Nation, die sich seit fünf Vierteljahrhunderten unter dem Banner schrankenlosen Individualismus gebildet hatte, auf ungeheurem Gebiet und fern von den Händeln der engen europäischen Staatenwelt, hat unserem Verständnis ja von jeher Schwierigkeiten geboten.

Auch die dritte und schwerste Ursache für unseren Niedergang war dem Feldmarschall und dem General Ludendorff nicht unbekannt. Beide Männer wußten, daß in den Reihen des Heeres geheßt wurde, daß die Zustände in Heimat und Etappe sich von Woche zu Woche verschlimmerten. Aber beiden Männern waren Grenzen gezogen, um dagegen zu wirken, denn zur wirksamen Abhilfe mußte man dem Volk und der Truppe Brot verschaffen und Fleisch, Kleidung und Ruhe. Da standen wir vor trassen Unmöglichkeiten!

Der Reichstagsabgeordnete Müller-Meiningen schrieb im September einen aufrichtigen und warmen Brief an den General Ludendorff, in dem er mit ernstesten Worten auf den kommenden Aufruhr hinwies und erklärte, die militärischen Behörden stünden am Rande eines Abgrundes. Ludendorff hat diesen Brief immer wieder gelesen und lange mit sich herumgetragen. Gewiß, manches konnte befohlen werden in der Richtung, wie der Schreiber es sich dachte. Aber für wirkliche Abhilfe fehlten Mittel und Macht.

Nur wer sich die allgemeine Lage bildlich vor Augen hält, kann die Tätigkeit von Hindenburg und Ludendorff in den schweren Monaten des Juli bis November 1918 verstehen. Mit



Im Großen Hauptquartier.

Nach einer Zeichnung von Professor Walter Petersen.



20 m vor der Hindenburglinie hatten die Franzosen das 1871 ihren bei St. Quentin Gefallenen errichtete Denkmal (rechts) nachts abgebrochen und eine aus Pappe und Teer genaue Nachbildung (links) errichtet. In der inneren schmiedeeisernen Röhre befand sich ein französischer Beobachter, der durch Fernsprecher das Feuer der französischen Batterien lenkte, bis man es merkte und ihn herausholte.

Nach einer Photographie.

übermenschlicher Kraft stemmten sich die beiden Männer einem Unheil entgegen, das unermesslich war und kaum aufgehalten werden konnte.

Am 18. Juli vormittags, als die Kunde von dem Durchbruch der Franzosen und Amerikaner südwestlich Soissons nach dem Großen Hauptquartier Avesnes drang, wurden alle weiteren Sorgen zunächst durch die unmittelbare Gefahr in den Hintergrund geschoben.

Der Stoß der Franzosen und Amerikaner führte scharf in die Flanke des großen Bogens, den unsere Offensiven vom Mai und Juli vom Damenweg nach Süden bis über die Marne vorgetrieben hatten. Es bedurfte keiner besonderen strategischen Kombinationsgabe, um sofort zu erraten, welchen Zweck Marschall Foch mit diesem Angriff verfolgte. Der Bogen sollte gesprengt, unsere im Süden stehenden Truppen im Rücken gefaßt und

abgeschnitten werden. — Am gefährdetsten waren naturgemäß unsere Divisionen, die sich auf dem südlichen Ufer der Marne befanden. Die Schlacht, die mit dem Zerreißen unserer Front südwestlich Soissons begann, konnte ihnen Vernichtung bringen.

Die Gefahr der Lage wurde sofort in vollem Umfange von Hindenburg und Ludendorff erkannt, alle nur irgend in Betracht kommenden Maßnahmen wurden getroffen, um ihr zu begegnen. Das wichtigste war, daß für den 19. Juli aus zusammengerafften Kräften ein Gegenangriff angesetzt wurde, der die reizende Vorwärtsbewegung der Alliierten zum Stehen bringen sollte.

Dieser 19. Juli war ein kritischer Tag. Nur wenige Männer im deutschen Heere wußten, was auf dem Spiele stand.

Der Gegenangriff gelang. Der Ansturm der Feinde wurde aufgehalten, zum Teil sogar zurückgeworfen. In der Nacht zum 20. Juli gingen die deutschen Truppen auf das Nordufer der Marne zurück.

Die schwerste Gefahr war beseitigt, aber die Schlacht damit keineswegs beendet. Neue Kräfte führte der Feind von Westen gegen die Flanke unserer zwischen Aisne und Marne stehenden Truppen heran. Unsere Reserven erschöpften sich, hie und da bröckelten die Fronten ab, ermüdete und geschwächte Divisionen mußten aus einer Linie in die andere zurückweichen.

Es war ja nicht nur die Zahl der Feinde, die uns überlegen war, es war auch die neue Tankwaffe, die zum erstenmal in größerer Stärke von den Alliierten eingesetzt war. Die neuen französischen Kampfwagen traten zu Hunderten auf, und wir hatten noch keine Erfahrung, um dieses auf die Nerven des Verteidigers wirkende Angriffsmittel zu bekämpfen.

Die Frage war nicht mehr zu umgehen, ob die in Flandern geplante deutsche Offensive, für die unser Vorgehen über die Marne und östlich Reims ja nur Ablenkung gewesen war, überhaupt noch ausführbar war. Der in Flandern kommandierende Chef, anerkanntermaßen

einer unserer tüchtigsten Generale, wurde selber an die Aisne gesandt, um sich ein Urteil zu bilden. Er schlug das vor, was der Feldmarschall und General Ludendorff schweren Herzens schon selber eingesehen hatten, daß man nämlich auf den Angriff in Flandern verzichten müsse.

So zwang uns die Lage, auf die Initiative zu verzichten, die wir seit dem März in der Hand gehabt hatten. Die Frage, wann wir sie wieder gewinnen würden, lag in dunkler Zukunft.

Auf das Schlachtfeld zwischen Aisne und Marne rollten nun deutsche Divisionen aus Flandern. Langsam gingen unsere Armeen aus dem nach Süden vorgetriebenen Bogen in die Sehenstellung längs den Flüssen Aisne und Vesle zurück, der Geländegewinn vom



Ruhepause in Flandern.

Nach einer Photographie.

Mai, Juni und Juli wurde damit größtenteils wieder aufgegeben. Doch in dieser ganzen Rückzugsschlacht, die bis zum 3. August währte, konnte die deutsche Führung und Truppe sich wieder in ihrer Stärke zeigen. Der große Zweck, den das Oberkommando der Alliierten mit seinem Stoß in Flanke und Rücken unserer Marnetruppen gehabt hatte, war mißglückt — aus dem Anfangserfolg vom 18. Juli war ein wochenlanges Ringen geworden, und wir sind heute über die schweren Verluste unterrichtet, mit denen ein großer Teil der planlosen französischen und amerikanischen Einzeloffensiven zusammenbrach. Eine Vernichtungsschlacht hatte doch geplant, ein langsames Zurückdrängen war daraus geworden.

Anfang August konnte General Ludendorff aufatmen. Die Schlacht war nicht unrühmlich beendet, man hoffte, nun die Fronten zu halten, ja vielleicht in absehbarer Zeit schwächere Kräfte zu neuem Vorstoß zu sammeln, um wenigstens im kleinen seinem Willen wieder Geltung zu verschaffen.

Da kam die Enttäuschung vom 8. August. Zwischen Avre und Ancre, beiderseits der großen Straße, die von Amiens nach St. Quentin führt, brach der Feind erneut durch, diesmal mit überraschend großem Erfolg. Es war kein Zweifel, ein Teil unserer erschöpften Divisionen war nicht mehr in der Lage, einem durch Tanks unterstützten großen Angriff zu widerstehen.

Hatte die Julioffensive der Franzosen und Amerikaner den Zweck gehabt, den Bogen zu sprengen, den wir aus der Linie Soissons—Reims nach Süden gegen und über die Marne vorgetrieben hatten, so galt jetzt die erneute Anstrengung der Alliierten der großen Stellungsausbuhtung, die das Ergebnis unserer Märzoffensive, der Schlacht von Arras—La Sère war. Der damals entstandene große Bogen Arras—Albert—Montdidier—Noyon sollte von zwei Seiten gefaßt und zertrümmert, die in ihm stehenden deutschen Truppen abgeschnitten und vernichtet werden.

Die Ausführung dieses Planes hatten sich die Alliierten so gedacht, daß dem Westangriff zwischen Avre und Ancre zwei Tage später ein Südwestangriff zwischen Oise und Montdidier folgen sollte. Der Westangriff hatte vollen Erfolg, dem Südwestangriff wichen unsere Truppen rechtzeitig in rückwärtige Stellungen aus, er wurde dadurch zum Luftstoß. So wurde die drohende taktische Katastrophe durch die Kunst der Führung abgewandt, aber die Massen des Feindes drängten weiter gegen unsere schwachen Verbände an, die sich hier nur mit Mühe behaupten konnten, dort nach erbitterten Kämpfen aus einer Stellung in die andere zurückgeworfen wurden. Bis Mitte August dehnte sich die Schlacht über beide Flügel hin aus, und schließlich stand die ganze Front Arras—Soissons in einhundertundvierzig Kilometer Ausdehnung in Flammen.

In Avesnes saß General Ludendorff von früh bis spät am Telephon, ratend, ermunternd, drohend und befehlend. Divisionen wurden verschoben, führende Persönlichkeiten ausgetauscht, Stellungen angewiesen. Die Last der Arbeit wurde für den General von Tag zu Tag größer, und selbst ihm, dem Unermüdliehen, schienen die Nerven nachzugeben. Die nie nachlassende Tätigkeit, die drohend wachsende Verantwortung überstieg das Maß menschlicher Kräfte.

Der alte Feldmarschall griff mit gütigen Worten ein. Um den Waffengefährten zu zwingen, daß er sich schone, befahl er ihm dienstlich, sich regelmäßig um elf Uhr abends zur Ruhe zu begeben. Die Operationsabteilung, selbst auf das äußerste angespannt, atmete auf. Doch die Erleichterung dauerte nur kurze Zeit. Bald wurde der General wieder tief in der Nacht an den Fernsprecher gerufen, und morgens erschien er um so früher, um seiner Pflicht zu genügen.

Der 13. und 14. August sah die führenden Männer der Obersten Heeresleitung in Spa. In Anwesenheit des Kaisers fanden mit dem Kanzler und dem Außenminister die ersten Besprechungen statt über die Notwendigkeit, bald zum Frieden zu kommen. Der Ernst der Lage wurde erörtert, Möglichkeiten erwogen, um auf diplomatischem Wege sich dem Frieden zu nähern. Irgendein greifbares Ergebnis hatten die Besprechungen nicht, und es scheint fast, als ob die Staatsmänner, in deren Hand das Schicksal des erschütterten deutschen Reiches lag, sich überhaupt kein Bild von der Wirklichkeit machen konnten. Denn auch die nächsten Wochen geschah von politischer Seite nichts, um den Frieden vorzubereiten oder, soweit überhaupt eine Möglichkeit dazu vorlag, anzubahnen. Aber auch die Aufgabe, die Führung des Staates in feste Hand zu nehmen, die Widerstandskraft zu heben, überstieg die Kräfte unserer Regierung. Die Last der Lage war so schwer geworden, daß sich kein Staatsmann fand, um sie dem deutschen Volke voranzutragen.

Der einzige, der positive Friedensschritte beabsichtigte, war der österreichisch-ungarische Minister Burian. Aber dessen Gedanken waren so kraus, seine Auffassungen standen in so kraßem Widerspruch zur Wirklichkeit, daß es nicht günstig war, ihm den Vortritt zu lassen.



Hindenburgs Ansprache an das 3. Garderegiment 3. S.

Aufnahme des Bilds und Filmamtes.

Die Lage für den greisen Feldmarschall wurde immer furchtbarer. Der Gefährte an seiner Seite drohte der Überarbeitung zu erliegen, die Westfront dröhnte unter feindlichen Angriffen. Hilferufe kamen aus Mazedonien und Oberitalien, in Berlin fehlte die feste Hand. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß die ganze Last sich langsam auf die Schultern Hindenburgs herniedersenkte.

Schwer war für den Siebzigjährigen in diesen Wochen die Beschäftigung mit Fragen, die immer wichtiger wurden, die mit der Gestaltung der Dinge im großen nicht mehr im Einklang standen. Sollte man sie abstoßen und dadurch einer urteilslosen Zuhörerschaft enthüllen, an welchem Abgrund man kämpfte? Das schien unmöglich. So wurde der Hetman der Ukraine empfangen und mit Gleichmut angehört. Und so ließ man den „Sühnebesuch“ des österreichisch-ungarischen Kaisers Karl über sich ergehen.

Es war eine starke Zumutung für Hindenburg, diesem Fürsten entgegenzutreten, vor dem er keine Achtung haben konnte. Auf der einen Seite der makellose Mann, der bereit war, alles für sein Vaterland hinzugeben, auf der anderen Seite der unzuverlässige und unsympathische Habsburger, der das alte Wort vom Dank des Hauses Österreich zum Leitstern seiner Politik gemacht hatte.

Das starre Pflichtgefühl gab dem Feldmarschall zur Selbstüberwindung Kraft. Noch ein anderer Trost blieb ihm in der aufsteigenden Not, das war der Zusammenhang mit seiner Familie. Täglich, mit selbstverständlicher Regelmäßigkeit, ging ein Brief an seine Frau in Hannover.

In den ersten Tagen des September ging das deutsche Heer zwischen Arras und La Sère in die sogenannte Siegfriedstellung zurück. Fast um dieselbe Zeit wurde der Bogen an der Lys, den unsere Offensive von Armentières geschlagen hatte, freiwillig von uns geräumt. Damit war örtlich im allgemeinen die Ausgangslage, vor unseren Angriffen vom März, wieder hergestellt.

Die Frage, mit großzügiger Bewegung in eine kurze rückwärtige Stellung zurückzugehen, wurde dringend. Als geeignete Linie kam die Antwerpen—Maas-Stellung in Betracht, die kürzeste Linie, die das deutsche Westheer einnehmen konnte, solange man auf feindlichem Boden blieb. Hier konnte man hoffen, eine kleine Anzahl Divisionen aussparen, diesen mehr Ruhe und sich selbst dadurch mehr Bewegungsfreiheit geben zu können.

Dagegen sprach, daß an der Antwerpen—Maas-Stellung auch noch nicht ein Spatenstich getan war, da man die geringen zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte stets für andere Zwecke eingesetzt hatte. Dagegen sprach ferner, daß eine schnelle, vielleicht in wenigen Wochen



Im Schützengraben.

Nach einer Zeichnung von Professor Max Kabsch.

durchzuführende Rückwärtsbewegung in diese Linie ganz erhebliche, unersetzbare Materialverluste mit sich bringen mußte, denn wir hatten auch nicht annähernd die Mittel, die vorne liegenden Vorräte schnell abzubefördern, die bestehenden Anlagen abzubauen. Dagegen sprach schließlich die Besorgnis, daß ein so umfangreicher Rückzug bei Volk und Regierung Panikstimmung hervorrufen würde.

Der Entschluß, den die Oberste Heeresleitung deshalb faßte, von einer großzügigen Rückwärtsbewegung vorderhand abzusehen, hat später bei Freund und Feind viel Kritik hervorgerufen. Die sachliche Berechtigung einer solchen Kritik soll

keineswegs abgestritten werden, wenn der Beurteiler über seinen Untersuchungen nicht die unglaublichen Zwangslagen vergißt, in denen sich Hindenburg und Ludendorff seit Monaten befanden. Eine Darstellung lediglich auf Grund militärischer Überlegungen wird schief, wenn man nicht die psychologischen Schwierigkeiten heranzieht, mit denen die Seelen unserer führenden Soldaten rangen.

Dabei kann nicht oft genug wiederholt werden, daß gerade, wer unseren Feldmarschall genau kennt, weiß, wie wenig er sich einer sachlichen Kritik verschließt. Ihm liegt ja jede Überhebung so unendlich fern, und die Größe und Weisheit seines Charakters wird auch nicht im mindesten davon berührt, daß einige kluge Männer sich um den Nachweis bemühen, man hätte in bestimmten Zeitläuften vielleicht doch besser einen anderen Entschluß fassen sollen. Feldmarschall von Hindenburg war weder unfehlbar, noch hat er je den Anspruch darauf erhoben, unfehlbar zu sein. Ihn zum Halbgott zu stempeln, ist eine Verzerrung seines Bildes. Er hatte solches nicht nötig, denn hoch erhaben stand er über den gegeneinander schlagenden Meinungen und Parteiungen des niedergehenden deutschen Volkes, ein großer, kluger und gütiger Mensch, der in Not und Leid sich selber treu blieb.

Auch unser damaliger Gegner, der Marschall Foch, hat über Hindenburg und Ludendorff Kritik gefällt. Daß er dabei weniger sachlich bleibt als andere französische Militärs, umgibt ihn nicht mit dem Schein der Größe. Für Foch kämpften die Truppen fast der ganzen Welt, an nichts litt er Mangel, und aller Erdteile Hilfsmittel standen ihm in reicher Fülle zur Verfügung. Für die Offensiven, die er, oder vielmehr sein Chef, der Elsässer Bürgerjohn Weygandt, ansetzte, war jede Vorbedingung gegeben, jeder Weg geebnet. Hindenburgs Truppen, übermüdet und ungenügend ausgerüstet, schmolzen von Stunde zu Stunde zusammen. Vor sich hatte er den täglich sich verstärkenden Feind, hinter sich das deutsche Volk, dessen Kraft durch Hunger und Blockade gebrochen war. Des Oberbefehlshabers der Alliierten Aufgabe war winzig im Vergleich zu der Last, die auf den Schultern unseres Feldmarschalls lag.

Die Größe eines Menschen läßt sich nicht nach dem Enderfolg messen. Auch Hannibal und Napoleon sind schließlich militärisch unterlegen. Eines steht fest: wenn die billig erworbenen Lorbeeren des Marschalls Foch längst verwelkt sein werden, dann wird in um so hellerem Lichte strahlen, was der Feldmarschall von Hindenburg im November 1918 tat, als er bei seinem zusammenbrechenden Volke aushielt und ihm Hort und Stütze wurde —

trotz allem, und gerade deshalb, weil alles andere zusammenstürzte! — In der Nacht zum 9. September kehrte die Operationsabteilung, mit ihr Hindenburg und Ludendorff, endgültig nach Spa zurück. Auf allen lastete das Gefühl der vielen, umsonst vertanen Arbeit



Frau Gertrud von Hindenburg.

Nach einem Gemälde von Professor Walther Illner.

und der Gedanke an die schweren Opfer unserer Truppe. Die Heimat war nun näher, aber neue Kraft konnte von ihr kaum noch ausgehen.

Bereits am selben 9. September fand die zweite Friedensbesprechung zwischen General Ludendorff und dem Staatssekretär des Äußeren statt. Die Regierung hatte noch nicht eine einzige Maßnahme gefunden, um auf erträglichen Friedensschluß hinzuarbeiten.

Wie zerfahren die politische Lage war, zeigte sich aus der Friedensnote, die der österreichisch-ungarische Minister Burian am 14. September herausgab. Der Vorschlag, daß Delegierte von Freund und Feind sich an neutralem Orte zur Besprechung der Kriegsziele versammeln sollten, war so absurd, verkannte so völlig die Lage der Mittelmächte und die auf Seiten der Entente aufgebrachte Energie, daß er damals wie heute nicht recht begreiflich erscheint. Je weltfremder die Anschauungen der politischen Führer waren, desto schwerer wurde in der allgemeinen Verwirrung die Stellung Hindenburgs und Ludendorffs.

Zwei Tage vorher, am 12. September, war die deutsche Westfront nach einer mehrtägigen Ruhepause von einem neuen Schlage getroffen worden. Die Amerikaner hatten eine eigene Armee gebildet und mit dieser Armee die Offensive gegen den vorspringenden deutschen Stellungsbogen von St. Mihiel südöstlich Verdun ergriffen. Diesen Bogen zu räumen, war von deutscher Seite schon längere Zeit geplant, die abkürzende Sehnstellung ausgebaut worden. In die Räumung hinein stieß der amerikanische Angriff, der uns Einbuße an Gefangenen und Gerät kostete. Nur unter Verlusten konnten unsere Truppen die Sehnstellung erreichen, dann gaben auch die Amerikaner den weiteren Angriff auf, und die Kämpfe flauten ab.

Noch bestand unbedingt die Möglichkeit, durch planmäßige Rückzugsbewegung, Auswahl kürzester Stellungen und Ausnutzung günstiger Lagen die in sich erzitternde Westfront auf lange Zeit zu halten. Auf Befehl des Feldmarschalls wurde aus dem Osten, aus Stäben und Etappen erneut alles herausgezogen, was irgend an Kräften für den Kampf auf dem westlichen Kriegsschauplatz geeignet schien. Dringende Ersuchen gingen nach Berlin, auch die Heimat zu neuer Kräftehergabe anzuspannen. Da begann am 15. September der Zusammenbruch der Bulgaren in Mazedonien.

Die Ereignisse bewiesen, daß die bulgarischen Truppen moralisch vollkommen am Ende ihrer Kräfte waren. Die vielen verlustreichen Kriege, die das Land im letzten Jahrzehnt geführt hatte, das tatenlose und eintönige Stellungsleben in den mazedonischen Bergen hatten den Boden für eine Friedenspropaganda bereitet, die von der Entente geschickt eingeleitet und von manchen bulgarischen Stellen nicht ungern gesehen war. Unter dem Ansturm nicht übermäßig starker alliierter Truppen brach die mazedonische Front wie ein Kartenhaus zusammen, und die bulgarische Regierung beeilte sich, vom Feinde schleunigen Waffenstillstand zu erbitten.

Die mazedonische Front war weggewischt: die militärischen Folgerungen dieser Tatsache waren kaum auszudenken.

Drei Wege standen den siegreichen Alliierten nun frei. Einmal konnten sie in östlicher Richtung durch Thrazien gehen, die Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei zerschneiden und Konstantinopel von der Landseite angreifen. Dann konnten sie, nach Nordosten vormarschierend, quer durch Bulgarien über die untere Donau in Rumänien eindringen, wo Feldmarschall von Mackensen mit wenigen Landsturmabteilungen stand, selber in der Flanke bedroht von dem in der Moldau sich neu bildenden rumänischen Heere. Und schließlich konnten die Alliierten in nördlicher Richtung quer durch Serbien nach Ungarn hineinstoßen.

In Ruhe trafen Hindenburg und Ludendorff ihre Maßnahmen. Deutsche Truppen aus Südrußland wurden nach Thrazien geführt, um bei der Verteidigung der türkischen Hauptstadt zu helfen. Andere Verbände aus der Ukraine, die zunächst nur schwach sein konnten, wurden für die Walachei bestimmt, um unter Feldmarschall von Mackensen an der unteren Donau einen Übergang der Alliierten abzuwehren. Das Wichtigste war die Bildung einer deutsch-österreichisch-ungarischen Heeresgruppe in Nordserbien, zu der deutsche Truppen aus Osten und Westen stießen, und die den Alliierten den Weg nach Südungarn hinein verlegen sollte.

Trafen keine neuen Unglücksfälle bei den noch verbliebenen zwei Bundesgenossen ein, so konnte die Lage im Südosten von uns wohl noch gehalten werden!

Aber kaum hatte Hindenburg seine Anordnungen getroffen, so überstürzten sich die Ereignisse. In Palästina erfolgte der restlose Zusammenbruch des türkischen Heeres, bereits am 2. Oktober zogen die Briten in Damaskus ein. Wie lange unsere treuen und zähen Freunde in Konstantinopel die Türkei noch an unserer Seite halten würden, konnte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Im Rücken des bereits von zwei Seiten bedrohten Feldmarschalls von Mackensen begannen die ersten Regungen des Auftritts in Siebenbürgen und Ungarn, und unmittelbar hinter der sich in Nordserbien neu bildenden Heeresgruppe brach in Südungarn an der Save offener Aufstand los. Österreichisch-ungarische Regimenter legten den polnischen weißen Adler an und widersezten sich den ihnen erteilten Befehlen.

Das Vorgehen der Feinde zwischen Adria und Schwarzem Meer war nicht mehr aufzuhalten.

Seit dem 18. September tobte der Kampf auch wieder auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Engländer und Franzosen stürmten gegen die Siegfriedstellung an, aber unsere Leute standen wie die Helden. Erst nach anderthalb Wochen gelang es den Alliierten, in der Richtung auf Cambrai Boden zu gewinnen.

Da brach am 26. September der furchtbare Stoß des amerikanischen Millionenheeres zwischen der Maas und den Argonnen los. Mit einer Truppenmacht, die an Stärke weit jedes Heer übertraf, das die Vereinigten Staaten während ihrer ganzen Geschichte unter Waffen gehabt hatte, drang General Pershing von Süden her in unser Stellungssystem ein, mit der offenbaren Absicht, in der Richtung auf Sedan und Montmédy in den Rücken unserer Westfront zu stoßen. Die Operation konnte zu einer Katastrophe für uns führen. Der Tapferkeit unserer Soldaten und der Entschlossenheit unserer Führer gelang es, die Gefahr abzuwenden, und die amerikanischen Angriffskolonnen liefen sich in rückwärtigen deutschen Stellungen fest. Wiederholung der gewaltigen Offensive mit starken und immer stärker werdenden Mitteln stand jedoch in naher Aussicht.

In Berlin tagte um diese Zeit der Hauptausschuß des Reichstages. Man sprach vom preußischen Wahlrecht, vom Eintreten der Sozialdemokratie in die Regierung und den daran zu knüpfenden innerpolitischen Bedingungen.

Ob die römischen Senatoren, die sich im August 216 nach der Schlacht bei Cannä in der Curia Hostilia versammelten, um das Vaterland zu retten, wohl von ähnlichen Dingen gesprochen haben?

In Spa traten am 28. September abends der Feldmarschall und der General Ludendorff vor die versammelte Operationsabteilung. Es war eine Stunde, deren furchtbaren Ernst niemand vergessen wird, der sie erlebte. In kurzen, abgehackten Sätzen führte General Ludendorff aus, daß man dem Entschluß gegenüber stünde,



Die „Dide Berta“ im Westen.

Nach einer Photographie.



Hindenburg mit seinem ehemaligen Kompagniechef von Seel gelegentlich der Jahresfeier der Kämpfe bei Beaumont.

Aufnahme des Bilds und Filmamtes.

durch Vermittlung des Präsidenten Wilson sofortige Einleitung von Friedensverhandlungen zu erbitten. Dieser Entschluß müsse von einer Regierung getragen werden, hinter der die Masse des Volkes stünde, er bedinge also eine Umformung des jetzigen Regierungssystems, wie sie ähnlich ja auch vom Präsidenten Wilson — seinen Andeutungen nach zu urteilen — gewünscht würde.

Seit diesem Tage ist der Gedanke, in schwerer Not der Regierung des deutschen Volkes eine breite Grundlage zu geben, immer wiedergekehrt. Immer wieder haben wir besonderer Anstrengungen bedurft, um etwas Selbstverständliches zu erreichen, und während draußen der Feind der Gesamtheit des Siebzigmillionenvolkes den Untergang schwur, war es uns kaum möglich, die Grundbedingung zur Rettung zu schaffen, die Einigkeit.

Am 29. September fanden die entscheidenden Besprechungen in Spa statt, am 30. September trat der greise Reichskanzler zurück, um dem badischen Prinzen Platz zu machen. — Der Entschluß, die Bitte um Friedensvermittlung an den Präsidenten Wilson zu richten, war folgerichtig, denn die Vereinigten Staaten hatten als kriegsentscheidende Macht auch die Möglichkeit, ihren Anschauungen über die Friedensbedingungen Geltung zu schaffen. Diese Anschauungen aber waren, in feierlichen Programmen niedergelegt, weit gemäßigter als die von Paris und London aus verkündeten Ziele.

Die Botschaften Wilsons hatten auf weite Kreise des deutschen Volkes eindringliche Wirkung ausgeübt. Der Präsident hatte einwandfrei erklärt, er führe den Krieg nur gegen eine — von ihm angenommene — autokratische Regierung, nicht gegen das Volk Deutschlands, für das er sogar Gefühle der Sympathie hege. Diese seine Anschauung und

sein politischer Wille, der in die Dierzehn und dann noch einmal in Vier Punkte zusammengefaßt war, schien bekräftigt durch eine Anzahl Aussprüche, aus denen Weisheit und Idealismus hervorleuchteten. „Wir Amerikaner werden Charakter, nicht nur Macht zum Ausdruck bringen.“ „Unserer Nation wartet eine Würde, deren noch keine andere Nation teilhaftig geworden ist. Das ist die Würde der Selbstbeherrschung und Selbstbemeisterung.“ „Wenn ich als Einzelmensch ein Versprechen gegeben habe, so suche ich es zu halten, und ich weiß nichts davon, daß einer Nation eine andere Regel gestattet sein soll.“

Selbstverständlich gab es auch in der deutschen Obersten Heeresleitung eine ganze Anzahl Zweifler, die den Präsidenten Wilson für einen Heuchler hielten, der nicht ein einziges seiner Versprechungen halten würde. Andere wieder hielten offenen Wortbruch bei dem obersten Beamten eines großen Volkes für schlechthin ausgeschlossen, und einer der einflussreichsten Generalstabsoffiziere nahm es sogar für möglich an, daß Wilson in wenigen Wochen der



Hindenburgs Heim in Hannover.
Nach einer Aufnahme von Edmund Hill, Hannover.

populärste Mann in Deutschland sein würde. — Ich glaube, daß man heute, nach den Veröffentlichungen von Keynes, Lansing und anderen, bereits in der Lage ist, die Frage vorurteilsloser zu beurteilen. Danach scheinen mir die Hoffnungen, die seinerzeit auf den Präsidenten gesetzt wurden, doch nicht ganz ungerechtfertigt gewesen zu sein, denn daß Wilson sich später aller eigenen Ratgeber entäußern und willenlos der überlegenen Diplomatie von Clemenceau und Lloyd George ausliefern würde, konnte man von vornherein nicht annehmen.

In gedrückter Stimmung begingen wir Anfang Oktober den Geburtstag unseres Feldmarschalls in Spa. Die Erinnerungen an die Feier, die dieser Tag vor Jahresfrist in Kreuznach gesehen hatte, waren quälend. Diesmal war eine Feier irgendwelcher Art weder beabsichtigt, noch denkbar, wir aßen zusammen wie gewöhnlich, und kein Zuspruch, keine Rede hob die Bedeutung des Tages hervor.

Nur vor dem Essen, als wir uns versammelt hatten, sprach General Ludendorff wenige Worte, einen einzigen Satz: „Je schwerer die Not des Vaterlandes, desto fester steht der Generalstab zu seinem Chef, die Armee zu ihrem Feldmarschall!“ Diese Worte sollten prophetisch werden. Eng um unseren Feldmarschall geschart, in täglich wachsender Liebe zu ihm aufblickend, haben wir das Schwerste ertragen, was deutschen Soldaten zugemutet werden konnte. Er ist bei uns geblieben, dicht bei uns, bei seiner Armee und seinem Volke, als alles brach und grauenhaftes Mißverstehen in Deutschlands Reihen schlug. Wohin wären wir gekommen ohne ihn! Und mag auch unser Weg noch durch Not und Elend führen, durch Scham und Herzeleid, das Bild seines großen Herzens wird uns stärken und aufrichten, es wird uns voranleuchten, wenn es wieder aufwärts geht, der Zukunft entgegen, die uns doch gehört — trotz allem!

Anfang Oktober kam die Zeit unserer mehrfachen Reisen nach Berlin, die durch notwendige Besprechungen mit der Regierung erforderlich wurden. Diese Reisen waren nicht schön, man fing in Berlin an, uns auf der Straße zu beschimpfen. In all dem Schweren hatten der Feldmarschall und General Ludendorff immer noch die gleichen Freundlichkeiten für ihre Mitarbeiter. Ich bewahre aus jener Zeit noch Worte Ludendorffs für mich, die ich ihm nicht vergessen werde, und der Feldmarschall war ja seiner ganzen Persönlichkeit nach ohne Güte überhaupt nicht denkbar. Er nahm teil an dem, was uns bewegte, und hatte inmitten der großen Ereignisse noch ein warmes Gefühl für kleine Begebenheiten und kleine Sorgen.

Wer in das Wesen des Feldmarschalls eindrang, der vernahm den edlen, ruhigen Gleichklang, der von ihm ausging. Alles an ihm war harmonisch, sein eigenes Ich, sein Verhältnis zu seiner Familie, seiner Umgebung, seinem Volk. Das ist Größe, die noch höher steht als genial angelegte Schlachtpläne. „Wenn man mit sich selbst einig ist und mit seinem Nächsten, das ist das Beste auf der Welt,“ schreibt Goethe.

In der Nacht zum 4. Oktober ging die deutsche Friedensnote an den Präsidenten Wilson heraus. Die „Dierzehn Punkte“ vom Januar 1917 wurden in ihr angenommen.

Am 9. Oktober wurde Cambrai von den Engländern besetzt. Derselbe Tag brachte die erste Antwort des amerikanischen Präsidenten. Sie enthielt Rückfragen über die Art, wie die Annahme der „Dierzehn Punkte“ von uns gedacht sei, und verlangte Aufschluß darüber, ob der Kanzler tatsächlich im Namen des ganzen deutschen Volkes spräche.

In der Obersten Heeresleitung wurden die Stimmen vernehmlicher, welche an der Aufrichtigkeit Wilsons zweifelten. Möglicherweise wollten die Amerikaner uns hinausziehen, um gegen das bereits an Waffenruhe glaubende deutsche Heer einen großen Schlag zu führen. Wer konnte das wissen? „Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt und lispeln englisch, wenn sie lügen.“ — Bei kühler Betrachtung enthielt die erste Note Wilsons aber kaum etwas Absonderliches. Am 12. Oktober antwortete die deutsche Regierung zustimmend.



Ausreise des Dampfers „Hindenburg“ von Hamburg am 21. April 1921
Nach einer Zeichnung von Professor Willy Stöwer.



Der 14. Oktober brachte die zweite Antwort des Präsidenten. Er verlangte die Einstellung des unbeschränkten U-Bootkrieges und drang in unverhüllten Worten auf die Abdankung des Kaisers.

Als diese Note in Spa vor uns allen verlesen wurde, bäumte sich der Stolz des Feldmarschalls in an ihm ungewohnter Leidenschaft. Nie habe ich den gleichmäßigen, alten Mann so erregt gesehen. Seine preußische und deutsche Offiziersehre sträubte sich dagegen, die Zumutungen des Amerikaners auch nur anzuhören, und in spontaner Begeisterung rief er ein Hurra auf den Kaiser und König in den Saal hinein.

Er stand an der Schwelle des Bittersten, was das Leben ihm zugebracht hatte.

Von diesem Tage an trennten sich die Wege der Obersten Heeresleitung und der



Hindenburg besichtigt das 3. Garderegiment 3. S. am 18. August 1918 (Jahresfeier der Kämpfe bei Beaumont 1870).

Aufnahme des Bilds und Filmmastes.

Regierung. Die Oberste Heeresleitung wollte wohl weiter verhandeln, aber nur unter Ausschaltung tödlicher oder kränkender Bedingungen. Bis das erreicht wurde, verlangte Hindenburg äußersten Widerstand, auch bei geringer Erfolgsaussicht. Demgegenüber drängte die Regierung, der das Gespenst der Revolution in das Gesicht starrte, auf schleunigen Abschluß, sei der Abschluß auch eine Kapitulation.

In den Anschauungen der Anhänger Ludendorffs und der Parteigänger der damaligen Regierung besteht eine scharfe Verschiedenheit bei der Beurteilung der nun folgenden Entwicklung. General Ludendorff behauptet nicht mit Unrecht, Anstrengungen zu äußerstem Widerstand seien von der Regierung trotz hundertfachem Verlangen überhaupt niemals unternommen worden, und Männer der damaligen Regierung erklären, gerade das Waffenstillstandsverlangen der Obersten Heeresleitung habe die Panikstimmung hervorgerufen, die später verderblich wurde.

Im übrigen scheint es mir besser, die Akten über den ganzen Streit vorderhand beiseite zu legen. Uns ist so Schweres geschehen, daß wir aufhören müssen, uns selber zu beschimpfen.



Hindenburg im Westen, Juli 1918.

Aufnahme von Ernst Siegert.

Es wird eine Zeit kommen, eine bessere Zeit, da wir Muße haben werden, die Wahrheit klarzulegen. Erst wenn wir den Haß und die Feindschaft gegen unsere Volksgenossen zu überwinden beginnen, erst dann werden wir das furchtbare Geschehen jener Tage historisch verstehen können.

Mit rasenden Schritten ging die Entwicklung bei unseren Bundesgenossen dem Abgrund zu. Am 17. Oktober sagte Kaiser Karl den Völkern der Doppelmonarchie volle Autonomie zu, er hoffte wohl, auf diese Weise die Gunst des amerikanischen Präsidenten in besonderem Maße zu gewinnen. Es war eine falsche Spekulation. Der Autonomieerklärung folgte das Chaos im Innern Österreich-Ungarns, das Chaos im Heere sollte nicht mehr lange auf sich warten lassen. In den Truppenteilen, die in der Ukraine standen, begann bereits die Bildung von Soldatenräten.

Am selben 17. Oktober wurden auf dem westlichen Kriegsschauplatz Lille und Douai, am 19. Oktober Brügge von uns geräumt.

Am 20. Oktober ging die zweite Antwort unserer Regierung an Wilson heraus. Der unbeschränkte U-Bootkrieg hörte auf.

Am 23. Oktober traf die Erwiderung des Präsidenten ein, die von uns in verschleierten Worten die Kapitulation, wesentlich deutlicher die Abdankung des Kaisers forderte.

In Deutschland hob sich zu stürmischer Hektigkeit die Hege gegen den Kaiser, eine der größten Ungerechtigkeiten unserer Geschichte. Nichts von dem, was Kaiser Wilhelm vorgeworfen wurde, war wahr, er hatte weder den Krieg gewollt, noch um wilder Ziele willen auf Verlängerung gedrängt. Aber der urteilslosen, verheßten, durch vierjähriges Elend zerquälten Masse war er das Ziel für Wut und Haß, der Hinderungsgrund für Frieden und Ruhe, Brot und Versöhnung.

Noch ein anderes Opfer verlangte die Masse, ein Opfer, vor dem die Beseitigung des Kaisers zunächst sogar noch zurücktrat. Dies Opfer war der General Ludendorff. Gegen ihn, den einst Umjubelten, richteten sich seit Monaten die Angriffe, Schmähungen und Flugblätter, die aus dem Lager der Entente ebenso kamen wie aus den Händen unserer eigenen Landsleute. An den alten Feldmarschall hatte man sich nur selten herangewagt, weil selbst die rohsten Burschen ein Gefühl der Ehrfurcht kaum überwinden konnten, wenn sie seinen Namen nannten. Aber Ludendorff, diese für den Durchschnittsmenschen unverständliche Willenskraft, die äußerlich oft an das Brutale zu grenzen schien, war der geeignete Mann für den Haß und die tödliche Feindschaft von Millionen. Man hegte den Gedanken herum, daß er und gerade er an allem schuld sei, und glaubte schließlich selber daran. Aus dem militärischen



Hindenburg an der Spitze des 3. Garderegiments 3. S.
Aufnahme des Bilds und Filmmastes.

Genius, dem starken und zähen Manne formte die tobende Wut der Menge den Blutschuldner seines Volkes.

Am 24. Oktober fegte ein italienischer Angriff die österreichisch-ungarische Front in Oberitalien vom Erdboden fort. In Böhmen und Jugoslawien bildeten sich neue Staatswesen, uns, den Deutschen, feindlich gesinnt. Durch Tirol nach Bayern, durch Mähren und Ungarn nach Schlesien stand den Alliierten der Weg in das deutsche Land hinein offen.

Am 25. Oktober schloß die Türkei mit den Feinden Waffenstillstand. Der zweite Bundesgenosse, der uns verließ.

In Berlin tagte der Reichstag. Tiefe Trauer führt uns an den Anfang meiner Schilderung zurück, an den Tag vor zweitausendeinhundert Jahren, da der römische Senat im Angesicht des drohenden Zusammenbruches dem geschlagenen Feldherrn Terentius Varro, dessen Heer bis auf wenige Kohorten vernichtet war, den Dank des Vaterlandes aussprach. Uns war das Rückgrat der Größe gebrochen durch das vierjährige Hungerelend der Blockade. Der deutsche Reichstag ergoß sich in wütenden Schmähungen seiner Heeresleitung.

Am 26. Oktober erhielt General Ludendorff seine Entlassung. Vom Haß seines Volkes umtobt, suchte er, nach kurzem Abschied in Spa, das Ausland auf.

Der greise Feldmarschall stand allein!

2. Waffenstillstand und Revolution.

Als einsamer Mann kehrte der Feldmarschall nach Spa zurück. Der Gefährte, der seit über vier Kriegsjahren an seiner Seite gestanden hatte, mit dem er Ruhm und Sorgen, Siegesfreude und Enttäuschung treulich geteilt hatte, war von ihm gerissen, war landflüchtig, von Haß verfolgt und von Groll erfüllt gegen seine Heimat. Er aber, der Einundsiebzigjährige, hatte bleiben müssen, um seines Volkes und seines Heeres willen, in der schwersten Lage, die denkbar war, vor sich den übermächtigen Feind, hinter sich das in seinen Grundfesten erbebende Vaterland. Ein alter Mann kehrte nach Spa zurück, ohne viel Worte, ohne phrasenhafte Beleuchtung seines Tuns oder der schwierigen Entschlüsse, die ihm oblagen. Er hatte eingesehen, daß man ihn noch brauchte, auch wenn der Gefährte gegangen war; so begab er sich an seinen Posten und an seine Pflicht, still, ernst, bescheiden und beugte sein silberweißes Haupt dem Dienste seines bedrohten, leidenden und irrenden Volkes.

Am 27. Oktober ersuchte die deutsche Regierung den Präsidenten Wilson erneut um baldige Herbeiführung des Waffenstillstandes. Gleichzeitig setzte nun, da General Ludendorff beseitigt war, die Heße gegen den Kaiser mit verstärkter Kraft in Deutschland ein.

Am 28. Oktober bat der österreichisch-ungarische Außenminister Andrassy die Alliierten um Waffenstillstand, „ohne das Ergebnis anderer Unterhandlungen abzuwarten“. Es war das letzte Glied in der Kette der Treulosigkeiten, deren sich Kaiser Karl gegen den Bundesgenossen rühmen konnte, dessen Soldaten ihm jahrelang die Grenzen geschützt hatten. Wenige Tage später wurde der Waffenstillstand abgeschlossen.

Deutschland stand allein. Von Süden und Südosten her hatte der Feind freie Bahn zum Einmarsch.

Im Großen Hauptquartier Spa traf General Groener ein, um die Stelle des Generals Ludendorff einzunehmen. Der ehemalige Chef des Feld Eisenbahnwesens, dessen Ruf als fluger Organisator und zäher Arbeiter im ganzen Heere fest begründet war, konnte dem Feldmarschall nicht unbekannt sein. Die ersten Besprechungen der beiden Männer wurden von schwerem Ernst getragen, denn der Aufgabenkreis, der Groener erwartete, war kaum zu bewältigen.

Es war das dritte Mal im Weltkrieg, daß in schwerer Lage ein Wechsel an der leitenden Stelle des deutschen Heeres eintrat. Das erste Mal geschah es im September 1914, als der Chef des Generalstabes des Feldheeres seelisch und körperlich in Luxemburg zusammenbrach, weit hinter der Front der vorne kämpfenden Armeen, die führerlos in die Niederlage hineinglitten. Der Plan des Krieges, die einzige Möglichkeit, den Feldzug schnell zu unseren Gunsten entscheiden zu können, war zerrissen, nun mußte der Gegner von Tag zu Tag an Stärke, der Druck der britischen Seemacht an grausamer Gewalt gewinnen, und die undankbare Erbschaft fiel dem General von Falkenhayn zu, in Verwirrung und Ratlosigkeit wieder Halt und Stütze zu schaffen.

Es setzte das langsame, furchtbare Ringen ein gegen den übermächtigen Feind. Der Gedanke wurde leitend, mit eigenen Mitteln hauszuhalten, nur die Schläge zu führen, die bestimmte Zwecke verfolgten, im übrigen aber die Kraft des Landes nicht zu sehr anzuspannen und der politischen Leitung weite, ausgedehnte Zeiträume zu lassen, um durch ihre Arbeit den Krieg zu beenden, dessen militärische Entscheidung mißglückt war.

Dieses System der Kriegsführung hatte im Spätsommer 1916 zu einer schweren Krisis geführt. Mitten in das grauenvolle Kämpfen um Verdun hinein schlug die gewaltige feindliche Offensive am Sommesfluß, im Osten wankte unsere Front unter den Massenstürmen der Russen, und Rumänien, als neuer Gegner, drang in das fast wehrlos daliegende ungarische Siebenbürgen ein. An Stelle Falkenhayns traten Hindenburg und Ludendorff, um eine Lage zu übernehmen, deren Gefahr auf das äußerste gestiegen war. Der zweite Wechsel in der obersten Leitung des deutschen Heeres fiel in eine noch ernstere Zeit als der Wechsel vom September 1914.

Jetzt gewann wieder der Vernichtungsgedanke die Oberhand, der Glaube, daß man alles zusammenfassen, alles wagen müsse, um alles zu gewinnen. Zu Lande waren die Truppen in aufreibender Defensive festgelegt, aber das U-Boot schien die Möglichkeit zu bieten, den Schlag zu führen. Der Unterseekrieg mißglückte. Da bot sich als letzte Aussicht durch den Zusammenbruch Rußlands die große allgemeine Offensive im Westen.

Sie hatte ihr Ziel nicht erreichen können, trotz der Kunst des Genius, der sie führte, trotz dem Heldentum der Truppe, die sie schlug. Und nun folgte unerbittlich, Schlag auf Schlag, der Niederbruch. Während die Westfront sich in blutigen Rückzugschlachten zu behaupten suchte, fiel im Rücken ein Bundesgenosse nach dem andern ab, und in der Heimat regten sich Widerseßlichkeit und Aufruhr.

So war die Erbschaft, die General Groener im Herbst 1918 antrat, noch weit trauriger als das, was Falkenhayn 1914 und Ludendorff 1916 vorfanden. Damals hatte der Bau gewankt, jetzt brach er in Trümmer. Aber eine große Stütze fand der neue Erste Generalquartiermeister vor, das war die Autorität und die furchtlose Verantwortungsfreudigkeit des treuen Feldmarschalls, der alles verstand, alles durchschaute und bereit war, in die Bresche zu treten mit seiner ganzen Person.

Groeners Sorge mußte es sein zu retten, was nur irgend möglich war. War auch die Niederlage nicht mehr abzuwenden, so mußte sie wenigstens in ihren schrecklichsten Folgen gemildert werden. Eine Kapitulation mußte vermieden werden, es mußte erreicht werden, daß das deutsche Volk alle Kräfte anspannte, um, wenn nötig, zu kämpfen, bis annehmbare, ehrenhafte Bedingungen erreicht waren. Die Westfront konnte sich, aller Dorausicht nach,



Vorgehen mit Handgranaten.

Nach einer Photographie.

noch Monate lang halten, nachdem das Heer in der Antwerpen—Maasstellung in kurzer Linie zusammengezogen war. Nach Oberbayern wurden Divisionen entsandt, um das Vordringen der Alliierten durch Tirol abzuwehren. Bis der in Ungarn einbrechende Feind die deutsche Grenze erreichte, mußte es noch Wochen dauern. Bis dahin mußte die Heimat mit neuen Streitkräften helfen — nur Zeit mußte gewonnen, Widerstand geleistet werden, damit die Feinde nicht mit Deutschland verfahren konnten wie mit einem wehrlosen Hund, den zu treten oder zu erschlagen kein Wagnis und keine Gefahr bedeutet. —

Da brach in Deutschland die Revolution aus. Sie schlug uns die Waffe aus der Hand, die vier Jahre hindurch einer Welt widerstanden hatte, und lieferte uns gebunden an die tierische Grausamkeit der Feinde. —

Die Revolution begann am 28. Oktober auf der Hochseeflotte, deren an das sichere Leben in den Flußmündungen gewohnte Besatzung sich weigerte, bei einem geplanten Vorstoß das Leben zu wagen, das die Kameraden zu Lande täglich in die Schanze schlugen.



Hindenburg verteilt Eisene Kreuze nach dem Kampfe.

Aufnahme des Bilds und Filmamtes.

Wenige Tage darauf schlug die Bewegung auf das Festland hinüber. Am 3. November erfolgten die ersten Zusammenstöße in Kiel, tags darauf wurde die Stadt von meuternden Matrosen besetzt. Am selben 4. November erschien hier aber bereits der sozialdemokratische Führer Noske, ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle, dem auch der Feldmarschall von Hindenburg später wiederholt seine größte Achtung zollte. Noske brachte den klaren Blick und den furchtlosen Willen mit, Ordnung zu schaffen.

Am 5. November wurde Lübeck, am 6. Hamburg von den Aufrührern eingenommen. General Groener befand sich mit einigen Offizieren an diesem Tage in Berlin. In der Nacht zum 7. November kehrten wir nach Spa zurück: wenige Stunden nachdem unser Zug den Bahnhof Hannover verlassen hatte, wurde dieser Bahnhof von den Aufrührern besetzt.

Der 7. November brachte den Aufstand in München. Dank der Tätigkeit Eisners brach der an der Tiroler Front organisierte Widerstand zusammen, den Franzosen, Italienern und Tschechen lag der Weg in das bayrische Land frei. In den rheinischen Städten flammte der Aufruhr hoch, die Etappe des deutschen Westheeres löste sich auf.

Riesengroß malte sich eine furchtbare Gefahr am Horizont ab. Vorne standen Millionen in verzweifelterm Kampf gegen den übermäßigen Gegner. Hinter ihnen schnitten die toll gewordenen Soldatenräte die Zufuhren ab, hielten die Züge an, sperrten die Rheinbrücken. Was sollte geschehen, wenn den Truppen vorn Proviant und Munition ausging? Sollte man Kehrt machen und den Bürgerkrieg in das Vaterland hineintragen, den höhnlachenden Feind an der Klinge, der auch nicht einen Schritt zurückgeblieben wäre?

Dann kam das Furchtbarste für den Offizier. Alle Fragen spitzten sich zu in dem lauten Geschrei der Revolutionsparteien nach der Abdankung des Kaisers.

Der Gedanke, daß die Fronttruppen unter Führung des Kaisers gegen die in Aufruhr tobende Heimat marschieren sollten, stellte sich als Unmöglichkeit heraus. Daß die Franzosen, rachegeierig und von unbegrenztem Haß getrieben, unmittelbar folgen würden, stand außer

Zweifel. Das Schlimmste aber war, daß der amerikanische Präsident, den wir angerufen hatten, die Abdankung forderte. Selbst wenn der Kaiser einen fürchterlichen Sieg errang gegen sein eigenes verheßtes Volk, bedeutete das nicht Verlängerung des Krieges, Einmarsch der Feinde von allen Seiten, Raub, Plünderung und Zusammenbruch?

In dem Gedanken, sich für sein Volk zu opfern, ging unser Kaiser über die Grenze nach Holland.

Eine spätere Legendenbildung hat versucht, bestimmten Persönlichkeiten die Schuld an dieser entsetzlichen Wendung zuzuschreiben. Der Vorgang war für alle, denen der Monarch und die Monarchie am Herzen lag, denen die Treue zum Herrscher ein beschworenes Evangelium war, ein furchtbarer Schlag. Daß man in diesen Zeiten voll Enttäuschung, Aufregung und Bitterkeit einen Schuldigen suchte, war verständlich, daß man ihn in General Groener zu finden glaubte, war falsch. Groener war überhaupt erst wenige Tage im Hauptquartier, auf ihm lag eine der schwersten Aufgabenlasten, die je einem Menschen aufgebürdet waren.

Vor allem aber soll man nicht den alten Feldmarschall vergessen, der in diesen Tagen in seiner ganzen Größe in den Vordergrund trat.

Was der treue Mann in dieser Novemberwoche gelitten hat, übersteigt jedes menschliche Begriffsvermögen. Sein Gesicht war grauweiß, seine Augen schienen über die Schwelle dieses Lebens hinweg in eine andere Welt zu blicken, in der sich nur die geistigen Begriffe der Pflichtauffassung, von jeder irdischen Persönlichkeit entkleidet, miteinander maßen. Das, was sich mit schweren Schritten heranschob, was er kommen sah und doch nicht hindern konnte, war etwas Grauenhaftes, Unfaßbares. Der Kaiser, sein Kaiser des Thrones verlustig, von Haß umtobt, schutzlos gegenüber der ihn niederbrüllenden Welt, flüchtig!

Wahrlich, wer leichten Herzens über die Novembertage von Spa ein Urteil fällt, der vermag nicht die Größe zu verstehen, die in Hindenburgs Brust wohnte. Das Volk, das ihm heute jubelt, hat das unbestimmte Gefühl, einen großen und ungemein verehrungswürdigen Menschen vor sich zu haben. Daß er aber in jenen Novembertagen über sich selbst hinauswuchs zu einem Symbol der Pflicht, der Treue zu seinem Volk, auch seinem verheßten, irrenden Volk, das wird erst die Geschichte in kristallheller Klarheit offenbaren. Wenn man ihn in jenen Zeiten erlebt hat, dann möchte man jedem, der seinen Namen nennt, eindringlich machen, daß er von einem ganz Großen spricht, von einem Charakter, so gütig, so rein, so weise, daß man durch die Jahrhunderte schweifen kann, ohne seinesgleichen zu finden.

Der Kaiser war nicht mehr beim Heer, in Berlin die Republik erklärt. Zwei Strömungen bekämpften sich. Die einen, die Radikalen, wollten nach Moskauer Muster eine Räteherrschaft, eine Diktatur des Proletariats einführen, ihre Spitzen fanden sich im Dollzugsausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte zusammen. Die anderen, die Gemäßigten, vertraten das demokratische Prinzip, an ihrer Spitze wirkten vornehmlich die Mehrheitssozialdemokraten unter den Volksbeauftragten. Der Machtkampf zwischen diesen Volksbeauftragten und dem Dollzugsausschuß setzte ein.

Das Programm der Radikalen bedeutete Übertragung des bereits für das dünn bevölkerte Rußland unheilvollen Sowjetsystems auf den eng bewohnten deutschen Industriestaat, und dies in



Vorgehen im Feuer.

Nach einer Photographie.

einem Augenblick, da die Vorräte verzehrt, das Volk halb verhungert war, der Feind hohnlachend vor den Toren stand. Ein Abgrund tat sich auf, so fürchterlich, daß ihn das Auge nicht ermessen konnte: der Kampf von Millionen untereinander stand bevor, das Zurückfluten des von seinen Verbindungen abgeschnittenen Heeres, der buchstäbliche Untergang.

Wer sollte die Brücke schlagen zwischen den Männern in der Heimat, die das Vertrauen der Mehrheit der Arbeiterschaft besaßen und das heranschreitende Unheil abzuwenden suchten, und dem in alter Soldatendisziplin draußen stehenden Heer, dem die Fahrt des Kriegsherrn und die Erhebung in der Heimat nicht verständlich war?

Da stand im Großen Hauptquartier ein weißhaariger Mann, königlich preussischer Offizier und Edelmann, aufgewachsen in den Traditionen seines Standes, seines Berufes und seines Adels, Feldmarschall des Kaisers und Königs, überhäuft mit den Ehrungen der Vergangenheit wie keiner, und dieser alte Mann streckte die Hand aus und unterstellte sich, seine Person, seine Stellung und seine Autorität dem sozialdemokratischen Abgeordneten Friedrich Ebert.

Er unterstellte sich diesem Mann, weil er ihn als Deutschen erkannte und als einen, der den Willen und die Möglichkeit hatte, das Furchtbarste zu verhüten. Er unterstellte sich ihm, ohne Murren, ohne Widerstand, aber auch ohne große Geste, ohne Hinweis auf das, was er über sich gewann. Bescheiden, ernst, still tat Hindenburg das, was er für seine Pflicht hielt, um seines Volkes willen.

Wir sprechen so oft davon, daß uns das Vaterland über der Partei stehen soll, und wir handeln so wenig danach. Wissen wir denn nicht, daß uns Gott einen Mann geschenkt hat,

an dem wir uns aufrichten können in Allem und Jedem? Einen Mann, der uns das Zeichen gesetzt hat, daß wir, wenn die Zweifel kommen, nichts anders sein sollen als nur deutsch? Tief unten im Grunde bekämpfen sich die Parteien, stoßen die Klassengegensätze und politischen Anschauungen gegeneinander, hoch darüber erhebt sich die greise Keckengestalt des Feldmarschalls und sagt: „Nur deutsch!“ Und immer wieder: „Nur deutsch!“

Das ist unser Trost und unsere Stärkung, unser Vorbild und unsere Zukunft, das Banner, das uns wieder aufwärts führen wird aus dem Jammer des Zusammenbruchs und den Fesseln der Feinde. Das muß in unsere Herzen hinein, das muß aus unseren Augen leuchten, das muß unser Heiligtum werden, dem wir zustreben Arm in Arm, Fürsten und Bauern, Arbeiter und Fabrikherren. Das Leben ist nichts, aber alles ist die Treue zu dem Lande, das uns geboren hat, zu dem Volke, in dessen Reihen wir schreiten. Vor uns steht der greise Feldmarschall und blickt uns an mit den weisen und gütigen Augen und zeigt uns den Weg,



Das von dem feindlichen Feuer verschont gebliebene Heilandskreuz von La Pommerail.

Nach einer Zeichnung von Willy Werner.



Nächtlicher Etappendienst.

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.

der emporführt, wenn wir das Bekenntnis deutschen Glaubens und deutscher Pflicht in der Brust tragen.

Der Volksbeauftragte Ebert war nicht nur ein kluger und mutiger, er war auch ein taktvoller Mann, der dem Feldmarschall die Aufgabe nicht unnötig erschwerte. Hindenburg hat das später, als die drohendsten Gefahren vorüber waren, gern anerkannt und selber offen erklärt, er wolle auch seinerseits alles tun, um Ebert keine Schwierigkeiten zu bereiten. Erleichtert wurde das Verhältnis dadurch, daß General Groener aus früherer dienstlicher Tätigkeit her den Volksbeauftragten kannte und als aufrechten und national denkenden Mann achtete.

Unterdessen war auch der Waffenstillstand abgeschlossen worden.

Von dem Verlauf der Verhandlungen, die ja eigentlich keine Verhandlungen waren, haben unsere dazu befohlenen Offiziere später manches Bittere berichtet. Von ritterlicher Haltung gegenüber dem geschlagenen Gegner war bei den Franzosen wenig zu spüren. Marschall Foch, der mit siebenundzwanzig Nationen im Bunde uns erdrückt hatte, sonnte sich im Glanze seiner Feldherrngröße.

Im Waffenstillstand wurde von uns verlangt: Räumung der besetzten Gebiete, und zwar im Westen sofort in unglaublich kurzen Fristen, im Osten, sobald die Alliierten es wünschten, Zustimmung zur Besetzung deutschen Gebietes bis über den Rhein hinaus, Auslieferung von Lokomotiven, Lastautos, von Kriegsmaterial und der Flotte. Die Bestimmungen waren überflüssig hart, daß dabei noch die Hungerblockade aufrecht erhalten blieb, war brutal. — Da die Revolution die Möglichkeit jedes noch so kurzen Widerstandes vernichtet hatte, mußten

wir alles annehmen, was man uns aufzwang. Am 11. November wurde der Waffenstillstand geschlossen.

Die schnelle Rückführung des deutschen Millionenheeres aus Frankreich und Belgien, die gleichzeitige Auslieferung so vielen Materials inmitten der Revolutionswirren stellte neue Anforderungen an die Oberste Heeresleitung, die zunächst schwer lösbar schienen. In Berlin zitterte man bei dem Gedanken, das Heer könne sich auflösen und in Unordnung die Heimat überschwemmen.

Unsere Generalstabsoffiziere gingen schnell an die bittere Arbeit, die Befehle für die Zurückführung aufzustellen und auszugeben. Dann mußte die Oberste Heeresleitung ihr Quartier wechseln, das in absehbarer Zeit den Alliierten zu übergeben war.

Mitten in der Nacht verließen der Feldmarschall, Groener und die Operationsabteilung die belgische Stadt, die wir einst in der Hoffnung auf Sieg erreicht hatten. Schwere Gedanken



Hindenburg begrüßt die rückkehrenden Kasseler Truppen.

Aufnahme von Hofphotograph Eberth, Kassel.

sanken auf uns nieder. In Herbsthal mußte der Widerstand finnischer Soldatenräte überwunden werden. Dann umging uns die Heimat.

3. Kassel und Kolberg.

Als der trübe Herbsthimmel vom 15. November 1918 sich zu erhellen begann, fuhr der Zug der Obersten Heeresleitung die Lahn entlang. Auf Bahnhof Gießen trotteten Mannschaften mit roten Armbinden hin und her, Haufen zertrümmerter Gewehre lagen auf den Steinen. Es war wie ein Sinnbild der beginnenden Selbstentwaffnung. Man zerstückte seine Wehr und glaubte dadurch den Krieg zu beseitigen, den Feind zu versöhnen.

Ein wenig mehr Ordnung schien in Marburg zu herrschen. Dann empfing uns die Schönheit des Hessenlandes, und außerhalb der Städte konnte man fast glauben, es habe nie Krieg und nie Revolution gegeben.

Am späten Vormittag lief der Zug in den Bahnhof Wilhelmshöhe bei Kassel ein.

Die auffallende Ordnung, der freundliche und ehrerbietige Empfang taten dem Herzen des Feldmarschalls wohl. Der Arbeiter- und Soldatenrat, nicht mit roten, sondern mit schwarz-

weißen Binden ausgestattet, meldete sich dienstlich, und man hatte das Gefühl, daß die an der Allee stehenden Menschen es darauf ablegten, dem ernstesten, treuen Manne mit den Äußerungen ihrer Hingabe wohlzutun.

Vom Hotel aus gingen wir an der dunklen Wand des Habichtswaldes entlang in das Schloß. Einer von uns trat wortlos an ein Klavier und spielte: „Ein feste Burg ist unser Gott!“

Im Hotel selbst war die Aufnahme freundlich und würdig. Die Verpflegung wurde dienstlich geliefert, sie war erbärmlich schlecht auch in der Zubereitung, und es lag vielleicht ein klein

wenig Absicht darin, der obersten Spitze des Heeres die Not der Zeit recht fühlbar zu machen.

Mitten zwischen hundert Angestellten und Offizieren saß der Feldmarschall und löffelte aus einem Napf eine Suppe, deren Zusammensetzung für Magen und Zunge ein Rätsel war.

Es war gewiß nichts dagegen zu sagen, daß der Feldmarschall in diesen Wochen auf Feldküchenkost angewiesen wurde. Aber auch hierin gibt es ja gewisse Unterschiede in der Herrichtung. Das Wesentliche und Charakteristische war die Selbstverständlichkeit, mit der der alte Herr sich mit Form und Inhalt der Mahlzeiten zufrieden gab.

Sür uns Jüngere wurde bis in den Sommer 1919 hinein Kommißbrot mit Kunsthonig das geläufige Nahrungsmittel. Den Kunsthonig konnten wir schließlich kaum noch sehen, und einer von uns beneidete launig Johannes den Täufer, der doch wenigstens echten Honig zu seinen Heuschrecken hatte verzehren dürfen.

Am Nachmittage unserer Ankunft kamen zahlreiche Abordnungen aus Kassel, um dem Feldmarschall zu huldigen. Eine große Anzahl Kinder umringte ihn und sang, dann sprach die begleitende Lehrerin von der Schwere der Zeit, während all die jungen Augen an dem ernstesten Antlitz Hindenburgs hingen. Der Feldmarschall war erschüttert von der Liebe, die ihm aus den Kinderherzen entgegenschlug. Die Tränen stiegen ihm in die Augen, und er sagte schluchzend: „Ja, die Zeit ist schwer, furchtbar schwer. Aber wir wollen auf Gott vertrauen, dann wird es wieder besser werden.“

Die Regierung schickte uns sozialdemokratische Abgeordnete als Überwachungskommissare. Teils waren sie als Schutz gedacht, um Hindenburg vor den Anrempelungen wild gewordener Soldatenräte zu behüten, teils entsprach die Entsendung der Besorgnis, die Oberste Heeresleitung könne der „Hort der Reaktion“ werden und die „Errungenschaften der Revolution“ zunichte machen.

Diese Herren, die wir „unsere Haussozi“ nannten, wurden von uns mit einigem Interesse betrachtet. Man mußte aufrichtig zugeben: nicht einer unter ihnen war taktlos, nicht einer vergaß die Ehrfurcht vor dem alten Mann, der sich den Verhältnissen beugte und doch seine monarchische Überzeugung frei auf den Lippen und im Herzen trug, das gerade Gegenteil aller jener Konjunkturausnutzer und Novemberdemokraten, die damals wie Pilze aus der Erde schossen.



Hindenburg in Kassel.

Nach einer Photographie.



Hindenburg in Berlin.

Photothek, Berlin SW.

Wir kamen mit den zugeteilten Sozialdemokraten in das Gespräch. Manche Ansicht über den Offiziersstand vernahmen wir, die uns mit Staunen erfüllte. Man hatte uns für „Schwerkapitalisten“ gehalten, für „reiche Junker“, für „Prasser“ und war nun überrascht, daß wir still unserer Arbeit nachgingen, und daß nicht einer von uns nennenswertes Vermögen besaß und von der drückenden Sorge um seine und seiner Angehörigen Zukunft entlastet war. Einer der Kommissare kam aus dem Staunen über das Leben im Großen Hauptquartier gar nicht heraus und bot immer wieder an, in sozialdemokratischen Blättern über den Offiziersstand aufzuklären.

Eine merkwürdige Tatsache! Draußen an der Front hatten vier Jahre lang Arbeiter und Offizier demselben Tode in das Auge gesehen, und hier zeigte sich in den Anschauungen der Arbeiterführer wieder die alte Kluft. Wird uns einmal eine Zukunft beschieden sein, da wir diese Gegensätze überbrücken können?

Die Ereignisse, an deren Entwicklung die Oberste Heeresleitung von Mitte November 1918 an tätig mitwirkte, gruppieren sich um vier Hauptthemen: die Rückführung der Heere in die Heimat, die Stellungnahme zu den polnischen Aufständen, die Bekämpfung der Unruhen im Innern und die Verlängerungen des Waffenstillstandes, die mit den Vorbereitungen zum Friedensschluß verknüpft waren.

Dem deutschen Westheer drohte durch die im Rücken meuternde Etappe, durch die Unterbindung der Zufuhren, durch die Kürze der Fristen, die von der Entente für die Bewegung der gewaltigen Truppenmassen auf engem Raum vorgeschrieben waren, schwere Gefahr. Nur durch die entschiedenen Maßnahmen der Führung, durch das tapfere und entschlossene Auftreten der Offiziere und Unteroffiziere und das glänzende Verhalten der Frontmannschaft wurde die Gefahr überwunden. In guter Disziplin rückten die Westdivisionen in Deutschland ein, in der gehobenen Stimmung, auch der feindlichen Übermacht in der Feldschlacht nicht unterlegen zu sein. Die Truppen länger unter Waffen zu halten, erwies sich jedoch mit Rücksicht auf die Stimmung in Heer und Heimat als ausgeschlossen, und so wurde die Demobil-

machung in unmittelbarem Anschluß an den Rückmarsch durchgeführt. Nur einige Verbände wurden für besondere Aufgaben im Innern zusammengehalten.

Ganz anders lag die Sache im Osten. Vornehmlich im Baltikum und in der Ukraine wurde aus dem Rückzug ein völliger Zusammenbruch mit üblen moralischen und tatsächlichen Folgeerscheinungen. Nur in dem mittleren Teil des im Osten besetzten Gebietes, zwischen Ukraine und Kurland, blieb die Ordnung leidlich erhalten.

Im Baltikum brach eine vollkommene Panik aus. Der Abtransport zu Lande frankte an dem durch die Abgaben an die Entente bedingten Lokomotivmangel, der Abtransport zur See scheiterte größtenteils an Meutereien der Schiffsmannschaft. Erst Anfang Januar 1919, mit der Räumung Rigas, war die wesentliche Gefahr für unsere Baltikumtruppen behoben.

In der allgemeinen Linie Kowno—Libau fingen deutsche Freiwilligentruppen die Rückbewegung des Ostheeres auf. Die in Kurland und Litauen stehenden Freiwilligen schützten dabei gleichzeitig das junge lettische Staatswesen gegen die nachdrängenden Bolschewisten, und vom lettischen Ministerpräsidenten war ihnen zum Dank dafür die Erlaubnis zur Ansiedlung zugesichert worden. Da die Entente später, im Frühling und Frühsommer 1919, diesem Ansiedlungsplan scharf entgegentrat, und der Lette gegenüber der ohnmächtigen deutschen Regierung sein gegebenes Wort zurückzog, entstanden Schwierigkeiten und Enttäuschungen, die im Verlauf des Jahres 1919 viel Haß und Erbitterung auslösten.

Auch die Rückführung der sich auflösenden Heeresgruppe des Feldmarschalls von Mackensen aus Rumänien durch das von Aufruhr durchtobte Ungarn war keine leichte Aufgabe. Nur nach und nach gelang es, alle Truppen in die Heimat zu befördern, der Feldmarschall selber, der nicht eher hatte abfahren wollen, als bis der letzte seiner Soldaten in Sicherheit war, wurde das Opfer der rachsüchtigen Franzosen und einer treulosen ungarischen Regierung. Ministerpräsident Graf Károlyi scheute sich nicht, den Mann, der dreimal Ungarn vor feindlichem Einfall bewahrt hatte, in einen Hinterhalt zu locken. Erst nach Monaten konnte der Feldmarschall aus unwürdiger Internierung befreit werden.

Die polnische Nation zahlte uns und dem deutschen Generalgouverneur am 11. November 1918 die Dankeschuld für die im Jahr zuvor geschenkte Unabhängigkeit. Unsere Warschauer Besatzungstruppe, durch Disziplinlosigkeit geschwächt, wurde überwältigt, ausgeraubt und verjagt, der Generalgouverneur mußte bei Nacht und Nebel aus dem Lande fliehen.

Am 26. Dezember 1918 brach der Aufstand in Posen los. Unsere Truppe und die deutsche Bevölkerung, durch den Krieg geschwächt, die Niederlage gebeugt und die Revolution verwirrt, vermochte nicht den nötigen Widerstand aufzubringen. Bis zum Januar 1919 fiel der größte Teil der Provinz in die Hände der Polen.

Am heiligen Abend waren alle Angehörigen des Großen Hauptquartiers in Kassel zu einer schlichten Feier versammelt. Auf langen Tischen lagen für jeden einzelnen, Offizier und Mann, einfache Geschenke bereit. Hindenburg



Vorbeimarsch des in Kolberg aufgestellten Freikorps Hindenburg.

Atlantic-Photo-Co.



Ansprache Hindenburgs bei der Denkmalsenthüllung in Oldenburg.

Nach einer Aufnahme von Gustav Thal, Oldenburg i. D.

sprach ein paar Worte in der kurzen, phrasenlosen Ausdrucksweise, die wir von ihm gewöhnt waren: „Wenn ihr dann später wieder alle zu Hause seid, dann denkt an diesen Weihnachtsabend und an euren alten Feldmarschall!“

Es kam der 27. Januar, der Geburtstag des Kaisers. Ihn zu begehen, erforderte von dem aufrichtigen Feldmarschall besonderen Takt. „Seig und unwürdig wäre es, wollten wir heute die Liebe zu unserem Kaiser verleugnen“, sagte er, und niemand, auch die anwesenden Sozialdemokraten nicht, konnte sich der Größe seiner Gedanken entziehen.

Nachdem das Westheer zurückgeführt war und die Verhältnisse in Berlin sich beruhigt hatten, konnte Wilhelmshöhe-Kassel nicht mehr der geeignete Aufenthalt für die Oberste Heeresleitung sein. Weitere Aufgaben warteten ihrer im Osten. Es galt, eine feste Front herzustellen gegen die Bolschewisten und vor allem gegen die Polen, auf deren Gefährlichkeit Groener seit langem mit klarem Blick hinwies.

Am 12. Februar 1919 mittags bestiegen wir in Wilhelmshöhe den Zug, der uns nach Kolberg führen sollte. Der Bahnhof war angefüllt von winkenden und grüßenden Menschen. Die Reise wird jedem, der an ihr teilnahm, unvergeßlich sein.

Denn wir trugen ernste Gedanken über das, was nun kommen sollte. Zwar war Vieles geleistet, manches Hindernis aus dem Wege geräumt, aber nun wuchs die große Frage empor, wie dem äußeren Feind, dessen grausames Vorgehen immer deutlicher geworden war, begegnet werden sollte. Unser Volk war zerrissen, wehrlos und in wirren Gedanken befangen. Würde der amerikanische Präsident seine feierlichen Zusagen einhalten? Auf die Einsicht und Ehrenhaftigkeit des Fremden waren wir angewiesen, dunkel, sehr dunkel lag unseres Vaterlandes Zukunft vor uns.

Wir fuhren durch die herrlichen Täler der Sulda und Werra und sprachen von der deutschen Heimat, die sich in ihrer unvergleichlichen Schönheit vor uns ausbreitete. Weit

in die Geschichte zurück schweiften unsere Gedanken. Über das altkurmainzische Eichsfeld hinweg erreichten wir die Goldene Aue. Die Dunkelheit brach herein, und wir konnten nicht mehr erkennen, ob die Raben wieder um den Kyffhäuser flogen.

Da stand die ganze Vergangenheit vor unserem geistigen Auge auf. Dort in Wallhausen hatte sich Otto der Große inmitten des gartengleichen Landes erholt, wenn er von Römerzug oder Ungarnschlacht zurückkehrte. Und weiter gegen den Bergzug hin, in dem Dörfchen Tilleda, hatte der große Hohenstaufenkaiser Heinrich der Sechste vor dem niedersächsischen Wirtshaus gestanden und die Straße hinabgeschaut. Trompetengeschmetter klang herauf, die welfischen Fähnlein flatterten im Winde, und aus der heransprengenden Schar löste sich der greise Heinrich der Löwe, sprang vom Pferde und sank in die Arme seines Kaisers: Deutschland war wieder einig!

Ein anderes Bild folgte: Vom Südharz herab kam ein hochgewachsener Wanderer, mit großen, leuchtenden Augen, unsichtbar den Lorbeer um die freie Stirn. Über den Eitters-



Hindenburg begrüßt die Sieger beim Sportfest in Kolberg.

Aufnahme von D. Bleich, Kolberg.

berg sollte der Weg nach Weimar führen, zu Karl August, dem Freunde und Fürsten. Nun stand er aufrecht am Berghang und schaute über die Weite: „Dies Land, allein zu dir gefehrt, entbietet seinen höchsten Flor. Dem Erdkreis, der dir angehört, dein Vaterland, o zieh es vor!“

Bald hinter Sangerhausen leuchteten die glühenden Hochöfen durch die Nacht. Wir kamen in das Mansfeldische. Einen einfachen Bergmannssohn glaubten wir am Wege zu sehen, der hob furchtlos die Faust und rief: „Und wenn die Welt voll Teufel wär', es muß uns doch gelingen!“

Noch vor der Elbe überließen wir uns dem Schlaf. Als wir am nächsten Morgen erwachten, rollte der Zug durch die Wälder und Felder von Mecklenburg. Allmählich breitete sich eine Schneedecke über die Landschaft, kalter Nebel spannte sich aus.

Am Nachmittag erreichten wir unser Ziel, Kolberg!

Die Stadt lag im Schnee, das Meer war von dichtem Nebel verhüllt. Vor dem Hotel Bellevue, in dem der Feldmarschall und wir Wohnung und Arbeitsstätte fanden, hatten sich die Schulen versammelt und mit vielen hundert Stimmen erklang das Lied „Deutschland über alles!“

Unsere Tätigkeit wurde zum großen Teil durch die Entwicklung der Dinge im Osten in Anspruch genommen. Es wurden zwei Armeekommandos gebildet, eins in Breslau und eins in Bartenstein, mit der Aufgabe, die Grenze gegen Polen und Russen zu schützen.

In Kolberg lebten wir uns allmählich gut ein, gegen die Zeiten in Spa und Avesnes war unsere Arbeit erheblich herabgemindert. Nach und nach, wenn auch sehr spät, hielt der Frühling seinen Einzug. Der Feldmarschall unternahm seine regelmäßigen Spaziergänge in den Anlagen.

Einzelne Offiziere erhielten die Erlaubnis, ihre Familie, die sie den Krieg über kaum



Hindenburg in seinem Heim in Hannover.

Originalaufnahme von F. Dreier, Photograph, Hannover.

gesehen hatten, nachkommen zu lassen. Schließlich fand sich eine ganze Schar Kinder ein, die Hindenburg mit herzlicher Freundlichkeit begrüßte, und mit denen er sich sogar schließlich photographieren ließ.

Die Frage des Photographierens war überhaupt für den alten Herrn keine leichte Last. In Kolberg war eine vorzügliche Truppe zusammengestellt worden, die den Ehrennamen „Freikorps Hindenburg“ erhielt. Jeden Tag zogen ein paar Mann des Korps gegenüber dem Hotel auf Wache, und diese kamen eines Morgens auf den Gedanken, den Feldmarschall zu bitten, sich mit ihnen aufnehmen zu lassen. Gerne sagte der gütige Mann zu, ohne die Folgen zu bedenken. Denn nun wiederholte sich die Bitte jeden Tag, wenn neue Leute auf Wache zogen, und wochenlang sahen wir täglich zu bestimmter Stunde den Feldmarschall mit seinem freundlichen Gesicht, von einigen Soldaten umgeben, vor dem Photographen stehen. Als ein Offizier zögernd meinte, das würde auf die Dauer für ihn doch wohl etwas



Hindenburgs Ansprache bei der 25jährigen Feier des Kyffhäuser-Denkmal.
Nach einem Gemälde von Willy Werner.



Hindenburg in Kolberg.

Nach einer Aufnahme von Gustav Gernß, Kolberg.

anstrengend und eintönig werden, sagte er mit seiner tiefen Stimme: „Ich kann doch dem einen nichts abschlagen, was ich dem andern gestattet habe.“

Von seiner schlichten Freundlichkeit könnte man Hunderte von Beispielen erzählen. Ein Offizier, der vorübergehend seinen persönlichen Adjutanten vertrat, war oftmals darüber erstaunt und bewegt. Waren Briefe angekommen, die zu bearbeiten waren, so ließ ihn der Feldmarschall nicht etwa zu sich kommen, sondern ging zu ihm, um die Antworten zu besprechen, lediglich weil es seine Art war, auf andere Menschen weitgehend Rücksicht zu nehmen. Trafen vom Lande Lebensmittel als Liebesgaben für Hindenburg ein, so mochte er nicht einen Bissen genießen, ohne an Adjutanten und Burschen abzugeben.

Das Schicksal des Feldmarschalls Mackensen, der in Südungarn in trauriger Gefangenschaft lebte, lag Hindenburg besonders am Herzen. Er ergriff persönlich die Initiative, um den Briefwechsel zwischen Frau von Mackensen und ihrem Mann sicherzustellen.

Unvergessen werden die vielen Abende bleiben, an denen wir zu vieren oder fünfen mit Hindenburg in seinem Zimmer allein aßen. Oft dauerte das Zusammensein, die ruhige Unterhaltung, bis in späte Stunden.

Es kamen Gäste nach Kolberg. General von Lettow-Dorbeck erschien mit einigen heldenhaften Begleitern aus Ostafrika. Traurige, aber auch stolze Erinnerungen brachte er mit, und die Straße war von Menschen schwarz, als er sich mit dem Feldmarschall zusammen am Fenster zeigte.

Noske kam, der neue Reichswehrminister. Es gab eine lange Unterredung zwischen den beiden Männern. Hindenburg, vornehm und gerade, machte kein Hehl daraus, daß er den sozialdemokratischen Minister als ganzen Mann schätzte. „Er hat ein offenes Auge und ein sicheres Auftreten“, sagte er von ihm. Nächst Noske war es Ebert, dessen gute Eigenschaften anzuerkennen, sich der Feldmarschall keineswegs scheute.

Es nahte der schreckliche Tag, an dem die Friedensnote überreicht wurde. Auch General



Hindenburg mit seiner Gattin in Schierke (Sommer 1920).

Nach einer Aufnahme von J. Stenner, Schierke i. Harz.

Groener hatte eine Zeitlang, genau so wie viele andere, gehofft, die Amerikaner würden das Schlimmste nicht zulassen. Es ließ sich doch nicht leugnen, daß Präsident Wilson sich durch klare und vertrauenerweckende Kundgebungen gebunden hatte: „Der patriotische Mann ist zuweilen derjenige, der, wenn er auch die halbe Welt gegen sich hat, in der Richtung geht, die er für die richtige hält.“ „Keine Nation ist geschaffen, über eine andere zu Gericht zu sitzen.“ „Es kann keine Gemeinschaft des Interesses geben, wenn irgendein Teilnehmer an einer Konferenz die Ausnutzung eines anderen mit ihr bezweckt.“

Man mag uns Deutsche für zu vertrauenselig halten, daß wir solchen Worten Glauben schenken. Aber vielleicht ist diese Vertrauenseligkeit nicht nur Fehler, sondern auch Tugend, denn uns ist es eben nicht gegeben, von vornherein einem anderen, noch dazu dem Führer eines großen Volkes, zuzutrauen, daß er ein schwächlicher Tor oder ein niederträchtiger Lügner ist. Auch hatten wir nun einmal seit Oktober 1918 auf die amerikanische Karte gesetzt, und hatten seitdem weder Ursache noch Möglichkeit, von irgendeiner anderen Seite mehr Hilfe zu erwarten.

Ein höherer amerikanischer Offizier erschien in Kolberg. Sein Auftreten war taktvoll und bescheiden. Auch er war später entsetzt über die Wendung, welche die Dinge in Versailles nahmen.

Es kam der Tag, an dem das Ultimatum ablief, das völlige Durcheinander der Anschauungen in Weimar. Entschlüsse wurden aufgestellt und umgestoßen, klingende Worte gesprochen: irgendeine Entscheidung war nicht zu erreichen.

Die dienstliche Stellungnahme des Feldmarschalls von Hindenburg war bekannt. Er hatte im Falle der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten einen günstigen Ausgang der Gesamtoperationen für sehr fraglich gehalten, aber erklärt, daß er als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmählichen Frieden vorzöge.

Der Friede wurde unterzeichnet.

Mit dieser furchtbaren Prüfung war die Aufgabe Hindenburgs beendet. Der Gedanke an militärischen Widerstand war erledigt, der Feldherr konnte nichts tun, als um Enthebung von seinem Amte bitten.

Am 2. Juli abends aß der Feldmarschall zum letztenmal im Kreise der Obersten Heeresleitung. General Groener sprach von der Größe des Mannes, der in der schweren Not der Niederlage und der Revolution zu seinem Volk gehalten hatte in felsenfester Treue. Dann traten wir alle, den verehrten Helden in der Mitte, vor die Tür und in die Nacht hinaus.



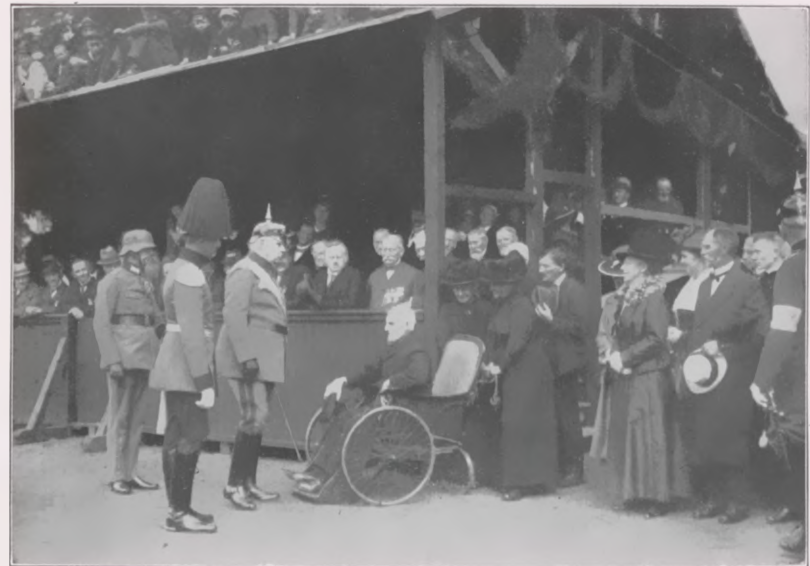
Vor der Front der ehemaligen 91er in Oldenburg.



Denkmalweihe in Oldenburg.



Hindenburg nimmt die Front der ehemaligen 91er in Oldenburg ab.



Begrüßung der Veteranen in Oldenburg.

Aufnahmen von Jean Bapt. Feilner, Oldenburg i. D.

Was nun folgte, war der letzte, der ergreifendste Akt der Tragödie. All den Tausenden, die ihm beiwohnten, wird er unvergeßlich bleiben bis an ihr Ende.

Die Greifcorps von Kolberg und Umgebung hatten sich zu einem großen altpreußischen Zapfenstreich vereinigt. Unter dem Schein der Fackeln sah man die langen Reihen der Soldaten, dahinter, dicht gedrängt, die schweigende Menge des Volkes.

Der altbekannte Trommelwirbel ertönte. Dann, nach den einleitenden, so oft gehörten Akkorden spielten die vereinigten Musikkorps die historischen Märsche unserer Armee.

Da zogen sie an unserem Geiste vorüber, alle die Helden und Großen unseres Vaterlandes, unseres Heeres.

Mit schmetternden Fanfaren ritt brandenburgische Reiterei einher. Entblößten Hauptes grüßte der Kommandeur nach der Wegseite, wo Seine Churfürstliche Durchlaucht auf dem flachen Hügel hielt. Von der Höhe drüben donnerte das Geschütz: aus dem Dorfe Hakenberg heraus drang schwedisches Fußvolk in die brandenburgische Batterie ein. Die Entscheidung schien zu schwanke. Da zog Friedrich Wilhelm den Degen, und an der Spitze der Schwadronen sprengte er gegen den Feind. Kurzes Getümmel, Jubelgeschrei — flüchtig jagten die Reste des schwedischen Heeres gegen die Enge von Sehrbellin.

Vorbei!

Wachfeuer glühten, Grenadiere saßen daran in blauen, frackähnlichen Röcken und wärmten die erfrorenen Hände. Schnee lag auf den Feldern, Nacht darüber. Inmitten einer Gruppe Generale stand der König und sprach: „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die dreimal stärkere Armee des Prinzen von Lothringen angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Rede von der Zahl der Feinde, noch von der Stärke ihrer Position. Alles das wird die Tapferkeit meiner Truppen, die genaue Befolgung der von mir gegebenen Dispositionen zu überwinden wissen.“ Und kaum vierundzwanzig Stunden später jauchzender Jubel über dem winterlichen Schlachtfeld. Verwundete hoben sich, Bataillone sangen, Musikkorps wiederholten es: „Nun danket alle Gott!“ Auf den Krückstoß gestützt ging der König in die Nacht hinein, um in Lissa Quartier zu suchen.

Auch das vorbei.

Schwer rauschte der Regen auf die lehmigen belgischen Wege, mühsam schob sich die Infanterie vorwärts, an dem weißhaarigen Feldmarschall vorbei, der mit flatterndem Mantel an der Straße hielt. Ein britischer Offizier im roten Rock sprengte salutierend heran: „La Haye-Sainte ist vom Marschall Ney genommen, der Herzog bittet um baldige Hilfe.“ „Sie wird ihm werden,“ rief der alte Feldmarschall, „mein Korps Bülow ist bereits auf dem Schlachtfelde.“ Und die preußischen Teten entfalteten sich gegen Planchénoit, in den Rücken der kaiserlich französischen Armee.

Wieder vorbei.

Auf überragender Höhe stand eine Gruppe von Offizieren, weit vor ihnen breitete sich die Schlacht. Unten aus den Wäldern kamen Flüchtige zurück, erst einzelne, dann in Haufen. Ergrimmt blickte der greise König hinunter und wandte dann das Auge auf den Generalstabschef: „Wenn Seine Königliche Hoheit nun nicht rechtzeitig auf Ehlum angreift? Müssen wir nicht Vorbereitungen treffen für den schlimmsten Fall, den Rückzug?“ Gespannt blickte alles, auch der Kanzler, auf den schweigsamen Chef. Der aber hob sein stilles Gelehrtenantlitz von der Karte und sagte langsam: „Euer Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den ganzen Feldzug gewinnen!“

Wieder trat ein neues Bild aus der Nacht hinaus.

Zwischen zerschossenen Batterien lag eine kleine Schar preußischer Infanterie. Von Mann zu Mann schlich der quälende Gedanke: die Munition geht aus. Drüben aber, aus dem Dorfe Amanweiler heraus, traten die französischen Kolonnen zum Gegenangriff an.



Ankunft Hindenburgs in Hannover.

Nach einer Aufnahme von Edmund Ill, Hannover.

Da sprangen die wenigen Offiziere, die das preußische Grenadierregiment noch besaß, vor die Front, die letzten Patronen schlugen in den Feind, und dann ging es mit dem Bajonett dem französischen Ansturm entgegen. Der brach am Dorfrande zusammen, und am nächsten Morgen sah die aufgehende Sonne den Ring, den das deutsche Heer um die Festung Metz legte. —

Das Bild versank. Der Schein einer Fackel fiel neben uns auf das weiße Haupt des Feldmarschalls von Hindenburg. Da formten sich neue Gestalten.

Ostpreußisches Militär zog unter der brennenden Augustsonne in langen Kolonnen die Chaussee entlang, Fußvolk und Batterien. Mühsal und Entbehrungen standen den Leuten im Gesicht geschrieben, und doch war es, als wenn seit einigen Tagen ein besonderer Schwung, ein besonderer Geist über allem wehte, was geschah. Ein Adjutant galoppierte die Front entlang, die Karte in der Hand: „Das Korps greift an, links herüber auf das Städtchen Hohenstein und weiter rechts in der Richtung auf das Dorf mit dem historischen Namen — wie heißt es doch?“ Er hielt an und suchte auf der Karte, ein Stabsoffizier half ihm: „Ich habe es, es ist das Dorf Tannenberg.“

Große Vergangenheit!

Mit purpurnen Strahlen glitt die aufgehende Sonne über den Chemin des Dames. Meilenweit rings sah sie die deutschen Kompagnien an den zerschossenen Hängen emporsteigen,

Begleitbatterien und Minenwerfer drängten keuchend hinterher. Entgegen aber kamen lange Züge französischer Gefangener, und als die deutschen Sturmlinien die Höhe erreicht hatten, dehnte sich vor ihnen das Bergland bis zur Aisne, frei vom Feinde. Die Festungsfront des Damenweges war im ersten Anlauf zerrissen. —

Wir fuhren wie aus einem Traum empor. Die Musik der Freikorps hatte abgerissen. Leise erklang der Endwirbel unter den Stößen der Tambours. Wo die Säckeln in der Menge einen Kopf erkennen ließen, sah man ergriffene Gesichter, rot geweinte Augen.

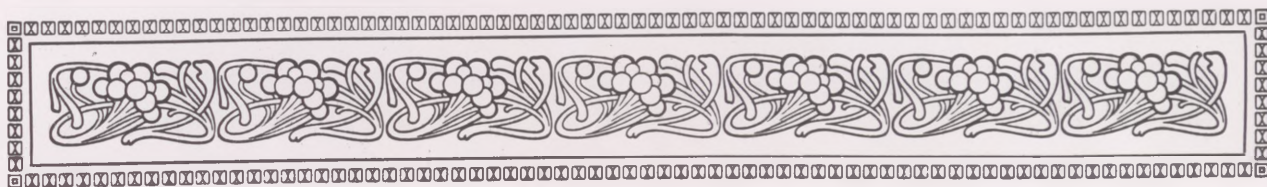
Hatten wir Preußens, Deutschlands Gloria zu Grabe getragen?

Wenige Schritte von uns rauschte das ewige Meer. Es wird noch an sein Ufer schlagen, wenn Hohn, Rachsucht und Grausamkeit der Feinde verflogen ist. Es wird uns zurauschen, wenn wir wieder aufbauen das Zertrümmerte, so herrlich wie es gewesen. —

Tags darauf verließ uns unser Feldmarschall. Wir sahen den Zug fortrollen, der den großen, gütigen und weisen Helden in sich barg. Und wir dachten an die Zukunft, die kommen wird und kommen muß, an die erlösende Zukunft unseres Volkes.

Dann wird ein Name unsere Herzen stählen und um unsere Banner rauschen, ein großer deutscher Name: Hindenburg!





Hindenburg und das Vaterland.

Don

Major Dr. George von Graevenitz.

Was hält uns, die wir deutsch fühlen, in diesen Zeiten der dauernden und immer weiter fortfressenden Schmach innerlich aufrecht? Der Rückblick auf eine stolze, willensstarke, tatkräftige und aufbauende Vergangenheit, der Vorblick in eine dunkle Zukunft, die wir — das wenigstens kann uns nicht verwehrt werden — mit den Strahlen der Hoffnung durchdringen und durchleuchten wollen. Zwei Brücken führen hoch über den Abgrund, der zwischen Vergangenheit und Zukunft gähnt: deutsches, in Gottvertrauen wurzelndes, weltoffenes Christentum, innerliche Religiosität, die mit Ewigkeitsgedanken die Gegenwart wertet, und Glaube an die geschichtliche Sendung unseres Volkes. Und beide Gedanken und Vorstellungen haften bewußt oder unbewußt an einer glänzenden Edelsteinkette deutscher Namen, bei denen unser Herz höher schlägt, die vorbildlich als Deutsche vor uns stehen, die wir mehr oder minder innerlich erlebt haben, eine Kette, deren geschichtlicher Zusammenhang von unserem heutigen Standpunkt aus mehr denn je klarliegt und aufleuchtet. Sie beginnt mit Hermann dem Befreier und führt, um nur die strahlendsten und größten Glieder dieses Geschmeides zu nennen, über Otto den Großen zu Luther, dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen, Kant, Goethe und Schiller, Fichte und Stein, und weiter über Wilhelm I. und Bismarck zu Hindenburg. Vieles, was vertieftes und führendes Deutschtum bedingt und ausmacht, ist allen diesen seinen Kernprägungen gemeinsam, für jede dieser Persönlichkeiten gilt jedenfalls, wenn wir der Charakterbildung und -vollendung nachgehen, das gelassen-große Wort eines Auch-Großen, Richard Wagners: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ Und für jede gilt, wenn wir der Wirkung nach außen, für Volk und Staat nachgehen, das Wort Bismarcks: „Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich mich richte, bestanden: salus publica (das Gemeinwohl).“

Diese beiden kategorischen imperativen Worte des Innenlebens und des Wirkens nach außen berechtigen uns, Hindenburg an jene Edelsteinkette anzufügen. Nicht im Sinne des Abschlusses des Schlußgliedes, sondern im Sinne des Verbindenden mit dem nächsten großen Erzieher unseres Volkes, der auch sein Erretter und Führer aus Dunkel und Nacht sein würde, als Anker unserer Überzeugung von der nur unterbrochenen, nicht zerbrochenen höheren Sendung unseres Volkes.

Erzieher und Führer! Zwei inhaltsschwerste Begriffe wie im Leben des einzelnen, so im Völkerleben! Wer Erzieher und Führer werden will seiner selbst und, auf diesem Urgrunde stehend, seines Volkes, muß Glauben haben und Pflichtgefühl besitzen. Glauben an eine



Plakat zur Kriegsanleihe.

göttliche Führung seiner selbst und des eigenen Volkes und Vaterlandes, wie ihn Bismarcks berühmtes Wort bezeugt: „Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe, gegen alle möglichen Absurditäten, nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben und Sie nehmen mir mein Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler nicht erlebt haben.“ Ohne ein solch zugleich stolzes wie demütiges Glaubensbewußtsein an Hilfe von oben und für die eigene Sendung ist auch die Reckengestalt Hindenburgs nicht denkbar, nicht die des größten Feldherrn der Geschichte, des Überfeldherrn, der gigantische Verhältnisse der Organisation und der Kriegsführung gemeistert hat, wie sie nie zuvor bestanden haben. Was aber macht den großen Feldherrn? Er wird nicht durch eigene Weisheit entwickelt oder durch Menschenwitz und -kunst gebildet und geformt. Er wird geboren, das Feldherrngenie läßt sich nur mit dem des Künstlers vergleichen, es strömt aus dem un-

erforschlichen Urgrund der Dinge. Gefestigt aber, gepanzert werden gegen die erdrückende Verantwortlichkeit kleiner, großer und größter Entscheidungen kann Empfindungs- und Tatleben des Feldherrn nur durch den Glauben an sich selbst, an die Übereinstimmung mit der höheren Führung und die sittliche Berechtigung des eigenen Tuns. Daraus entfließt die Entschlossenheit der Seele, die jedes andere Gefühl überwiegt und die ein sittlich hochstehender Feldherr wie Erzherzog Karl von Österreich als die oberste Bedingung einer Feldherrnlaufbahn bezeichnet.

Dieses Gefühl des als religiös zu bezeichnenden Glaubens an sich selbst strahlte von Hindenburg und seinem getreuen Alterego Ludendorff aus und übertrug sich auf unser ganzes Volk. Ein nicht nur neutral-wohlwollendes, sondern auch germanisch-verständnisvolles Wort des schwedischen „Aftonbladet“ vom 2. Oktober 1917 führt aus, daß in dem Riesenkampf zwischen den Völkern die überlegenen persönlichen Eigenschaften Hindenburgs unbeugsamer Kraft, stahlharter Entschlossenheit, unerschütterlicher Ruhe und festen Glaubens an den Sieg der gerechten Sache den außergewöhnlich gesteigerten Forderungen der Zeit Rechnung trügen. Und das Blatt fügte diesem Gedanken den Satz an, den wir heute nur mit tiefster Bewegung lesen können und den wir als prophetisch ausmünzen möchten: „Oder man kann vielleicht den Satz umdrehen und sagen, daß Hindenburg die Verkörperung der besten Eigenschaften

seines Volkes ist, dank deren es sowohl das Recht wie die Macht besitzt, einen Anspruch auf einen Platz an der Sonne zu erheben.“ Solange dies Hindenburg-Führen und -Denken die Heimat, die Parteien, den Reichstag, die Etappe beherrschte, war das ihm anvertraute Instrument des Feldheeres, die schärfste Ausprägung des Volkes in Waffen, unbesiegbar. Es waren jene Zeiten des 70. Geburtstages des Feldmarschalls, als die Verehrung für ihn in wuchtigster Weise in ganz Deutschland und darüber hinaus zum elementaren Durchbruch und Ausdruck kam. Zeiten, in denen nur ein ganz feiner Unterton der Sorge um sein Volk durch seinen Geburtstagsdank vom 3. Oktober 1917klang:

„Wir haben dem mächtigen Ansturm unserer Gegner mit Gottes Hilfe durch deutsche Kraft widerstanden, weil wir einig waren, weil jeder freudig alles tat. So muß es bleiben bis zum letzten „Nun danket alle Gott!“ auf blutiger Walsstatt! Sorget nicht, was nach dem Kriege werden solle! Das bringt nur Mißmut in unsere Reihen und stärkt die Hoffnungen unserer Feinde. Vertrauet, daß Deutschland erreichen wird, was es braucht. Vertrauet, daß der deutschen Eiche Licht und Luft geschaffen werden wird zur freien Entwicklung! Die Muskeln gestrafft, die Nerven gespannt, das Auge gerade aus! Wir sehen das Ziel vor uns: ein Deutschland hoch in Ehren, frei und groß! Gott wird auch weiter mit uns sein!“

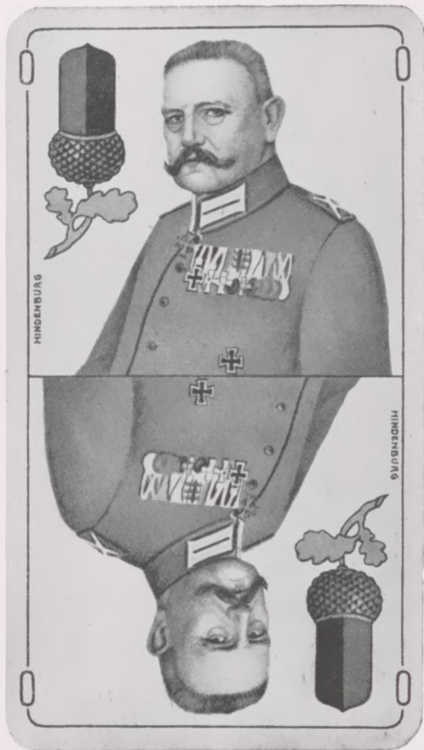
Als das Vertrauen auf göttliche Führung, der stolzen Zuversicht auf uns selbst vom Rost des mangelnden Glaubens angefressen wurde, büßte auch das Instrument des Feldheeres durch die Berührung mit der Heimat Kraft und Wucht ein. Und als gegen den stolzen ein Jahrhundert alten Bau des Volksheeres der Dolchstoß von hinten geführt wurde, mußte sein Gefüge zerbrechen: nur für den äußeren Feind war es geschmiedet und berechnet, nicht gegen einen schleichenden, hinterlistigen, inneren Gegner.

Bewußt entwickeltes, gestähltes und verfeinertes Pflichtgefühl ist die zweite Eigenschaft gewesen, die Hindenburg dauernd die titanischen Anforderungen seiner Feldherrnstellung hat erfüllen lassen. In einem Gespräch des Jahres 1916 antwortete er auf die Frage, wie ein Schlachtenlenker es über sich gewinnen könne, Pläne zu entwerfen und Befehle zu erteilen, die für Tausende den Tod bedeuteten. „Es ist der Sieg des Hirns über das Herz, des Verstandes über das Gefühl. Wir schicken Tausende in den Tod, damit Zehntausende leben können. Glauben Sie mir, es ist nicht leicht. Es muß sein und wir beschwichtigen damit unser Herz.“



Der Hindenburg-Brunnen in Barmen.

Nach einer Photographie.



Aus einem Kriegsspielspiel der Der. Stralsunder Spielfartenfabriken A.-G.

Das Wohl der Gesamtheit steht über dem Wohl des einzelnen, das des Vaterlandes über dem des Einzelindividuum. Der Deutsche opferte und opfert sich ihm frei und edel." Zu solcher Höhe eines bewußten altpreußisch-friderizianischen Pflichtgefühls, das jeden an die Spitze eines großen Ganzen Gestellten sich als dessen Diener ansehen läßt, hat sich Hindenburg nach eigenem Urteil auf Grund seiner Erziehung im preußischen Kadettenkorps entwickelt. „Wenn ich in meiner militärischen Laufbahn viel erreicht habe, so bin ich mir stets bewußt gewesen, daß die Grundlage zu diesen Erfolgen in meiner Erziehung im Kadettenkorps zu suchen ist. War schon in meinem Elternhause Begeisterung für meinen zukünftigen Beruf, die Liebe zu König und Vaterland und Gottesfurcht in mein Kinderherz gesenkt worden, so wurden dem heranwachsenden Knaben und Jüngling im Kadettenkorps Kameradschaft, Selbstüberwindung und Manneszucht neben der wissenschaftlichen Fortbildung anerzogen. Da ist es kein Wunder, daß ich noch jetzt als Greis dankbaren Herzens der im Kadettenkorps verlebten Jahre gedenke, obwohl die Zeiten wohl rauher waren als jetzt. Dafür gestalteten sie aber Charaktere, schufen Männer, denen es nie an Initiative

und Verantwortungsfreudigkeit fehlte.“*) Man sage nicht, daß die in solchen Sätzen enthaltenen Mahnungen nur militärisch erzieherische Bedeutung hätten und somit für uns zum übergroßen Teil überlebt und veraltet wären. Die Zeiten waren nie rauher als jetzt und als es die für das kommende Geschlecht heraufgehenden Zeiten sein werden; sie werden mehr denn je männliche und weibliche „Soldaten Gottes“ — nach einem Briefwort Bismarcks an seine Gattin — erfordern. Niemals ist uns, und nicht nur im Sittentodex unsrer Kinder- und Jugenderziehung, nein, auch in der unseres gesamten Volkes, in unserem gesamten Nebeneinanderleben als Christen und Bürger Kameradschaft, Selbstüberwindung und Manneszucht bitterer nötig gewesen als jetzt. Und diese drei volksrettenden Eigenschaften sind undenkbar ohne die granitene Grundlage des Pflichtgefühls des einzelnen, der Parteien und Gemeinschaftsgruppen, des Volksganzen. Gewiß, die Kadettenanstalten hatten ihre erzieherischen Mängel, und sie haben ihre geschichtliche Aufgabe für Deutschland vorerst erfüllt, nachdem sie uns, dem eingekreisten und von dreißig feindlichen Mächten umstellten deutschen Volk Männer und Führer wie Hindenburg und ein Offizierkorps geschenkt haben, das ihre Zöglinge, Flaumbärte wie ergraute Männer, gegenüber dem feindlichen Ansturm in die erste Linie gestellt haben. Aber retten wir uns aus dem völkischen Schiffbruch und aus der geistigen Brandung unseres heutigen Erziehungslebens und Jugendempfindens sichere Grund- und Richtlinien, die uns Charaktere, Beamte, Führer, Männer und Frauen heranbilden, denen es nicht an Initiative und Verantwortungsfreudigkeit fehlt, an altpreußischem Pflichtgefühl, dieser schönsten Mitgift, die Preußen dem neuen Reich bei seiner Begründung mitgegeben hat. Das ist nicht Reaktion, das ist Fortschritt nach dem Versinken, Aufbau nach der Zertrümmerung. Unsere deutsche Geschichte aber lehrt uns tausendfältig, daß solche Persönlichkeiten gestählten Pflichtgefühls auf dem Grunde gepflegten und entwickelten Glaubenslebens an ein Höheres über uns, eines aus Ehrfurcht auch im Goetheschen Sinne geborenen religiösen Lebens erwachsen.

*) Hindenburg als Erzieher in seinen Aussprüchen. Zusammenge stellt von P. Dehn. Leipzig, Th. Weicher, 1918.

Mit dem Ausgang des Jahres 1917 wurde der Krieg immer mehr „eine Sache des starken Herzens und der gesunden Nerven“, aber einflußreiche Preßorgane, ganze große Parteien des Reichstages und Bevölkerungsgruppen, die trotz ihrer antimilitaristischen Einstellung dem großen vaterländischen Gedanken der Augusttage 1914 willig und pflichtbewußt sich gebeugt hatten, taten zum mindesten nichts dazu, die Herzen zu stärken und die Nerven gesund zu erhalten. Hindenburgs Herz blieb stark, seine Nerven gesund trotz der ungeheuren Verantwortung, die er täglich, stündlich zu tragen hatte. Schon kurz vor dem 70. Geburtstag erließ er eine Kundgebung, die im geschichtlichen Bilde jener Zeit nicht fehlen darf.

„Großes Hauptquartier, 25. September. Es ist mir vom Kriegsminister mitgeteilt worden, es würde vielfach von unberufener Seite behauptet, daß nach meinen und des Generals Ludendorff Äußerungen drohender wirtschaftlicher Zusammenbruch und Versiegen der militärischen Kraftquellen uns zum Frieden um jeden Preis zwingen.

Ich will nicht, daß unsere Namen mit derartigen grundsätzlichen Behauptungen verknüpft werden.

Ich erkläre in voller Übereinstimmung mit der Reichsleitung, daß wir wirtschaftlich und militärisch für weiteren Kampf und Sieg gerüstet sind.“

v. Hindenburg, Generalfeldmarschall.

Nicht draußen im Felde verlor man die Nerven. Die Gefahr kam von ganz anderer Seite.

Diese kurzen urkundlich belegten Striche zu einer Gesamtskizze der entscheidenden Wendezeit des Krieges an dieser Stelle nur deshalb, weil sie die Antwort geben müssen auf die Frage:

„Welcher Belastungsprobe waren Herz und Nerven, Glauben an sich selbst und sein Volk, das Pflichtbewußtsein Hindenburgs ausgesetzt schon in den Tagen der Nationalfeier seines Geburtstages?“ Die Antwort muß lauten: „Übermenschliche, kaum zu ertragende!“ Wer hätte es dem greisen siebzigjährigen Reden verdacht, wenn er an jenem Jubeltage seinem Kaiser, der ihn mit dem höchsten völkischen Ehrentitel des „Heros der Deutschen“ geschmückt hatte, gebeten hätte, ihn seiner Bürde zu entlasten und sie auf jüngere Schultern zu legen! Er tat es nicht, er blieb der am Horizont herauf-



Weihnachten 1916.
Weihnachtspfefferkuchenerlaß, Marke Hindenburg.
Aus dem „Klabberadatsch“.



Notgeld der Stadt Nördlingen.

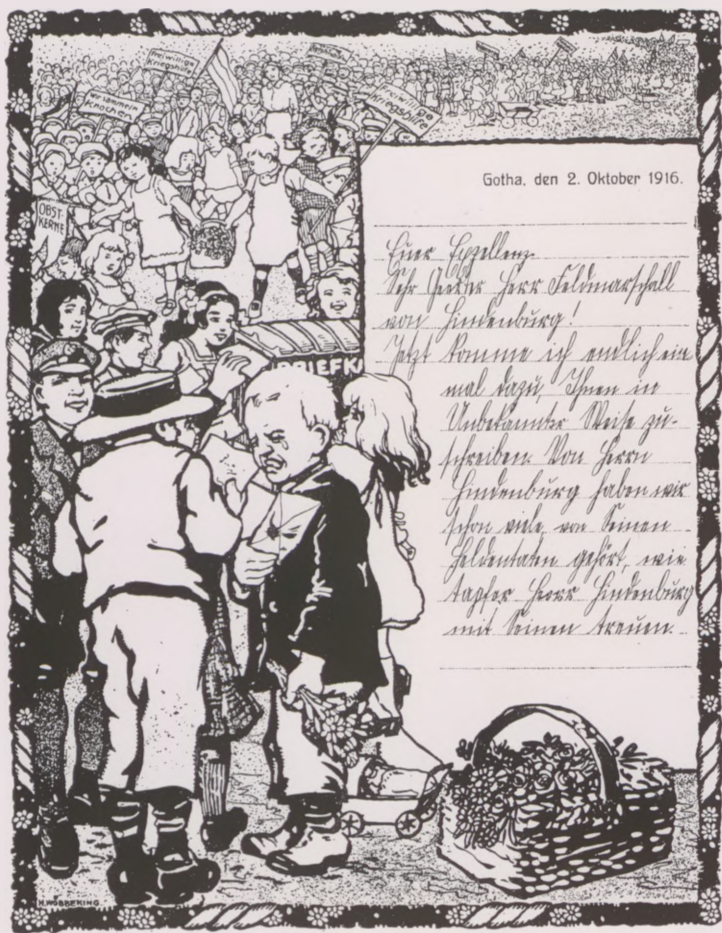
friedenden Gewitterwolke des Zusammenbruchs der Heimat gegenüber starken Herzens auf seinem Posten und unterwarf seine Nerven einem weiteren Jahre des Reißens an ihnen und Hartens, seinen Glauben und sein Pflichtgefühl immer drückenderer Belastung.

Und so kamen die Tage opfervollen und schließlich vergeblicher deutscher Offensive, zu deren Mißlingen der entsetzliche Faktor deutschen aus der bolschewistisch verseuchten Heimat ins Feldheer übertragenen Verrats vor dem Feinde in die geschichtliche Abrechnung eingesezt werden muß, es kamen die Monate der feindlichen Gegenstöße, zu denen die an Zahl und Ausrüstung übermächtigen Gegner dank unerbittlicher militärischer Strenge ihrer Regierungen und geschickter Propaganda in Heer und Hinterland und Heimat zuverlässige, disziplinierte, von nationalem Selbstbewußtsein getragene Truppen in den Kampf führen konnten. Es kamen die Tage des gelungenen deutschen Gimpelfangs durch den Welt-Schwerverbrecher Wilson, die Tage des innerpolitischen Umsturzes, der militärischen Selbstentmannung angesichts eines nun siegesbewußten nationalstolzen Feindes, des bürgerlichen Zusammenbruchs! Und für die Oberste Heeresleitung und für Hindenburg insbesondere kamen die qualvollen Stunden der Entscheidung über das Schicksal des Kaisers, die Vorwegnahme seiner Abdankung durch die Regierung des Prinzen Max von Baden. Es war dieselbe Regierung, die Hindenburg auf der Höhe der Entscheidung und der Verantwortlichkeit seines treuen und genialen Mitarbeiters Ludendorff beraubt und ihn durch General Groener ersetzt hatte! Was das bedeutete, ergibt die Erwägung, daß Hindenburg kein Politiker im Sinne fachmännischer Staatspolitik war und niemals hatte sein wollen. Seine Stellung zur großen Politik gibt ein einflußreiches Mitglied der Obersten Heeresleitung*) in folgenden Sätzen wieder: „Politik und alles Nichtmilitärische lagen ihm fern, und er hielt es daher möglichst von sich ab, oder, besser gesagt, er glaubte, sich davon fernhalten zu müssen. Er hatte sich den unlösbaren Zusammen-

hang von Politik und Kriegsführung noch nicht zu eigen gemacht und legte sich die im Offizierkorps herrschende Glaubensformel ‚der Offizier soll keine Politik treiben‘ dahin aus, daß er sich nicht um sie kümmern dürfe.“

Soweit diese Sätze nicht nur Tatsachenfeststellung, sondern auch Kritik und Tadel enthalten, erheben sich die Fragen: „Lag nicht die politische Einstellung der Obersten Heeresleitung bei Ludendorff in besten Händen? War Ludendorffs Auffassung nicht auch die Hindenburgs, hätte der Feldmarschall mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit im politischen Sinne gegenüber Regierungen wie denen Bethmann Hollwegs und Hertlings oder gar des Prinzen Max mehr zur Disziplinierung der Heimat erreichen können? Es sind Fragen,

*) Oberst Bauer, Der große Krieg in Feld und Heimat. Erinnerungen und Betrachtungen. Verl. Osiander, Tübingen.



deren Beantwortung wohl erst eine spätere Epoche der Geschichtsschreibung wird bieten können. Hier bei einer abwägenden Umrisskizze Hindenburgs wird nur zweierlei betont werden müssen. Mit dem Verlust Ludendorffs war an die bis dahin aufrechte Persönlichkeit des Feldmarschalls die Art an die Wurzel gelegt. Und seiner Umwelt der Obersten Heeresleitung war damit und durch noch weitere Umwandlungen die bisherige Geschlossenheit des kaisertreuen Denkens und Fühlens genommen und damit Stoß- und Abwehrkraft vermindert. Das erklärt, wenn nicht alles so doch vieles in dem Zusammenbruch auch der Obersten Heeresleitung, den das Bauerische Buch mit so entsetzlicher Greifbarkeit schildert. Von Hindenburg aber empfinden und wissen wir, daß er auf seinem sittlichen Überzeugungsstandpunkt des durch seinen Sahneneid seinem obersten Kriegsherrn verpflichteten Offiziers verharret hat. Und vielleicht bringt gerade der Konflikt zwischen den Pflichten gegen seinen Kaiser und seiner heißen Vaterlands- und Volksliebe uns seine außerordentliche Gestalt auch menschlich näher, weil sie in jenen Schicksalstagen von menschlicher Tragik umwittelt ist.

Noch einmal muß, kann man fast sagen, in diesen Tagen der Versucher an den Feldmarschall herantreten sein und ihm gesagt haben: „Du hast das biblische Alter überschritten, du hast vier Jahre lang mit übermenschlicher Kraft deine Pflicht getan, jetzt haben dir eigene Volksgenossen das stolze Werkzeug deiner Tätigkeit und deiner Siege, das deutsche Siegfriedsschwert zerschlagen, auf Ehre und Ruhm darfst du fürder nicht mehr rechnen, dein oberster Kriegsherr weilt verbannt im Ausland! Deim Tagewerk ist getan, belaste deine Greisenjahre nicht mit weiteren Verantwortungslasten!“ Nichts davon trat bei Hindenburg in die Erscheinung: als er seine Pflicht gegen seinen obersten Kriegsherrn erfüllt hatte, da ging er daran, mit derselben Treue seine Pflicht gegen das geschändete Heer und gegen das gedemütigte Vaterland zu erfüllen und beiden den Weg zur Pflichterfüllung zu weisen. Er trat nicht zurück. Mit seinem ganzen Wesen war er aufs engste mit dem über Nacht gestürzten alten System innerlich verbunden gewesen. Aber nun stellt er sich rückhaltlos der neuen Reichsgewalt zur Verfügung, weil die Liebe zum deutschen Volk und Vaterland ihm höchstes Gesetz des Handelns ist, und weil er weiß, daß er allein durch seinen Einfluß und die Macht seines Namens das unausdenkbar Fürchterliche abwenden konnte, was eine ohne ihn kaum vermeidliche chaotische Auflösung des deutschen Millionenheeres nach sich ziehen würde. „In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg, bewußt und groß!“ Das Goethesche Wort auf Blücher findet auf Hindenburg eine viel schärfere Anwendung als auf den glücklicheren Helden der Befreiungs-



Der Eiserne Hindenburg in Berlin.

Aufnahme von A. Groß, Berlin.

kriege, hinter dem immer Volk und Heimat gestanden hat und dem niemand seinen „Kopf“ Gneisenau genommen hat. Von der eigenen Tat der Selbstüberwindung finden wir bei Hindenburg kein rühmendes, hinweisendes Wort! Wohl aber eine Kundgebung an die Armee, die den politisch überwundenen, im Felde unbefiegten Kämpfern in schwerster Stunde den Nacken steift, sie das Haupt hoch halten heißt, ein väterlich gütiger Zuspruch, eine dankbar stolze Huldigung, eine vertrauensvolle Mahnung, für die ihm daheim wie draußen im Felde innigster Dank geschuldet wurde.

Und als die Riesenaufgabe der Zurückführung des Heeres vollbracht war, harrete die weitere Erfüllung: die Auflösung der Massen dieses Heeres, ihre und jedes einzelnen Überführung ins bürgerliche Leben. Und als erst auch diese Aufgabe erledigt war, kam der Augenblick, wo er mit der

Niederlegung des Oberbefehls in den sicherlich längst ersehnten Ruhestand zurücktreten konnte, zurückkehren konnte auch zu seiner „lieben, guten, alten Frau“, die dem großen Lebenskämpfer seitdem entrissen ist und der, wie er einst geäußert hatte, auch beim Einzug durch das Brandenburger Tor an der Seite seines Kaisers der erste Gedanke gegolten hätte. Seines Kaisers! Noch einmal gilt dem in dieser Zeit nicht nur ein Gedanke Hindenburgs, nein, viel mehr, zwei Erlasse,

Kenntnis des deutschen Volkes und der alliierten Regierungen zu bringen bittet. Und dann der Brief an den Marschall Foch vom 3. Juli 1919, in dem er auf die gemeinsamen Grundanschauungen soldatischer Ehre, soldatischen Denkens und Empfindens bei allen Kulturvölkern zurückgeht und dann in die ehernen, hoch über Pose und Geste stehenden Sätze einmündet:

„Als dienstältester Soldat und zeitweilig erster militärischer Berater meines Kaisers und Königs halte ich es für meine Pflicht, im Namen der alten deutschen Armee an Sie, Herr Generalissimus, als den obersten Vertreter der Armeen der a. u. a. Mächte diese Zeilen zu richten und Sie zu bitten, dafür einzutreten, daß von der Forderung der Auslieferung S. M. des Kaisers Abstand genommen wird. Als höchster Führer einer Armee, die Jahrhunderte hindurch die Tradition echter soldatischer Ehre und ritterlicher Gesinnung als höchstes Gut gepflegt hat, werden Sie unsere Auffassung zu würdigen wissen. Um diese schmachlichste Erniedrigung von unserem Volke und unserem Namen fernzuhalten, bin ich bereit, jedes Opfer



die zugleich zwei Taten sind. Zunächst das Telegramm an den Reichspräsidenten, in dem er für alle Anordnungen und Handlungen der Obersten Heeresleitung seit dem 29. August 1916 die alleinige Verantwortung für sich in Anspruch nimmt, in dem er auch für alle mit der Kriegsführung zusammenhängenden Entschlüsse und Befehle des Kaisers sich schützend vor den Kaiser stellt, weil sie mit seinem ausdrücklichen Rat und unter seiner Verantwortung gefaßt seien, und das er zur

zu bringen. An Stelle meines kaiserlichen und königlichen Kriegsherrn stelle ich mich daher den a. u. a. Mächten mit meiner Person voll und ganz zur Verfügung. Ich bin überzeugt, daß jeder andere Offizier der alten Armee bereit ist, ein gleiches zu tun."

Noch einmal eine Tat, hoch erhaben über Pose und Geste, nicht nur durch die Schlichtheit dieser einfachen großen Persönlichkeit! Denn wer konnte damals mit irgendwelcher Sicherheit sagen, daß das Opfer germanischer Mannentreue nicht angenommen würde!

Und wie dies Dokument der Pflichterfüllung hier für eine schnell vergessende Zeit aufgezeichnet sein soll, so darf auch das andere der Niederlegung des Oberbefehls am 3. Juli wenigstens in seinen Hauptsätzen hier in diesen Blättern nicht fehlen, die von den Gedanken ausgingen, daß der Name Hindenburg für uns das Symbol der Brücke ist von stolzer Vergangenheit zu hel-

lerer Zukunft. „Ich gedenke bei meinem Scheiden vor allem bewegten Herzens der langen Jahre, in denen ich drei königlichen und kaiserlichen Kriegsherrn dienen durfte. Zeiten stiller, unermüdlicher Friedensarbeit, stolzen Aufstieges, großer Siege und zähen Ausharrens stehen mir dabei vor Augen. Ich gedenke dann aber auch mit tiefem Schmerz der traurigen Tage des Zusammenbruchs unseres Vaterlandes. Die hingebende Treue und das Vertrauen, mit denen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften neben mir standen, war mir ein Lichtblick in dieser namenlos schweren Zeit. Dafür gebührt Euch allen, darunter nicht zuletzt den Freiwilligenverbänden, die unentwegt die Wacht an der Ostfront hielten, mein unauslöschlicher Dank.

Mit diesem Dank verbinde ich aber noch eine Bitte für die Zukunft:

Wie der einzelne bei sich über die Ereignisse der letzten Tage denkt, ist seine Sache. Für sein Handeln darf es nur eine Richtschnur geben, das Wohl des Vaterlandes. Noch steht unser Volkstum in schwerer Gefahr. Die Möglichkeit, die innere Ruhe zu wahren und zu nutzbringender Arbeit zu gelangen, hängt wesentlich von der Festigkeit unserer Wehrmacht ab. Diese Festigkeit zu erhalten, ist daher unsere erste Pflicht. Die persönlichen Anschauungen, so schwer es Euch auch fallen mag, müssen zurückgestellt werden. Nur durch solche einmütige Arbeit kann es mit Gottes Hilfe gelingen, unser armes deutsches Vaterland aus tiefster Erniedrigung wieder besseren Zeiten entgegenzuführen."

Die letzten Sätze haben dann die unverbrüchliche Richtschnur für des Feldmarschalls, als des höchstgestellten Vaterlandsfreundes, politisches Verhalten und Tun gebildet: trotz allen Versuchungen von rechts und links nicht ein Parteimann zu werden, seinen großen Namen nicht im Parteigezänk niedriger hängen zu lassen, sondern eben der vorbildliche Deutsche zu bleiben, an dem sich das ganze Volk dauernd aufrichten kann, soweit es deutsch empfindet, so lange er uns erhalten bleibt und erst recht, wenn dieses große Leben seinen irdischen Abschluß gefunden haben wird. Daß wir große Vorbilder in dieser kleinen Zeit brauchen, wird von allen Seiten, allen Parteien anerkannt. Hindenburg bietet allen ein solches Vorbild, auch



Hindenburg-Büste.

Von Professor Ludwig Mangel.

deshalb, weil er über den Parteien steht. Staatsmännischer, politischer Führer kann er uns in seinem hohen Greisenalter nicht mehr werden, Erzieher unseres Geschlechts und der kommenden Geschlechter kann und soll er sein. Ein Sozialdemokrat, der den Feldmarschall im Felde aufsuchte, Anton Sendrich, schrieb mit bezug auf ihn: „Wir brauchen einen neuen Geist. Der allein wird uns unseren neuen Beruf erfüllen lassen: ‚Begrenzt zu bleiben nach außen und unbegrenzt im Innern‘. Dazu müssen wir aber als Reich bleiben, was wir sind. Friedensbereit gegenüber ehrlichen Nachbarn, starknackig gegen hinterlistige Einkreiser. Deutschland wartet auf den neuen deutschen Menschen. Das ist der götig Starke.“

Zwei Pfeiler der Deutschtieit.

Zwei Pfeiler der Deutschtieit — aus unserer Zeit
Ragen sie in die Unsterbtlichkeit:

Bismarck und Hindenburg.

Heil uns, daß wir die beiden gesehn
Hoch über unserem Leben stehn!

Das wird noch nach Jahrhundertreih'n
Unser Ruhm und der Neid unsrer Nachwelt sein!

Arthur Rehbein.





Der getreue Eckart.

Von

Paul Hindenberg.

Der Vormittag des 3. Juni 1919 in Hannover. Langsam fährt der Sonderzug in den Bahnhof ein, in welchem eine Ehrenwache rauschende Musikweisen erklingen läßt. Ernst betritt der Feldmarschall den Bahnsteig, Begrüßung durch den Kommandierenden General, Oberpräsidenten, Bürgermeister, nur mühsam ist ein schmaler Weg freizumachen durch die Menge zum blumengeschmückten Auto vor dem Bahnhofs. Weithin gefüllt ist der große Platz von Tausenden und Abertausenden, die Kopf an Kopf stundenlang geharrt hatten und nun in brausende Hochrufe ausbrechen beim Anblick des teuren Helden, der nach so vielem Freud- und Leidvollen in die Heimat zurückgekehrt ist. Die Fahnen der studentischen Verbindungen neigen sich, die Mützen und Taschentücher der Schüler und Schülerinnen der Volksschulen und höheren Lehranstalten, die in langen Linien die Straßen einsäumen, werden jubelnd beim Vorbeifahren geschwenkt — schöne, denkwürdige, unvergeßliche Stunde! Nahe dem neuen, stattlichen Heim, das die Bürgerschaft ihrem ruhmvollen Ehrenbürger gewidmet, haben ein Bataillon der Reichswehr und eine Eskadron des Königs-Ulanenregiments Aufstellung genommen. Das Spiel wird gerührt, Gewehre und Säbel flirren, die deutschen Waffen ehren noch einmal ihren, ehren unseren Hindenburg!

Kurz danach schmetternde Musikflänge, goldgestickte, farbenreiche Banner wehen in der Sommerluft, Sonnenlichter glitzern über Cerevise, Schärpen, Bänder, Schläger. Die Hannoverischen Studenten nahen, dem großen Sieger zu huldigen. Hatte er schon beim Empfang auf dem Bahnhof geäußert, daß die Zeiten wohl ernst seien, aber durchgekämpft werden müßten, daß es aber nicht deutsche Art sei, zu verzagen, und daß er auf eine bessere Zukunft hoffe, zu der jeder einzelne Deutsche helfen müsse, so betonte er auch jetzt wieder dem Sprecher gegenüber nach seinem innigen Dank: „Die Jugend ist es, die unser zerrüttetes Deutschland wieder aufrichten muß, in ihr ist noch der deutsche Geist lebendig. Wir wollen und werden es erreichen, daß unsere Feinde uns nicht verachten, sondern uns Achtung entgegenbringen müssen. Wir gehen mit Gott — denn Gott lebt noch — einer besseren Zukunft entgegen!“

Die erhoffte und wahrlich wohlverdiente Ruhe ward dem Feldmarschall nicht beschieden. Von den weitesten Kreisen unseres Vaterlandes ward er als der getreue Eckart betrachtet, an den man sich sehrend und erwartungsfroh wandte, um von ihm Rat und Tat zu erheischen. Und mit freudiger Willigkeit war er stets zur Stelle, tröstete, ermunterte, warnte in seiner ruhig-vornehmen, treu deutschen Weise.

Nachdem der Erpresser-Frieden unterzeichnet war, wandte sich der Feldmarschall mit einer innigen Abschiedskundgebung an die ihm bisher unterstellt gewesenen Truppen: „Soldaten! Ich habe mich seinerzeit der Regierung gegenüber dahin ausgesprochen, daß ich als Soldat den ehrenvollen Untergang einem schmähligen Frieden vorziehen muß. Diese Erklärung bin ich Euch schuldig. Nachdem ich schon früher meine Absicht kundgetan hatte, nach erfolgter Friedensentscheidung wieder in den Ruhestand zurückzutreten, lege ich nunmehr den Oberbefehl nieder. Ich gedenke bei meinem Scheiden vor allem bewegten Herzens der langen Jahre, in denen ich drei königlichen und kaiserlichen Kriegsherren dienen durfte. Zeiten stiller, unermüdlicher Friedensarbeit, stolzen Aufstieges, großer Siege und zähen Ausharrens stehen mir dabei vor Augen. Ich gedenke dann aber auch mit tiefem Schmerz der traurigen Tage des Zusammenbruchs unseres Vaterlandes. Die hingebende Treue und das Vertrauen, mit denen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften neben mir standen, war mir ein Lichtblick in dieser namenlos schweren Zeit. Dafür gebührt Euch allen, darunter nicht zuletzt den Freiwilligenverbänden, die unentwegt die Wacht an der Ostfront hielten, mein unauslöschlicher Dank. Mit diesem Dank verbinde ich aber noch eine Bitte für die Zukunft: Wie der einzelne bei sich über die Ereignisse der letzten Tage denkt, ist seine Sache. Für sein Handeln darf es aber nur eine Richtschnur geben, das Wohl des Vaterlandes. Noch steht unser Volkstamm in schwerer Gefahr. Die Möglichkeit, die innere Ruhe zu wahren und zu fruchtbringender Arbeit zu gelangen, hängt wesentlich von der Festigkeit unserer Wehrmacht ab. Diese Festigkeit zu erhalten, ist

daher unsere erste Pflicht. Die persönlichen Anschauungen, so schwer es Euch auch fallen mag, müssen zurückgestellt werden. Nur durch solche einmütige Arbeit kann es mit Gottes Hilfe gelingen, unser armes deutsches Vaterland aus tiefster Erniedrigung wieder besseren Zeiten entgegenzuführen. Lebt wohl, ich werde Euch nie vergessen.
Hindenburg.“

Das waren würdige, von tiefer Sorge um das teure Vaterland durchwehte Worte, die überall das wärmste Echo weckten. Ebenso jene kurz danach an den Reichspräsidenten gerichtete Erklärung, mit der sich Hindenburg vor den Kaiser stellte: daß er seit dem 29. August 1916 für alle Anordnungen und Handlungen der Obersten Heeresleitung die alleinige Verantwortung trage, ebenso wie seit jenem Tage alle mit der Kriegsführung zusammenhängenden Entschlüsse und Befehle des Kaisers auf seinen ausdrücklichen Rat und unter seiner vollen Verantwortung gefaßt und erlassen worden sind. Und ebenso ritterlich wie für den Kaiser trat Hindenburg für den vielfach angegriffenen und angefeindeten Ludendorff ein, bemerkend, daß er allein für alle Entschlüsse der Obersten Heeresleitung die volle Ver-



Frau von Hindenburg mit ihrer Tochter und Enkelin.

Elisabeth Berlin.



Hindenburg hält die Taufrede beim Stapellauf des Dampfers „Hindenburg“.

Aufnahme von Gustav Dahn, Wegebad.

antwortung trage: „General Ludendorff hat stets im Einverständnis mit mir gehandelt. Wer ihn trifft, trifft also mich!“

Die beiden Helden, die treu Schulter an Schulter so viele Monate im Felde gestanden und das Höchste vollbracht hatten, was je Heerführer getan, sie trafen Mitte November in Berlin zusammen, um dem sogenannten Untersuchungsausschuß, der über die Schuld am Kriege seine Entscheidungen treffen sollte, Rede und Antwort zu stehen. Da zeigte sich hell, wie tief auch in den Herzen der Berliner Bevölkerung die Liebe und Verehrung für den Feldmarschall und seinen Waffengefährten wurzelten. Ebenso wie bei der Ankunft, wurden sie überall, wo sie sich zeigten, begeistert gefeiert und umbrausten sie gewaltige Kundgebungen, die auch ihren Eindruck auf die Fernerstehenden nicht verfehlten. Einem Freunde gegenüber äußerte sich Hindenburg: „Trotz allem und allem glaube ich, daß Deutschland wieder emporkommen wird, wenn es aus dem Kriege lernte. Ein Volk von so großer Vergangenheit muß eine erträgliche Zukunft haben. Ein Volk, das so Ungeheures geleistet hat, bis es innerlich zermürbt wurde, kann nicht untergehen. Wenn die Selbstzerfleischung in jeglicher Gestalt rechtzeitig aufhört, wenn Arbeit und Ordnung, wenn nationales Empfinden wiederkehren, dann werden wir uns von der Katastrophe erholen. Wir müssen an die Männer denken, die draußen vor dem Feinde den Heldentod starben, ihnen müssen wir es beim inneren Aufbau des Vaterlandes gleich tun in Treue und Hingebung an die gemeinsame Sache, dann wird es gehen. Bis zu meinem letzten Atemzuge wird die Wiedergeburt Deutschlands meine einzige Sorge, der Inhalt meines Bangens und Betens sein!“



Stapellauf des Dampfers „Hindenburg“.

Aufnahme von Gust. Dahn, Wegebad.

In dankbarer Treue gedachte der Feldmarschall überall, wo sich nur Gelegenheit dazu bot, seiner einstigen Mitkämpfer und war bemüht, für deren Wohl einzutreten, so für die Reichswehrstände, für Kriegsgefangene, für die Versorgungslazarette, für Wohlfahrtsanstalten, in denen Kriegsbeschädigte Unterkunft fanden. Als die Abstimmungen in den Grenzbezirken nahten, da richtete er eindringliche Worte an die Oberschlesier und Ostpreußen, immer wieder ermahnte er die Jugend, der großen deutschen Vorbilder zu gedenken, alle Kräfte anzuspornen, um die wichtigen Aufgaben zu erfüllen, Gottesfurcht, Treue, Würde und Ehrlichkeit hochzuhalten, dann werden wir auch wieder Männer haben, die bereit sind, ihr Leben fürs Vaterland einzusetzen. Das rief er auch im September 1920 all denen zu, die ihm in der alten Havelstadt Brandenburg huldigten, als er

dort feierlich im ehrwürdigen Dom als Domherr zum erstenmal dem Generalkapitel beiwohnte. Abends brachte man ihm einen Fackelzug dar, und es war ein erhebendes Bild, den greisen Feldmarschall im rotschimmernden Licht hochaufgerichtet zu sehen, wie er am Domfenster der Dechanei stand und, als tiefste Ruhe eingetreten war, die Tausende ermahnte, mit allen Kräften dem Vaterlande zu dienen.

Ein festlicher Tag war es für Bremen, als dort am 8. Februar 1921 Hindenburg, von Ludendorff begleitet, dem Stapellauf des seinen Namen tragenden, auf der Hugo Stinnes'schen Werft erbauten Dampfers beiwohnte. Ungeheuer war das Menschengedränge vor dem Werfteingang und auch die Feierabend machende Arbeiterschaft blieb mit wenigen Ausnahmen auf dem Platz, Hindenburg und Ludendorff freudig begrüßend. In der Taufrede wies der Feldmarschall darauf hin, daß bei allem Ernst der Lage der Stapellauf des Schiffes einen tröstlichen Beweis dafür abgebe, daß die echte Entschlossenheit zum Wiederaufbau im deutschen Volke vorhanden sei, und gab dann der Hoffnung Ausdruck, daß das neue Schiff ein Band zwischen den Völkern knüpfen möge, das die Menschheit einander näher bringe: „Das ist der treue Wunsch eines



Zimmer in Villa Hindenburg in Hannover.

Nach einer Aufnahme von F. Dreier, Photograph, Hannover.

alten Soldaten, der die Schrecknisse des Krieges kennt und deshalb die Wohltaten eines ehrlichen Friedens doppelt hoch hält. Darum gebe ich Dir meinen Namen, Du herrliches Werkzeug friedlichen Verkehrs. Du sollst Hindenburg heißen!"

Auch in Bremen war es wiederum die Jugend, die dem Helden begeistert und begeisternd ihre Liebe zum Ausdruck brachte. Die Schulen hatten frei und Knaben wie Mädchen kannten nur das eine Ziel: Hindenburg zu sehen und ihm zuzujubeln. Auf die Ansprache eines jugendlichen Redners erwiderte Hindenburg nach seinem herzlichen Dank: „Meine Verdienste sind gering, ich habe nur meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Wenn es unter Gottes Segen anfänglich gut gegangen ist, so danken wir es außer der Gnade Gottes der Gnade meines Kaisers und meinem Freunde und Helfer General Ludendorff, der hier neben mir steht, und ferner unserm treuen Heere, das bis zum letzten Atemzuge seine Pflicht getan hat, bis ein Teil des Heeres auf Irrwege kam, das waren aber nicht die Helden von Tannenberg und von der Somme, sondern andere Elemente. Wir wollen den Mut nicht sinken lassen. Ich sehe, daß der nationale Geist noch nicht eingeschlafen ist, er wird uns den besseren Zeiten entgegenführen. Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. Und nun vorwärts mit Gott, der uns nicht verlassen wird.“

Es war ein wundervolles festliches Bild, als sich Hindenburg zu Fuß über den mit zahllosen Fahnen geschmückten Marktplatz zum Empfang in der Handelskammer begab, durch die dichtgedrängte Menge, die ihn mit frohen Zurufen und Tücherschwenken begrüßte, zur Rechten und Linken kleine Mädchen mit duftenden Blumen Spenden. In herzlicher Weise würdigte der Präses der Handelskammer die Verdienste Hindenburgs um unser Vaterland, und dieser entgegnete, daß er nur seine Pflicht getan, und daß das übrige in Gottes Hand gestanden habe. Er sei fest überzeugt, daß das deutsche Volk sich wieder emporringen würde, und er betonte, wie außerordentlich wohl ihm der überaus herzliche Empfang getan habe, der ihm überall in Bremen zuteil geworden sei. Ob es ihm, dem Generalfeldmarschall, noch vergönnt sein werde, den Aufstieg zu erleben, das stehe in Gottes Hand. Aber er zweifle keinen Augenblick daran, daß wir schon jetzt wieder auf der aufsteigenden Linie seien. Auf diesem schweren Wege des Emporarbeitens seien die Hansestädte und die hanseatische Kaufmannschaft in erster Linie nötig, und er habe die feste Zuversicht, daß der alte hanseatische Geist sich wie bisher stets betätigen werde.

Das gleiche Jahr sollte in seinem wechselnden Verlaufe leider auch schwere Tage für unseren Feldmarschall bringen. Am 11. April war in Haus Doorn Kaiserin Auguste Viktoria nach längerer Krankheit sanft entschlafen, tief betrauert von all denen, die ihr unermüdliches, liebevolles Wirken für ihre Familie und das Volk kennen und würdigen gelernt hatten. In Freud und Leid hatte sie dem Kaiser stets treu zur Seite gestanden und hatte namentlich während



Hindenburg verläßt nach der Beisetzung der Kaiserin die Ruhestätte derselben.

Phot. W. Niederaßtroth, Potsdam.



Hindenburg nimmt Blumen Spenden des Oldenburger Kindergartens entgegen.

Nach einer Aufnahme von Gustav Zahl.

der Kriegszeit eine rastlose Tätigkeit entfaltet, um das Los der Kriegsbeschädigten, der Verwaisten, der Bedrängten und Sorgenfüllten zu lindern, wo und wie es nur ging. Des Vaterlandes Not und auch jene der eigenen Familie lastete schwer auf ihrem kranken Herzen, aber trotzdem hielt sie bei dem von so bitterem Schicksal betroffenen Gemahl in edelster weiblicher Pflichterfüllung aus, bis ihr der Todesengel nahte. Zur Beisetzung am 19. April erschien Hindenburg, der an der Seite Ludendorffs hinter den Söhnen des Kaisers im Trauergesolge schritt, welch' letzteres sich langsam und feierlich unter den knospenden Bäumen des Parkes des Neuen Palais zu dem Antiken Tempel bewegte, in welchem die tote Kaiserin ihre letzte Ruhestätte fand.

Wenige Wochen später erfüllte tiefste Trauer das Heim des Feldmarschalls in Hannover, denn am 13. Mai starb dort seine Gattin, die sich wegen eines inneren Leidens einer Operation hatte unterziehen müssen, die keine Heilung gebracht. Auch sie eine echte deutsche, tief und warm empfindende Frau, die den gütigen Mittelpunkt des vorbildlichen Familienlebens bildete und darüber hinaus, der Kaiserin nacheifernd, immer bemüht war, Gutes zu stiften und eine rege Liebestätigkeit zu entfalten. Von dem ersten Tage ihrer Ehe an suchte sie dem geliebten Manne alles fern zu halten, was ihn in Erfüllung seines militärischen Berufes stören konnte; die beste Frau, war sie auch die beste Mutter, und wenn sie während des Krieges von berechtigtem Stolze erfüllt war auf die Ruhmestaten ihres Gatten, so kehrte sie nie dieselben hervor, sie stand ihm, wie in den glückerfüllten Jahren, auch in der Zeit nach dem Zusammenbruch treu sorgend zur Seite, ein Gedenken hinterlassend, das nimmer verlöschen wird. Wieviel Liebe und Verehrung man ihr in Hannover und weit darüber hinaus gezollt, das bewies ihre fünf Tage nach ihrem Hinscheiden erfolgte Beisetzung, an der Tausende teilnahmen. Mit umflorten Fahnen schritten die Kriegervereine dem Zuge voraus, zahlreiche Offiziere und Waffengefährten Hindenburgs, Studenten und Schüler säumten zu beiden Seiten die Straßen ein und Kinder der Kriegshilfe streuten der Entschlafenen Blumen auf den letzten Weg.

Einen Trost für den so schweren Verlust mußten dem Feldmarschall die vielen, vielen Beweise der Liebe und Verehrung sein, die man ihm in dieser harten Prüfungszeit widmete. Er bildete und bildet eben den Hort des Vertrauens in all den Drangsalen der grausamen Gegenwart mit ihren Kümernissen und Enttäuschungen, immer wieder wollte man von ihm Worte des Trostes und der Ermunterung hören, und er fand sie aus seiner starken deutschen mitfühlenden und mitsorgenden Seele heraus. So auch bei der 25. Jahrfeier des Kyffhäuserdenkmals am 19. Juni, das ein Vierteljahrhundert vorher in Gegenwart des Kaisers feierlich eingeweiht worden war. Wie damals hatten sich auch jetzt wieder viele Tausende der Mitglieder unserer Kriegervereine eingefunden mit über 700 Fahnen, die sich huldigend senkten, als mit den übrigen Ehrengästen auch der Ehrenpräsident des Kyffhäuserbundes erschien,



Studentische Huldigung für Hindenburg in München.

Phot. M. Dbergäßner, München.

der greise Feldmarschall, der in seiner Ansprache betonte, daß die vorher gehaltenen Reden und die ganze Feier Gewähr für den „Kyffhäusergeist“ bilden, der feste Wurzeln unter den Kriegervereinen des Reiches gefaßt hat und sich auch künftig bewähren wird zum Wohle des Vaterlandes: „Es ist kein Fest der Freude, das wir heute begehen. Vor 25 Jahren schauten die um ihren Kaiser gescharten Veteranen von 1870/71 mit Genugtuung auf die Vollendung dieses herrlichen Denkmals, das sie errichtet hatten. Deutschland stand auf dem Höhepunkt seines Ansehens, und die Veteranen waren stolz darauf, daß sie an der Schaffung der Größe des Vaterlandes hatten mittun dürfen. Heute erinnert uns das Denkmal an den tiefsten Fall unseres Volkes, an alles das, was wir verloren haben. Das Denkmal mahnt uns aber auch daran, daß wir trotzdem nicht verzweifeln dürfen, sondern in Treue, mit festem Glauben an die Zukunft Deutschlands und in ernster Pflichterfüllung, ein jeder in seinem Berufe, an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes mitarbeiten müssen. Solcher Gesinnung Wahrzeichen



Dom Domherrnfest in Brandenburg a/h.: Die Domherren, an ihrer Spitze Hindenburg und Fürst von Bülow (rechts), verlassen den Dom.

Aufnahme von R. Sennede, Berlin.

soll das Kyffhäuserdenkmal immerdar sein, und als seine Hüter, als die Herolde solch vaterländischen Denkens sind die deutschen Kriegervereine berufen! Möge ein jeder der vielen Tausende der heutigen ernstesten Versammlung diese Erkenntnis von hier nach Hause und in seine Familie tragen! Möge der Anblick des Denkmals jeden seiner Besucher zu vaterländischer Empfindung anregen! Zum Kyffhäuserbunde, zu seinen Landesverbänden und seinen vielen Tausenden von Vereinen aber habe ich das Vertrauen, daß sie ihren Bund stets zum Mittelpunkte treuen deutschen Denkens und Handelns machen werden. Möge er in solcher Arbeit und Gesinnung dem ganzen Volke voranleuchten und dem Vaterlande Heil und Segen bringen! Und darum lassen Sie uns an dieser geweihten Stätte und am heutigen Gedächtnistage gemeinsam einstimmen in den Ruf: Der Kyffhäuserbund soll leben — Hurra!"

Mit brausender Begeisterung wurde



Hindenburg besichtigt die Traditions-Kompagnie des 3. Garde-Regiments 3. S. in Potsdam.

Aufnahme von Carl Schatzmann, Potsdam.

das Hoch aufgenommen und eine Drahtung an Kaiser Wilhelm nach Haus Doorn gesandt, die an die Mahnung des Kaisers bei der Einweihungsfeier des Denkmals anknüpfte, Deutschlands Ehre und Wohlfahrt stets höher zu stellen als alles irdische Gut.

Im Herbst des Jahres weilte Hindenburg zur Einweihung des Denkmals seines 91er Regiments, dessen Oberst er einst gewesen und dem er stets seine treue Anhänglichkeit erhalten, in Oldenburg. Diese Septembertage waren eine Feier für die festlich geschmückte Stadt, deren Bevölkerung in rührender Weise zeigte, wie sehr sie ihren einstigen Mitbewohner und Ehrenbürger liebte. Mit freudigen Zurufen, mit Hurras und Blumen wurde der hochwillkommene Gast bei seiner Ankunft begrüßt, Vereine und Schulen bildeten auf den Straßen, durch die er fuhr, Spalier, es war ein Volksfest im schönsten Sinne des Wortes. Reich war das

Programm des dreitägigen Festes, das am 16. September mit einer Festszung im Rathaus begann, dem am Abend ein großer Zapfenstreich auf dem Marktplatz folgte, mit einem schier endlosen Fackelzuge der verschiedenen militärischen Vereinigungen. Auf das Gelöbniß eines Redners, die deutsche Treue dem Vaterlande bis zum letzten Atemzuge zu halten, erwiderte Hindenburg: „Ich danke Ihnen für die mir durch den Fackelzug dargebrachte Ehrung. Wir haben gemeinsam Jahre hindurch Schulter an Schulter gestanden in schwerer Zeit. Vieles ist uns genommen, was uns nicht ersetzt werden kann; aber eins ist uns geblieben: unser liebes deutsches Vaterland. An diesem wollen wir hängen mit der starken Liebe unseres Herzens, und ihm wieder aufhelfen, damit es wieder die alte achtunggebietende Stellung unter den Völkern erlangt. Das ist nur möglich, wenn wir einig sind und frei von allem kläglichen Parteihader und die alte deutsche Ehre, die deutsche Würde und deutsche Arbeitsamkeit unsere Herzen erfüllen.“

Leuchtende Sommersonne beschien die Weihe des Denkmals, das dem Gedächtnis der Gefallenen errichtet ward: ein trotziger Löwe in voller Wucht als Sinnbild der Kraft und des Widerstandes gegen alles Fremde und Feindliche.



Im Garten der Villa Hindenburg.

Aufnahme von F. Dreier, Photograph, Hannover.



Der Feldmarschall auf der Jagd in Ober-Bayern.

Phot. Kester & Co., München.

Vor dieses Denkmal trat der Feldmarschall und sprach: „Das Denkmal ist errichtet zum ehren- den Andenken unserer Kameraden. Es mahnt aber auch die Überlebenden, unseren teuren Ge- fallenen nachzueifern, es verpflichtet uns, die alten, guten Soldatentugenden, wie sie schon un- sere Vorfahren gepflegt haben, auch weiterhin zu ehren. Ohne sie können wir nicht bestehen. Das Ehrenzeichen mahnt vor allem unsere Jugend, sich der Väter würdig zu erweisen und ihnen nachzueifern. Ein Volk, das seine Helden ehrt, ehrt sich selbst. Die Soldaten aber sind Söhne des Vaterlandes. Sie haben sich ehrenvoll aufgeopfert für des Vaterlandes Schutz und Ehre. Darum haben wir alten 91er es so angenehm empfunden, daß die Oldenburger Bevölkerung so lebhaft An- teil genommen hat an unserer Regimentsfeier. Als ältester 91er danke ich allen, sowohl denen aus der Stadt als auch aus dem Lande und dem ganzen Großherzogtum, daß sie unser Fest durch ihre rege Anteilnahme verschönt haben. Mögen die letzten Feiertage dazu beitragen, daß das Ge- fühl der Zusammengehörigkeit und Einigkeit, ohne die wir nicht bestehen können, immer noch fester und inniger werde. Und nun zum Schluß: Auf Wiedersehen!“

Auch nach dieser erhebenden Feier war die wohlverdiente Ruhe dem Feldmarschall nicht beschieden, immer wieder hat man ihn um seine Anwesenheit, wollte man ihm die Hand drücken, wollte man seinen Worten lauschen. Und der bald fünfundsiebzigjährige entsprach, so weit es möglich war, diesen Bitten aus dem Drange heißer Vaterlandsliebe heraus. Anfang März weilte er in Potsdam zum Johannitertage und sah auch hier alte Waffengefährten und Kriegsfreunde um sich, die einst seinem dritten Garde- regiment, in das er bekanntlich als junger Offizier eingetreten, angehört. Aber auch die Jugend war vertreten, eine Kompanie in kriegsmäßiger Ausrüstung war zur Stelle, ihre Haltung be- wies, daß wir noch eine waffenstarke und waffenfrohe Jugend haben, die uns eine Gewähr für die Zukunft unseres teuren Vaterlandes bildet.

Zu gewaltigen, tief eindringlichen Huldigungen für den greisen Feldmarschall gestaltete sich sein im August 1922 München abgestatteter Besuch gelegentlich eines sich anschließenden längeren Aufenthaltes in Ober-Bayern. In dem Symbol Hindenburg, ward damals von berufener Seite ausgedrückt, einigt sich die Nation, einigen sich Stämme und Länder. Die Huldigung, der aufrichtige Dank und die herzliche Verehrung, welche die bayerische Hauptstadt dem greisen Feldherrn entgegenbrachte in feierlicher Stimmung, kommt aus dem großen deutschen Zusammengehörigkeitsgedanken; sie ist ein ernstes Bekenntnis zum großen deutschen Vaterland. Wie einst bei den Besuchen Bismarcks in München dieses deutsche Zusammengehörigkeits- gefühl gerade in Bayern jedesmal wieder elementar zum Ausdruck gelangte, so auch dieses Mal, als Hindenburg unter den Münchenern weilte, deren freudige Kundgebungen auch solche zum deutschen Bekenntnis, zur stolzen Erinnerung für das Reich, wie es in seiner Größe war, wurden.

Am Abend des 20. August erfolgte die Ankunft Hindenburgs, der die Reise von Hannover aus in einem Salonwagen zurückgelegt hatte. Zu seinem Empfange hatten sich Regierungspräsident von Kahr, General Ludendorff und andere bekannte Persönlichkeiten eingefunden, die Hindenburg herzlich begrüßte, wie auch ihm, als er den Königsbau verließ und auf den Bahnhofplatz hinaus trat, um das Auto zu besteigen, stürmische Hoch- und Hurrarufe entgegen schollen, da sich schnell die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet hatte. Und diese Huldigungen setzten sich am folgenden Montag in stets steigendem Maße fort. Schnell hatte sich die Stadt, über der sich ein sonnendurchfluteter, blauer Herbsthimmel ausspannte, mit Fahnen und Bannern geschmückt, unter denen sich das Schwarz-Weiß-Rot mit dem Blau-Weiß eng verband. Um die zehnte Morgenstunde setzte eine wahre Völkerwanderung nach der Ludwigstraße und zum Hofgarten ein, da dort Hindenburg erwartet wurde, der vorher in der Frauenkirche in der Gruft des Königspaars nach kurzem Gebet einen Kranz niedergelegt hatte. Auch vor der Kirche hatte sich schon eine größere Menschenmenge angesammelt, die ihn freudig begrüßte; ein Münchener Bub



Hindenburgs Empfang durch die Generalität vor dem Denkmal Otto von Wittelsbachs in München.

Phot. Hans Möfler, München.

in bayerischer Tracht sprang auf das Trittbrett des Wagens und überreichte dem Feldmarschall einen Strauß Alpenrosen, die jener mit sichtlicher Freude entgegennahm.

Von dem Gotteshause ging der Weg zum Künstlerhause, in welchem sich die Chargierten sämtlicher Münchener Studentenkorporationen in vollem Wids mit Fahnen versammelt hatten. Doktor Stumpf begrüßte als Leiter des deutschen Hochschulringes Hindenburg aufs herzlichste im Kreise der in vaterländischer Arbeit wehrhaft gesinnten Studentenschaft Münchens und dankte ihm, daß er der akademischen Jugend diese unvergeßliche Stunde gewidmet habe. Eindringlich schloß er mit dem Gelöbniß: „Eingedenk der aus großen Zeiten auf uns überkommenen Pflicht, unerschütterlich festhaltend an der alten deutschen Treue und durchdrungen von wehrhaftem Geist, geloben wir feierlichst, bis zum letzten Atemzuge die deutsche Ehre als heiligstes Gut in uns und unserem Volke zu wahren. Auf sie gründen wir des Vaterlandes Zukunft! Gott schütze unseres Reiches Ehre!“ Während sich die Fahnen grüßend neigten, erwiderte Hindenburg, wie sehr er sich freue, so viele junge Männer hier zu sehen, die wehrhaft sein wollen, um, wenn es nottut, mit Leib und Leben einzutreten für des Vaterlandes Ehre, eingedenk des Dichterwortes:



Dorbeimarsch vor Hindenburg am Kyffhäuser-Tage.

Phot. G. Riebidz, Berlin

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.“ „Gedenken wir in dieser Stunde unseres teuren Vaterlandes, schaffen wir ihm Einigkeit! Sorgen wir dafür, daß die alte deutsche Treue, die alte deutsche Würde und Arbeitsamkeit bei uns wiederkehrt, damit das Vaterland wieder aufsteigen kann aus Elend und Schmach. Unser teures deutsches Vaterland, Hurra!“ Mit den hallenden Hurrarufen mischten sich die helltönenden Schlägerwirbel, und stolz leuchteten die jugendlichen Augen, als nun der Feldmarschall lang-

sam an den Reihen der Studenten vorüberschritt, um dann wieder seinen Wagen zu besteigen, zur Erledigung verschiedener Besuche, so beim Kronprinzen Rupprecht, beim Prinzen Leopold und Generaloberst Grafen Bothmer. Dann ging's in die Akademiestraße, wo die Truppen der Reichswehr des Standorts München mit dem Divisionsstab und Infanterieschülern aufgestellt waren. General von Möhl begrüßte Hindenburg, der mit ihm unter den Klängen des bayerischen Präsentiermarsches die Front abschritt und dann eine Parade über die Truppen abnahm.

An diese kurze militärische Begrüßung schloß sich die eigentliche offizielle im Hofgarten und Armee-Museum. In dem schönen Park, der im farbigen Naturschmucke des Herbstes prangte, hatte sich eine dichte Menschenmenge zusammengefunden, nach vielen Tausenden zählend. Längs der Residenz standen die Münchener Veteranen- und Kriegervereine mit ihren Fahnen, während das Spalier zum Armee-Museum der Deutschnationale Jugendbund und der Jungbayerbund bildeten, die Mädcheln in hellen Kleidchen und mit Blumensträußen. Einen ungemein malerischen Anblick gewährte die breite Treppe des Armee-Museums mit den Abordnungen der studentischen Verbindungen, mit zahlreichen Offizieren in Uniform, mit Abordnungen der Universität und Künstlerschaft sowie anderer wissenschaftlicher Vereinigungen. In der Mitte des Hofgartens war vom Dianatempel bis zum Armee-Museum eine breite Fahngasse gebildet, durch die um die zwölfte Mittagsstunde Hindenburg in Generalsuniform weit ausschreitend, aufrecht in stramm militärischer Haltung schritt, inmitten stürmischer Hochrufe. Vor dem Denkmal Otto von Wittelsbachs hatte sich die Generalität versammelt, hier sah man auch die Prinzen Alfons, Ludwig-Ferdinand und Adalbert sowie den greisen Feldmarschall Prinzen Leopold. An ihre Begrüßung schloß sich jene der vor dem Museum versammelten Minister und Staatsräte, an ihrer Spitze Graf Lerchenfeld. In der Ehrenhalle im ersten Stockwerk empfing Kronprinz Rupprecht, im Kreise der Generale und Offiziere, Hindenburg mit herzlichem Handschlag, an ihn eine kurze Ansprache richtend: „Ich begrüße Sie in diesen Hallen, die bestimmt waren, die Ruhmeszeichen der Bayerischen Armee aufzunehmen. Mit Wehmut erblicken wir hier die alten Fahnen, die uns zu den vielen Kriegen, zuletzt im Weltkriege, voranslatterten. Ich entbiete Ihnen, Herr Generalfeldmarschall, meinen Gruß als Oberbefehlshaber der Bayerischen Truppen und als Führer einer Heeresgruppe im Weltkriege. Es war zur Zeit der größten Bedrängnis in der Sommeschlacht, als Ew. Exzellenz an die Spitze der Heeresleitung berufen wurden. Mit aufrichtiger Freude wurde damals diese Kunde begrüßt. Wir kannten Ew. Exzellenz als den Sieger von



Hindenburg und Reichswehrminister Dr. Geßler
in Döberitz.

Phot. H. Wolter, Berlin.

Tannenberg, und das volle Vertrauen, das die Armee Ihnen entgegenbrachte, ist für und für unvermindert geblieben. Kein Feldherr aller Zeiten ist, solange die Weltgeschichte geschrieben ward, vor eine so schwere Aufgabe gestellt worden. Daß sie nicht gelöst werden konnte, lag an anderen Umständen; ich spreche hier lediglich als Soldat, ich spreche für die Bayerischen Truppen, und weiß, daß alle, die in ihren Reihen gekämpft haben, mit mir vom gleichen Gefühl der Dankbarkeit beseelt sind für Ew. Exzellenz. Als Zeichen dieser Dankbarkeit bitte ich mit mir zu rufen: „Seine Exzellenz Generalfeldmarschall von Hindenburg, der verdiente oberste Leiter des Deutschen Heeres, er lebe hoch!“ Das Deutschlandlied, von der vieltausendköpfigen Menge draußen begeistert gesungen und von den Ehrengästen in der Kuppelhalle aufgenommen, bildete den würdigen Schluß der innigen Dankesworte des Bayerischen Kronprinzen.

Dann richtete Generaloberst Graf Bothmer im Namen der Angehörigen der alten Bayerischen Armee warme Worte des Grußes und Dankes an den Feldmarschall, der den sehnlichsten Wunsch so vieler erfüllt

habe, ihn in Bayern begrüßen zu können. Nachdem er ausgeführt, daß es hier nicht der Ort sei, die unsterblichen Verdienste zu preisen, die sich der Feldmarschall um unser deutsches Vaterland erworben, indem er dessen Heere von Sieg zu Sieg führte, hob er hervor, daß der innige Willkommengruß nicht nur dem ruhmgekrönten Feldherrn gelte, sondern vor allem dem treuen Kameraden, der, ein Vorbild aller militärischen Tugenden, auch dann noch mutig ausharrte, als heimtückischer Verrat das nie besiegte Heer rücklings zu Boden warf. Der laute Jubel, der dem Feldmarschall überall entgegen schlägt, bildet den Beweis, wie unvergessen hier im Süden des Reiches die Großtaten des Weltkrieges sind, und wie warm dem großen Heerführer die Herzen von jung und alt entgegen schlagen.

Voll tiefer Bewegung dankte Hindenburg, zu Häupten des in weißem Marmor gebildeten ruhenden Kriegers stehend, in schlichter, aber um so eindrucksvollerer Weise zunächst dem Kronprinzen Rupprecht und dann dem Grafen Bothmer für die ihn so ehrenden kameradschaftlichen Willkommensworte: „Wenn mir durch Gottes gnädige Sühnung Erfolge beschieden waren, so verdanke ich dies nicht zum wenigsten der Tapferkeit der mir anvertraut gewesenen Truppen. Ich werde nie vergessen, was die Bayerischen Korps unter Führung ihrer Prinzen und der Ihrigen, Herr Graf, geleistet haben. Ich stehe hier bewegten Herzens zu Häupten eines Denkmals, das ein Gedächtnis sein soll für die



Hindenburgs Ankunft in Bremerhaven, um den „Columbus“ zu besichtigen.

Phot. A-B-C, Berlin.

gefallenen tapferen Bayerischen Kameraden; ich blicke empor zu den ehrfurchtgebietenden Feldzeichen der einstigen Bayerischen Armee. Ich freue mich, unter meinen alten Kriegskameraden zu weilen, die zum Teil schon mit mir im Kriegsjahr 1870/71 um die Schaffung des Deutschen Reiches gekämpft und im zähen Ringen bis zum letzten Atemzuge ihre Pflicht und Schuldigkeit getan haben. Mit Wehmut gedenke ich all derer, die ihr Leben für Deutschland hingegeben haben, und ich hoffe zu Gott, daß das nicht vergebens gewesen sein soll. Wir wollen gemeinsam getrost vorwärtsblicken und jeder an seiner Stelle seine Schuldigkeit tun. Ich hoffe, daß da mit Gottes Hilfe wieder bessere Tage für Deutschland kommen werden, Tage der Einigkeit, Ehrbarkeit und Treue. Es ist mir ein Bedürfnis, alles, was ich in diesem Augenblick empfinde, zusammenzufassen in dem Rufe: „Das alte Bayerische Heer und seine Führer — Hurra!“ Die Abfahrt Hindenburgs glich einer einzigen, großen Huldigungsfahrt, kaum konnte der Wagen vorwärtsgelangen. Es war ein frohes Grüßen und Winken inmitten der stürmischen Hoch- und Hurrarufe, die Wacht am Rhein und das Deutschlandlied wurden begeistert angestimmt, alles war von tiefer Herzlichkeit durchdrungen, eine Volkstundgebung im schönsten Sinne des Wortes.

Der 2. Oktober des gleichen Jahres brachte die Feier des 75. Geburtstages des greisen Feldmarschalls, der sich ungeachtet seines mühevollen Lebens und der ebenso anstrengenden wie aufregenden Kriegsereignisse mit ihren oft so entscheidenden Entschlüssen seine eiserne Gesundheit bewahrt hatte. An jenem Tage ging es regsam her in dem sonst so ruhigen Heim Hindenburgs in Hannover, in welchem sich auch seine Kinder und Enkel eingefunden hatten. Der hannoversche Männergesangverein brachte ein Ständchen, Abordnungen der verschiedensten Vereine und Regimenter stellten sich mit innigen Glückwünschen und duftenden Blumengrüßen ein, ebenso die Vertreter der Hochschule. Eine Deputation von Einwohnern aus Oldenburg in ihren malerischen Landestrachten überbrachte auch diesmal, wie alljährlich, den üblichen Geburtstagschinken. In zwangloser Unterhaltung befanden sich die Versammelten in Hindenburgs Arbeitszimmer, und er bedankte sich immer wieder für die vielen Aufmerksamkeiten und Ehrungen: „Dreivierteljahrhundert ist eine schöne Spanne Zeit, in der man viel erlebt und die große Zeit eines Volkes gesehen hat, und diese große Zeit muß wiederkommen, Deutschland kann nicht immer in Schimpf und Schande bleiben! Auf die Freundschaft seiner Nachbarn darf man allerdings nicht vertrauen, sondern Deutschland muß sich selbst helfen, dann wird ihm auch Gott helfen. Große Männer müssen wiederkommen und Taten vollbracht werden, mit Redensarten ist noch keine Nation groß geworden!“

Jener 75. Geburtstag bedeutete nicht etwa einen Abschluß im Leben Hindenburgs, der sich, müde aller Ehrungen und damit verbundenen Aufregungen, nicht auf das sogenannte Altenteil zurückzog und seine Tage in stiller Muße verbrachte, o nein, auch fernerhin hielt er es für seine Aufgabe und Pflicht, wo es möglich war, dem deutschen Volk ins Gewissen zu reden und es vor allem zur Einigkeit zu ermahnen. So auch bei der im Mai 1923 stattgefundenen Einweihung des zum Gedenken der Toten des 3. Garde-Regiments, dem bekanntlich einst Hindenburg angehörte, von ihren Kameraden gesetzten Denkmals in Döberitz, woran sich gleich die Einweihung des Denkmals für die Gefallenen des 5. Garde-Regiments in Spandau schloß. In der Weiherede wies Hindenburg auf das Denkmal hin und dessen Bären, das Symbol der Kraft, der Tapferkeit und Treue; aber dieser Bär ist tot und zusammengebrochen und deckt sterbend mit seinem Leibe die Fahne, das Symbol der Soldatentreue. Hindenburg gedachte dann des Kaisers, als des edlen Führers in dem fast übermenschlichen Ringen für die Ehre und den Bestand des Vaterlandes, sowie des Kronprinzen, der am selben Tage seinen Geburtstag hatte. Das Denkmal aber soll auch ein Wegweiser in die Zukunft sein, die dunkel vor uns liegt: „Vieles ist uns genommen, was uns alten Soldaten hoch und heilig war, eines aber ist uns geblieben, das Vaterland, und diesem wollen wir unser ganzes Leben weihen, eingedenk des alten Soldatenspruches: „In der Not bewährt sich die Treue!“



Nach Besichtigung einer Landschule in Ostpreußen.

Phot. Friz Kraußopf, Königsberg Pr.

In der ersten Aprilhälfte 1924 weilte Hindenburg in Bremerhaven, um den neuen, gewaltigen Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Columbus“ zu besichtigen, diesen abermaligen Triumph deutschen Unternehmungsgewistes und deutschen technischen Könnens. Schulen, vaterländische Jugendverbände und Gesangsvereine sowie eine dicht gedrängte Menschenmenge empfingen den Helden und brachten ihm stürmische Huldigungen dar. Hindenburg besichtigte eingehend diesen imposanten Goliath auf den Meeren, der für den Passagierdienst zwischen Deutschland und Amerika bestimmt ist, und sprach seine offene Bewunderung über das mächtige Schiff und dessen Einrichtungen aus.

Im selben Monat fand in Braunschweig gelegentlich der Fahnenweihe des Braunschweigischen Stahlhelms eine große nationale Kundgebung statt, bei welcher Hindenburg auf stürmisches Verlangen das Wort ergriff: „Meine lieben, alten Kriegskameraden! Ich stehe heute zum ersten Male in Ihrer Mitte als Ehrenmitglied Ihrer Vereinigung des Stahlhelms; ich freue mich dessen und bin stolz darüber, Euer Abzeichen auf meiner Brust zu tragen, denn ich weiß, was es bedeutet. Es bedeutet, daß in unserem Vaterlande jene Tugenden wiedergekehrt sind, die einst zum Siege geführt haben, und die uns mit Gottes Hilfe auch wieder zu Ehren kommen lassen werden. Ich meine: Die Treue, die Vaterlandsliebe und den Sinn für Zucht und Ordnung! Ich rufe Euch noch folgendes zu: Haltet treu zusammen, wie wir uns einst im Kampfe und Siege um unsere Fahne geschart haben, seid einig, laßt das Parteigezänk beiseite, das unserem teuren Vaterlande so unendlich viel Böses getan hat! Denkt nur an das Eine: an die Liebe zum Vaterlande, dann werdet Ihr wissen, was Ihr zu tun habt! Wir haben keine anderen Feinde, als die, die uns zertrümmern und vernichten wollen!“

Die erste Augusthälfte führte den Feldmarschall zur Heldenehrung auf den Kyffhäuser, empfangen von begeisterten Zurufen der unzähligen Tausende. Die vielen Vereine des Kyffhäuserbundes waren in großem Viereck aufgestellt, und tiefe Bewegung ging durch alle, als der greise Held im Auto anlangte, seine reckenhafte Figur auftauchte und ihn die Jubelrufe umwogten. Auf dem Marktplatz in Nordhausen erwiderte er auf die Ansprache des Oberbürgermeisters, er hoffe zuversichtlich, daß unser Volk über allen Parteihader hinweg doch wieder zu der uns notwendigen Einigkeit kommen werde und auch unserem Vaterlande wieder bessere Zeiten beschieden sein möchten.

Nachdem Hindenburg bereits im Laufe des Juni Ost- und Westpreußen besucht hatte, überall festlich empfangen, führte ihn im August sein Weg wiederum nach dem Osten, zur Gedenkfeier der zehnjährigen Wiederkehr der Schlacht von Tannenberg.

„Tannenberg! Bei deines Namens Klänge
 Schlägt uns höher heut das deutsche Herz,
 Und wie Dankbarkeit in Wort und Sange
 Steigt von tausend Lippen himmelwärts,
 Also soll auch in dem heißen Drange
 Deutscher Not nun unser tiefer Schmerz
 Sich in rechtes, unbeirrtes Handeln
 Für des Vaterlands Gesundung wandeln.
 Und daß alles Kleine, alles Nichtige
 Sich in solchem Handeln ganz verflüchtige
 Gib, o Gott, zu unserer Kräfte Regen
 Deinen Segen!“ —

Tiefe Dankbarkeit für Hindenburg und seine getreuen Helfer bei der Befreiung Ostpreußens von den russischen Scharen hatte jene Gedenkfeier der einst so schwer bedrängt gewesenen Provinz veranlaßt. Wie an Hindenburg, waren Einladungen auch an die übrigen Generale, die ihm vor zehn Jahren helfend zur Seite gestanden, ergangen, so an Ludendorff, von Mackensen, von François, von Conta, von Morgen, von Scholtz, Freiherr von der Goltz, von Below, von Schmettau, von Schmidtseck, von Dunker und andere, die freudig derselben gefolgt waren. Hindenburg hatte den Seeweg gewählt, und die Bewohner des Freistaates Danzig hatten es sich nicht nehmen lassen, ihn auf dieser Fahrt zu begrüßen, während der Dampfer in Zoppot angelegt hatte. Der Danziger Senat begab sich an Bord des Schiffes, ebenso die Abordnungen der zahlreichen Vereine und studentischen Verbindungen, die am Steg Aufstellung genommen hatten, eine Kapelle spielte den York'schen Marsch, buntes Leben herrschte auf dem Wasser, alle Schiffe und Yachten hatten Flaggenschmuck angelegt. Nach kurzem Aufenthalt ging es nach Pillau weiter, wo im Laufe des Nachmittags des 22. August Hindenburg anlangte, oben auf der Kommando-
 brücke stehend, ein Bild ernster Ruhe und bewußter Kraft. Als er das Land betrat, wo eine Ehrenkompanie Reichswehr Aufstellung genommen hatte, ebenso die verschiedenen Pillauer Vereine



Auf dem Schlachtfeld von Tannenberg (10 jährige Wiederkehr).

H. Kühlewindt, Kgl. Hofphot., Königsberg Pr.



Generalfeldmarschall von Madsen auf dem
Schlachtfeld von Tannenberg.
A. Kühlewindt, Kgl. Hofphot., Königsberg, Pr.

einem Jahrzehnt zu sprechen und auf die Befreiung von dem furchtbaren Druck durch Feldmarschall von Hindenburg und seine Mithelfer, neben Ludendorff Feldmarschall von Madsen und die Generale von François, von Scholtz, von Below: „Begeistere Du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht,“ rief einst vor 100 Jahren Gneisenau dem deutschen Volk in schwerster Zeit zu. Und dieses ist der Grundsatz, nach dem unsere Heerführer gelebt und gehandelt haben. Arbeit, Selbstzucht, Gehorsam, Schlichtheit, Opferfreudigkeit, das sind die Eigenschaften, die heute unserem Volke nottun, und die wir selbst lernen und lehren wollen. Es soll die Losung des heutigen Tages sein: Durch Pflicht zum Licht! — Wir müssen in hartem Ringen dem deutschen Volk den Rang wieder erringen, der ihm gebührt; dazu brauchen wir einen lebendigen Geist, der nicht durch Selbstzucht vergiftet ist, und stärken soll uns die Erinnerung an die Zeit vor zehn Jahren, das Gedächtnis des unvergleichlichen Heldenkampfes, der vier Jahre hindurch siegreich gegen die Übermacht der ganzen Welt geführt ist, und stärken soll uns endlich in diesem Kampfe der Gedanke, daß uns in großer Zeit Männer gegeben wurden, die die Befreiung Ostpreußens mit festem

und Schulen, ferner die Marinebehörden und Marine-soldaten, brachten ihm Ehrenjungfrauen die ersten Blumenangebinde dar, inmitten begeisterter Huldigungen.

Kurz nach sechs Uhr lief dann der Zug in den Bahnhof von Königsberg ein, empfangen von den bereits erschienenen Heerführern und von einer ungeheuren Volksmenge, die auch die Straßen bis zum Landeshause ein säumten. Reich geflaggt war die Stadt, deren Bevölkerung innigen Anteil nahm an den verschiedenen Feierlichkeiten und Festlichkeiten, welche die nächsten Tage in reicher Weise ausfüllten. Ihren Höhepunkt bildete die von der Provinz Ostpreußen am Sonnabend-Abend in den Räumen der Stadthalle veranstaltete Gedächtnisfeier, an der die Behörden durch ihre Spitzen vertreten waren. Einen freudigen Empfang bereitete man den erwähnten Heerführern, die in ihren Uniformen erschienen waren, und ein farbiges Bild bot das Podium dar, auf dem die Schüler der höheren, mittleren und Volksschulen Aufstellung genommen hatten. Das Gesurle und Gesumme der Unterhaltung verstummte plötzlich, als um die achte Stunde Hindenburg erschien, der freundschaftlich seine Waffenbrüder von Tannenberg begrüßte. Der Präsident des Provinziallandtages von Berg kam in seiner Rede auf die schlimmen Tage Ostpreußens vor



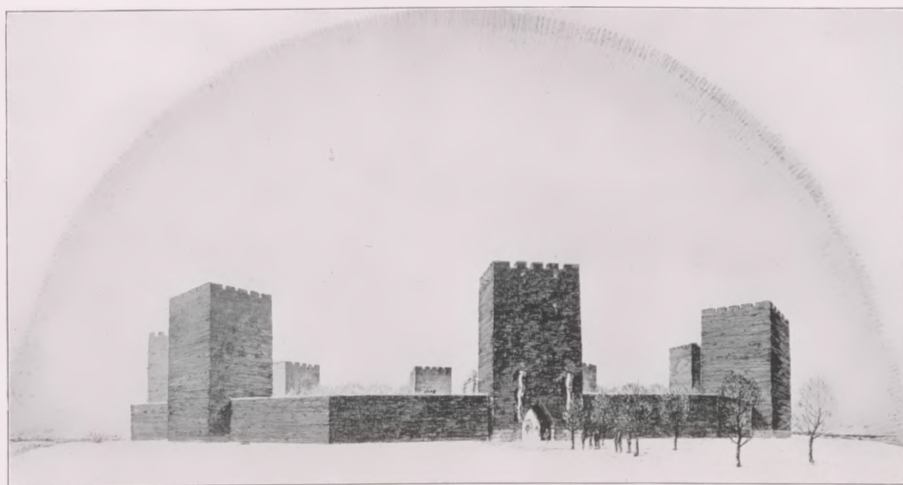
Hindenburg vor dem Denkmal der Gefallenen bei Tannenberg.
A. Kühlewindt, Kgl. Hofphot., Königsberg, Pr.

Entschluß und kühner Tat ausführten. So wollen wir uns trotz allem, was wir durchmachen müssen, den Blick in die Zukunft Deutschlands nicht trüben lassen; im deutschen Volke lebt und loht noch heute deutsche Entschlossenheit fort, und Ostpreußen soll und wird in erster Linie stehen. Ich schließe mit dem Rufe und dem Gebet, das heute sich aus der Brust jedes Deutschen ringt: Herr, mache uns frei!"

Als der Beifall verklungen war, den diese tiefempfundene Rede erweckt hatte, erhob sich Hindenburg und mit ihm die ganze Festversammlung. Laut und eindringlich erscholl die Stimme des Feldmarschalls in der sofort eingetretenen tiefen Ruhe: „Herzlichen Dank sage ich Ihnen namens aller Mitarbeiter an dem Siege bei Tannenberg für die freundlichen Worte, die Sie an mich gerichtet haben. Besonders für das treue Gedenken an unsere gefallenen Brüder. Wir Überlebenden haben nichts getan, wie unsere Pflicht und Schuldigkeit! Es war das alte, eiserne, preußische Pflichtgefühl. Möge dieses Pflichtgefühl uns auch in Zukunft leiten! Dann werden wir mit Gottes Hilfe einer besseren Zukunft entgegengehen! Das heilige Pflichtgefühl im deutschen Volke zu wecken und zu fördern soll unsere Aufgabe sein! Mit Gottes Hilfe wird es dann besser werden! Dann werden wir wieder zu Ehren kommen! Nochmals: Meinen allerherzlichsten Dank!" Jubelnder Beifall folgte diesen schlichten, bewegt gesprochenen Soldatenworten, und das gemeinsam gesungene Deutschland-Lied schloß sich an.

Am Nachmittage dieses Tages hatte Hindenburg auf dem Walter-Simon-Platz den turnerischen und sportlichen Vorführungen der Jugend, mit den übrigen Ehrengästen, beigewohnt, empfangen von den brausenden Rufen der Schuljugend und einer vieltausendköpfigen Zuschauermenge. Nach diesen Vorführungen ging es zum Sportplatz, auf welchem die Sportvereine ihr Können zeigten. Überall, wo der Wagen mit dem Feldmarschall auftauchte, war er umringt von alt und jung, von groß und klein, Blumen über Blumen wurden dem Helden zugeworfen, Eltern hoben ihre Kinder empor, damit sie Hindenburg besser sehen könnten, um noch später davon zu erzählen, und zahllose Jungens folgten unermüdet hoch rufend dem Gefährt.

Auch der Sonntag war reich ausgefüllt, zunächst durch einen feierlichen Gottesdienst in der ehrwürdigen Schloßkirche und einen solchen im Dom, dann durch eine Tannenberg-Feier im Tiergarten und weitere Veranstaltungen. Ebenso der Montag, der eine Besichtigung der Hafenanlagen und des Flughafens umfaßte. Am Montagabend fand dann ein großer Festkommers in der Stadthalle statt, zu welchem die Altherrenschaft des Hochschulringes deutscher Art eingeladen hatte. Von zwölf Ehrengästen in den Saal geführt, nahm der Feldmarschall am Tische der Ehrengäste Platz, und mit von innerer Bewegung erfüllten Worten wandte sich alsbald Staatsrat Freiherr von Gayl an ihn, ihm das Gelöbnis der hier versammelten alten und jungen Akademiker darbringend: „Wir geloben Ihnen, unserer großen Aufgabe zu leben und, wenn es nottut, auch zu sterben im Geiste altpreußischer Pflichterfüllung, deren lebendes Wahrzeichen Sie uns heute sind und bleiben werden, solange wir atmen.“ Der Feldmarschall, der die Ehrenbürgerkette der Königsberger Universität Albertina trug, erwiderte: „Meine lieben Kommilitonen! So darf ich Sie seit gestern nennen, da ich Ihr Ehrenbürger geworden bin. Ich möchte aussprechen, daß mich diese Ernennung mit Stolz und Freude erfüllt. Mein langes Leben liegt bald hinter mir. Es hat mich geführt über die Schlachtfelder von Königgrätz, St. Privat und Sedan und den Spiegelsaal von Versailles 1870, und Gott, der Herr, hat mich dann noch gerufen, für meinen Kaiser, König und Herrn in den Kampf zu ziehen. Die Tage von Tannenberg feiern wir gemeinsam, und ich gedenke dabei manch' anderer Schlacht, die deutscher, preußischer Mut und Pflichterfüllung geschlagen haben. Sie können verstehen, daß ich bewegten Herzens unter Ihnen stehe, aber niemals mit verzagtem Herzen, das gibt es nicht! Ihr Gelübde macht mir diese Stunde zu einer der schönsten meines Lebens. Ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen. In Ihnen liegt die Zukunft, Sie werden uns Alte nicht enttäuschen, wenn wir von droben auf Sie herabblicken. Die Albertina,



Das für das Schlachtfeld von Tannenberg geplante National-Denkmal.

Phot. Transatlantic, Berlin.

deren Ehrendoktor ich in allen Fakultäten bin und deren Ehrenbürger ich mich nennen darf: Hurra, hurra, hurra!" —

An die rauschenden Königsberger Tage schloß sich am 31. August, einem Sonntage, die Gedenkfeier bei Hohenstein, welches Städtchen bekanntlich während der mehrtägigen Schlacht bei Tannenberg einen der Brennpunkte der blutigen Kämpfe gebildet hatte. Zahllose Sonderzüge hatten von früher Morgenstunde an aus weiten Teilen Ostpreußens die Mitglieder der Kriegervereine nach Hohenstein gebracht, wo sie von ihren Kameraden empfangen und zum Festplatz geleitet wurden. Im Morgenwinde wehten die buntgestickten Banner und Fahnen, und strammen Schrittes zogen die vielen Tausende der alten Krieger dahin, viele von ihnen waren ja dabei gewesen, als es hier gegolten hatte, die russischen Scharen vor einem Jahrzehnt in schwerem Ringen zurückzudrängen und von ihrer Vernichtungswut die geliebte Heimat zu befreien. So manche Erinnerungen wurden wach an jene schweren, aber so ruhmvollen, unvergeßlichen Tage voll hindernislosen Sturmesdrangs und siegreicher Begeisterung. Und neben den Erzählungen aus jener Tannenbergzeit hörte man die freudige Genugtuung, wie sehr und mit Erfolg man bemüht gewesen, die Wunden des Krieges zu heilen und das Dichterwort in die Wirklichkeit zu übertragen, daß neues Leben aus den Ruinen blüht. Denn schrecklich hatte es damals in Hohenstein und seiner Umgebung ausgesehen, verbrannte Gehöfte und Häuser, die Straßen zerwühlt von Granaten, Schutt und Brand und Vernichtung überall! All' das längst verschwunden, zielbewußt und besser wie vorher ward alles erneuert, schmuck und traulich sieht nun wieder das Städtchen aus, das so vieles mit seinen Einwohnern durchzumachen hatte.

Wohl an hunderttausend Menschen waren nahe dem steinernen Hindenburg-Löwen, der zur Erinnerung an den Helden und seinen Sieg errichtet worden, versammelt, tausende von Fahnen erhoben sich über den ungezählten Köpfen, und als nun um die zwölfte Mittagsstunde am Aussichtsturm die Kriegsflagge das verabredete dreimalige Zeichen gab, daß der Feldmarschall mit seinen übrigen Kriegsgeneralen eingetroffen sei, als die markigen Klänge des Präsentiermarsches feurig erklangen, da rang sich ein einziger, ungeheurer Jubelschrei empor, von einer Wucht und Begeisterung ohnegleichen, und nun erscheint Hindenburgs hochragende Gestalt, hinter ihm Mackensen, dann François, Scholz und Below, hinter ihnen Ludendorff. In vier Wagen, im ersten Hindenburg und Ludendorff, fuhren die Heerführer die schier endlose Front der Vereine entlang, in einem brausenden Meer von Jubel- und Hurrarufen.

Dann kehrte man zurück zum Turm, vor welchem der Grundstein zum Tannenberg-Nationaldenkmal gelegt wurde, während zwei Feldgeistliche sprachen und das Niederländische

Dankgebet gesungen wurde. Die in den Bau eingemauerte Denkmalsurkunde hatte folgenden Wortlaut: „An denkwürdiger Stätte, auf der einstigen Walstatt von Tannenberg stehen heute am Reichsgedenktage der Schlacht, im Erntemonat des Jahres 1924, Ostpreußens Söhne und Töchter zu ernster Feier versammelt. In hochgemuter Einigkeit — in glühender Vaterlands- und Heimatliebe, in altpreußischer Erinnerungstreue, im heißen Freiheitssehnen — weihten sie diesen Grundstein zum Tannenberg-Nationaldenkmal! Ein Ehren- und Dankmal soll über dem Grundstein erstehen, das Leben und Liebe zeugend der Gegenwart und Zukunft kündigt, wie Deutschland seinerzeit in der achten Armee und in den dieser zugeführten Teilen des deutschen Heeres, als Verteidiger Ostpreußens zusammengefaßte Heldenjöhne durch Gottes Sügung, unter der übertragenden Heerführung eines v. Hindenburg und Ludendorff, unter dem verantwortungsfreudigen Truppenkommando der v. Mackensen, v. Scholtz, v. François, v. Below, v. Morgen, Freiherr v. d. Golz und anderen, vor nunmehr zehn Jahren in schwerstem, opferfreudigem Kampfe die in unsere Heimat eingebrochene russische Übermacht zerschlugen und den glänzenden Sieg von Tannenberg erfochten. Dieser Sieg wurde einst der Auftakt zu dem Befreiungswerk, das sich in der Schlacht an den Masurischen Seen in den ersten Septemberwochen des Jahres 1914 und in der Winterschlacht in Masuren im Februar 1915, wiederum unter des allverehrten Generalfeldmarschall v. Hindenburg und seines wagemutigen Generalstabschef Ludendorff glänzender Heerführung, vollendete und das unsere geliebte Heimat endgültig aus schwerster Kriegsnot erlöste. Wenn dereinst das auf diesem heiß umstrittenen Boden zu schaffende Denkmal unserem tiefen Dankempfinden, Kameraden und Volkstreuen, würdigen Ausdruck geben wird, dann mag es dem kommenden ebenso wie dem heute in bitterster Notstunde lebenden Geschlecht ein Mahnmal sein an die Ewigkeitswahrheit, daß nur ein einiges Deutschland ein freies Deutschland sein wird. — Und wie von Tannenberg dereinst Ostpreußens Befreiung ihren Ursprung nahm, so mag das steingefügte Tannenberg-Nationaldenkmal Leben gewinnen und im deutschen Volke den einmütigen vaterländischen Geist wieder wecken helfen, der uns für alle Zeit frei und unserer Väter wert und würdig macht! Das walte Gott! —“

Nach Versenkung der Urkunde vollführten Hindenburg und seine Begleiter sowie General von Seeckt die Hammerschläge auf den Grundstein, jeder mit einigen kraftvollen Worten. Dann ging es inmitten der dichten Menge hinüber zum Tannenberger Löwen, dessen Hülle nach einem kurzen Weihewort fiel, die Trommeln ertönten, die Hörner bliesen, aber ihr Klang verhallte im Jubel der vielen, vielen Tausende.

Unvergänglich diese Gedenktage auf altem, geschichtlichem Boden, und unvergänglich ihr Eindruck bei allen, die daran teilgenommen. In ihrem Mittelpunkt stand der greise Feldherr, dem in wahrhaft überströmender Weise auch bei dieser Gelegenheit wieder die tiefste Liebe und treueste Verehrung gezollt wurde.

Am Volkstrauertage, dem sonntäglichen 2. März, gedachte auch die alte Königsstadt Potsdam der im Weltkrieg Gefallenen. Dicht gefüllt ist die ehrwürdige Garnisonkirche mit ihren ruhmvollen Zeugen einstiger großer, geschichtlicher Ereignisse. Plötzlich erhebt sich ohne ein äußeres Zeichen dazu die ganze Trauergemeinde: Die Reckengestalt Hindenburgs hatte das Gotteshaus betreten, und tiefe Bewegung ging bei seinem Anblick durch die Menge. Als dann der Feldmarschall die Kirche verließ, vor der die Fahnen in der Frühlingssonne wehten, da flutete abermals die Begeisterung hoch, und mit den hellen Rufen verband sich das stille Gelöbnis, dem großen Helden nachzueifern in steter, treuer Pflichterfüllung zum Wohle des teuren Vaterlandes.

Für dieses deutsche Vaterland war ja stets Hindenburg eingetreten und wird es bis zum letzten Lebensatem tun. Mitten in der Zeit stehend, steht er doch auch über derselben, allem Parteigezänk abhold, wie er dies während der erregten Tage vor der Wahl des Reichspräsidenten in wenigen Worten knapp und scharf ausgedrückt: „Für das Vaterland beide Hände, man kann sie mir abhacken, aber nichts für Parteien!“



Leben und Treiben in Berlin am Tage vor der Reichspräsidentenwahl.

Phot. R. Sennede, Berlin.

Und diesen Standpunkt hat er treu innegehalten, als er selbst in den Wahlkampf eingetreten. Die Reichspräsidentenwahl am 29. März 1925 hatte nicht die erforderliche Mehrheit gebracht, so daß eine zweite Wahl stattfinden mußte, die auf den 26. April anberaumt wurde. Da sich das Zentrum für den Kandidaten der Demokraten und Sozialdemokraten, Dr. Marx, entschieden, mußten die im Reichsblock vereinten nationalen Parteien befürchten, daß sie beim zweiten Wahlgang unterliegen würden. „Ruft Hindenburg!“ — immer lauter und dringlicher erscholl es und weckte in den weitesten Kreisen das hallendste Echo. „Ruft Hindenburg, er wird die nationale Front zum Siege führen, er wird auch diesmal der Retter aus schweren innerpolitischen Gefahren und Verwicklungen sein, wie er es einst im Kriegsgebrauch gewesen!“ —

Am 8. April beschloß der Reichsblock einstimmig, den Feldmarschall als Kandidaten für die neue Reichspräsidentenwahl aufzustellen, und Hindenburg erklärte sich bereit, die Wahl anzunehmen, falls sie auf ihn fiel. Das war ein neues Opfer, das er für das Vaterland brachte, wohl das schwerste in seinem ereignisvollen Leben. Sein Entschluß zeigte von neuem, daß ihm das Vaterland über alles ging, daß er durch seine Person den nationalen Gedanken nach außen und innen verkörpern wollte, in reiner Gesinnung, in vornehmer Denkungsart, im starken Handeln, damit der deutsche Ehrenschild wieder blank erglänze vor aller Welt, jener Schild, der des öfteren arg besudelt worden! Auch im Aufruf des Reichsblocks wurde dies betont: daß dem deutschen Volke der Mann für das Amt des Reichspräsidenten vorgeschlagen wird, dessen Name in aller Welt das Programm deutscher Ehre, Treue, Kraft und Festigkeit bedeutet. „Hindenburg war euer Führer in großer und schwerer Zeit. Ihr seid ihm gefolgt, ihr habt ihn geliebt, er hat euch nie verlassen. Kämpft für ihn auch jetzt, wo er in alter Führertreue wieder an eure Spitze treten will, um seinem Vaterlande in Frieden und Aufbau zu dienen. Unsere Losung lautet deshalb: Mit Hindenburg zum Siege für die Einheit aller Deutschen, für christliche Art und sozialen Fortschritt, für des Vaterlands Größe und Freiheit. Hindenburg, der Retter aus der Zwietracht.“



Hindenburg beim Verlassen Hannovers, um sein Amt als Reichspräsident anzutreten.

Phot. R. Sennede, Berlin.

In einem besonderen Aufruf wandte sich die Landesleitung Bayerns des Reichsblocks, im Auftrage von über vierzig verschiedenen Parteien, Verbänden und Organisationen, an das bayerische Volk: „Wie kein anderer hat Hindenburg, der getreue Eckart unseres Volkes, den Glauben des deutschen Volkes an seine Führerschaft über alle Parteien, Konfessionen und Stände hinweg gerechtfertigt. Ihm geht sein Volk, die Pflicht, seinem Volke zu dienen, über alles! Wie hätte er sonst die Armee nach dem Zusammenbruch in die Heimat führen, wie der damaligen Regierung dienen können? Der Name Hindenburg bedeutet den wahren äußeren Frieden, den Frieden im Volke, die Durchdringung des deutschen Lebens mit echt christlichem Geiste, die Ablehnung von Klassenkampf, von undeutschem Wesen, von nationaler Schwäche. Deutsche Frauen! Deutsche Männer! Tapfere Söhne der gewaltigsten Armee! Arbeiter in Stadt und Land! Denkt an die Zukunft eurer Kinder! Schafft ihnen ein großes, starkes, freies Vaterland, gereinigt von Internationalismus und Marxismus!“

Mit einheitlichster Begeisterung war von der gesamten nationalen deutschen Presse die Kandidatur Hindenburgs aufgenommen worden. Eindringlich ward hingewiesen, daß diese Lösung die beste sei, die überhaupt gefunden werden konnte, denn sie stellt den Mann, der der ganzen Nation heute schon aus seiner Vergangenheit heraus gehört, nun auch als Sachverwalter der deutschen Zukunft an die Spitze des Volkes. Ein süddeutsches Blatt sagte: Riesengroß ist das Opfer, das der greise Feldmarschall durch die Übernahme der Kandidatur auf sich genommen hat. Der tiefere Sinn des Opfers kann nur darin bestehen, daß es eben durch seine Kandidatur die Kluft im deutschen Volk nicht überflüssig vertieft, der Riß nicht unheilbar scharf gezogen wird, die streitenden Lager nicht in unversöhnlichem Haß auseinandergerissen werden. — Und ein anderes schrieb: Hindenburg habe eines für sich, was kein anderer Kandidat beanspruchen kann, die wahrhaft überparteiliche Stellung, die ungeheuere geschichtliche Leistung. Es wäre nicht das erstemal, daß ein solcher Mann auch noch in hohem Alter sein Werk durch eine starke Tat krönte.

Dieses hohe Alter wurde von den Gegnern der Kandidatur immer wieder als „Trumpf“ ausgespielt. Nun, wer den Feldmarschall in den letzten Jahren gesehen, der wußte, daß er ungebeugt war von der Last des Alters, wie eine deutsche Eiche, die sich trotz Sturm und Unwetter fest und stark erhält, wenn auch Jahr um Jahr über sie hinweggezogen. Hindenburg hatte einmal das Geheimnis seiner jugendfrischen Kraft in



„Hoch Hindenburg!“ Nach der Wahl zum Reichspräsidenten.

Phot. R. Sennede, Berlin.

einem Gespräch mit einem achtzigjährigen Freunde verraten: „Ich gebe nie nach, mag da kommen was will, und es ist erstaunlich, wie ein großes Ziel, das man vor Augen hat und an dessen restloser Verwirklichung man Tag und Nacht immer und stets denkt und arbeitet, einen frisch erhält. Man hat einfach keine Zeit, älter zu werden. Man lebt unruhig, die Zeit fliegt einem nur so fort, und mit jedem Tage, den der liebe Gott werden läßt, arbeitet man freudiger. Es ist ganz gleich, ob das Wetter stürmt oder lachenden Sonnenschein sendet, für Gicht und Podagra hat man kein Verständnis, keine Zeit. Das ungeheuere, unberechenbare Erleben, das unübersehbare Stürmen in der Gegenwart, das zwingt auch uns Alten ins jugendliche Leben zurück.“

Und von jugendlich-erstaunlicher geistiger Beweglichkeit erwies sich der Feldmarschall in den nächsten Tagen und Wochen, die mit ihren täglichen Abwechslungen und Aufregungen in schroffem Gegensatz standen zu der bisherigen ruhigen Zeit, die in Gleichförmigkeit verlaufen. Nun war jede Stunde doppelt und dreifach ausgefüllt, es gab Besuche und Besprechungen, an vieles mußte gedacht, vieles bedacht und geregelt, vieles beruhigt und aufgeklärt werden.

Zum ersten Male, als Kandidat, wandte sich Hindenburg am Ostersonntag an das gesamte deutsche Volk mit einer schlichten, sein ganzes Wesen und Streben widerspiegelnden Botschaft:

An das deutsche Volk!

Vaterländisch gesinnte Deutsche aus allen deutschen Gauen und Stämmen haben mir das höchste Amt im Reiche angetragen; ich folge diesem Rufe nach ernster Prüfung in Treue zum Vaterlande.

Mein Leben liegt klar vor aller Welt. Ich glaube, auch in schweren Zeiten meine Pflicht getan zu haben. Wenn diese Pflicht mir nun gebietet, auf dem Boden der Verfassung ohne Ansehen der Partei, der Person, der Herkunft und des Berufsstandes als Reichspräsident zu wirken, so soll es an mir nicht fehlen. Als Soldat habe ich immer nur die ganze Nation im Auge gehabt, nicht die Parteien. Sie sind in einem parlamentarisch regierten Staate notwendig, aber das Staatsoberhaupt muß über ihnen stehen, unabhängig von ihnen für jeden Deutschen walten.

Den Glauben an das deutsche Volk und an den Beistand Gottes habe ich nie verloren. Ich bin aber nicht mehr jung genug, um an einen plötzlichen Umschwung der Dinge zu glauben, kein Krieg, kein Aufstand im Innern kann unsere gefesselte, leider durch Zwietracht zerspaltene Nation befreien. Es bedarf langer, ruhiger, friedlicher Arbeit. Es bedarf vor allem der Säuberung unseres Staatswesens von denen, die aus der Politik ein Geschäft gemacht haben. Ohne Reinlichkeit des öffentlichen Lebens und Ordnung kann kein Staatswesen gedeihen. Der Reichspräsident ist besonders dazu berufen, die Heiligkeit des Rechtes hochzuhalten.

Wie der erste Präsident auch als Hüter der Verfassung seine Herkunft aus der sozialistischen Arbeiterschaft nie verleugnet hat, so wird auch mir niemand zumuten können, daß ich jemals meine politische Überzeugung aufgebe. Gleich dem von mir hochgeschätzten Herrn Dr. Farres erachte auch ich in jetziger Zeit nicht die Staatsform, sondern den Geist für entscheidend, der die Staatsform beseelt.

Ich reiche jedem Deutschen die Hand, der national denkt, die Würde des deutschen Namens nach innen und außen wahrt, und den konfessionellen und sozialen Frieden will, und bitte ihn:

„Hilf auch Du mit zur Auferstehung unseres Vaterlandes“.

v. Hindenburg.



Hindenburg verläßt seine Villa in Hannover, um sein Amt als Reichspräsident in Berlin zu übernehmen.

Phot. R. Sennecke, Berlin.

Der nächste Sonntag, der 19. April. Frühlingshell strahlt die Sonne vom blauen Himmel herab und freut sich gewiß des farbenfrohen Bildes, das die alte Welfenstadt Hannover darbietet. Tausende und aber Tausende drängen sich auf dem weiten Platze vor der Stadthalle, alt und jung, arm und reich, Männer und Frauen, alle Berufe, alle Stände sind vertreten, Fahnen und Banner wehen fröhlich, alte hannoversche und preußische Farben erwecken stolze Erinnerungen. Reichstagsabgeordneter Schmidt-Hannover ergreift das Wort, seine Stimme klingt kraftvoll über das Menschenmeer dahin, er malt das Bild des Recken Hindenburg: „Er

hielt euch die Treue in schwerster Zeit, nun haltet sie ihm!“ —

Dann formierte sich Zug um Zug, in langen, langen Linien wallte es dahin, zum Heim Hindenburgs, Hannover wollte seinem großen Ehrenbürger huldigen. Und der stand straff, aufrecht, in Generalsuniform, auf dem Treppentalan seines Hauses, jede Gruppe soldatisch grüßend, aber in dem markigen Gesicht zuckt es doch auf, als himmelanstürmend das dreifache Hoch erhält und all die Tausende entblößten Hauptes das Deutschlandlied anstimmen! —

Am Abend des gleichen Tages eine neue Wallfahrt zur Stadthalle, wohin der Reichsblock zu einer Kundgebung eingeladen hatte, neben führenden Persönlichkeiten der nationalen Parteien zahlreiche Vertreter der in- und ausländischen Presse. Nach der kurzen, einleitenden Ansprache des Staatsministers a. D. von Loebell ergriff Hindenburg das Wort zu einer längeren Rede, in der er scharf umrissen sein Programm entwickelte. Zunächst hob er hervor, daß ihn persönliche Angriffe, auch der gehässigsten Art, ganz kalt lassen, denn er baue auf das deutsche Gerechtigkeitsgefühl: „Deutschland hat in schweren Stunden bewiesen, was es durch Einigkeit zu



Hindenburgs Ankunft in Berlin als Reichspräsident am Bahnhof Heerstraße.

Photothek, Berlin.



Rückkehr Hindenburgs von der Vereidigung als Reichspräsident.

Phot. H. Wolter, Berlin

erreichen vermag. Mir ist das Glück beschieden gewesen, mit einem einigen Volke den Feind von unseren Grenzen fernzuhalten. Dieser großen Zeit deutscher Geschichte sind schwere Jahre gefolgt. Wir haben die ganze Last eines unglücklichen Kriegsausganges und eines unseligen Umsturzes auf uns nehmen müssen. Es ist dabei leider auch vieles von dem Einigkeitswillen bei uns verloren gegangen. Der schönste Abschluß meines Lebens wäre es daher, wenn ich noch sehen dürfte, daß wir uns wieder mit der gleichen Einigkeit in friedlicher Arbeit am Wiederaufbau zusammensinden, die uns einst beseelt hat. Ich würde auch als Reichspräsident nur die Pflicht kennen, auf den einmal gegebenen Grundlagen der Verfassung und der heutigen Stellung Deutschlands in der Welt das Beste für mein Vaterland zu erstreben. Rücksicht auf irgendwelche Parteien oder unberechtigte Sonderinteressen würde ich dabei nicht kennen. Anders darf auch der Staat nicht denken. Seine vornehmste Aufgabe muß es immer bleiben, das Wohl derjenigen Volkskreise besonders immer im Auge zu behalten, die am schwersten unter der Not der Zeit leiden. Jeder Arbeit muß ihr gerechter Lohn werden. Wenn Sorgen und Lasten gerecht auf alle Schultern verteilt sind, wird sich hierauf gegenseitiges Vertrauen aufbauen. Nur so können wir zum sozialen Frieden gelangen."

Hindenburg fuhr dann fort, daß die Anwesenden von ihm nicht das Programm eines Parteimannes, der sich mit politischen Fragen auseinandersetzt, erwarten dürften: „Weit wichtiger ist die Aufgabe, dem deutschen Volke wieder die Grundlagen wirtschaftlicher und politischer Lebensfähigkeit zu schaffen. Ohne die Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt ist dieses Ziel nicht zu erreichen. Ansehen in der Welt wird jedoch nur gewinnen, der sich selbst und sein Volk achtet. Vertrauen wird nur gewinnen, der sich selbst vertraut. Es wird noch langer und schwerer Arbeit bedürfen, ehe unser ganzes Volk wieder zum Bewußtsein der höchsten Werte einer Nation so erwacht ist, daß dieses Bewußtsein sich auch im täglichen wie im öffentlichen Leben durchsetzen kann.“ Nachdem dann der Feldmarschall die friedliche Orientierung unseres Vaterlandes und dessen friedliche Mitarbeit am Fortschritt der Welt betont, schloß er: „Ich bin gewohnt, meine Pflicht zu tun, und würde daher, wenn das deutsche Volk mir das große Vertrauen schenken sollte, mich zu seinem Präsidenten zu wählen, unbeirrt durch Tagesmeinungen und persönliche Angriffe mit Sachlichkeit dahin wirken, daß unserem Vaterlande, das wir in seinem Unglück um so heißer lieben müssen, eine Zukunft beschieden sein



„Hindenburg muß bald kommen!“ Die Kinooperateure und Preßphotographen am Bismarck-Denkmal in Berlin, bevor Hindenburg zur Eidesleistung im Reichstag eintrifft.

Phot. H. Wolter, Berlin.

möge. Wird dieses Ziel erreicht, so wäre das der schönste Dank an all die Helden, die einst im festen Glauben an Deutschlands Größe ihr Leben hingaben oder ihre Gesundheit opferten.“

Die oft von lautem Beifall unterbrochene Rede fand stürmische Zustimmung, nicht minder seine Schlußworte nach den weiteren Ansprachen, mit denen er sich bedankte für alle Beweise der Treue, die ihm entgegengebracht worden sind; er werde sich bemühen, das alles zu erwidern: „Treue um Treue, Vertrauen gegen Vertrauen, und vorwärts mit Gott für unser deutsches Vaterland!“

Und, wie in seiner Osterbotschaft, wandte sich Hindenburg am 24. April noch einmal an das deutsche Volk, in einer Rede, die durch den Rundfunk überallhin verbreitet wurde. Nachdem er seinen Dank für alle Zustimmungen in diesen bewegten Tagen ausgesprochen, fuhr er fort: „Aus allen diesen Kundgebungen weht mich jener Geist an, der unser Volk in seinen schwersten und größten Zeiten beseelte und unüberwindlich machte, der Geist des Willens zur Einigkeit und zum Weiterleben als Nation und Staat. Die letzten Jahre haben leider nur immer Trennendes und nicht Einigendes gebracht. Und doch tut unserem Volke nichts so not als Einigkeit. Wir dürfen der Welt nicht länger das Schauspiel bieten, daß wir uns in inneren Streitigkeiten verzehren und dadurch uns selbst die Möglichkeit nehmen, im Kreise der Völker unsere Pflichten gegen die Menschheit zu erfüllen. Durch die deutsche Politik der letzten Jahre geht ein Zug müder Resignation. Dem deutschen Volke ist der Glaube an sich selbst verloren gegangen. Wir dürfen uns aber dieser Stimmung des Verzichts nicht hingeben. Im großen Wettstreit der Völker um die Förderung und Veredelung der Menschheit darf keine Nation freiwillig ihren Platz verlassen. Wenn die Welt von den furchtbaren Folgen des Krieges endlich und dauernd erlöst werden soll, so geht es nicht länger an, daß Deutschland glaubt, von der Gnade der anderen Völker und Staaten leben zu können. Wir wollen die Kräfte der Nation sammeln und einsetzen, um durch diese wieder hochzukommen. Deutschland ist in der großen Entscheidung des Weltkrieges unterlegen. Das deutsche Volk ist entschlossen, dieser Tatsache Rechnung zu tragen und ihre Folgen auf sich zu nehmen bis zu der Grenze, die durch die unbedingten Lebensnotwendigkeiten seiner selbst gezogen ist. Aber ebensowenig, wie unser Volk auf die Dauer

der Kostgänger der Welt sein darf, wollen wir dauernd Sklaven sein. Durch die internationalen Vereinbarungen des letzten Jahres ist eine Grundlage geschaffen, auf der versucht werden muß, den Verpflichtungen Deutschlands aus dem verlorenen Kriege gerecht zu werden. Die Zukunft wird zeigen müssen, ob diese Grundlage für die Dauer brauchbar und für Deutschland tragbar ist. Erweisen sich im Verlaufe der kommenden Jahre die übernommenen Verpflichtungen als undurchführbar, so werden wir in friedlichem Zusammenarbeiten mit den anderen Nationen nach besseren Lösungen zu suchen haben. Wenn bei allen Völkern der Erde ruhige Überlegung und Gewissen wieder zu ihrem Recht kommen, wird und muß es möglich sein, in friedlicher Vereinbarung Lösungen zu finden. Das deutsche Volk hat die Schrecken des Krieges und seiner Wirkungen auf alle Volkskreise so hart wie kaum ein anderes empfunden. Ich selbst



Die Vereidigung Hindenburgs als Reichspräsident im Deutschen Reichstage.

Phot. H. Wolter, Berlin.

habe in meiner Jugend auch diese Seite des Krieges kennengelernt und sie im vorgerückten Lebensalter mit der ganzen Schwere ihrer besonderen Verantwortung auf mir lasten gefühlt. Ich erkläre vor aller Welt, daß es immer mein heiligstes Bestreben sein würde, neue Kriegsschrecken fernzuhalten und den Kriegsothern der Vergangenheit nach Kräften zu helfen. Dies Ziel werden wir dann am sichersten erreichen, wenn wir den anderen Nationen das Bild eines Volkes zeigen, das die harte Not der Zeit zu wahrer und innerer Einigkeit zusammengeführt hat, das Bild eines Volkes, das entschlossen ist, in Arbeit und Sparsamkeit, in Ehrlichkeit und Gottvertrauen zusammenzustehen, einer dem anderen zu helfen, nach besten Kräften die Lasten zu tragen, einig zu sein in der Hingabe an das große Ganze, nicht nur nach Rechten, sondern zuerst nach Pflichten fragend. So soll denn unter uns allen ein edler Wettstreit entbrennen, welcher Deutsche, welcher Stand oder welcher Gau am treuesten und aufopferndsten für die Gesamtheit arbeitet. In diesem Sinne unserm Volke, wenn es mich an seine Spitze berufen sollte, als Führer zu dienen, würde meine heiligste Aufgabe sein!"

Der Wahlkampf hatte unterdessen immer wildere Wogen geschlagen: jede der beiden Parteien wußte, daß der Sieg ungewiß und nur schwer zu erkämpfen war. Aber der Zauber, der mit der Person und dem Namen Hindenburgs verknüpft war, hatte auch die Wahlmüdesten und Unpolitischsten aus ihrem Gleichmut erweckt, freilich auch die Gegner zu bisher unbekanntem Anstrengungen veranlaßt. Nie bisher war in deutschen Landen ein Wahlkampf so erregt und erbittert geführt worden — jeder wußte, worum es ging! Sieg oder Niederlage!

Und dann war endlich der Wahltag da, der 26. April. Unvergeßlich für alle, die ihn miterlebt! Sähnen überall, nur ein Gespräch: die Wahl! Nur eine Frage: wer wird siegen, Hindenburg oder Marx? Hoffnungsfrohe Gesichter auf jeder Seite, dann, je mehr der Tag verrann, Zweifel und namenlose Spannung. Erst um Mitternacht gewann man einige Übersicht der abgegebenen Stimmen, und nie war so der Rundfunk gesegnet worden, der den Erregten die an der Zentralstelle einlaufenden Zahlen übermittelte. Als der Morgen des 27. April aufdämmerte, da wußte man, daß Hindenburg den Sieg gewonnen hatte: 14 644 766 Stimmen waren für ihn, 13 751 615 auf Marx, 1 931 151 auf den Kommunisten Thälmann abgegeben worden. Der Reichsblock hatte bei dieser Wahl, gegen die letzte am 29. März, an drei Millionen Stimmen gewonnen.

Der Feldmarschall selbst verbrachte den Wahltag auf der ländlichen Besitzung der Schwiegermutter seines Sohnes in Groß-Schülpen unweit Braunschweig. „Bequem gekleidet“, so schildert es ein Besucher, „wandert der alte Held, von seiner Schwiegertochter begleitet, durch die Wege des wundervollen alten Parks. Seine niedlichen Enkelkinder tollten lärmend um ihn herum, beim Großvater stets eines freundlichen Ohrs für ihre kleinen Kinderwünsche und -sorgen gewiß. Im Garten des Schlosses interessiert er sich für alle Einzelheiten. Von irgendwelcher Erregtheit und Spannung ist dem Marschall nichts anzumerken. Seine Stimme ist so ruhig und gelassen wie immer. Man spricht kaum von der Wahl. Es ist wie in der Schlacht. Sind die Befehle erteilt und die Truppen zum Angriff angeführt, so hängt das weitere zunächst von deren Tüchtigkeit ab. — Hindenburg selbst wählt nicht. Es widerspricht der altpreußischen Schlichtheit des großen Mannes, seinen eigenen Namen in die Urne zu legen.“

Mit der ländlichen Ruhe war es vom Montag an vorbei, nachdem die Wahl als gesichert galt. Autos, Motorräder, Wagen, Radfahrer, Reiter, Fußgänger nahen in stets wachsender Zahl; nachmittags fand vor dem einfachen Schloß ein Konzert statt, und am Abend glühte im Park ein Feuermeer auf: 6000 Stahlhelmer und Jung-Deutsche aus Braunschweig und weiterer Umgebung sowie die Studentenschaft der Technischen Hochschule in Braunschweig brachten dem Feldmarschall einen Sackelzug dar. Am folgenden Tage begann dann bereits der „Dienst“; Reichskanzler Dr. Luther erschien zur zehnten Vormittagsstunde und besprach mit dem neuen Reichspräsidenten alle die Amtsübernahme betreffenden Fragen, an die sich ein politischer Meinungsaustausch schloß, der volle Übereinstimmung ergab.

Die Wahl Hindenburgs hatte in allen nationalen deutschen Kreisen den tiefsten Jubel hervorgerufen: man hatte das Gefühl, daß es nun wieder vorwärts gehen würde, wenn ein Mann wie Hindenburg das höchste Volksamt bekleidete, wie dies auch Reichskanzler Luther in seinem Begrüßungstelegramm ausgedrückt: „Doll Dankbarkeit und Verehrung gedenke ich alles dessen, was Ihre Person und Ihr Name für unser Vaterland in Zeiten höchster Kraftanspannung und tiefster Not bedeutet hat. Ich gebe der aufrichtigen Hoffnung Ausdruck, daß unter Ihrer Reichspräsidentschaft das deutsche Volk durch wachsende Einigkeit im Innern erstarke und daß auch sein Wiederaufstieg im Kreise der anderen Völker auf den Bahnen friedlicher und gerechter Entwicklung entscheidende Fortschritte machen wird.“

Unzählige andere Glückwünsche langten telegraphisch und brieflich in Hannover an, schon Dienstag mittag ging ihre Zahl in die Tausende, darunter befand sich eine beträchtliche Zahl aus dem Ausland, so vom deutschen Kriegerverein in Buenos Aires, vom deutschen Klub in



Auf dem Königsplatz in Berlin, beim Erscheinen Hindenburgs als Reichspräsident.

Continental Photo, Berlin.

Rosario (Argentinien), aus Habana, aus Cuba, aus Helsingfors, aus Madrid, aus London, aus Mailand, aus Riga, aus San Franzisko, aus New York, aus Brasilien, aus Athen, Sofia, Alexandrien, aus Ungarn, der Türkei, von den großdeutschen Verbänden in Wien, Klagenfurt und Salzburg, von Rompilgern aus Rom usw.

Eine wundervolle Huldigung bereitede Hannovers Einwohnerschaft dem Ehrenbürger ihrer Stadt durch einen Sackelzug, an dem sich etwa 20000 Personen aus allen Schichten beteiligten. Die Spitze des Zuges bildeten die studentischen Körperschaften der beiden hannoverschen Hochschulen, dann folgten die Schützen-, Krieger-, Militär- und Marinevereine mit ihren Fahnen und Abzeichen. Hieran schlossen sich die Sport- und Turnvereine, die Innungen und Berufsverbände, die Gesangsvereine, die Bürgervereine, die Jugendverbände und zahlreiche Schülergruppen. In den letzten Gruppen marschierten die Stahlhelmverbände aus Hannover und vielen anderen norddeutschen Orten aus der näheren und weiteren Umgebung von Hannover, ferner der Jungdeutsche Orden, die Bismarck-Jugend, der Verband Hindenburg und viele andere vaterländische Verbände. Hindenburg nahm vom Balkon seiner Villa diese gewaltige Kundgebung entgegen, unaufhörlich grüßend und dankend.

Und dann kamen die Berliner Hindenburg-Tage, sein Einzug und sein Erscheinen im Reichstage zur Eidesleistung auf die Verfassung. Seit den Sommertagen 1914 hat man in der Reichshauptstadt diese Begeisterung nicht gekannt — da fühlte man wieder erhebend den starken Pulsschlag eines starken Volkes, das trotz allen Anfeindungen und Anfechtungen den Glauben an sich selbst nicht verloren hat und auf seine Zukunft baut, um so mehr und um so fester baut, wenn Männer wie Hindenburg seine Führer sind! Es waren Volkstage im schönsten Sinne des Wortes, Volkstage, die Hunderttausende versammelten, um dem Einen, dem Erwählten, ihre Freude, ihr Vertrauen, ihre Verehrung zu zeigen.

Der Einzugstag, der 11. Mai. Unter größter Anteilnahme der Bevölkerung war Hindenburgs Abschied von Hannover zur Mittagsstunde erfolgt. Auf die Abschiedsworte des Ober-

präsidenten Noske, die in einem Hoch auf den Reichspräsidenten endeten, dankte dieser herzlichst und sagte dann: „Ich will mein Möglichstes tun. Nur Einigkeit kann uns weiterhelfen. Einigkeit ist Macht. Ohne Einigkeit keine Macht und keine Stärke! Ich will der Armen und Elenden gedenken und will versuchen, ausgleichend zu wirken. Mein Streben geht dahin, wohin wir alle wollen: zu einem glücklichen Vaterland!“

In ein wallendes, flatterndes Flaggengewand schien ganz Berlin eingehüllt zu sein, Fahne an Fahne, Banner an Banner auf der endlosen Einzugsstraße, die sich vom Bahnhof Heerstraße bis zum Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße hinzog. Und zu beiden Seiten des langen, langen Weges ein dichtes Spalier von Vereinen, Jugendverbänden, studentischen Verbindungen, Innungen, alten Kriegern, Beamtenorganisationen, auch die weibliche Jugend ist zahlreich in festlichen Kleidern vertreten — über den Köpfen Hunderte von gold- und silbergestickten Fahnen und Bannern, auf vielen Rädern das Eiserne Kreuz und blinkende Kriegsauszeichnungen. Überall aber, an Fenstern und auf Balkonen, auf Simsen und Dächern, auf Zäunen und Bäumen, erwartungsvolle Mienen: wann kommt er, unser Held, dem unsere Herzen so heiß entgegenschlagen? —

Kurz vor 6 Uhr war der Zug in Bahnhof Heerstraße eingelaufen, als erster entstieg dem Salonwagen der Reichspräsident, begrüßt vom Reichskanzler Dr. Luther und den übrigen Ministern. Hindenburg schritt dann sicheren, kräftigen Schrittes dem Ausgange zu, seinen Platz im Auto, das die Standarte des Reichspräsidenten aufwies, nehmend, neben ihm Reichskanzler Dr. Luther. Unendlicher Jubel brauste dem Helden entgegen und umwogte das Gefährt, das hoch oben in der Luft Glieder begleiteten, den meilenweiten Weg entlang. Vom Brandenburger Tor an eröffnete und schloß eine Eskadron Schupos den Zug, der in die Wilhelmstraße einbog und alsbald im Hofe des Reichskanzlerpalais Halt machte. Zu Tausenden staute sich die Menge vor dem geschichtlich so denkwürdigen, altersgrauen Gebäude, immer wieder ertönen die Hochs, wird entblößten Hauptes das Deutschlandlied angestimmt.

So hielt Held Hindenburg seinen Einzug in Berlin, anders gewiß, wie er und viele es bei den ruhmvollen Siegen des Weltkrieges gedacht, nicht in großer Generalsuniform mit dem Feldmarschallstabe, sondern in schlichtem, bürgerlichem Gewande, aber, auch wenn der Krieg siegreich ausgegangen wäre, hätte sein Empfang in der Reichshauptstadt nicht inniger, begeisterter, herzerhebender sein können!

Die ungeheure Völkerwanderung dieses einzigen Tages wiederholt sich am nächsten Vormittag, diesmal mit begrenzterem Ziele, der Siegesallee und dem Königsplatz vor dem mächtvollen Reichstagsbau. Schon von früher Morgenstunde an waren hier ungezählte Tausende versammelt, wiederum aus allen Volksschichten, wiederum in musterhafter Ordnung. Alle Fenster, alle Balkone und Dächer der benachbarten Straßen sind dicht besetzt. Auf dem Pariser Platz, nahe dem Brandenburger Tor, hat Reichswehr Aufstellung genommen, hallende Marschklänge erschallen, die Ehrenkompagnie zieht nahe dem Bismarck-Denkmal auf.

Und nun, vor der zwölften Stunde, braust der Jubel immer lauter und stürmischer, Tücher flattern, Blumen regnen nieder auf das offene Gefährt, in dem Hindenburg, neben ihm der Reichskanzler, sitzt, fortwährend den Hut grüßend lüftend.

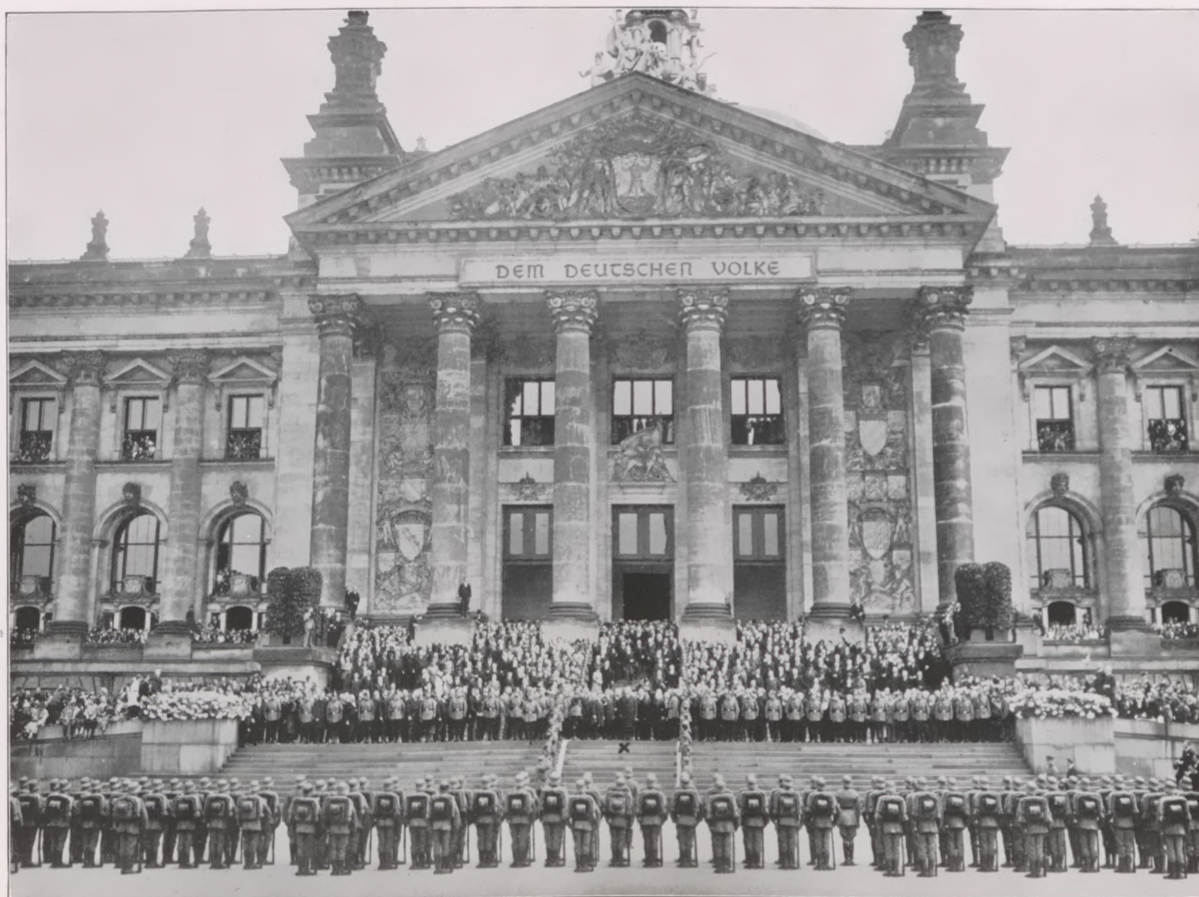
Im SitzungsSaale des Reichstages fühlbare Spannung. Lorbeergewächse und Blumen schmücken die Präsidententribüne und die Rückwand hinter dem Präsidentenstuhl, überfüllt sind die Tribünen. Als Hindenburg, begleitet vom Reichstagspräsidenten Löbe, den Saal betritt, erheben sich die Anwesenden. Lautlose Stille.

Reichstagspräsident Löbe wendet sich an den Reichspräsidenten: „Herr Feldmarschall! Das deutsche Volk hat in seiner Abstimmung am 26. April d. J. Sie zum Präsidenten des Reiches gewählt und Sie damit auf den höchsten und ehrenvollsten Platz der deutschen Republik berufen. Der Artikel 42 der Verfassung von Weimar ordnet an, daß Sie vor der versammelten Volks-

vertretung den Eid auf die Verfassung leisten. Zu dieser feierlichen Handlung habe ich den Reichstag zusammenberufen. Ich überreiche Ihnen die Eidesformel und bitte Sie, den vorgeschriebenen Eid abzulegen."

Hindenburg übernimmt aus einer schwarzen Mappe das Pergamentblatt, auf dem die Eidesformel in künstlerischer Frakturschrift ausgefertigt ist und leistet den Eid mit folgendem Wortlaut: „Ich schwöre, daß ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren, Schaden von ihm wenden, die Verfassung und die Gesetze des Reiches wahren, meine Pflichten gewissenhaft erfüllen und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde. So wahr mir Gott helfe!"

Der Reichstagspräsident hielt darauf folgende kurze Ansprache: „Herr Reichspräsident!



Hindenburg auf der Freitreppe des Reichstagsgebäudes nach der Eidesleistung.

Phot. H. Wolter, Berlin.

Durch die Leistung des Eides sind Sie dem deutschen Volke verpflichtet worden. Ich begrüße Sie namens der Volksvertretung und gebe der Hoffnung Ausdruck, es möge unter Ihrer Amtszeit gelingen, den in den letzten Jahren unter Ihrem Vorgänger, dem Reichspräsidenten Ebert, begonnenen wirtschaftlichen Wiederaufbau unseres Landes fortzusetzen, die mit Erfolg angebahnte außenpolitischen Befriedung weiter zu führen und so die furchtbaren Nachwirkungen des Krieges und der Kriegsfolgen, unter denen noch heute unzählige unserer Landsleute leiden, allmählich zu beseitigen. Vielerlei wirtschaftliche Hoffnungen verbinden sich, wie Ihnen, Herr Reichspräsident, bekannt ist, mit jedem Wechsel an den leitenden Stellen des Reiches. Möge es dem Zusammenwirken der berufenen Personen und Körperschaften gelingen, die erfüllbaren Wünsche ihrer Verwirklichung näherzuführen und auch nach außen das Deutsche Reich als friedliches und gleichberechtigtes Glied in die europäische Völkerfamilie einzu-



Hindenburg schreitet nach der Vereidigung als Reichspräsident die Front der Ehrenkompanie ab. Hinter ihm Reichswehrminister Dr. Geßler, links General von Seect.

Phot. H. Wolter, Berlin.

reihen. Von diesen unseren Wünschen begleitet, übernehmen Sie, Herr Reichspräsident, Ihr hohes Amt."

Nachdem der Reichspräsident mit dem Reichstagspräsidenten erneuten Händedruck gewechselt hatte, führte Reichspräsident v. Hindenburg folgendes aus: „Sehr geehrter Herr Reichstagspräsident! Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die Worte der Begrüßung entgegen, die Sie zu mir soeben im Namen der deutschen Volksvertretung gesprochen haben, nachdem ich gemäß der republikanischen Verfassung vom 11. August 1919 den Eid als Reichspräsident geleistet habe. Reichstag und Reichspräsident gehören zusammen, denn sie sind beide unmittelbar aus den Wahlen des deutschen Volkes hervorgegangen. Aus dieser gemeinsamen Grundlage allein leiten sie ihre Machtvollkommenheit her. Beide zusammen erst bilden die Verkörperung der Volkssouveränität, die die Grundlage unseres gesamten heutigen Verfassungslebens bildet. Das ist der tiefe Sinn der Verfassung, auf die ich mich soeben durch mein Manneswort feierlichst verpflichtet habe. Während aber der Reichstag die Stätte ist, wo die Gegensätze der Weltanschauungen und der politischen Überzeugungen miteinander ringen, soll der Reichspräsident der überparteilichen Zusammenfassung aller Arbeitswilligen und aufbaubereiten Kräfte unseres Volkes dienen. Auch an dieser Stelle spreche ich es daher noch einmal ausdrücklich aus, daß ich mich dieser Aufgabe der Sammlung und Einigung unseres Volkes mit besonderer Hingabe widmen will. Diese große Aufgabe wird mir dann wesentlich erleichtert werden, wenn auch in diesem hohen Hause der Streit der Parteien nicht um Vorteile für eine Partei oder einen Berufsstand gehen wird, sondern vielmehr darum, wer am treuesten und erfolgreichsten unserem schwergeprüften Volke dient. Ich hoffe zuversichtlich, daß der edle Wettstreit um treueste Pflichterfüllung die sichere Grundlage bilden wird, auf der wir uns immer wieder nach dem Streit der Geister und Meinungen zu gemeinsamer vertrauensvoller Arbeit zusammenfinden.“

Darauf der Präsident des Reichstags: „Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, mit mir in den Ruf einzustimmen: Das Deutsche Reich, das in der deutschen Republik geeinte deutsche Volk, es lebe hoch!“

Hindenburgs Rede hatte tiefe Wirkung ausgelöst, sie war wiederholt von starkem Beifall unterbrochen worden.

Jetzt draußen auf dem weiten Platz stürmischer Jubel, der sich gar nicht legen will: Hindenburg ist mit dem Reichskanzler und dem Reichstagspräsidenten, gefolgt von den Ministern, den Chefs der Heeres- und Marineleitung, den Staatssekretären, oben auf der Freitreppe erschienen. Der Reichskanzler entblößt sein Haupt: „Unser neuer Reichspräsident, er lebe hoch!“ — und brausend wird es von der Menge aufgenommen, während die Reichswehrkapelle das Deutschlandlied anstimmt, das tausendfach mitgesungen wird.

Dann schreitet Hindenburg langsam die Treppe hernieder und nimmt die Parade über die Stahlhelmmänner ab, zuweilen stehenbleibend und kurze Worte an die Mannschaften richtend. Sein Auto besteigend, bleibt er in demselben stehen, sich dankend verneigend. Die Reitereschwadron mit den schwarz-weißen Fähnchen an den Lanzen setzt sich in Trab, im Jubelmeer geht der Zug wieder durchs Brandenburger Tor nach dem Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße, auf welchem die Standarte hoch fliegt und vor dem sich die stürmischen Huldigungen wiederholen.

Reichspräsident Hindenburg hat in dieser Minute sein hohes Amt übernommen — möchte es dem deutschen Volke zu dauerndem Segen gereichen!

Mit seiner Amtsübernahme erließ Hindenburg nachstehende Kundgebung an das deutsche Volk: „Am 26. April hat mich das deutsche Volk zu seinem Reichspräsidenten gewählt. Am heutigen Tage habe ich das neue bedeutungsvolle Amt angetreten und getreu dem von mir geleisteten Eide will ich alle meine Kraft daransetzen, dem Wohle des deutschen Volkes zu dienen, die Verfassung und die Gesetze zu wahren, Gerechtigkeit gegen jedermann zu üben. In diesen feierlich ernstesten Stunden rufe ich unser ganzes deutsches Volk zur Mitarbeit auf. Mein Amt und mein Streben gehören nicht einem einzelnen Stande, nicht einem Stamm oder einer Konfession, nicht einer Partei, sondern dem gesamten durch hartes Schicksal verbundenen deutschen Volke in allen seinen Gliedern. Ich vertraue auf den Beistand des ewigen Gottes, der uns auch durch die schwere Notzeit unserer Tage gnädig hindurchführen wird. Ich vertraue auf die in einer stolzen und ruhmreichen Vergangenheit bewährten unsterblichen Lebenskräfte der deutschen Nation. Ich vertraue auf den gerade auch in schwerster Zeit immer wieder ge-



Ankunft Hindenburgs in Berlin als Reichspräsident, neben ihm Reichskanzler Dr. Luther.

Continental Photo, Berlin.

zeigten opferbereiten Lebenswillen unseres Volkes. Ich vertraue endlich auf den großen Gedanken der Gerechtigkeit, dessen mit aller Kraft zu erstrebenden Sieg auch dem deutschen Volke wieder einen würdigen Platz in der Welt verschaffen wird. Mein erster Gruß gilt allen denen, die unter der Not unserer Zeit besonders leiden, er gilt den vielen, die im harten wirtschaftlichen Ringen um ihr Dasein stehen. Er gilt dem ganzen arbeitenden deutschen Volke, von dem die schwere Lage von Staat und Wirtschaft besondere Leistungen erfordert. Er gilt den Volksgenossen außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, die mit uns durch Bande des Blutes und der großen deutschen Kulturgemeinschaft unlöslich verbunden sind. Er gilt besonders den Alten und Kranken, die voll Sorge einem trüben Lebensabend entgegenblicken, und er gilt endlich unserer Hoffnung, unserer Jugend. Wir wollen auch weiterhin gemeinsam streben, durch ehrliche friedliche Arbeit unseren berechtigten Anspruch auf Achtung und Anerkennung bei den anderen Völkern Geltung zu verschaffen und dem deutschen Namen von dem ungerechten Makel zu befreien, der heute noch auf ihm haftet. Durch Selbstachtung zur Achtung der Welt, durch Selbstvertrauen zum Vertrauen der anderen! Wir wollen alle danach trachten, in der Entwicklung der deutschen Wirtschaft und des deutschen Gemeinschaftslebens jedem einzelnen Stand und Volksgenossen sein tägliches Brot, seinen Anteil an deutschem Kulturgut und seine würdige Stellung in der Volksgemeinschaft zu sichern. Das Reichsoberhaupt verkörpert den Einheitswillen der Nation. Darum reiche ich in dieser Stunde jedem Deutschen im Geiste die Hand. Gemeinsam wollen wir um unserer teuren Toten, um unserer Kinder und Kindesfinder willen ungebeugten Mutes den schweren Weg gehen, der uns durch wahren Frieden zur Freiheit geleiten soll."

Von der Schlacht bei Tannenberg bis zum Einzuge in Berlin ein langer, weiter Weg für unseren Helden, für unser Vaterland! Vieles hat sich geändert, schwere Stürme erschütterten unser Staatsleben, unser Volk, er blieb sich gleich, in Treue und Aufopferung, unser Hindenburg!

Was Ernst von Wildenbruch in seinem Gedicht auf Heinrich Treitschke, den bewährten Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, geformt hat: „Kein Fragen und Bedenken ums eigene, enge Ich, ein lebenslanges Sorgen, Deutschland, allein um Dich! Du Held, der alles sagte, wes' ihm das Herze voll,“ das trifft auch auf unseren Feldmarschall, auf unseren Reichspräsidenten, zu, aus dem mehr und mehr, nachdem er die ruhmvollsten Taten vollbracht, der große Erzieher unseres Volkes geworden, der Erzieher zur Wahrheitsliebe, Schlichtheit und Redlichkeit, zum zielbewußten, aufopfernden Dienst für das Vaterland. Seine besten Kräfte und Säfte hat er stets in den Dienst desselben gestellt, klar und wahr, von unermüdlicher Pflichterfüllung und selbstloser Hingebung. Als Symbol der Großtaten des unvergleichlichen Heldenkampfes, aber auch als Symbol der deutschen Hoffnungen, ragt er aus unserer Mitte auf, blicken wir zu ihm in Liebe, Verehrung, Dankbarkeit empor.

Von ihm gilt in jeder Beziehung das Wort des Dichters, das dieser auf einen anderen Helden, dessen Stern in den Befreiungskriegen aufgegangen, einst angewandt:

„Ewig auf den Lippen streben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!“





Rich. Pfeiffer. 15.

**Aus Kriegesbrand und Todesweh
Mein Heimatland aufs neu ersteh!**

Nach einem Kunstblatt von Richard Pfeiffer.

Herstellung und Illustration S. de Grouilliers.



51543







Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

5 1543

WYDZIAŁ HISTORII I SOCJOLOGII